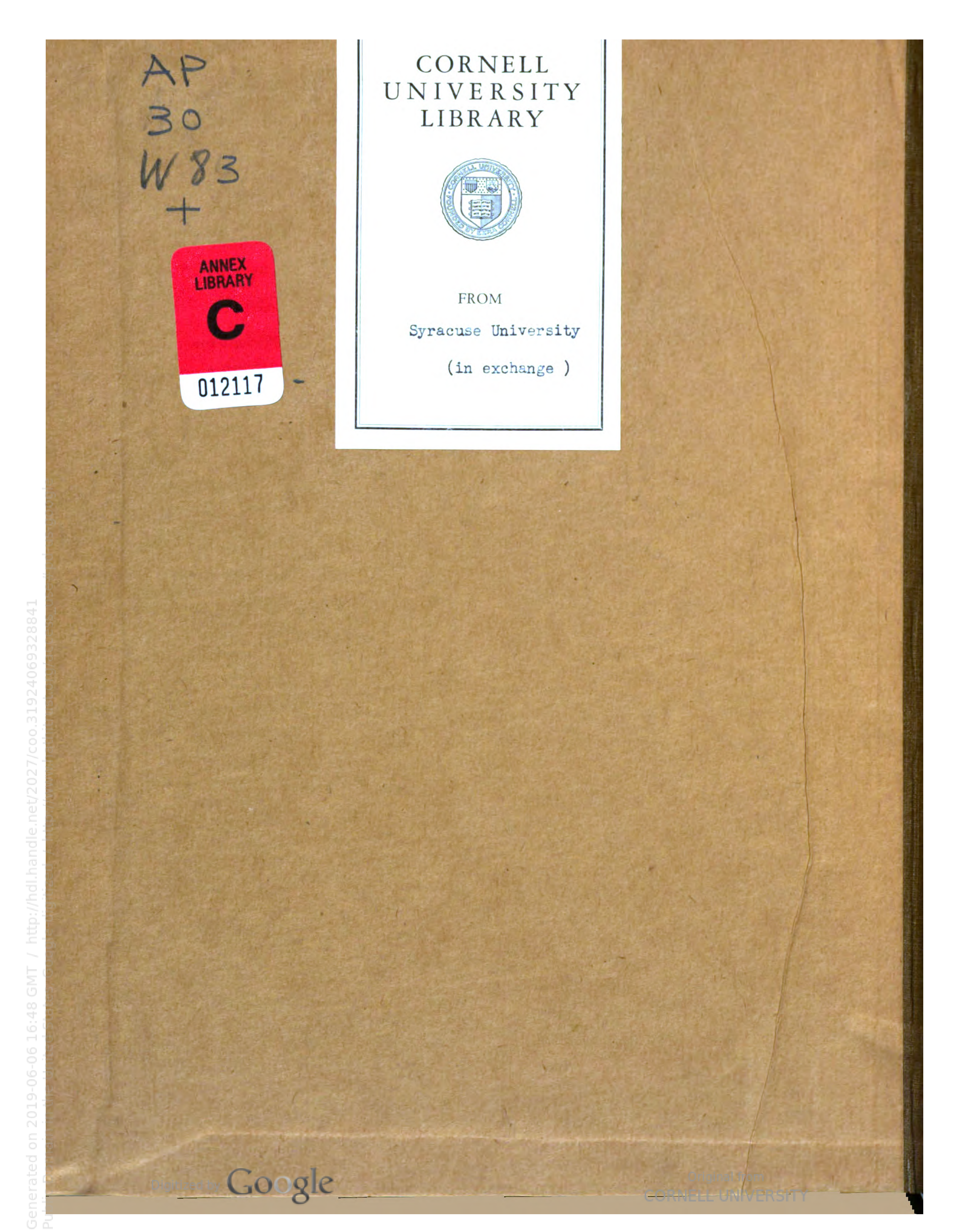
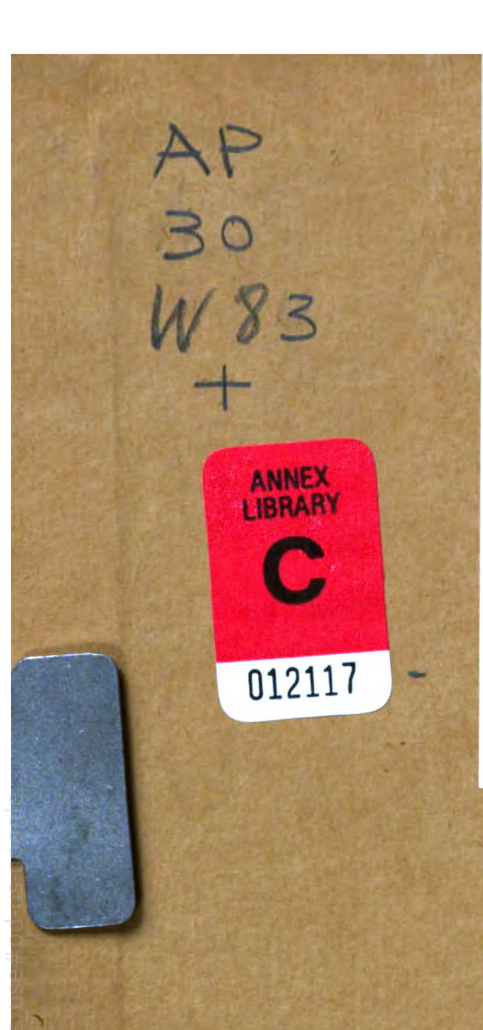

AP
30
W83
+
ANNEX
LIBRARY
C
012117
CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY
FROM
Syracuse University
(in exchange)


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 841


AP
30
W83
+
ANNEX
LIBRARY
C
012117




CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 841

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

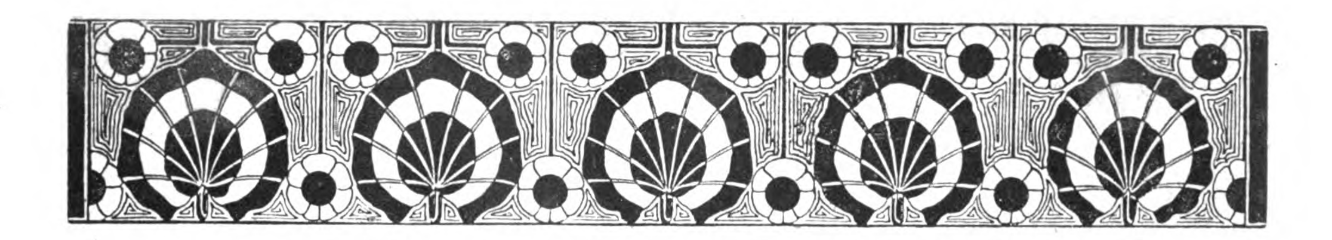
Band 1 (Heft 1—13)

vom 1. Januar bis 31. März 1913.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.





Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Belehrende Aufsätze.

Unterhaltende Aufsätze.

Gedichte.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

K

L

M

Seite

S

T

U

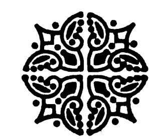
Seite

V

W

Y

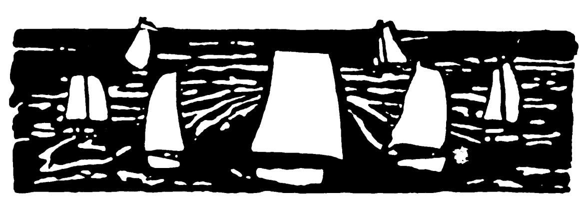
Z



DIE·WOCHE

Nummer 1. Berlin, den 4. Januar 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 1.



Die sieben Tage der Woche.

21. Dezember.

Zum Bürgermeister von Wien wird der frühere Handelsminister Dr. Weißkirchner gewählt (Portr. S. 13).

22. Dezember.

Türkische Torpedoboote laufen aus den Dardanellen aus und beschießen die von den Griechen besetzte Insel Tenedos.

Prinzregent Ludwig von Bayern spricht in einem Schreiben an den Ministerpräsidenten den bestimmten Wunsch aus, daß von allen Maßnahmen zur Beendigung der Regentschaft zurzeit abgesehen werden solle.

Der Vizekönig von Indien Lord Hardinge wird beim Einzug in Delhi durch einen Bombenwurf nicht unerheblich verletzt.

23. Dezember.

In der Londoner Friedenskonferenz verzichten die Türken darauf, die Verproviantierung Adrianopels zur Bedingung der Beteiligung Griechenlands zu machen. Die Frage bleibt direkten Verhandlungen zwischen Konstantinopel und Sofia vorbehalten. Die Delegierten der Balkanstaaten unterbreiten den türkischen Bevollmächtigten ihre Forderungen.

Der spanische Senat nimmt den spanisch-französischen Marokkovertrag an.

24. Dezember.

In Tokio wird auf den japanischen Staatsmann Fürsten Yamagata ein Attentat verübt; doch bleibt der Fürst unverletzt.

25. Dezember.

Von der Tschataldschalinie wird gemeldet, daß zwischen Bujuk Tschekmedje und dem gegenüberliegenden Kalikatia bulgarische und türkische Vorposten in einen Kampf gerieten.

26. Dezember.

Prinzessin August Wilhelm von Preußen wird von einem Sohn glücklich entbunden (Abb. S. 13).

Der russische Minister des Innern Makarow reicht sein Entlassungsgesuch ein, das vom Zaren genehmigt wird.

Der Ministerrat in Konstantinopel arbeitet gegen die Forderungen der Balkanstaaten Gegenvorschläge aus, die der Londoner Friedenskonferenz unterbreitet werden sollen.

27. Dezember.

Aus Tripolis wird gemeldet, daß der frühere Deputierte von Tripolis El Baruni an der tunesischen Grenze etwa 8000 Araber um sich geschart hat und einen Angriff auf die Küstenstadt Suara plant.

28. Dezember.

Die Friedenskonferenz in London hielt eine Sitzung ab, in der die türkischen Vorschläge von den Balkanstaaten zurückgewiesen wurden und die Türkei ersucht wird, neue, den Forderungen der Sieger mehr entsprechende Bedingungen vorzulegen.

In Leipzig wird der Grundstein zu einer Gedächtniskirche für die dort 1813 gefallenen Russen gelegt. Der Feier wohnt der russische Kriegsminister als Vertreter des Zaren bei.

29. Dezember.

Der türkische Ministerrat beschließt, die Abtretung Adrianopels nach wie vor abzulehnen, in andern Punkten aber den Forderungen der Balkanstaaten entgegenzukommen.

Der rumänische Minister des Innern Jonescu tritt eine Rundreise nach den europäischen Hauptstädten an.

30. Dezember.

In Stuttgart stirbt plötzlich Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Alfred v. Kiderlen-Waechter (Portr. S. 9).



Vortragsepidemie.

Von Ludwig Barnay.

Man sollte glauben, daß wir rings von Epidemien aller Art umgeben sind. Schaudernd wenden wir das Auge von der grausigen Stätte, wo der Sensenmann grinsend Ernte hält, wo sich der wilden Kriegsfurie ihre heimtückische Schwester, die Cholera, zugesellt hat; Tränen des Mitleids und der Bitterkeit füllen das Auge des Menschenfreundes bei dem Gedanken, daß täglich, ja stündlich Hunderte, Tausende junger, blühender Menschenkinder dem blutigen Kriegsbeil und dem Gifthauch der Infektion zum Opfer fallen. — Selbst der trockenste Urphilister würde es ablehnen, sich die Worte des Bürgers in Goethes „Faust" zu eigen zu machen:

> „Nichts Besseres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
> Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
> Wenn hinten, weit, in der Türkei
> Die Völker aufeinanderschlagen."

Unser vielgerühmter Kulturfortschritt hat es zwar leider noch nicht so „herrlich weit gebracht", daß „Krieg und Kriegsgeschrei" verschwunden sind, aber wir wissen doch „Besseres an Sonn- und Feiertagen", als in die Worte des zweiten Bürgers einzustimmen:

> „Herr Nachbar, ja! so laß ich's auch geschehn:
> Sie mögen sich die Köpfe spalten,
> Mag alles durcheinandergehn,
> Doch nur zu Hause bleib's beim alten."

Weg von dem tieftraurigen Bilde.

Sehen wir uns unser „Zuhause" ein wenig daraufhin an, ob nicht auch hier „Krieg und Kriegsgeschrei" erschallt.

ob nicht modische Krankheiten bei uns in die Erscheinung treten, die epidemisch zu werden beginnen.

Krieg und Kriegsgeschrei ertönt überlaut in den Parteien der alten und neuen Kunst; nichts soll „beim alten bleiben", „alles mag durcheinander gehen", wenn nur die neuen Götter verehrt werden. — Wir wollen absehen von der ansteckenden Krankheit der Kleidermoden, uns in Gottesnamen die trippelnden Frauen mit den abgebundenen Röcken, den riesigen Hutdächern mit ihren Pleureusen und Reiherbüschen gefallen lassen; auch nicht näher untersuchen, welche Sitten- und Geschmacksverderbnis manche Schauerdramen der üppig wuchernden „Kientöppe" erzeugten und noch erzeugen. Wir wollen heute nur die epidemisch auftretende Konzert- und Vortragskrankheit, die sich bedenklich ausbreitet, in Betracht ziehen.

Wenn sich ernste Erkrankungen in der Regel durch Fiebererscheinungen ankündigen, so zeigt schon die große Anzahl der Konzerte, daß der Pulsschlag des Konzertlebens bereits vierzig Grad Celsius erreicht, wenn nicht überschritten hat. Nicht weniger als siebzig Konzerte wurden für die letzte Novemberwoche des abgelaufenen Jahres angezeigt. Das ist ein fiebröser Krankheitzustand des Kunstkörpers, das ist fabrikmäßiger Massenbetrieb. Diese Konzertflut übersteigt die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer und stumpft das Interesse für die Kunstleistung in bedenklicher Weise ab. Hamlet sagt: „the hand of little employment hath daintier sense" (je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist auch ihr Gefühl). Man kann nur wünschen, daß es Berufenen endlich gelingen möge, diese kakophonische Sturmflut durch Deiche und Kanalisationen ein wenig einzudämmen.

Neben der bedrohlichen Konzertüberschwemmung waren für die gleiche Zeit nicht weniger als 25 „Vorträge" angekündigt. Auch diese sogenannten Vorträge haben im letzten Dezennium einen epidemischen — und da sie in den Provinzstädten in womöglich noch größerer Anzahl auftreten, einen geradezu pandemischen — Charakter angenommen, so daß es wohl angezeigt erscheint, dem Krankheitsherd im Interesse der öffentlichen Kunsthygiene schützende Grenzen zu errichten.

Die Bezeichnungen „Konzert", „Portrag" und „Vorlesung" sind nicht immer zutreffend. Ein Konzert bedingt dem Wortsinn nach das Zusammenwirken mehrerer Tonkünstler; die Kunstproduktion eines einzelnen Virtuosen oder Gesangkünstlers kann also nicht gut ein Konzert genannt werden. Man dürfte wohl aus diesem Grunde in letzterer Zeit die verschämten Bezeichnungen: „Liederabend", „Klavierabend" usw. erfunden haben.

Der „Vortrag" erfordert die Betrachtungen über eine gegebene Materie, während die Wiedergabe einer solchen als Vorlesung bezeichnet werden müßte. — Sonderbarerweise aber werden die Vorträge der Universitätsprofessoren Vorlesungen genannt; man sagt vom Professor „er liest", während gerade hier die Bezeichnung „Vortrag" zutreffend wäre.

Überflüssig zu betonen, welch hoher Wert Vorträgen über wissenschaftliche, fachwissenschaftliche, ethnologische, sozialpolitische und politische Fragen beizumessen ist; sie können und sollen aufklärend, bildend, belehrend und somit kulturfördernd wirken. Die „Vorträge" aber von Berufschauspielern sind nicht Vorträge, sondern lediglich Vorlesungen, selbst dann, wenn der Künstler auswendig spricht, also tatsächlich nicht liest; hier kann es sich nur um Wiedergabe, um Reproduktion der vom Dichter geschaffenen Werke handeln. Solche Vorlesungen können höheren Kunstwert erlangen durch die vollendete Art der Wiedergabe des Dichtwerkes und haben überdies das Verdienst, den hervorragenden Werken unserer poetischen Literatur eine größere Publizität zu verschaffen. Denn wer liest heutzutage noch Gedichte? Wer findet dazu Zeit und Stimmung in unserer stürmenden, sauchenden Zeit der Telegramme und Telephone? Durch den Vorlesenden werden die Zuhörer mit sanfter Gewalt in die Prachthallen der poetischen Literatur geleitet, wo sie mit Verwunderung und Freude erkennen, welche reichen und wertvollen Schätze unsere Dichter dort angehäuft hatten. Vorlesungen guter und wertvoller Dichtungen sind also mit Dank und Anerkennung zu begrüßen, sofern der Schauspieler die Fähigkeit besitzt, das Gold an Schönheit, Kraft, Geist und Empfindung in reinem Glanze zutage zu fördern. Leider ist das nicht immer der Fall, es gibt sehr treffliche Schauspieler, die keine „Deklamatoren" sind, und umgekehrt.

Die Beweggründe, die hier den Gebenden und die Empfangenden zumeist zusammenführen, sind nicht immer die reinlichsten. Der Darsteller benutzt im Konzertsaal seine Beliebtheit als Schauspieler, um sie in gangbare Münze umzusetzen, und das Publikum besucht die Vorlesungen oft nur, um den beliebten Darsteller „mal außer der Bühne" zu sehen.

Neben dieser Art von Vorlesungen treten dann die sogenannten Rezitatoren auf. Diese tragen mit Vorliebe einzelne Szenen und ganze Akte aus unseren Meisterdramen vor. Ihre Kunstfertigkeit wird darin erblickt, daß sie glauben, die Personen der Dramen lediglich dadurch zum Leben erwecken zu können, daß sie eine leidige Stimmgymnastik entfalten, indem sie die Stimme abwechselnd hoch oder tief, laut oder leise, gequetscht oder tönend, sentimental oder heroisch erschallen lassen. Vergebliches Bemühen! Das Drama fordert die lebendige Darstellung von der Bühne herab, und schon Molière sagte: „Man weiß, daß Komödien nur zur Darstellung gemacht sind." Die bloße Stimmgewandtheit kann die Darstellung auf dem Theater niemals ersetzen:

„Mir wird von alledem so dumm,
Als ging ihm das Drama im Hals herum."

Ein dramatischer Vorgang, von einem Rezitator vorgetragen, kann die Wirkung eines Schauspiels so wenig erzielen wie das Klavier den Vollklang einer Sinfonie von Beethoven oder Brahms.

Das gedruckte Wort sucht und findet zwei Wege zu unserer Seele: den Weg durchs Auge, sofern es bestimmt ist, gelesen zu werden, und den Weg durchs Ohr, sofern es gesprochen werden soll. Das Drama fordert überdies die körperliche Beredtsamkeit als notwendige Begleiterscheinung neben dem vom Ohr empfangenen Wort. Romane, Erzählungen wollen gelesen sein, gelesen im „stillen Kämmerlein", wo das Erzählertalent des Verfassers die nachschaffende Phantasie des Lesers zu nachdenklicher Sammlung anregt, ihn in die Stimmung versetzt, das Mitgeteilte mitzuerleben. Der Konzertsaal ist dazu durchaus ungeeignet.

Wenn hier von allerlei Arten von Vorträgen die Rede war, so kann man nicht gut an der jüngsten Modekrankheit, den „Vortrag eigener Werke durch den Autor", vorübergehen. Ganz entschieden sollte man sich gegen diese Art von Vorträgen wenden, die zur Voraussetzung haben, daß sich Produktion und Reproduktion gleich-



wertig in einer Person vereinigen. Das ist äußerst selten der Fall. Auch hier wird das Publikum nur durch die Neugierde, durch die Sucht nach der Sensation in den Saal gezogen. Eine sehr geistvolle, kunstbegeisterte Dame sagte mir kürzlich: „Ich besuche solche Vorträge, weil mein Interesse für die Werke eines Autors dadurch erheblich gesteigert wird, daß ich den Dichter gesehen, ihn gehört habe — freilich erlebe ich da oft recht schlimme Enttäuschungen.“ Glaub's wohl! Nicht alle Dichter sehen aus wie Paul Heyse oder Adolf Wilbrandt, und noch viel seltener können sie richtig und wirksam vortragen, wie es Heinrich Laube konnte. Und das kann von ihnen auch nicht verlangt werden.

Ein Mann, der recht zu wirken denkt,
Muß auf das beste Werkzeug halten,

sagt Goethe.

In unseren deutschen Landen gibt es äußerst wenig Personen, die wahrhaft gut und wirksam öffentlich sprechen können; man denke nur an unsere Parlamentarier, Prediger und Rechtsanwälte. Die Behandlung der Stimme und der Sprechwerkzeuge verlangt eingehendes Studium, jahrelange, sorgfältige Übung. Der am Schreibtisch schaffende Dichter ist weder geeignet noch auch verpflichtet, sich diese Kunstfertigkeit voll zu eigen zu machen. Er spricht zu uns durch seine Feder: sie ist es, die uns seinen Geist, seine Erfindungsgabe, seine Phantasie und seine Darstellungsbegabung übermittelt. Ich habe nur verschwindend wenige Autoren kennen gelernt, die ihre eigenen Werke gut und wirksam vorlesen konnten; selbst unsere erfolgreichsten Bühnendichter lesen ihre eigenen Stücke so mangelhaft, so übertrieben vor, daß die zuhörenden Darsteller nur mit äußerster Anstrengung des Lachreizes Herr werden können.

Hätte etwa jemand den Wunsch, daß Joh. Seb. Bach die Geige zur Hand nähme, um uns seine Chaconne selbst vorzuspielen? Ich hörte sie lieber von Joachim. Und wer würde verlangen, daß Richard Wagner uns Isoldens Liebestod selbst vorsänge?

Sogar das Dirigieren der eigenen Werke ist oft die schwache Seite des Komponisten. Sänger und Orchestermitglieder zittern geradezu davor, sie vertrauen sich immer lieber der Leitung irgendeines tüchtigen Kapellmeisters an.

Als ein Schulbeispiel mag die jüngste Vorlesung im Saale der Philharmonie durch Gerhart Hauptmann gelten. Der Dichter las einzelne Szenen aus seinem unvollendeten Drama „Der Bogen des Odysseus“ und zuletzt die Rede des Heilandes aus dem „Hannele“.

Man kennt den Entrüstungschrei der Unentwegten, wenn einem Autor einzelne Stellen gestrichen, wenn etwas, aus dem Zusammenhang gerissen, vorgetragen wird. Aber hier? Ja, Bauer, das ist etwas anderes.

Gebt ihr ein Stück, so gebt es in Stücken.
Solch ein Ragout, das muß euch glücken.

Was würde man dazu sagen, wenn Max Liebermann sich neben seine Leinwand postierte, um ein unfertiges Bild vorzuführen? Wenn Richard Strauß uns einen einzelnen Gesang aus seiner Elektra vorsingen wollte?

So weit über das Stoffliche.

Nun aber der Vortrag selbst! Allgemein war die Klage, den Dichter nur halb oder gar nicht verstanden zu haben, und selbst Paul Schlenther, der wärmste Verehrer des Dichters, kann sich nicht enthalten, über den Vortrag zu bemerken, daß die Rede des Sprechenden nur in den ersten Reihen verstanden wurde, daß man von vielen Seiten „lauter, lauter“ gerufen habe, daß Hauptmann gegen den Schluß hin „hörbar müde“ geworden war.

Schlenther empfiehlt für ein anderes Mal „einen traulicheren Saal und eine ausgeruhte Seele“. Ach nein! Daran lag es nicht, es lag an der mangelnden Ausbildung des „Werkzeugs“, der Stimme und der Sprache, die, wie bei fast allen Dichtern, vom Autor, dessen „Handwerk“ am Schreibtisch und nicht im Konzertsaal ausgeübt wird, nicht gefordert werden kann. Ein sein eigenes Werk vorlesender Autor ist in der Tat der Lessingsche Raffael ohne Hände, und wenn Mozart seinen Papageno mit einem Schloß vor dem Mund singen läßt, so geschieht das, um eine komische Wirkung zu erzielen. Jeder Schauspieler, der Stimme und Sprache in der Gewalt hat, wird besser vorlesen als der Dichter; besonders wenn dieser den Vorlesenden über Stimmung und Intention seines Werks belehren will. Das Vorlesen ist eine Kunst oder wenn man will eine Kunstfertigkeit, die gelernt, geübt sein will und die ihre guten „Werkzeuge“ und deren vollkommene Behandlung zur Vorbedingung hat. Also überlasse man den Gottesdienst den berufenen Priestern.

Die hamburgische Universitätsvorlage.

Von Dr. C. H. Becker, Professor der Geschichte und Kultur des Orients am hamburgischen Kolonialinstitut.

Die deutschen Universitäten sollen eine neue Schwester erhalten, und zwar eine Schwester eigener Art. Sie fußt nicht auf alten Traditionen, nicht stehen ehrwürdige und glänzende Fürstennamen über ihrem Tor, aber ihr schlicht-bürgerlicher Name „Hamburgische Universität“ ist doch mehr als eine Ortsbezeichnung, er ist ein Programm und ist als solches gedacht.

Hamburg — ein Programm für eine Universität? Gewiß ist Hamburg eine Stadt der Arbeit. Gleichsam als Protest gegen das manchmal drückende Grau seines nordischen Himmels pulsiert um so lebendiger in seinen Adern der nie ruhende, alles mitreißende Arbeitsdrang des modernen Kapitalismus. Aber könnte man das nicht auch von so mancher andern Großstadt sagen, besonders von Berlin? Wo bleibt da die spezielle hamburgische Note? Die wird man sofort empfinden, wenn man Berlin mit Hamburg vergleicht. Beides sind Großstädte internationalen Charakters. Berlin unendlich viel bunter in der unübersehbaren Menge seiner Kulturwerte: die Weltstadt, das Reichzentrum, der Sitz ungezählter Behörden, die riesige Garnison. Und daneben Hamburg: von grandioser Einseitigkeit, alle Lebensenergie auf den Handel, die Kolonien, auf Übersee konzentriert. Natürlich gibt es auch in Berlin überseeische Beziehungen in Hülle und Fülle, aber das Individuum merkt nichts davon. Hinter die stillen Mauern der Wilhelmstraße, in die Bureaus der Bankhäuser und Firmen dringt kein neugieriger Blick. Die Luft, die der Berliner Student atmet, kommt nicht von der See, es ist Reichsluft, und es ist gut so; denn darin liegt eben die Sonder-



note Berlins. Ganz anders in Hamburg. Hier weht überseeischer Wind auf allen Gassen. Was man auch treibt, man muß mit ganz Hamburg auf die Elbe blicken, und wenn die großen Schiffe langsam den Fluß hinabziehen, dann wandern unsere Gedanken nach dem fernen deutschen Arbeitsfeld, das die Welt ist. An der Elbe ist weltpolitisches Verständnis bodenständig. Hier wird diese wichtigste Seite der deutschen Zukunftsentwicklung, hier wird der unserm Volk so notwendige Respekt vor dem Kaufmann durch die ganze Umgebung, durch ständige Berührung mit Überseern jeder Art dem künftigen Studenten so nachdrücklich vor die Seele treten, daß eine hamburgische Universität, selbst wenn es nur eine Normaluniversität wäre, schon an sich eine eminente erzieherische Bedeutung in nationalem Sinn haben würde. Schon von ihr dürfte man eine Durchsetzung künftiger Akademikergenerationen mit weltwirtschaftlichem und weltpolitischem Verständnis erhoffen.

Die neue Vorlage aber will mehr als eine Normaluniversität. Es gilt, den Genius loci nicht nur unbewußt wirken zu lassen, sondern ihn in Form lehr- und lernbarer Diszipline gegenständlich zu machen und damit seine Wirkung zu vertiefen. Wie der Genius loci den Heidelberger oder Tübinger Studenten nach Erfüllung seiner Brotstudiumspflichten in die Berge oder auf die Kneipe treibt, so zwingt das hamburgische Milieu den jungen Musensohn in den großen Betrieb unseres Hafens und in die Hörsäle der kolonialwissenschaftlichen Fakultät; denn das ist das Neue an der hamburgischen Hochschule, daß eine speziell überseeischen, afrikanischen, orientalischen und ostasiatischen Wissenzweigen, in Sprachen wie vor allem den Realien gewidmete Anstalt, wie das Kolonialinstitut, das schon seit 1908 gleichsam als eine freie Fakultät in Hamburg geblüht und manchen jungen Überseer ausgebildet hat, nun als vollgültige Fakultät in den Organismus einer deutschen Universität eingegliedert werden und dem Ganzen seinen charakteristischen Stempel aufdrücken soll. Das kommt klar zum Ausdruck in § 1 des vorgeschlagenen Universitätsgesetzes, der folgendermaßen beginnt: „Die Hamburgische Universität hat die Aufgabe, durch Forschung und Lehre die Wissenschaften zu pflegen und zu verbreiten. Bei Erfüllung dieser Aufgabe hat die Universität die auf koloniale und überseeische Verhältnisse bezüglichen Wissenzweige besonders zu berücksichtigen.“ In diesen schlichten Worten zieht der hamburgische Senat die wissenschaftliche Nutzanwendung aus der grandiosen Entwicklung des modernen Deutschland.

Neben die kolonialwissenschaftliche Fakultät treten drei weitere: eine philosophische, eine naturwissenschaftliche und eine juristische. Es fehlen Theologie und Medizin. Namentlich das Fehlen der letzteren wird in Hamburg von vielen Seiten bedauert, da die mustergültigen Krankenhäuser erste Lehrkräfte und unvergleichliches klinisches Material in Menge nach Hamburg ziehen würden. Vielleicht wird später eine medizinische Fakultät angegliedert, im Augenblick haben es die speziellen Hamburger Verhältnisse als untunlich erscheinen lassen. Das Warum wird uns klar, wenn wir uns die Genesis des ganzen Projekts vergegenwärtigen.

Man will nämlich in Hamburg nicht etwa wie in Frankfurt aus reiner Universitätsbegeisterung die Zahl der bestehenden Universitäten noch um eine weitere vermehren — da hat Hamburg andere Aufgaben — nein, man hat sich schweren Herzens zum Namen und zur Organisation einer Universität entschlossen, als man sah, daß es nicht anders ging, wenn man nicht das aus dem Hamburger Genius herausgeborene Bildungsprogramm, das im hamburgischen Kolonialinstitut Wirklichkeit geworden, auf die Dauer gefährden wollte. Der Besuch des Kolonialinstituts war nicht schlecht, er entsprach mutatis mutandis dem der Berliner Schwesteranstalt des Orientalischen Seminars, aber es blieb eine Fachschule, in der junge Leute, Kolonialbeamte, Pflanzer, Missionare in möglichst kurzer Zeit sich für die Ausreise vorbereiteten. Das entsprach aber nicht dem, was großzügige Hamburger davon erwartet hatten. Die ungeheuren Mittel, die Senat und Bürgerschaft in jedem Jahr bewilligten, mußten wirtschaftlich besser ausgenutzt werden; das Kolonialinstitut als wissenschaftliche Verkörperung des Hamburger Geistes hatte eine nationale Mission, und kluge Hamburger wußten sehr genau einzuschätzen, wie unberechenbar groß der indirekte Nutzen einer ganz Deutschland offenen, im Hamburger Geist betriebenen Hochschule gerade für Hamburg sein würde.

Aber wie sollte man die hierfür nötigen großen Hörermengen aus dem Binnenland anziehen, wenn ihnen wie bisher die Semester nicht auf ihr Brotstudium angerechnet werden konnten? In den Debatten hierüber spielte „der Schrei nach dem Studenten“ eine große Rolle. Viele Hamburger meinten, man brauche Studenten, um die Professoren bei guter Laune zu erhalten; die führenden Kreise, besonders der Schöpfer des ganzen Unternehmens, Senator Dr. von Melle, erkannten aber mit klarem Blick, daß die Studentenfrage eine eminent hamburgische Frage war. Ohne Studenten kein Hinaustragen hamburgischen Geistes. Ohne Studenten eine Fachschule, mit Studenten eine überseeische Bildungzentrale für ganz Deutschland! Die Überseehochschule, die manche Praktiker — die Praxis ist für viele Hamburger das Privileg gewisser Berufe — unter Vermeidung der Universitäts- und Fakultätenbildung, aber mit Semesteranrechnung sich erträumten, stellte sich bei Nachprüfung als eine theoretische Spekulation heraus, die, wie das Kolonialinstitut bewies, an der Reichsgesetzgebung und der akademischen „Praxis“ scheitern mußte. So blieb denn nur der Ummweg über die Universität. Man wählte die Fakultäten, die für das Kolonialinstitut und seine nationale Erziehungsaufgabe von besonderem Gewicht erschienen, und die unter Ausnützung der zahlreichen wissenschaftlichen Institute Hamburgs ohne große Schwierigkeiten und allzu große neue Kosten einzurichten waren. Mediziner aber kamen für die kolonialwissenschaftliche Fakultät nicht in Betracht, da bei ihnen die Zeit schon sowieso kaum für ihre Fachvorlesungen ausreicht. Die Tropenhygiene dagegen, die ein Hauptfeld der Lehrtätigkeit des Kolonialinstituts ist, kommt erst für Mediziner nach vollendetem Staatsexamen in Frage. Da man nun die nicht kolonialen Fächer nur so weit ausbauen wollte, als sie zur Erreichung der Gleichberechtigung unbedingt notwendig waren, und nach dem Vorbild Münsters eine medizinische Fakultät nicht notwendig dazu gehört, hat man sich vorerst auf das genannte Minimum beschränkt, um alle Kräfte auf das speziell Hamburgische und Neue konzentrieren zu können. So ist das neuartige Gebilde des hamburgischen Universitätsplanes entstanden, der, wird er von der Bürgerschaft angenommen, seine Lebensfähigkeit zu beweisen haben wird. Wer aber unsere heutige akademische Jugend kennt, weiß, welch große Anziehungskraft Hamburg auf sie ausüben wird, wenn Deutschlands größte Hafenstadt sich erst einmal entschließt, auch als wissenschaftlicher Stapel- und



Umschlagsplatz dem weltpolitischen Interesse des großen Mutterlandes zu dienen. Hundertfältig kehrt der Segen dann zu ihr zurück.

Nun wäre es aber ein Unrecht, wenn man den Gedanken der geistigen Überseemission Hamburgs als die einzige geistige Macht bezeichnen wollte, die der neuen Universität den Boden bereitete. Hamburg kennt nicht nur „angewandte", nicht nur „überseeische" Wissenschaft, nein, Hamburg ist von jeher ein Zentrum seiner Bildung für ganz Nordwestdeutschland. Die niederdeutsche Sprach- und Sagenforschung hat hier ihren natürlichen Mittelpunkt. Auch brachte der Staat große Opfer. Das wissenschaftliche Budget Hamburgs übertrifft, selbst wenn man seine Krankenhäuser nicht mitrechnet, schon heute sämtliche preußische Universitätsbudgets mit Ausnahme des von Berlin. Außerhalb Hamburgs kennt man immer nur „die großen Kaufherren" und die „Hamburger Küche", aber von dem eminenten Bildungshunger, der die nichtkaufmännischen wie kaufmännischen Kreise Hamburgs durchdringt, hat der Auswärtige selten eine Ahnung. Eine Institution wie das hamburgische „Vorlesungswesen" mit seinen rein wissenschaftlichen Bildungskursen ist eben auch nur in Hamburg Wirklichkeit geworden. Schreiber dieser Zeilen hat oft die Erfahrung gemacht, daß abstrakte und reine Wissenschaft im Hamburger Publikum fast mehr Verständnis findet als angewandte. Diesem Hamburger Bedürfnis wird durch Bestehenbleiben des der Universität angegliederten Vorlesungswesens Rechnung getragen werden. Hier erwartet die nichtkolonialen Fakultäten der Universität eine neuartige Aufgabe. So werden von der Universität die segensreichsten Wirkungen nach verschiedenen Seiten hin ausströmen. Der praktisch orientierte Hamburger findet Bildung und Erholung in der Theorie, und den Studenten soll die angewandte Wissenschaft der kolonialwissenschaftlichen Fakultät dazu erziehen, übersee oder im deutschen Hinterland als Träger neudeutschen Geistes zu wirken.

Und wird dieses Ideal sich erfüllen? Wird die hamburgische Bürgerschaft Verständnis besitzen für die Großzügigkeit des Senats? Wenn man das Gewirr der Stimmen hört, könnte einem manchmal bange werden. Da eifert der Jurist gegen die juristische Fakultät, weil er davon eine Deklassierung des in Hamburg sehr aristokratischen Juristenstandes fürchtet. Der Mediziner umgekehrt fürchtet die gleiche Deklassierung gerade vom Fehlen der medizinischen Fakultät. Der kleine Kaufmann sieht nur die Kosten, und daß staatswissenschaftliche und privatwirtschaftliche Rentabilität etwas Verschiedenes ist, ist in einem erst in den letzten Jahrzehnten in großstädtische Verhältnisse hineingewachsenen Stadtstaat noch lange nicht Gemeingut aller Gebildeten.

Aber eins muß man der Hamburger Bürgerschaft nachrühmen: es mag manch Kleinstädtisches als historisches Relikt vergangener Zeiten noch in das neue Hamburg hineinragen, in allen wichtigen Fragen ist aber die Bürgerschaft noch immer modern und großzügig gewesen. Möge sie es auch jetzt sein, wenn sie angesichts von ganz Deutschland über diese große nationale Bildungsfrage zu entscheiden haben wird. Möge die hamburgische Universität aus dem Reich des Wünschens und Hoffens nun endlich in die Wirklichkeit eintreten, zum Nutzen unseres Volkes, zum Segen und Ruhm Hamburgs!

Zum Beginn der Wintersportsaison in St. Moritz.

Hierzu 3 Abbildungen.

Seit jeher gilt das sonnige St. Moritz im Oberengadin als die eigentliche Hochburg des schweizerischen Wintersports, denn an keinem anderen Ort Europas findet man die Einrichtungen zur Pflege des Ski-, Eis- und Schlittelsports in ihren vielerlei Formen in so mustergültiger und vielfältiger Weise vor wie in St. Moritz, das zudem noch durch seine Lage, 1856 m über dem Meer, außerordentlich bevorzugt ist. Wer irgendeinen Wintersport treiben will — sei es nun Skilaufen oder Eislaufen, Fahren mit Bobsleigh, Skeleton oder dem gewöhnlichen, unserer Rodel vergleichbaren Schweizerschlitten, sei es das Bandyspiel oder das Eishockey nach kanadischer Art oder schließlich auch das Curling — für alles dies findet er in St. Moritz sowohl die natürlichen als auch die künstlichen Vorbedingungen, wie er sie sich vollendeter nicht wünschen kann. Unser Situationsplan gibt von der Anlage der zahlreichen Eisrinks und Schlittelbahnen einen deutlichen Begriff. Da ist zunächst der weltberühmte Cresta Run, das heißt eigentlich die beiden Cresta Runs, von denen einer für die Bobsleighfahrer, der andere für die Skeletonfahrer bestimmt ist. Besonders der letztere verblüfft alle, die ihn zum erstenmal sehen. Bei einer Länge von genau 1208 m weist er ein Gefälle von 157 m auf, und die Geschwindigkeiten, die auf dieser Bahn von kühnen Skeletonfahrern erreicht werden, sind ganz enorm; die bisher erzielten größten Schnelligkeiten kamen einem Tempo von 115 km in der Stunde gleich. Dagegen nehmen sich die höchsten Geschwindigkeiten, die zum Beispiel auf deutschen Bobsleighbahnen festgestellt worden sind — nämlich 55—60 km — etwas unscheinbar aus. Dem Schlittelsport dienen in St. Moritz außer dem Cresta



Phot. Brunn.

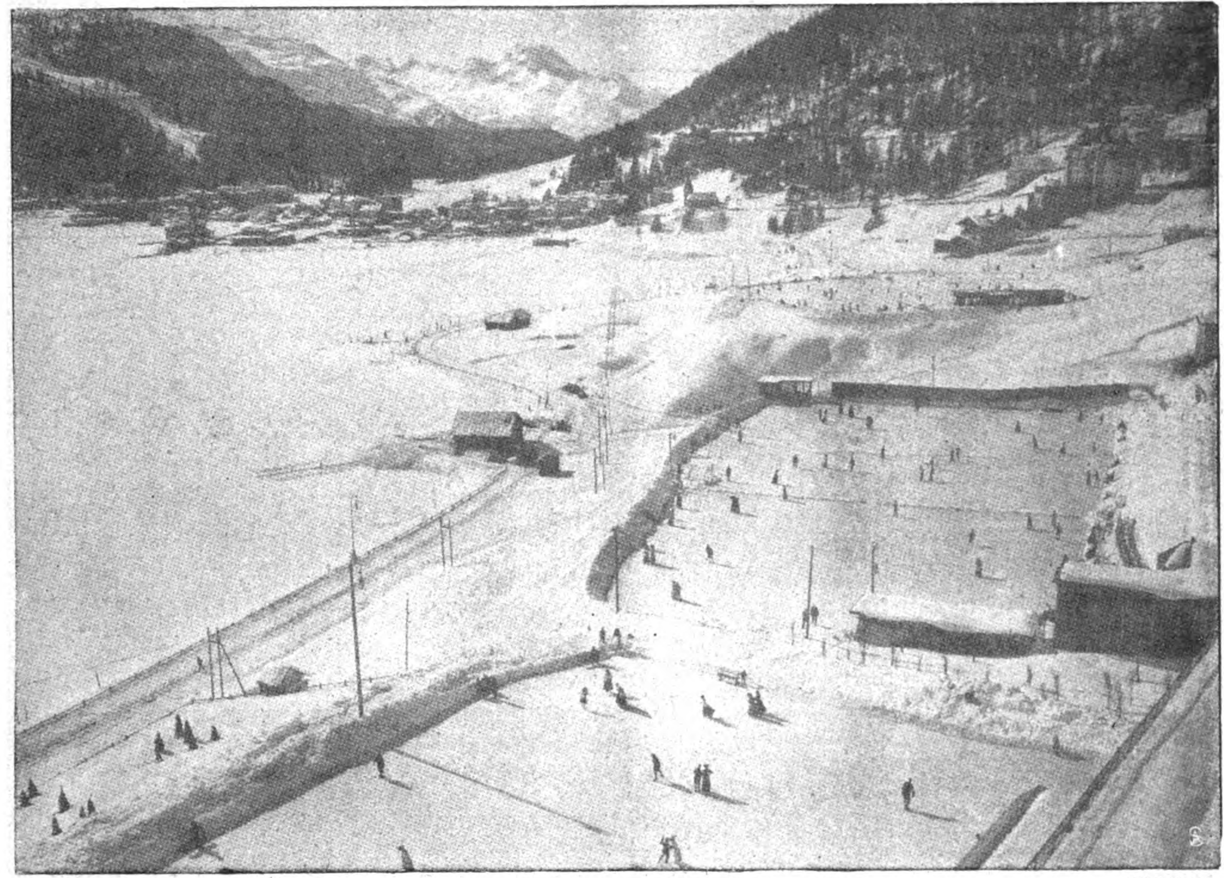
Auf der Cresta-Bahn in St. Moritz.

1. Piz Polaschin. 2. Piz Albana. 3. Piz Julier. 4. Julier Sprunghügel. 5. Alpina Skilauffläche. 6. Alp Giop und Salastrains Run. 7. Alp Giop Skilauffläche. 8. Camfer Run. 9. Chanterella Run. 10. West End Bob Run. 11. Village Run. 12. Dimson Run. 13. Kurverein Eislaufplatz. 14. Schiefer Turm. 15. Cresta Run. 16. Rennbahn für Skijoring und Pferderennen. 17. Seepromenade. 18. Private Eislaufplätze. 19. Curling Rink. 20. Privater Eislaufplatz. 21. St.-Moritz-See. 22. Schnellauf-Skating Rink. 23. Bahnstation. 24. Hockey Rink. 25. Cresta Bobsleigh Run. 26. Celerina-Samaden-Eisenbahn. 27. Cresta Skilauffläche. 28. Straße nach Cresta

Zum Beginn der Sportsaison in St. Moritz: Blick aus der Vogelschau auf den Ort und die Sportbahnen.

Spezialzeichnung für die „Woche".





Phot. Krenn.

Blick auf die Eisbahnen in St. Moritz.

Run noch der 720 m lange Village Run, der Gully Run, der Kulm-Kinder Run, die Salastrains-Schlittelbahn, die Cresta-Straße und mehrere kleinere Runs, dem Skeletonfahren, das wegen seiner großen Geschwindigkeit die eigentliche Domäne der geübten und waghalsigen Sportsleute ist, der Cresta Run und der 500 m lange Dimsom Run des Kurvereins, während den Bobsleighfahrern der 1600 m lange zweite Cresta Run und die 830 m lange Kurvereinsbahn zur Verfügung stehen. Ein Dutzend öffentlicher und privater Eislaufplätze (Rinks) bietet zur Pflege des Eiskunstlaufs, des Curling- und Bandy-Spiels Gelegenheit, und den Eisschnelläufern ist eine prächtige Wechselbahn auf dem Eis des St. Moritzer Sees reserviert; auf letzterem finden im Winter auch die berühmten Trabrennen statt, bei denen hohe Geldpreise winken. Skiläufer, die im Springen etwas leisten, können auf der klassischen Julier-Sprungschanze sowie auf den Sprunghügeln in Badruttspark und Chalavus Proben ihrer Kunst ablegen; die Julier-Sprungschanze genießt infolge ihrer vollendeten Anlage Weltruf, und wiederholt sind auf ihr Sprünge von ca. 40 m Länge ausgeführt worden. Daß auch der Tourist und der Alpinist in St. Moritz und seiner Umgebung zu ihrem Recht kommen, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Einige von den Bergen, zu deren Füßen St. Moritz gelegen ist, zeigt unser Bild, so den Piz Julier (3385 m), den Piz d'Albana (3100 m) und den Piz Polaschin (3017 m). Kurt Doerry.

Unsere Bilder

Alfred v. Kiderlen-Waechter (Abb. S. 9), der Staatssekretär des Auswärtigen Amts, ist in Stuttgart, wo er zum Besuch bei seiner Schwester Freifrau von Gemmingen weilte, 60 Jahre alt, plötzlich an einer Herzlähmung gestorben. In Stuttgart am 10. Juli 1852 geboren, studierte er, nachdem er den Krieg gegen Frankreich als Freiwilliger mitgemacht hatte, die Rechte und war dann im württembergischen Staatsdienst tätig, bis er 1879 zur Diplomatie überging. Er wurde 1894 Gesandter bei den Hansestädten, 1896 in Kopenhagen und 1900 in Bukarest. Seit dem 30. Juli 1910 stand Herr von Kiderlen, der als einer unserer fähigsten Diplomaten galt, an der Spitze des Auswärtigen Amts.

Prinzessin August Wilhelm von Preußen (Abb. S. 13) hat am zweiten Weihnachtsfeiertag ihren Gatten mit einem Sohn beschenkt. Prinz August Wilhelm, der vierte Sohn des Kaisers, vollendet am 29. Januar, seine Gemahlin, geborene Prinzessin Alexandra Viktoria von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, am 21. April das 26. Lebensjahr.

Prinz Friedrich von Preußen (Abb. S. 12), der vierte und jüngste Sohn des Kronprinzenpaares, der eben das erste Lebensjahr vollendet hat, erfreut sich gleich seinen älteren Brüdern der besten Gesundheit. Wir bringen heute die neuste Aufnahme des kleinen Hohenzollernsprossen.

Graf Hülsen-Haeseler (Abb. S. 15) blickte am 1. Januar auf eine zehnjährige Tätigkeit als Generalintendant der Königlichen Theater in Berlin zurück, eine Tätigkeit, die reich an Erfolgen ist. Wenn in seinen Händen auch zugleich die oberste Leitung der Königlichen Theater in Hannover, Kassel und Wiesbaden liegt, so macht sich sein Wirken doch naturgemäß in der Hauptstadt am meisten bemerkbar. Hier hat er den bereits in Wiesbaden erworbenen Ruf, einer der hervorragendsten und feinsinnigsten Regisseure zu sein, befestigt und vermehrt.

Die Friedenskonferenz in London (Abb S. 11) arbeitet langsam und so, daß nach jeder Sitzung Zweifel entstehen, ob die nächste die letzte sein und der Krieg fortgesetzt werde. Allein allmählich kommt man doch vorwärts und ist glücklich dabei angelangt, mit den eigentlichen Verhandlungen über die Friedensbedingungen wenigstens beginnen zu können. Den Bevollmächtigten der beteiligten Staaten sucht übrigens die

Regierung sowohl wie die Gesellschaft den Aufenthalt in London möglichst angenehm zu machen.

Die Präsidentenwahl in Frankreich (Portr. S. 10), die Mitte dieses Monats stattfinden soll, hält die Politiker jenseit der Vogesen schon seit geraumer Zeit in Atem. Bewerber um das höchste Amt, das die Republik zu vergeben hat, sind der Ministerpräsident Poincaré, der Senatspräsident Dubost, der Kammerpräsident Deschanel und der Senator Ribot. Dieser und Poincaré dürften die meisten Aussichten haben, um so mehr, da sie übereingekommen sind, die Stimmen ihrer Anhänger bei einer engeren Wahl auf den von ihnen zu vereinigen, der im ersten Wahlgang die größere Stimmenzahl erhält.

Der Staatssekretär des Reichskolonialamts Dr. Solf (Abb. S. 10) hat kürzlich mit dem Kameruner Bezirksamtmann Mansfeld an einer Versuchsfahrt in einem von dem Aviatiker v. Gorrissen geführten Doppeldecker teilgenommen. Man sieht, daß der Staatssekretär auch praktische Erfahrungen für die Einführung des Flugwesens in den Kolonien sammelt.

Der russische Kriegsminister Ssuchomlinow (Abb. S. 12) hat als Vertreter des Zaren der Grundsteinlegung einer Gedächtniskirche in Leipzig für die dort 1813 gefallenen Russen beigewohnt. Der General, der privatim über seine Ansichten befragt wurde, nahm die Gelegenheit wahr, zu bekunden, daß er durchaus nicht der Kriegsfreund und Deutschenfeind ist, als der er wiederholt hingestellt wurde.

Die Damen der Belgrader Gesellschaft (Abb. S. 16) haben es nicht an sich fehlen lassen, die Leiden, die der Krieg für Serbien zur Folge hat, nach ihren Kräften zu mildern, indem sie sich in den Dienst der christlichen Charitas stellten. Unsere Aufnahme zeigt die Gattinnen von fünf Diplomaten und Staatsmännern als Schwestern vom Roten Kreuz.

Der französische Flieger Garros (Abb. S. 14) hat ein äußerst gefahrvolles Unternehmen zum glücklichen Ende geführt. Er flog in seinem Aeroplan von Tunis über das Mittelmeer und Sizilien mit einer Zwischenlandung in Neapel nach Rom. Hier gestaltete sich die Landung bedenklich, da das Flugzeug kippte, sie gelang aber schließlich doch ohne Unfall, und unversehrt konnte der kühne Aviatiker die Glückwünsche einer begeisterten Menge entgegennehmen.

Prinzessin Agnes zu Salm-Salm (Portr. S. 16) ist in Karlsruhe, 66 Jahre alt, gestorben. Eine außergewöhnlich mutige und opferwillige Frau ist mit ihr dahingegangen. Die Tochter des amerikanischen Obersten Leclerc, heiratete sie, siebzehnjährig, den Prinzen Felix; an dessen Seite machte sie den Sezessionskrieg mit. Als Kaiser Maximilian von Mexiko, in dessen Diensten ihr Gemahl getreten war, in Gueratow in Gefangenschaft geriet, unterhandelte sie, leider vergeblich, mit seinen Feinden, um seine Freilassung zu erwirken. Im Deutsch-Französischen Krieg erwarb sie durch unermüdliche Krankenpflege das Eiserne Kreuz.

Edouard Détaille † (Portr. S. 15). Frankreich beklagt den Tod eines seiner größten Künstler. Der Schlachtenmaler Edouard Détaille, Mitglied der Akademie, ist, 64 Jahre alt, gestorben. Er war ein Schüler Meissoniers, dem er durch sein erstes bedeutenderes Gemälde „Meissoniers Atelier" ein Denkmal gesetzt hat. Später entnahm er seine Stoffe fast ausschließlich dem militärischen Leben.

Goethes „Faust" in Paris (Abb. S. 14). Im Pariser Odéontheater hat der Direktor Antoine die erste Aufführung des Goetheschen „Faust" in französischer Sprache veranstaltet. Das Meisterwerk des deutschen Dichters hat sich zwar außer der Uebersetzung noch andere Veränderungen gefallen lassen müssen, da die szenischen Einrichtungen des Odéons es verlangten, aber es ist doch so viel vom Original geblieben, daß man wirklich vom Goetheschen Faust reden darf.

Geburtstage (Portr. S. 15). Das siebzigste Lebensjahr vollendeten der frühere Intendant des Weimarer Hoftheaters Generalintendant v. Vignau, der sich um die Hebung der ihm unterstellten Bühne große Verdienste erworben hat, und Professor Dr. Hermann Graf zu Solms-Laubach, der ein Menschenalter lang an den Universitäten Göttingen und Straßburg i. E. als Lehrer der Botanik gewirkt hat.

Personalien (Porträte S. 13 und 16). Herzog Ludwig in Bayern beging am zweiten Weihnachtsfeiertag den Tag seiner vor 75 Jahren erfolgten Ernennung zum Leutnant in der bayrischen Armee. Der Jubilar steht im Alter von 81 Jahren. — Zum Bürgermeister von Wien wurde Dr. Weißkirchner gewählt, den Dr. Lueger kurz vor seinem Tod als seinen Nachfolger bezeichnete, der aber damals dieses Amt nicht annehmen wollte, da er zurzeit Handelsminister war. — In Württemberg wurde der bisherige Präsident des evangelischen Konsistoriums Habermaas zum Minister des Kirchen- und Schulwesens ernannt. — Der Verein für die Geschichte Berlins hielt kürzlich seine tausendste Sitzung ab, in der der Vorsitzende Amtsgerichtsrat Dr. Béringuier einen Festvortrag aus der Geschichte des Kammergerichts hielt.

Todesfälle (Porträte S. 16). In Berlin-Wilmersdorf starb, 70 Jahre alt, der General der Infanterie z. D. Ferdinand Wolf v. Stülpnagel. Der hervorragende Offizier war zuletzt Kommandierender General des fünften Armeekorps. — Der Amts- und Gemeindevorsteher von Tempelhof bei Berlin, Bürgermeister Mussehl, ist, 57 Jahre alt, gestorben. Seit 1891 stand er an der Spitze der Gemeinde, die seiner Tüchtigkeit viel zu verdanken hat.

Die Toten der Woche

Edouard Detaille, berühmter französischer Schlachtenmaler, † in Paris im Alter von 64 Jahren (Portr. S. 15).

Dr. Leopold Kampf, bekannter dramatischer Schriftsteller, † in Krakau am 24. Dezember im Alter von 32 Jahren.

Staatssekretär des Auswärtigen Amts Alfred v. Kiderlen-Waechter, † in Stuttgart am 30. Dezember im Alter von 60 Jahren (Portr. S. 9).

Hofrat Prof. David Heinrich Müller, hervorragender Orientalist, † in Wien am 21. Dezember im 67. Lebensjahr.

Bürgermeister Mussehl, Amts- und Gemeindevorsteher von Tempelhof, † in Tempelhof am 24. Dezember im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 16).

Graf Peter von der Pahlen, ehem. russischer Gesandter im Haag, † auf seiner Besitzung in Kurland am 23. Dezember.

Ludwig Skramstedt, bekannter norwegischer Maler, † in München am 29. Dezember im Alter von 57 Jahren.

General der Inf. z. D. Ferdinand von Stülpnagel, † in Berlin am 24. Dezember im 71. Lebensjahr (Portr. S. 16).



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Alfred von Kiderlen-Waechter †

Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.



Phot. Manuel

P. Deschanel,
Kammerpräsident

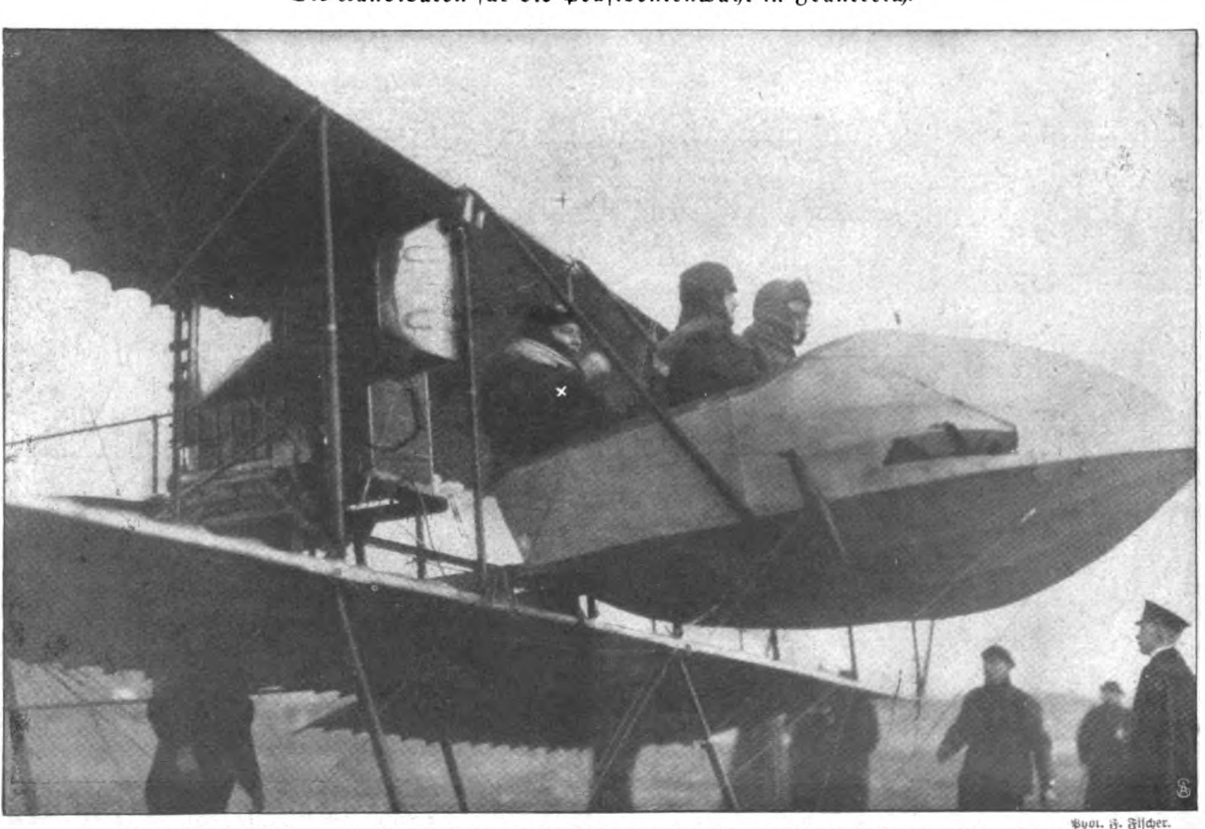
Phot. Manuel. Phot. Manuel. Phot. Manuel.

Alexandre Ribot,
Senator.

Antonin Dubost,
Senatspräsident.

Raymond Poincaré,
Ministerpräsident.

Die Kandidaten für die Präsidentenwahl in Frankreich.



Phot. H. Fischer.

Vom Flugfeld Johannisthal: Staatssekretär des Reichskolonialamtes Dr. Solf (×) im Doppeldecker.
Führer C. v. Gorrissen, Mitfahrer: Der Kais. Bezirksamtmann von Kamerun A. Mansfeld.

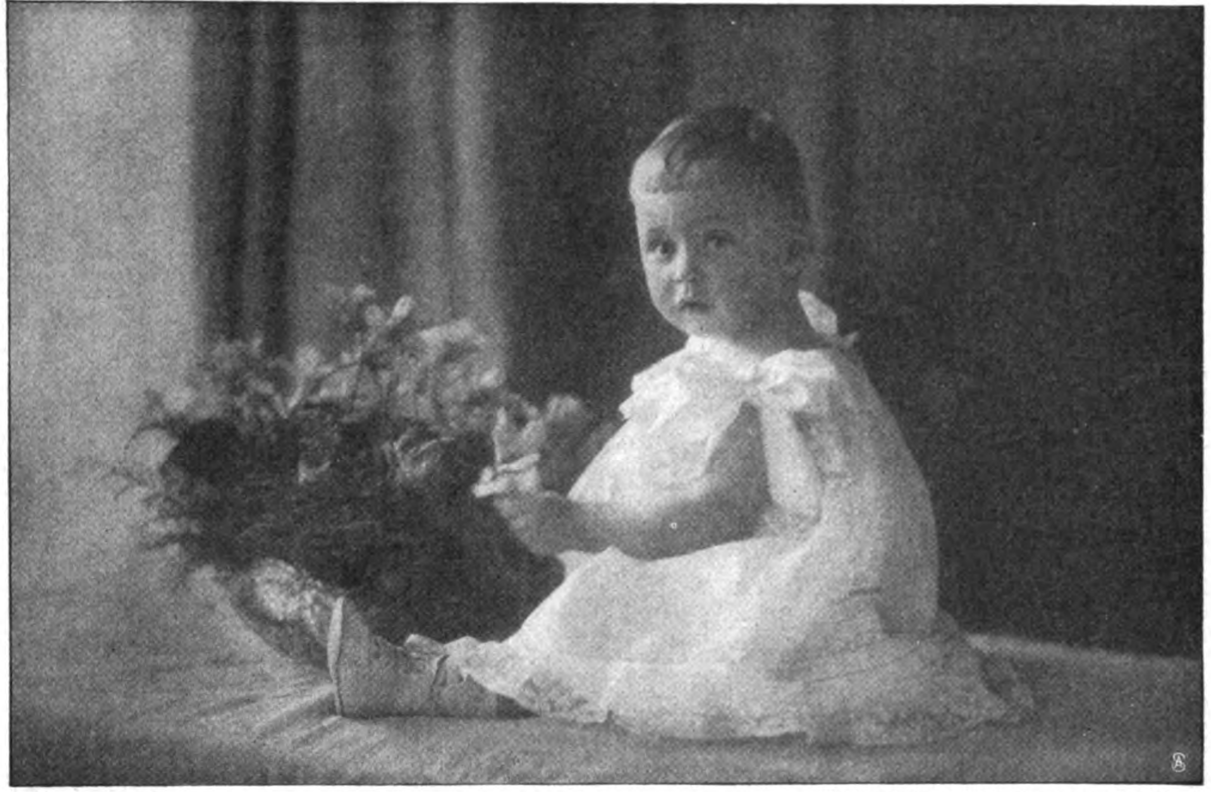


Phot. Newspaper Ill.

1. Benizelos, Premierminister von Griechenland. 2. Nikolit'ch, Serbien. 3. Novakovitsch, Serbien. 4. Mijuskovitsch, Montenegro. 5. Dr. Danew, Präsident der bulgarischen Sobranje. 6. Madjarow, bulgarischer Gesandter in London. 7. Reschid-Pascha, Tür.ei. 8. General Paprikow, Bulgarien. 9. Popovitsch, Bulgarien. 10. Visnitsch, serb. Gesandter in Paris. 11. Scouloudis, Griechenland. 12. Herzogin von Sutherland. 13. Lord Haldane, Lord-Kanzler von England. 14. Dr. Streit, griechischer Gesandter in Wien. 15. Gennad'nos, griechischer Gesandter in London. 16. Sir Edward Grey, Minister des Auswärtigen, England. 17. Viscounteß Castlereigh. 18. Her ogin von Marlborough. 19. Mrs. Asquit.. 20. Mr. Asquit, Premiermini ter von England. 21. Viscount Castlereigh. 22. Herzogin von Westminster. 23. Lord Hugh Cecil. 24. Viscount Esher. 25. Sir Ernest Cassel.

Aufnahme bei einem Frühstück, das die Herzogin von Sutherland in ihrem Londoner Schloß zu Ehren der Delegierten gab.

Von der Friedenskonferenz in London.



W. Niederastroth, Kgl. Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam

Prinz Friedrich von Preußen, der jüngste Sohn des Kronprinzenpaares.



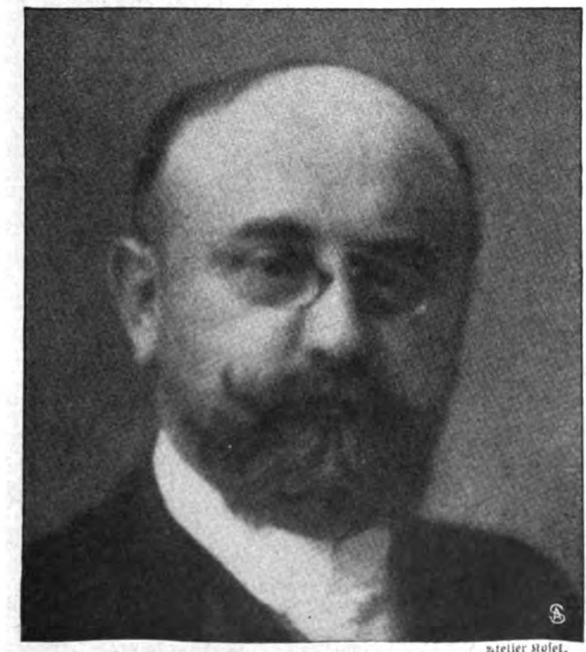
Phot. Hoenisch.

Der russische Kriegsminister Ssuchomlinow (×) im Kreise seiner Generale.
Zur Grundsteinlegung der russischen Gedächtniskirche in Leipzig.



W. Niederastroth, Kgl. Hofphot. Selle & Kuntze, Potsdam.

Das jüngste Elternpaar am Hohenzollernhof.
Prinz und Prinzessin August Wilhelm wurden durch die Geburt eines Sohnes erfreut.



Atelier Kosel.

Dr. Richard Weißkirchner,
der neue Bürgermeister von Wien.



Konsistorialpräsident Habermaas,
der neue württembergische Kultusminister.

Phot. Manuel.

Emile Védel, der Uebersetzer.

Phot. Brod

Frl. Sylvie als Gretchen.

Phot. Brod.

Frl. Peuget als Frau Marthe.

Phot. Brod.

Desfontaines als Mephisto.

Goethes „Faust“ im Odéon-Theater in Paris.

Phot.

Joubé als Faust.

Phot. Brod.

Joubé als Faust.



Ankunft des Fliegers Garros in Neapel.



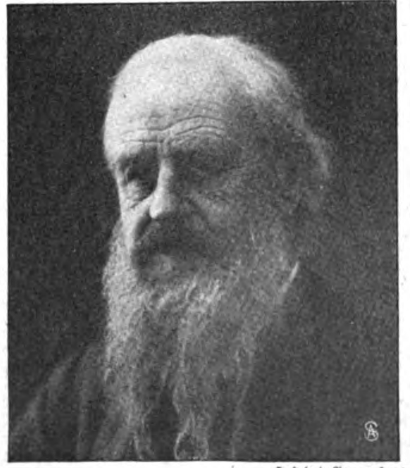
Der bei der Landung in Rom gekippte Aeroplan.

Vom Fernflug Tunis-Rom. — Report. Fotogr. Co.

Graf von Hülsen-Haeseler, beging sein 10jähr. Jubiläum als Generalintendant der Königl. Schauspiele in Berlin.
Spezialaufnahme der „Woche“.



Generalintendant v. Vignau.
früherer Leiter d. Weimarer Hoftheaters, wird 70 Jahre.



Hofphot. Roggenkamp.

Prof. Dr. Graf zu Solms-Laubach,
Straßburg, wurde 70 Jahre.



Phot. Hoppé.

Edouard Detaille †
berühmter französischer Schlachtenmaler.



Phot. Jojovic.

Von links: Baronin von Griesinger, Gattin des deutschen Gesandten; Frau Bougnols; Frau Paschitsch, Gattin des serbischen Ministerpräsidenten; Frau Schlieben, Gattin des deutschen Konsuls; Frau Strandman.

Im Dienst der Humanität: Damen der Belgrader Gesellschaft als Rote-Kreuz-Schwestern.



Hofphot. Engelmann.

Exzellenz v. Stülpnagel †
General der Infanterie z. D



Dr. Béringuier,
Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins, leitete dessen 1000. Sitzung.



Hofatel. Gebr. Hirsch.

Prinzessin Agnes zu Salm-Salm †
Karlsruhe,
Witwe des Prinzen Felix zu Salm-Salm.



Hofphot. Dittmar

Herzog Ludwig in Bayern,
wurde vor 75 Jahren Leutnant



Bürgermeister Mussehl †
Amts- und Gemeindevorsteher von Tempelhof.



Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

10. Fortsetzung.

Achim von Bornim stand unter den Linden und sah die Bundesfürsten auf und nieder fahren, die nach Berlin gekommen waren, und sah den deutschesten der deutschen Fürsten, den Großherzog von Baden, im silberblonden Vollbart und hellblauen Dragonerrock.

Dann war ein Abend ... die Leipziger Straße schon dunkel ... mit halbgelöschten Laternen — ein frierender Zeitungsverkäufer an der Ecke: „Zehn Fennije das Extrablatt, Herr Baron!" Und Achim von Bornim kaufte es und las: „Fürst Bismarck hat sein Abschiedsgesuch eingereicht." Andere Leute kauften es, wieder andere und lasen es mit unbewegten Mienen und warfen es gleichgültig fort — der Asphalt war weißgefleckt von den schmutzigen Fetzen — und schritten ruhig weiter. Achim von Bornim begriff das nicht. Jetzt mußten die Menschen doch schreien ... durcheinanderlaufen ... durch die Straßen ziehen ... irgend etwas ... nein ... nichts ... Ein paar Arbeitsmänner kamen vorbei. Sie lasen in einem frischgedruckten Zeitungsblatt. In riesigen Lettern stand an deren Spitze nur: „Uff!" Die beiden lachten. Dann folgten wieder ausdruckslose Gesichter — Damen. Herren. Volk. Alle wie sonst. Nein! Endlich! Da vor dem Wachhäuschen am Potsdamer Platz — da entstand eine Gruppe. Gestikulierte. Vergrößerte sich reißend rasch. Von allen Seiten liefen die Menschen hinzu, sprangen in voller Fahrt von der Pferdebahn — nun war schon alles schwarz .. auch Bornim drängte sich heran. Da lag ein gestürzter Droschkengaul. Um ihn im Kreis die Gaffer ...

In den folgenden Tagen freilich sammelten sich schwarze Menschenhäuflein da und dort, wo der Kanzler seine Abschiedsbesuche machte, schwenkten die Hüte und schrien Hurra. Und am Mittag eines glühend heißen, sommerblauen Märztages sagte der alte Wilke von Bornim, nachdem er mit seinem Sohn im „Kaiserhof" gegessen: „Komm mit! Ich will dabei sein!"

Sie hatten nur wenige Schritte bis zum Reichskanzlerpalais. Vor dem standen jetzt Hunderte von Leuten, hielten offene Wagen, blitzten die Stahlhelme der Gardeküirassiere, reihten sich dunkle Menschenmauern bis zu den Linden. Von der Rampe des Palastes gegenüber konnte man alles deutlich sehen. Die Diener gingen ab und zu, trugen Koffer, die Gäule der Eskorte schnaubten ungeduldig und drängten in das Publikum ... das Mitteltor im Hintergrund der Auffahrt stand weit offen ... Umher, in der linden, schmeichelnden Frühlingsluft, ein erwartungsvolles Schweigen ... Neugier, Beklemmung, Ehrfurcht ... Schmerz ...

Achim von Bornim sah, wie einem alten Herrn neben ihm dicke Tränen in den Bart liefen. Plötzlich waren überall um ihn in der Menge weiße Taschentücher und entblößte Köpfe, während drüben, vor dem Gitter, zum letztenmal, gefolgt von Herren und Damen, die Riesengestalt in Halberstädter Kürassieruniform erschien ... im Wagen Platz nahm ... Sorge und Liebe um ihn. ... Umlegen der Decke über die Knie ... nun saß er, in stummer Würde grüßend. Der Leibjäger schwang sich auf den Bock — die Pferde zogen an — „Eskadron Trab!" — in den brausenden Hall der Massen. Vierhundertfacher Hufschlag auf dem Asphalt — rechts und links und hinten im Sattel sich wiegende Panzerreiter, wie zum Geleit eines Staatsgefangenen ... die Straße hinab, die plötzlich verödet dalag ... ferner Jubel Unter den Linden ... irgend jemand hob eine umflorte Weltkugel aus Veilchen, durchbrach die Absperrung, lief in langen Sätzen dem Wagen nach ...

Der alte Wilke von Bornim hatte auch ehrfurchtsvoll die ganze Zeit sein Haupt entblößt gehabt. Der Wind spielte mit seinem gesträubten, schlohweißen Haar! Er schaute dem Reichskanzler in die Ferne nach. Es war ein feierlich strenger Ausdruck auf seinen gefurchten

Zügen. Er sagte, mehr im Selbstgespräch als zu seinem Sohn: „Ich hab ihn schon gekannt als junger Mensch, im Berliner März. Ich war mit ihm, die sechziger Jahre, durch Konflikt und Königgrätz bis zum Reich. Und ich war Deklarant und war gegen ihn. Und dann wieder mit ihm. Immer unter ihm. Durch ihn, nie ohne ihn. Nun ist er fort. Nun wollen wir alle schlafen gehen!... Macht's gut, ihr Jungen... Ihr habt's leichter als wir... und was ihr tut — da denkt an ihn"...

Wilke von Bornim wandte sich ab. Er schritt, den Sohn neben sich, durch die Voßstraße zum Tiergarten, langsam und still, ein gebückter, alter Mann, in der heißen Sonne. Er kam mit seinen Gedanken nicht los von Bismarck.

„Das letztemal war ich vor zwei Jahren in Friedrichsruh", sagte er. „Es waren noch andere mit im Zug... der Fürst war am Bahnhof. Wir sind zusammen über die Straße hinüber nach dem Haus. Unterwegs hat er mir noch die Fohlenkoppel links gezeigt. Er hat bei Tisch wenig gesprochen. Beim Hecht hat er gesagt: ‚Der Fisch kaut sich wie Heu!'"....

Achim schüttelte den Kopf. Daß der Vater jetzt an solche Kleinigkeiten dachte... Er machte einen gealterten, halb geistesabwesenden Eindruck.

Er fuhr fort: „Abends wurde es besser mit seinem Gesichtschmerz. Da mußte ich die Nacht über bleiben. Er hat mir eins von seinen Nachthemden geben lassen. Das war mir viel zu groß... Alles war bei ihm riesig... sogar die Bleistifte und die Hunde. Drei Flaschen Bordeaux hat er damals noch des Mittags auf einem Sitz getrunken. Schadete ihm gar nichts. Ein merkwürdiger Mann"....

Plötzlich wachte er wie aus einem Traum der Greisenhaftigkeit auf. Er hatte wieder seine leuchtenden Augen, die wie zwei blaue Fackeln das verschrumpfte, strenge, kleine Gesicht erhellten.

„Sechshundert, achthundert Jahre sind wir im Land und all die anderen alten Geschlechter, und nun kam er... Er ist größer als wir und alle Menschen. Aber er ist doch einer der Unseren. Wir haben ihn hervorgebracht. Wir haben nicht umsonst die halben Jahrtausende hin in Sand und Sumpf gesessen. Das ist mein Trost. Damals, vor zwei Jahren, ging er am nächsten Morgen mit mir durch den Sachsenwald zur Aumühle! Da zeigte er mir unterwegs seine Bäume. Er kannte jeden. Da war er nicht anders wie ich oder der Zotzen-Rhinow oder der Leggien: Einfach ein Gutsherr auf dem Lande. Da hab ich's wieder begriffen: Mit dem Kopf ragte er in die Wolken. Aber mit den Füßen stand er fest auf seiner altmärkischen Erde und wird ewig einer der Unseren bleiben: ein märkischer Edelmann."

Wieder eine Stille. Wieder Wilke von Bornims Worte: „Ihr wißt noch gar nicht, was das heißt: Bismarck nicht haben!... Wir alle begreifen's nicht!... Eine Weile geht's von selber weiter... Aber dann... Seid nicht bloß lachende Erben! Euch wird's gut gehen! Vielleicht zu gut!... Das ist nichts für die Deutschen... Wir haben immer aus unserer Not unser Bestes gemacht — nicht aus dem ewigen Festefeiern und Redenhalten wie jetzt!.. Wir Alten können sagen: ‚Das Reich ist gekommen!' Ihr Jungen müßt sagen: ‚Das Reich komme!' Verdient es euch!... Jeden Morgen steht vor euch die Pflicht! Wehe, wenn ihr sie nicht mehr erkennt... Wir wollen umdrehen, Achim! Ich bin müde. Ich weiß nicht, die Beine tragen mich in letzter Zeit gar nicht mehr recht!"

Sie standen am Großen Stern. Die Sonne flimmerte über dem Rondell. Der kleine, einspännige Pferdebahnwagen nach dem Zoologischen Garten rollte gemächlich die Charlottenburger Chaussee heran und bog nach links ab. Im Wald, vom Neuen See her, zeigte sich eine Reitergruppe: Uniformen mit Fangschnüren, Lakaien, Stabsordonnanzen. Voraus ein junger, blonder Generalmajor. Sein Gesicht mit dem aufgedrehten Schnurrbart war unbewegt.

Der Kaiser...

Der alte Bornim hatte grüßend am Weg gestanden. Er setzte seinen Hut wieder auf und schaute der Kavalkade nach, die schimmernd in der Ferne verschwand.

„Siehst du, Achim!" sagte er. „Wenn ich unserem alten Herrn begegnete, dann gab er mir die Hand und fragte mich, wie's mir ginge. Denn er kannte mich seit vierzig Jahren... noch vom Rhein her... Da wurde ich ihm schon in Koblenz durch Kleist-Retzow vorgestellt. Jetzt eben hat Majestät zwar meinen Gruß huldvoll erwidert. Aber er weiß nicht, wer ich bin. Kann es auch nicht wissen. Hat mehr im Kopf. Und gerade heute!... Achim... Vom heutigen Tage fängt ein neues Stück Deutschland an. Möge Gott euch gnädig führen!"

Am Potsdamer Bahnhof machte Wilke von Bornim halt und sah auf die Uhr.

„Ich komme gerade noch zurecht zum Zug, Achim! Ich will hinaus nach Sommerwerk, auf meine Scholle, und zu Mama! Ich will Stille haben und frische Luft. Ich bleib vorerst dort!... Ich bin müde!"

„Das hältst du gar nicht aus, Papa! In ein paar Tagen bist du doch wieder in Berlin!"

Der alte Mann nickte.

„Das kann wohl sein!... Ein ordentlicher Gaul stirbt in den Sielen... das hat er auch gesagt... Er hat immer, wenn er sprach, an Stall und Ernte gedacht. Er war ein besserer Landwirt als ich, Achim!... Ich weiß es wohl. ... Leb wohl, mein Junge! Und wenn du kannst, dann komm Sonntags mal heraus!"

Wilke von Bornim saß still in seinem Abteil erster Klasse. Berlin lag schon weit in der Ferne. Man war auf einmal mitten im Frieden des platten Landes. Die Föhrenwälder zogen vorbei, die braunumpflügten Aecker, grüne Wintersaat und blaue Seen, Dörfer und Herrensitze. Er hätte sie mit geschlossenen Augen nennen können. Zwei Menschenalter lang war er den Weg gefahren, erst mit der Postkutsche, dann mit der Stammbahn. Er kannte jedes Rittergut rechts und links, wußte, wem es gehörte, wer der Vater war, welche Bonitätsklasse der Boden besaß. Bei jedem Schornstein einer Brennerei konnte er sagen, wieviel Spiritus sie produzierte. Er schätzte ohne Jahresringe am gefällten Stamm das Alter der Forsten, die er selbst in Jahrzehnten hatte heranwachsen sehen. Er sah auf den langgestreckten Dächern der Herrensitze die Hypotheken. Er dachte an Sommerwerk und seufzte leise, am Abend seines Lebens: „Viel-



leicht war ich ein zu eifriger Knecht. Vielleicht hab ich zu viel meinem Land gedient und zu wenig meinem Haus... Aber nun ist es zu spät"...

Wo der Zug hielt, kannten die Leute die verwitterte kleine Exzellenz. Die Stationsvorsteher grüßten militärisch, Granden der Nachbarschaft winkten kordial hinüber, Leute aus dem Volk zogen tief den Hut. Tausende kannten ihn hier im Land, und Tausende kannte er, der mit seinen zahllosen Ehrenämtern allüberall in den Wandel der Dinge eingriff. Er nannte Bauern und Wirte beim Namen und gab ihnen aus dem Zugfenster die Hand, er nickte den Schweinehändlern zu, er lüftete sein verknittertes Hütchen vor den Ziegelei- und Sägewerksbesitzern und tiefer vor dem Landpfarrer auf dem Bahnsteig, und weiter fuhr der Zug, glitten die Ackerstreifen vorbei und verschoben sich fächerförmig gegen den Horizont mit seinen Kirchtürmen und Windmühlen nah und fern und schwamm das Kieferngestänge des Waldes vor den Scheiben, flogen die Wolken, schwand das Leben ... war alles nur noch ein Gleichnis... war die Mark Brandenburg nur noch ein Vorhang zur Ewigkeit...

Er stieg in seinen Wagen, wickelte sich in seinen Mantel, und als die Pferde anzogen, dachte er sich: Viele hundert Bornim haben schon in Sommerwerk gelebt und sind gestorben. Viele hundert werden noch kommen, so Gott will. Was sind die paar, die jetzt leben, gegen die, die nicht mehr sind, und die noch nicht sind? Sie sind nur ein Zwischending. Ein Uebergang. Sie sind nicht das Eigentliche...

Sonst freute er sich, wenn er rechts und links den breiten, mit alten Eichen bestandenen Graben sah — das Zeichen, daß hier die Flur von Sommerwerk anfing. Die eigene Scholle. Jetzt fragte er sich: Haben wir denn diese Erde? Nein. Sie hat uns. Sie verschluckt uns, ihre Besitzer, einen nach dem anderen. Wir liegen still in ihr. Einer neben dem anderen. Und über den Gräbern grünt es jedes Jahr...

In dem allen lag ein tieferer Sinn ... man sollte freilich wohl an die Ewigkeit denken... Aber wie die Türme von Sommerwerk über den kahlen Parkwipfeln auftauchten, da fiel Wilke von Bornim doch wieder die Zeitlichkeit der Hypothekenzinsen ein, die verlängerten Sechsmonatsakzepte für den Kunstdünger, Rückstände da und neue Ausgaben dort. Die ganzen Sachen mußten jetzt einmal gründlich geregelt werden. Er hatte nun bald Zeit dazu. Wenn er sich von heute ab allmählich vom öffentlichen Leben zurückzog, ohne Sang und Klang und Trauer, einfach ein alter Mann, und eine Last und Sorge nach der anderen an den Nagel hing, dann konnte er sich endlich um seinen eigenen Besitz kümmern. Dann wurde auch das noch geordnet und das Haus bestellt....

Das Haus lag still, als er vorfuhr. Niemand hatte ihn erwartet. Der alte Philipp kam in einem unmöglichen, fettfleckigen Flaus herangehumpelt. Exzellenz und die anderen Damen alle waren über Land. Zu den Herrschaften nach Bernöwel. Sie wollten erst gegen Abend wieder zurück sein.

Wilke von Bornim nickte nur und stieg, auf seinen Stock gestützt, die Freitreppe empor. Er liebte seine Frau zärtlich. Aber gerade jetzt war er ganz froh, daß er vorerst noch ein bißchen allein war in dieser Stimmung und in dieser Stille. Er ging durch die altfränkischen Gemächer, in denen überall angefangene Handarbeiten, Blumen, Teezeuge von Menschen sprachen und doch kein Mensch war, hinüber in sein Arbeitzimmer. Seine meisten Briefschaften und Drucksachen bekam er unmittelbar nach Berlin, in den Kaiserhof oder in das Bureau des Reichstags. Aber trotzdem lagen hier schon wieder ganze Stöße. Auch eine Depesche.

„Die haben wir diesen Augenblick bekommen, Exzellenz!" meldete der alte Diener. „Ich wollte sie gerade Exzellenz nach Berlin nachtelegraphieren lassen. Da sah ich auf der Chaussee den Wagen."...

„Ja, ja ...'s ist schon gut!" sagte der alte Bornim etwas verdrießlich und rückte sich in dem Schreibsessel zurecht. Es war wirklich schon zu viel für ihn — all dies Zeug. „Gehen Sie jetzt nur!" Dann setzte er sich die Hornbrille vor die weitsichtigen Augen, öffnete das Telegramm, hielt es mit der Rechten so weit wie möglich weg und las.

Und las wieder...

Und las noch einmal...

Dabei fing seine Hand an zu zittern ... immer stärker ... das Blatt entfiel ihr ... sank seitlings zu Boden, zu den vielen, dort aufgestapelten Schriftstücken. Wilke von Bornim sah wirr um sich, fuhr sich mit der Hand über die Augen, dachte an seine Frau, vergaß, daß die nicht da war ...

„Malwine!" schrie er. „Malwine" ...

Es hallte durch die leere Zimmerflucht.

„Malwinchen!" ...

Nun fiel es ihm ein: Er war allein, allein mit dem Kabeltelegramm aus Südamerika. Er schüttelte den weißen Kopf, als sei diese Depesche vielleicht nur eine Sinnestäuschung gewesen... nein... da unten lag das Blatt... er bückte sich... wollte danach greifen... kam nicht so weit, sondern fiel seitlings auf seinen Sessel nieder, sank in dem zusammen und saß still...

Erst nach ein paar Stunden rollten draußen Räder, war Gewirtschafte im Flur, klangen Damen- und Kinderstimmen...

„Was ... Papa ist da?"

Georgine, die älteste Tochter des Hauses, lief in das Arbeitzimmer hinüber. Gleich darauf ein Schrei: „Kommt doch! . . . Kommt schnell! . . . Es ist was mit Papa! ... Er antwortet nicht" ...

Aber er atmete doch, wenn auch ohne Bewußtsein. Sein kleines, welkes Antlitz war etwas verzogen. Sie brachten ihn hinauf auf sein Bett. Friese, der Kutscher, der bei den Fürstenwalder Ulanen gedient, schwang sich auf einen Gaul, wie der im Stall stand, und ritt auf bloßer Decke und Wassertrense ohne Bügel in gestrecktem Galopp in die Kreisstadt zum Arzt und fand den daheim und kam mit ihm zurück. Der Doktor setzte sich an das Lager der alten Exzellenz, horchte, holte die Uhr hervor, fühlte den Puls, machte ein immer ernsteres Gesicht...

Im Hause lief alles durcheinander, weinte, die Türen standen offen... Niemand achtete darauf, daß ein Bauernfuhrwerk vorfuhr. Seine struppigen Gäule rauchten von Schweiß. Achim von Bornim sprang



heraus, stürmte die Treppen hinauf, trat in die Halle, prallte dort auf seine drei Schwestern. Er war bleich wie sie. Er sah die verstörten Gesichter. „Wißt ihr's denn schon?"

„Ja, Achim . . . woher weißt denn du's?"

„Das Auswärtige Amt hat bei mir angefragt... Papa sei nicht zu finden... Ich möchte es ihm doch schonend melden..."

„Melden? ... Ja, was denn ... Papa ist doch selber..."

Achim von Bornim schaute fassungslos auf seine Schwestern.

„Ihr weint und wißt nicht warum?... Sie haben doch gekabelt... aus Südamerika... Hans-Christoph ist ganz plötzlich, innerhalb von vierundzwanzig Stunden, am gelben Fieber gestorben..."

...Philipp, der alte Diener, hatte es gehört. Jetzt begriff er. Er rannte mit offenem zahnlosem Mund auf seinen zitternden Beinen hinüber an den Schreibtisch, kramte keuchend in den Papieren, fand am Boden das Telegramm, das bisher unbeachtet dagelegen, brachte es in die Halle zurück...

Dort standen die Geschwister. Sie hatten es sich unterdessen gegenseitig gesagt. Vom Vater und vom Bruder. Achim von Bornim las das Blatt...

„Es steht das gleiche darin! Die Todesnachricht Hans-Christophs! Das war's, was Papa... der plötzliche Schrecken...!"

Die paar Worte klangen unheimlich durch die Stille. Dann Schritte von oben. Der Doktor kam herab. Langsam. Sehr ernst. Er wartete keine Frage ab.

„Es hat keinen Zweck, es Ihnen zu verhehlen... Es ist ein schwerer Schlaganfall..."

„Und keine Hoffnung?"

„Das Ende hat schon begonnen..."

Oben, in seiner einfachen Schlafstube, lag Wilke von Bornim im Bett, ohne Bewußtsein, mit geschlossenen Augen, und röchelte. Das war stundenlang der einzige Laut im Zimmer und dazwischen leises Weinen. Schließlich hielten es die Frauen nicht mehr aus. Achim stand allein, mit gefalteten Händen, im Schweigen der Mitternacht im Zimmer. Schwaches Licht dämmerte durch den grünen Lampenschirm. Am Lager hantierte, im geräuschlosen Schalten in weißer Haube, die Pflegerin.

Immer noch das Röcheln... Es wurde schwächer... setzte zuweilen aus... dann hörte man das geschäftige Ticken des Holzwurms im morschen Gebälk von Sommerwerk wie ferne Hammerschläge auf einen Sarg. Achim trat näher heran. Das Gesicht seines Vaters schien ihm verändert. Die Nase ragte viel stärker hervor, der Mund war eingefallen. Er schaute auf das Bett hernieder... in einem Frösteln der Erkenntnis... einem dumpfen Schauer von oben: da flieht das Leben aus dem, der mir das Leben gab...

Das Leben aber bleibt... Etwas ist außer uns... über dir und mir... du, mein Vater... bald mein Vater im Himmel...

„Wir wollen beten, Herr Leutnant!" sagte neben ihm leise die Krankenpflegerin. Er sah sie verwundert an. Sie hatte ein rotbackiges freundliches Gesicht, beinah wie ein Bauernmädchen oder wie eine junge Nonne. Sie faltete die Finger ineinander und sprach gewohnheitsmäßig das Vaterunser... Er hörte es wie im Traum... „Dein Wille geschehe . . . Dein Reich komme . . . wie im Himmel, also auch auf Erden" . . . der Doktor war auf einmal auch da . . . alle die andern . . . das Zimmer füllte sich mit den weinenden Frauen . . . Die Tür war offen . . . die ganze Trepe hinunter stand im Flackerschein der Flurlampe die verängstigte, übernächtige Hausgenossenschaft: Inspektor und Förster und Mamsell und Kutscher und Diener und unten im Halbdunkel Kopf an Kopf weiter die Geringeren: Oberschweizer und Kuhfütterer und Knechte und Mägde...

Dann war es vorbei...

Achim von Bornim fand sich in der Einsamkeit des Parks. Er war da hinausgegangen. Kühler Nachtwind strich um seinen bloßen Kopf. Durch die kahlen Wipfel leuchteten in der klaren Frühlingsluft feierlich, unnahbar die Sterne... Ein langgestreckter, mächtiger Schatten, lag Schloß Sommerwerk im Mondschein. Dahinter weithin Dorf und Land...

Und in ihm ein Erwachen... ein Schrecken: das ist jetzt dein. Über Nacht dein...

Hinter den hellen Scheiben Frauen und Kinder. Wohl ein Dutzend und mehr. Die sind jetzt *deiner* Sorge anvertraut. Auf den Treppen das Gesinde, Kopf an Kopf. Viele Menschen. Die mußt *du* jetzt pflegen und nähren. Auf dem Dache die Schulden, die erdrückenden Schulden. Denen mußt *du* jetzt dienen...

Und bist erst fünfundzwanzig Jahre alt.

Und hast nichts gelernt als den Degen führen...

Er stand lange still. Er dachte an den Vater. An den Bruder. Es war ihm wie ein Traum. Und doch Erdenwirklichkeit. Langsam, mit gesenktem Kopf, ging er in das Haus zurück. Und hinter ihm und über ihn sank vom dunklen Himmel hernieder die Sorge.

* * *

Verflucht noch einmal: Der Kerl langte wahrhaftig ein Messer aus dem Hosensack, sprang einen an — die Augen funkelten ihm wie einer Fauchkatze in dem breitknochigen Slawengesicht ... na warte, alter Freund! ... Achim von Bornim ließ seine Reitpeitsche fallen, packte rasch mit der Rechten das Handgelenk des Sachsengängers und bog es um, daß es krachte — mit der Linken ein Boxerhieb gegen die Magengrube — na also! ... Da lag das Gewächs ... Es kamen auch schon Leute herbei ...

„Verdammtiger Wasserpolacke!" sagte der junge Gutsherr doch etwas erregt „.... bist du verrückt oder besoffen ... he?"

Der Mann murmelte etwas Unverständliches in slawischen Lauten und ließ sich ohne Widerstreben abführen. Achim von Bornim herrschte den atemlos herangerannten Vorschnitter an.

„Nette Gesellschaft, Kaim, die Sie da am Wickel haben! Das muß Ihnen der Neid lassen!"

„Ja ... wenn gnädiger Herr aber auch gleich mit der Reitpeitsche dreinfahren ... was die Russen sind, die wollen sachte ..."

Achim ärgerte sich über das singende, nasale Westpreußisch.



„Was Ihre Sorte ist, die stiehlt! Gurken stiehlt mir der Lump ... gleich in Säcken! Und da soll ich nicht ... Halten Sie mir lieber Ihre Schwefelbande besser im Zaum ..."

„Meine Leute sind sonst immer ordentlich, gnädiger Herr! Ich hab mit ihnen in Mecklenburg gearbeitet bis in die Altmark und nach Hannover ... die Herrschaften waren immer zufrieden. Von dem pommerschen Dominium haben sie mir erst gestern geschrieben. Ich kann auf der Stelle dorthin, wenn ..."

„Jetzt? Im Juli? Mitten in der Ernte? ... Hiergeblieben! ... Auf dem Vorwerk ist ein Gendarmerieposten!" sagte Achim von Bornim, zündete sich eine Zigarette an und ging nach dem Hof. „Unmenschlicher Dreck!" brummte er, während er sich den Weg zwischen Düngerfladen und Jauchelachen suchte. Obwohl er nun schon fast anderthalb Jahre den Landjunker spielte, war er äußerlich immer noch der Gardeleutnant in Zivil. Elegante, lange, hirschlederbesetzte Reithosen mit Stegen statt der Wasserstiefel, modisches Sommerjackett statt der Joppe, ein Panamahut statt der Schirmmütze. Das Gesicht darunter noch brauner gebrannt, der Schnurrbart stärker. Nervöse Schatten über der Stirn. Ungeduldige Gereiztheit, die nur nach irgendeinem Vorwand suchte. Kaum hatte der alte Inspektor kopfschüttelnd etwas von „Ruhe ... Ruhe ... gnädiger Herr!" gemurmelt, so brach er los: „Sie sind auch so 'ne weiße Salbe, Dönges! ... Immer langsam voran! Sie kenn ich! ... Dabei strampeln wir uns immer tiefer rein! ... März vorm Jahr hab ich's Gut übernommen. Jetzt haben wir Juli ... die zweite Ernte ... und noch kein Schritt vorwärts in der verfluchten Tretmühle ... bloß daß einem die Nerven kaputt gehen ... auf die Dauer ..."

Er zupfte sich erbittert die hellblaue Selbstbinderkrawattte zurecht, die sich bei dem kurzen Ringen vorhin gelockert hatte. Der Inspektor Dönges stand stumpf neben ihm, die großen roten Hände im Flaus, das rote Gesicht unter dem grauen Haar phlegmatisch verschwommen — die reine Schlafmütze ... Es kribbelte Achim bis in die Fingerspitzen, wie jener wieder bedächtig anhub: „Ich bin bald Siebzig. Ich bin zu alt. Ich kann mit so 'ner großen Sandkiste wie Sommerwerk keine Kunststücke machen. Ich kann nur so weiter wirtschaften, wie ich's gewohnt bin ... Vielleicht mach ich es nicht recht! ... Ich bin ein Praktikus aus der alten Schule. Die jüngeren Landwirte wissen das ja alles viel besser! Gnädiger Herr werden sich zum Herbst nach einem andern umsehen müssen ..."

„Na ... Dönges ... machen Sie keine Witze!"

„Doch, gnädiger Herr! Ich will mich jetzt zur Ruhe setzen ... ich bin verbraucht wie ein alter Gaul ..."

„Wir reden noch drüber, Dönges!"

Achim von Bornim sah finster dem Oberinspektor nach. Auch das noch! Ein Knackstiefel erster Güte war er ja, wie er da so gichtbrüchig hintappte ... Einmal mußt es ja sein ... lag seit Wochen in der Luft ... Nun kam ein Neuer ... der widersprach ... verlangte Geld, wo doch keins da war ... stahl womöglich ... gräßlich ...

Was war denn da drüben wieder für eine Schweinerei? Er hob den erhitzten Kopf. Seine Kommandostimme gellte: „Wer spannt denn da in drei Teufels Namen die Pferde vor den Landauer? ... Jetzt ... mitten in der Ernte? ..."

„Die gnädige Frau hat es befohlen!"

Der junge Gutsherr stürmte sporenklirrend ins Haus. Nach der Veranda auf der Parkseite, wo man nichts von des Tages Müh und Arbeit hörte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Amerikanerin.

Von Kurt Aram.

Die erste Amerikanerin, mit der ich einige Stunden verplauderte, stammte aus Wien. Sie war die Frau eines Schankkellners, der sich meiner, als ich mich im vorigen Jahr in Amerika als Handarbeiter versuchte, besonders freundlich annahm. Eines Tages lud er mich sogar zum Dinner, und so lernte ich seine Frau kennen. Die Wienerin, das einstige süße Mädel aus der Mariahilfer-Straße, war nach fünf Jahren Amerika ganz amerikanische Lady geworden. Schlank und sehnig trotz der Mehlspeisen, die sie auch noch in Neuyork zu bereiten verstand. Nicht mehr weich und sorglos von Gemütsart, sondern ein wenig herb, und in ihrem Kopf sah es wohlgeordnet und praktisch aus. Welch erstaunliche Veränderung das bedeutete, zeigte sich recht drastisch, wenn aus dieser Lady bei unserem Gespräch über Wien für Augenblicke wieder ein süßes Mädel werden konnte. Aber fünf Minuten später war sie schon wieder ganz Amerikanerin. Und zwar in ihrer ganzen Art eine gebildete Lady. Der Mann verdiente viel, und so hatte sie eine gebildete Lady werden können.

In einem der Südstaaten verkehrte ich häufiger in einem reichen Haus, in dem die jüngste Tochter die Honneurs machte. Die Schwestern waren verheiratet, die Mutter zurzeit in England. Diese jüngste zeigte einen ausgesprochen südländischen Typus: schwarze Haare, schwarze Augen, sehr lebhaftes Temperament. Der Neuling hätte sie vermutlich für eine Spanierin gehalten, da sich spanisches Blut ja häufig in den Südstaaten findet. Der Kenner aber würde sie sofort als eine Amerikanerin erkannt haben. An der etwas gutturalen Sprache als eine Amerikanerin aus den Südstaaten. Sie sprechen ein dunkler gefärbtes Englisch, denn sie wachsen auch heute noch meist unter der Obhut einer Mammy, einer alten Negerin, auf.

Diese junge, spanisch aussehende Dame empfahl mich an ihre Schwester in Boston. Ich fand eine hellblonde, zarte Frau von ausgesprochen angelsächsischem Typus. Ich lernte auch noch die dritte Schwester kennen. Ich würde sie mit ihrem rotblonden Haar und dem milchweißen Teint von irischer Abstammung gehalten haben. Der Vater der drei Schwestern, die in der gleichen Stadt in den Südstaaten zur Welt kamen und alle drei hier ihre Jugend verlebt hatten, stammte aus Westfalen. Die Mutter aus Bayern. In der Familie gab es weder einen



Tropfen spanischen noch einen Tropfen angelsächsischen Bluts. Die Jüngste war südlich-kokett, die Bostonerin englisch-puritanisch bis zur Prüderie, die dritte Schwester ganz amerikanischer bon camerade. Drei Schwestern, so verschieden wie nur möglich im Aussehen, im Temperament, in allem und doch alle drei für jeden Kenner amerikanisch. Sie konnten gar nicht woanders her sein.

Läßt sich das erklären? Ich glaube doch. Das Amerikanische beginnt eben schon in der Kinderstube. Mögen die einzelnen Kinder noch so verschieden sein, mag ihre Wiege im Osten, Westen oder Süden stehn, in Louisiana, Nebraska oder Pennsylvania, die Kinderstube der Weißen ist in ganz Amerika die gleiche: peinlichste Körperpflege und absolutes Gewährenlassen der kindlichen Individualität. Das gilt genau so für Familien mit großem wie mit kleinem Einkommen. Und versagt diese Kinderstube bei armen Leuten, so holt die Schule sie mit großem Eifer nach, denn auch ihr oberster Grundsatz lautet: peinlichste Körperpflege und Gewährenlassen der kindlichen Individualität. Das gilt genau so für Knaben wie für Mädchen. So ist Amerika denn das Land, in dem Rousseaus Erziehungsideen, was Kinderstube und erste Schulzeit anlangt, Wirklichkeit geworden sind.

Ein Herumerziehen Erwachsener an Kindern gibt es nicht. Ebensowenig körperliche Züchtigung. Jedes amerikanische Kind kann sogar, wenn es Zeugen für eine elterliche Züchtigung hat, seine Eltern vor Gericht bringen, und die Kinder wissen das. Ich habe es selbst mitangehört, wie ein zwölfjähriges Mädel aus guter Familie im höchsten Zorn zu ihrer Tante sagte, als sie ihr einen Klaps gegeben hatte: „Ich kann dich ins Gefängnis bringen, wenn ich will, denn du hast mich geschlagen." Ein Lehrer, der körperlich züchtigt, wäre einfach unmöglich. Die Strafmittel des Hauses und der Schule beschränken sich in der Hauptsache auf Einschränkung oder Entziehung der Spielzeit und dergleichen. Das Haupterziehungsmittel für Schule wie Haus aber heißt: Wecken des kindlichen Ehrgeizes. Im übrigen haben sich die Kinder untereinander zu „erziehen". So lernen amerikanische Kinder, auch wenn sie keine Geschwister haben, jedenfalls schon in den ersten Schuljahren das kennen, was europäische Kinder zumeist erst dann kennen lernen, wenn sie die Schule hinter sich haben, nämlich das Leben, das ja nun einmal im wesentlichen ein Kampf einander widerstrebender Interessen, Ideen und Individualitäten ist. Und gibt es bei diesem Kampf der Kinder einmal gar zu heftige Püffe, so wird das echt amerikanische Kind nicht in erster Linie dem Lehrer sein Leid klagen oder den Eltern, sondern es wird mit den Zeugen der Püffe zum nächsten Polizisten gehn, und der kindliche Attentäter wird dann vor das Jugendgericht zitiert.

Man wird zugeben, daß dies eine von Grund aus andere Erziehungsmethode ist, als wir in Europa sie gewöhnt sind, und daß ihr jedenfalls nicht die biblische Anschauung zugrunde liegt, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens sei böse von Jugend auf. Eher schon die entgegengesetzte Anschauung.

Da es sich hier nicht um einen pädagogischen Aufsatz handelt, sei nur festgestellt, daß die amerikanische Methode außerordentlich geeignet ist, Mädchen und Knaben schon als Kinder selbständig zu machen. Pietät und Autoritätsgefühl sind gewiß nicht selbstverständliche Früchte dieser Methode, wohl aber: Initiative, Selbstvertrauen, Selbständigkeit. Und das eben sind Charaktereigenschaften, die jeder echten Amerikanerin eigen sind, an der man sie sehr bald erkennt, mag sie nun aus den Südstaaten stammen oder aus dem Osten der Union, mag sie dunkeläugig-temperamentvoll, angelsächsisch-zurückhaltend oder wie sonst immer der Art oder Abstammung nach beschaffen sein.

Hinzukommt noch die sogenannte Koedukation, von deren amerikanischer Praxis man sich vielfach falsche Vorstellungen macht. In den ersten Schuljahren erhalten Knaben und Mädchen den gleichen Unterricht in dem gleichen Schulzimmer von der gleichen Lehrerin. Lehrer werden normaliter für die ersten Schuljahre meist nur in besonders gefährlichen Großstadtdistrikten verwandt. Sonst herrscht die Lehrerin für dies Kindesalter überall vor. Aber Knaben und Mädchen haben innerhalb der Schule nicht den geringsten Umgang miteinander. Auch ihre Spielplätze sind getrennt, wo es sich irgend durchführen läßt. Die amerikanische Koedukation denkt gar nicht daran wie so manche unserer Koedukationspädagogen, daß die beiden Geschlechter sich von Kind auf an kennen und so unbefangen miteinander verkehren lernen sollen. Sie will nur, daß beide Geschlechter genau die gleichen Bildungsmöglichkeiten haben, was sich in der Praxis, namentlich in Großstädten und bei der ärmeren Bevölkerung, am leichtesten durch gemeinsames Schulzimmer und gemeinsame Lehrerin erreichen läßt. Die amerikanische Koedukation fördert nicht mit Absicht die Kameraderie zwischen beiden Geschlechtern, sondern im Gegenteil den Korpsgeist jedes der beiden. Ein Großstadtmädel, das außerhalb der Schule mit Knaben spielt, hat sicher einen Bruder in der gleichen Klasse. Sonst täte sie das unter keinen Umständen, denn es verstieße völlig gegen den Korpsgeist, in dem sie groß wird. Die amerikanische Koedukation fördert nicht die Annäherung der Geschlechter — die angelsächsische Prüderie, die auch in Amerika herrschend ist, würde sich die Haare raufen, wenn man ihr so etwas zumutete — wohl aber ist sie ein weiteres wirksames Mittel, jedes der beiden Geschlechter zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit voneinander zu erziehen.

Haben Knaben und Mädchen diese Schulzeit hinter sich, was ungefähr der Absolvierung unserer Volksschule entspricht, so sind sie normaliter ebenfalls 14 Jahre alt. Da die Mädchen aber neuerdings nicht vor dem 16. Lebensjahr eigenem Verdienst nachgehen dürfen, so besuchen auch die ärmeren Mädchen, soweit sie nicht zu Hause helfen müssen, bis zum 16. Lebensjahr die „Hochschule", was ungefähr den ersten Klassen unserer Mittelschule entspricht. Auch das ärmste Mädchen hat diese Möglichkeit, denn auch dieser Unterricht wird unentgeltlich erteilt, und er bezieht sich auch auf so praktische Dinge, wie Stenographie, Buchhaltung und dergleichen. Daß Töchter wohlhabender Kreise die „Hochschule" absolvieren, um sich dann entweder auf der „Normalschule" das Lehrerinnenzeugnis zu erwerben oder für mehrere Jahre ein College zu besuchen, ist selbstverständlich, denn die „Gesellschaft" verlangt das vom Mädchen. Ohne eine solche Bildung würde die junge Amerikanerin gesellschaftlich nicht für voll angesehen. Sie bedeutet also für das junge Mädchen auch das wichtigste Kapitel für ihre Gesellschaftsfähigkeit; und schon deshalb sind Eltern wie Brüder sehr darauf bedacht, den Mädchen der Familie alle Möglichkeiten zu solchem Bildungsgang zu verschaffen. Die besten Schulen dieser Art sind Privatschulen, wo es keine Koedukation mehr gibt, und sie sind sehr teuer. Es ist der besondere Stolz der amerikanischen Familie, daß die Töchter womöglich diese besten und teuren Schulen besuchen. Man findet es oft unter weniger wohlhabenden Familien, daß die Brüder, so-



bald es die Gesetze erlauben, arbeiten und verdienen gehen, damit die Schwestern nur ja die besten Schulen besuchen können. Will jeder amerikanische Junge für seine Person einmal Präsident werden, was keine Angelegenheit des Bildungsganges ist, so will er, daß seine Schwester unter allen Umständen eine perfect Lady wird. Dazu gehört aber eine gute Bildung. Kam es in Deutschland bis vor gar nicht langer Zeit häufig vor, daß die Schwestern sich einschränken mußten, damit der Bruder studieren kann, so finden wir es häufig in Amerika, daß die Brüder Geld verdienen gehen, damit die Schwester studieren kann.

So wird das amerikanische Mädchen durchschnittlich später gesellschaftsfähig als ihre europäische Schwester. Sie wird es normaliter erst nach Absolvierung des eben beschriebenen Bildungsganges, d. h. mit 20 oder 21 Jahren. Bis dahin aber hat sie nicht zwecklos herumgesessen oder nur den Schliff eines französischen Pensionats empfangen, sondern sie hat derweil gearbeitet und gelernt. Diese Jahre haben für das amerikanische Mädchen einen Selbstzweck. Es ist selbstverständlich, daß dies alles den Charakter der jungen Amerikanerin beeinflußt, und daß sie sich dann in der Gesellschaft und im Leben viel freier und selbständiger bewegt als ihre Altersgenossen bei uns.

Nirgends besitzt das junge Mädchen so viel Freiheit wie in Amerika. Aber auch nirgends ist sie dem jungen Mädchen so wenig gefährlich, denn es wird ja mit allen Mitteln zur Selbständigkeit erzogen, und diese langen Lernjahre geben ihm naturgemäß einen großen Selbstschutz. Hinzukommt noch der besonders große und tiefe Respekt des amerikanischen Mannes vor der Frau. Er durchzieht das ganze öffentliche und private Leben, und seine Aeußerungen sind oft genug der Art, daß sie einen dankbaren Stoff für europäische Humoristen abgeben. Aber dieser Respekt hat doch auch, wie wir sehen, seine tiefen und guten Gründe, denn wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ist die amerikanische Frau tatsächlich in weit höherem Maß als anderswo die Trägerin der Bildung und Kultur. Der amerikanische Mann respektiert in der amerikanischen Frau nicht nur das Geschlecht, sondern auch die Kultur; und sein Respekt ist um so größer, je weniger ihm selbst das Leben Zeit und Kraft für Bildung übrigließ.

So möchte man wohl jedem jungen Mädchen wünschen, wie eine Amerikanerin groß zu werden — aber die Frau eines Amerikaners? Das ist eine andere Sache. Der amerikanische Mann ist auf eins eingestellt: aufs Verdienen. Seine Gedanken, seine Interessen, seine Zeit gehören dem Geschäft. Viel ausschließlicher als beim Europäer. Wenn der Amerikaner aber heiratet, so sieht er vor allem auf eine gebildete Frau. Mehr als der Europäer. Denn der Amerikaner will, daß seine Kinder wenigstens das werden, was er nicht ist, weil er keine Zeit dafür hat, er will, daß sie gebildet werden. Bei den Töchtern gelingt es ihm leicht, dies Ideal Wirklichkeit werden zu lassen. Nicht aber bei seinen Söhnen. Bei ihnen wirkt das Beispiel der Väter stärker als ihre Ideale. Und die Koedukation bedeutet hier keine Hemmung. Sich für Bilder, Bücher, Poesie zu interessieren, das ist Mädchensache. Ein rechter amerikanischer Knabe würde sich schämen, es darin den Mädchen gleichzutun. Gern und willig nehmen die Jungen auch in der Schule nur auf, was praktischen Wert für sie hat. Alles andere ist Mädchenkram. Ihnen bedeutet in jungen Jahren bald Geschäft mehr als Bildung. Selbst wenn sie studieren: Medizin, Jurisprudenz und dergleichen ist ihnen durchschnittlich weit mehr Geschäft als Wissenschaft. Vor allen Dingen wollen sie auch damit Geld machen. Erst wenn sie wieder heiraten, wird bei ihnen dasselbe Ideal lebendig wie bei ihren Vätern. Aber auch ihre Knaben machen es dann meist nicht anders als der Papa. Der Respekt der Väter und Söhne vor der Bildung der Frau und Mutter ist außerordentlich, aber ihre Interessen gehen weit auseinander. Gewiß versteht die amerikanische Frau meist recht viel vom Geschäft des Mannes und ihrer Söhne. Sie kann auch darin sehr wohl mitreden. Aber sie möchte auch einmal etwas anderes reden und hören, wie es ihrer Bildung entspricht. Dann aber stößt sie auf Teilnahmlosigkeit und Unverständnis. Außer Geschäft und Sport gibt es in Amerika durchschnittlich unter verheirateten Leuten kaum ein beiden Geschlechtern gemeinsames Gesprächsthema. Kein Wunder, daß sich die geistig rege Amerikanerin bald langweilt und unbefriedigt fühlt.

Zudem hat die amerikanische Frau mehr freie Zeit als ihre europäische Schwester, denn den Mann sieht sie außer beim ersten Frühstück meist erst abends beim Dinner wieder. In der Zwischenzeit ist sie sich selbst überlassen. Aber der gute Ton verbietet der verheirateten Frau, was dem Mädchen jederzeit freistand, den kameradschaftlichen Umgang mit fremden Männern. Trifft man eine verheiratete Amerikanerin doch einmal im Zentral-Park oder sonst an einem öffentlichen Ort mit einem fremden Mann, so steht sofort ihr guter Ruf auf dem Spiel. Der Umgang der verheirateten Frau hat sich auf Geschlechtsgenossinnen zu beschränken, wenn der Ehemann nicht zugegen ist. Die Männer aber, die der Mann in sein Haus zieht, sind naturgemäß Geschäftsfreunde mit den gleichen Geschäftsinteressen. So ist die verheiratete Amerikanerin wohl daran gewöhnt, daß der Mann ihr alle Wünsche erfüllt, soweit es sein Scheckbuch irgend gestattet. Aber sie ist im allgemeinen durchaus nicht daran gewöhnt, daß der Mann freie Zeit für ihre individuellen Interessen, ihre Liebhabereien und kleinen Schwächen übrighat. Es besticht sie am Europäer, daß er darin anders denkt und handelt. So erklärt es sich, daß gerade europäische Nichtstuer mit freier Zeit und gefälligen Manieren, hinter denen gar nichts weiter steckt, so leicht in jedem Betracht tüchtige amerikanische Frauen für sich zu interessieren, an sich zu fesseln wissen. Und das ist die Kehrseite der Medaille.

Rückzug.

Immer wieder gab ich meine Hände
Arglos hin und suchte immer wieder,
Ob ich nirgends eine Liebe fände,
Die mich sanft an enge Lose bände,
Einen späten Port für meine Lieder.

Müde nun von tausend kleinen Wunden
Hab ich zugeschlossen meine Hände,
Habe mich zur Einsamkeit gefunden.
Einsam soll mein Wesen dort gesunden
Meinem Siege oder meinem Ende.

Hermann Hesse.

Gold gab ich für Eisen.

Von Otto v. Gottberg. — Hierzu 16 photographische Aufnahmen von F. Mielert.

Um im beginnenden Jahr des Gedenkens die Herzen mit dem Erinnern an hehre, ernste Tage zu wärmen, brauchen wir kaum in Büchern zu blättern. An den alten Giebeldächern oder den niedrigen Höhen unserer flachen Heimaterde hängt manche in den Kämpfen der Erhebung und Befreiung gewonnene Ruhmesschleife. Bescheidenere Ruhmesschleifen und magerere Lorbeern als unsere Väter ernteten die Großväter. Ihre Siege waren klein, aber erhaben groß in seiner Riesenhöhe der Geist, in dem sie sich zum Streit erhoben. Stolz namentlich wollen wir spüren im Bewußtsein, daß keines Preußen Seele Ruhe fand, bis das Vaterland frei und Bonaparte bezwungen war. Das darf uns Schill, York, Fichte, Jahn zu Helden und ihre Zeit zur großen machen. Wie sie als Führer der Waffen oder Geister, fühlte das ganze Volk, bettelarm an Gold, doch überreich an Opfermut. Darum konnte es Europa führend voranschreiten im Kampf gegen seinen Tyrannen und vor der Weltgeschichte den Ruhm, Bonapartes Thron zertrümmert zu haben, heischen. Ehe der König rief, trat es auf den Wink des Schicksals in die Waffen mit dem heiligen, entschlossenen Willen, „ruhmvoll zu sterben, wenn es nicht siegen könne". So rief York am 5. Februar in die freiwillig versammelten ostpreußischen Stände, und so einig fand die Zeit alle Preußen im Wunsch nach Ehre und Freiheit, daß fast die gleiche Stunde im fernen Breslau den Entschluß gebar, alle Männer unter die Fahnen zu rufen. Im heute noch stehenden Gasthof zum Goldenen Zepter, den auch der Freiherr von Stein bewohnte, traten hinter einem der Fenster auf unserem 4. Bild Jahn, Friesen, Körner und Lützow zur Bildung der schwarzen Freischar zusammen. Gewiß war ihr kriegerisches Wirken, unter der Lupe der Geschichte betrachtet, nicht das einer „wilden, verwegenen Jagd", sondern einer unausgebildeten und darum oft hilflosen Truppe. Aber der Geist, der den jungen Sänger sein Leben jubelnd hinlegen ließ, machte ihn zum preußischen Helden wie den hehren alten Mummelgreis Fichte, der in grotesker Uniform ein Spott für Berliner Kinder war. Auch die Kirche, in der die Lützower sich zum Tode weihen ließen, sehen wir und neben ihrem Altar Tafeln, die berichten können, daß die schwarzen Gesellen des Volksliedes ihren Schwur mit Blut zu besiegeln verstanden (Abb. 3).

Mit Blut bot der Preuße sein Gut. Nicht reich, nicht wohlhabend, nicht satt, nein, frei wollte er sein! Mancher von uns hat mit eigenen Augen Schmuckstücke gesehen, wie sie auf Abb 2 an der Wand hängen. Das Unterpfand ehelicher Liebe warf heißere Liebe zum Vaterland auf den Sammelteller. Das Silber vom Tisch, die Zier von Hals und Arm fiel hinterdrein. Später gab der Staat dafür Ringe aus Eisen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen." Eisen war der Preußenschmuck der Zeit, die als Siegeszeichen das eiserne Kreuz gebar. Doch die großen, oft rührenden Opfer, die Frauen um ihr Kopfhaar mehrten, fielen wie Tropfen auf heißen Stein. Unter den Waffen auf Abb. 7 sehen wir eine, die ihr Träger mit eigener Hand schmiedete. Der Staat war zu arm, um das Aufgebot kleiden und rüsten zu können. Die Landwehrleute trugen schlichtere Tschakos als jene der stehenden Truppen, die neben dem französischen Dragonerhelm liegen. Ein rohes, plattes Kreuz, aus Weißblech geschnitten, saß über der Stirn. Auf dem Leib hing ein dürftiger, dünner Rock. An Stiefeln fehlte es wie an Essen. Doch an Entbehrungen und Hungern war der Preuße gewöhnt. Hans David Ludwig von York, Stammherr der Grafen York von Wartenberg, sparte und darbte nach dem verfluchten schwarzen Kleds von Jena drei Jahre, bis er Frau und Kind in die Garnison Königsberg nachkommen lassen konnte, und bat, als er dem König seine Verabschiedung anheimstellte, um Pension „nicht etwa um sein sieches Leben zu fristen, sondern damit vier unmündige Kinder nicht auf die Barmherzigkeit guttätiger Menschen gestellt sind". Im Herrenhaus von Brechelshof (Abb. 11) fand der Sieger von der Katzbach nicht einmal Salz für die einzige Speise, die eben vom Feld geholten Kartoffeln. Bülow-Dennewitz klopfte beim Marsch durch die Mark hungrig an die Tür von Verwandten. Die Damen zuckten die Achseln und zeigten den leeren Gutshof: „Wir haben auch nichts zu essen, Vetter, aber was tut das, da du sagst, es gehe vorwärts und stehe gut."

Nur langsam ging es vorwärts und vorbei am Abgrund von Niederlagen. Auf dem Feld von Bautzen (Abb. 8 u. 12), zwischen den beiden Höhen, von denen Preußen und Franzosen auf den Gegner sahen, durfte Bonaparte wie bei Großgörschen sich noch des Sieges rühmen, aber freilich schon mit der ärgerlichen Frage: „Was, nach solcher Schlächterei keine Gefangenen, keine Geschütze und Fahnen?"

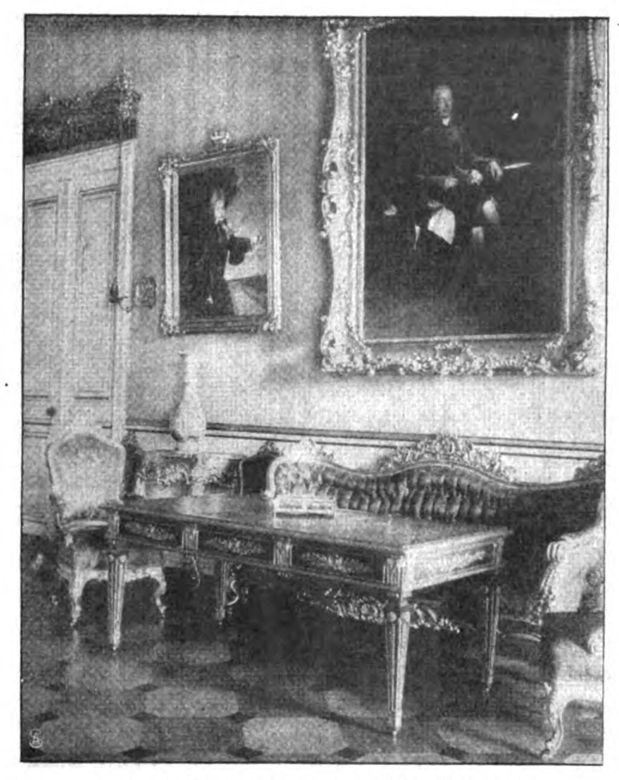
Nun erst fiel der Schlag an der Katzbach und beim Siegesmahl von Kartoffeln Blüchers Wort an den Hauptmann von Scharnhorst, einen Sohn des gefallenen Helden: „Er scheint mir ein Gourmand, daß er gar noch Salz dazu fressen will!"

Macdonald zog sich auf Löwenberg hinter den Bober zurück. Wir sehen den Kretscham, der Versammlungsort der Division Puthod war (Abb. 15). Von hier brach sie auf, die Preußen zu umgehen, und fiel nach vergeblichem Versuch, den Bober zu überschreiten, gefangen Langerons Russen in die Hände.

Inzwischen hatte Bülow — von dem ein liebender Bruder gesagt haben soll, daß er der Dümmste der Geschwister, aber der klügste preußische General sei — den Vorstoß Oudinots auf Berlin abgeschlagen. „Vor, nicht hinter Berlin sollen unsere Knochen bleichen", wird er nach der autoritativen Aeußerung des Generals Friedrich nicht gesagt haben, wohl aber rief er dem zum Angriff schreitenden heutigen Regiment Colberg zu: „Hinter uns liegt Berlin, vergeßt nicht, daß ihr Pommern seid!" Die Berliner waren tags zuvor in Erwartung einer Schlacht auf — das Tempelhofer Feld gewandert. Sie hörten den Kanonendonner von Großbeeren, aber haben auf dem Feld ihrer Rettung, auf dem wir links von der flach ansteigenden Höhe des Mühlenberges den neu errichteten schlichten Denkstein sehen (Abb. 14), wenig oder gar keine Zeichen ihrer Dankbarkeit niedergelegt.

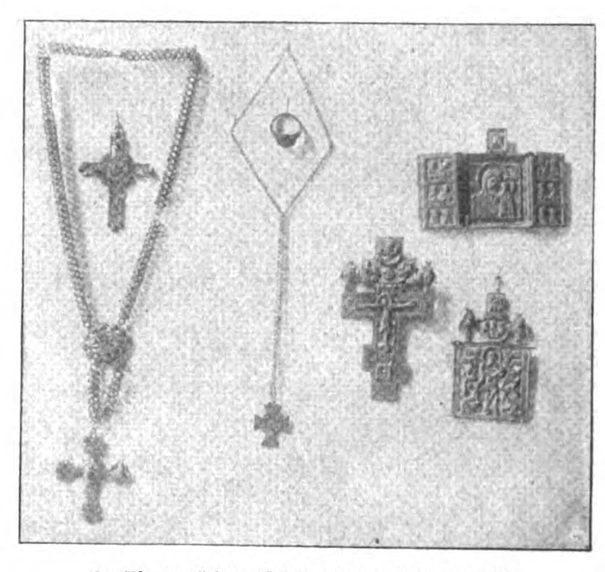
Endlich ging es über Wartenberg auf Leipzig. Dort wird das neue Jahr die Weihe des Denkmals der Völkerschlacht bringen. Schon jetzt erzählen auf der Wahlstatt Säulen, wo während der Gefechte die Monarchen (Abb. 13) und Bonaparte standen. War



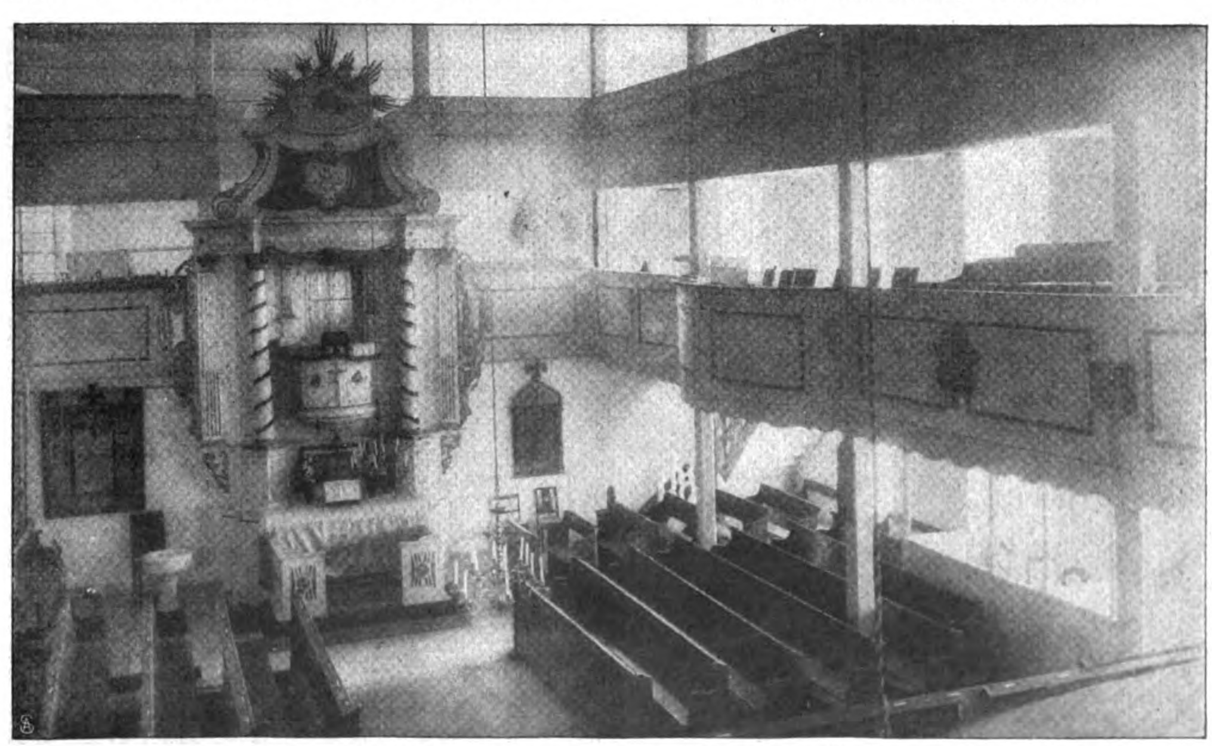


1. Der historische Tisch im Schloß zu Sagan,
an dem die Verhandlungen des Wiener Kongresses 1814 in Wien geführt wurden.

es nötig, daß deutsche Hände dem Korsen auf seinen Denkstein mit Hut und Degen die Zeichen der Trauer beim soldatischen Begräbnis legten? Wir haben Anlaß, nur mit heller Freude ohne Anflug von Mitgefühl auf den tiefen Fall des einst Hohen und Großen zurückzublicken. Als naives Zeichen verirrten nationalen Fühlens wollen wir darum nachdenklich das „historische Mobiliar" in dem von Bonaparte bewohnten Zimmer des Hotels de Prusse (sic) von Leipzig betrachten (Abb. 10). Sperren Franzosen ihren Handlungsreisenden in Ehrfurcht das Zimmer, in dem König Friedrich Wilhelm der Dritte in Paris wohnte? Hängen sie an die Wand des „à toutes les gloires de la France" geweihten Spiegelsaales in Versailles das Bild des vornehmsten Gastes, unseres großen Kaisers? Gewiß nicht, aber der Deutsche will neben dem „histo-



2. Eiserne Schmuckstücke aus dem Jahr 1813
mit dem Wahlspruch „Gold gab ich für Eisen".



3. Inneres der Kirche in Rogau, in der die Einsegnung der Lützowschen Freischar stattfand.

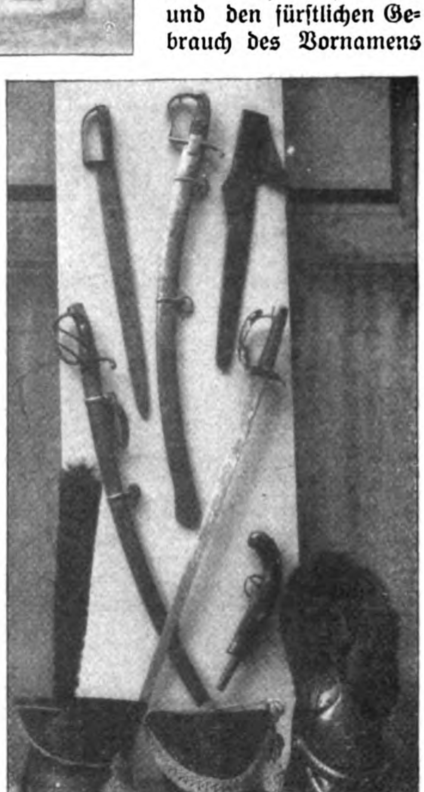


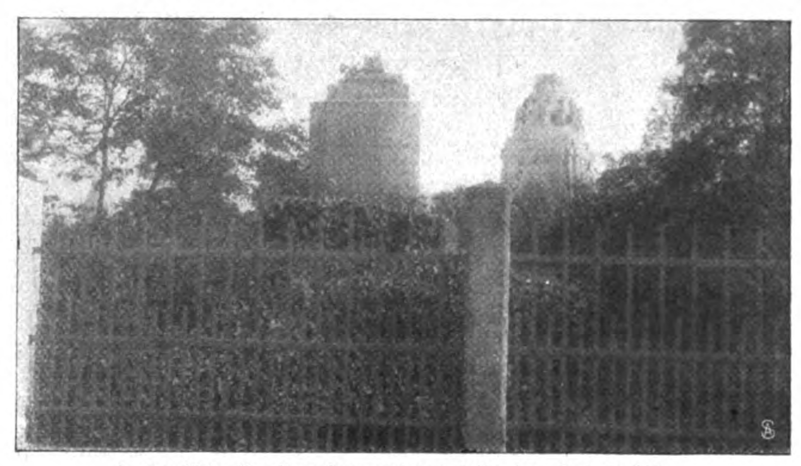


4. **Haus „Zum goldnen Zepter“ in Breslau,** in dem sich Lützow, Jahn, Th. Körner usw. zur Bildung der Lützowschen Freischar vereinigten.

rischen Mobiliar“ feuchten Auges auch das Konterfei des gestürzten Götzen bewundern. Es wäre schön, wenn wir im Jahr des Gedenkens mit der sentimentalen Schwärmerei für Bonaparte brächen und uns erinnerten, wie die Großväter von ihm dachten. Sie litten für uns und stritten für uns. Wir wollen die stolzen Erben auch ihres Geistes sein! Jenes Glas mit N und Kaiserkrone (Abb. 5) hat Bonaparte 7 Jahre als Feldbecher getragen. Im Schrecken soll es seiner Hand entfallen und zerbrochen sein, als er im August 1813 im Streckenbachschen Haus in Löwenberg vom Vorrücken der Oesterreicher auf Löwenberg hörte. Das N mit der Krone sprang heraus, und Kunde davon drang mit einem Raunen von Mund zu Mund ins Volk. Mit dem bösen Omen hatte der Herrgott im Himmel offenbart, er wisse mit jedem guten Preußen, daß der Usurpator kein Recht auf Krone und den fürstlichen Gebrauch des Vornamens


5. **Trinkglas Napoleons,** das er 7 Jahre lang benutzte, bis es in Löwenberg 1813 sprang, so daß ein Stück mit dem N und der Krone herausfiel.


7. **Deutsche und französische Waffen** aus dem Jahr 1813.


6. **Denkstein für Napoleon auf der Höhe der Tabakmühle,** von der Napoleon die Schlacht bei Leipzig leitete. Im Hintergrund das Völkerschlachtdenkmal.

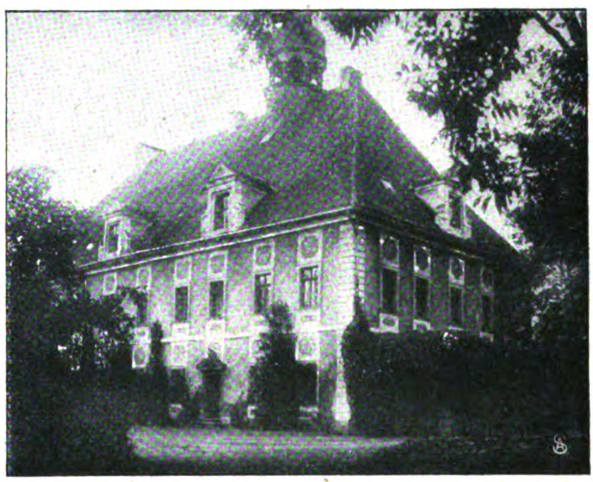

8. **Die Kreckwitzer Höhen, die Stellung der Preußen unter Blücher in der Schlacht bei Bautzen.**



9. Glogau und sein Schloß, in dem Napoleon vor und nach dem russischen Feldzug wohnte.



10. Einrichtung des Zimmers im „Hotel de Prusse“ in Leipzig, in dem Napoleon die letzte Nacht vor seiner Flucht nach dem Westen zubrachte.



11. Schloß Brechelshof, Blüchers Quartier vor und nach der Schlacht an der Katzbach.



12. Das Schlachtfeld von Bautzen: Die Höhen, von denen Napoleon die Schlacht leitete.



14. **Das Schlachtgelände von Großbeeren. Rechts der Windmühlenhügel mit dem Denkmal.**

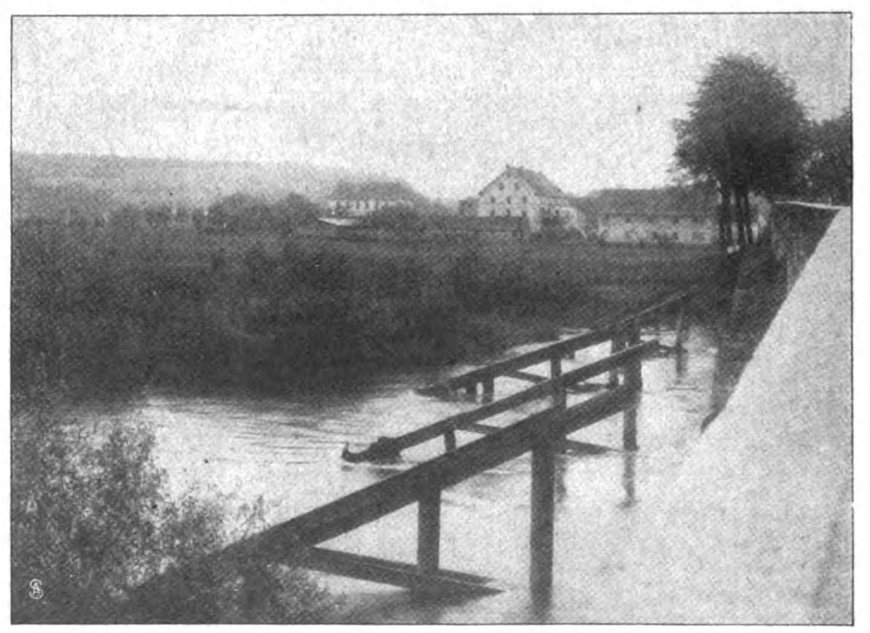


13. **Denkmal auf d. Monarchenhügel,** der Standort der drei verbündeten Herrscher, Kaiser Franz von Oesterreich, Zar Alexander I. und König Friedrich Wilhelm III., in der Völkerschlacht.



15. **Der Gerichtskretscham in Plagwitz, ein Zeuge der Schlacht am 21. August 1813.**

habe. Bonaparte nannten ihn die Großväter. Müssen wir ihm mit dem Vornamen Napoleon posthume Ehrung erweisen? Für den Engländer ist er immer Bonaparte und für den grundsätzlich den Gefallenen und Gewesenen, den „has been" verlachenden Yankee gar „Nap" gewesen. Deutsche hängen sein Bild an die Stubenwand. Es ist im kleinsten unserer Kunstläden zu finden. Wer aber in einem der größten der Reichshauptstadt nach dem Bild unseres alten Herrn fragt, erhält die Antwort: „Führen wir nich mehr, is schon zu lange dod!" Das ist ein Faktum und passiert.



16. **Das Schlachtgelände von Löwenberg am 21. August 1813, vorn der Bober.** Dahinter die Obermühle, von dessen Giebelfenster aus Napoleon den Kampf leitete, bis ihn die Blücherschen Granaten vertrieben.

Mit Genugtuung dürfen wir den Tisch im Schloß von Sagan sehen (Abb. 1). Er trägt zwar die Platte, an der während des Wiener Kongresses die Diplomaten unser Preußen verkaufen wollten, aber es ist auch die Platte, an der die Urkunde der Absetzung Bonapartes unterzeichnet wurde.

Der Denkzeichen und Merksteine aus der großen Zeit wird der Suchende genug finden. Blicken wir auf sie nicht mit eitlem Epigonendünkel, der sein Blatt vom Lorbeerkranz großer Ahnen heischt, sondern mit der Frage an das Gewissen, ob wir uns ihrer wert fühlen dürfen.

Ein fürstlicher Dichter.

Von A. von Aurich.

Hierzu 12 Aufnahmen von Boissonnas & Eggler, Bulla u. P. Schukow, St. Petersburg.

Unter den Palästen und Prachtbauten am herrlichen Newakai erhebt sich das Marmorpalais, schlicht und vornehm. Hier wohnt ein Fürst, an dessen Wiege sich die Musen begegneten, die ihn reich beschenkten. Poesie und Musik schauten ihm lächelnd ins Antlitz, und dahinter winkte die darstellende Kunst. Wäre Großfürst Konstantin nicht im Palast geboren, hätte die Welt viel von ihm geredet. Das große Talent und die vielseitige Begabung wären durch die Oeffentlichkeit gewachsen und von Erfolg zu Erfolg gezogen. So aber kennt ihn nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis. Das Leben draußen in der Welt mit seinem ewigen Kampf, der erst alles Große stählt und dehnt, bleibt jenen, die auf der Menschheit Höhen wandeln, leider unerreichbar...



Phot. Boissonnas & Eggler.

Großfürst Konstantin.

Phot. Boissonnas & Eggler.

Großfürstin Jelissaweta,

Gemahlin des Großfürsten Konstantin, geb. Prinzessin von Sachsen-Altenburg.

Großfürst Konstantin, der zweite Sohn des verstorbenen Großadmirals Konstantin Nikolajewitsch und seiner Gemahlin Alexandra, einer altenburgischen Prinzessin, hat seine große Begabung von seinem kunstsinnigen Elternpaar geerbt. Den Vater nannte der Volksmund nicht umsonst den „Klügsten von allen", er besaß außerdem ungemein viel Kunstverständnis und war ein vorzüglicher Cellospieler. Großfürstin Alexandra Josephowna, die fein musikalisch war, komponierte sogar mit Erfolg. Ihr „Titan" wurde oft in den Elitekonzerten von Pawlowsk während der Sinfonieabende gespielt. Kein Wunder, wenn sich in so kunstsinniger Umgebung die große Begabung des



Phot. C. O. Bulla.

Das Marmorpalais in St. Petersburg, Wohnsitz des Großfürsten Konstantin.



Phot. Boissonnas & Eggler.
Prinz Johann Konstantinowitsch,
ältester Sohn des Großfürsten Konstantin.

jungen Prinzen zu schönster Blüte entfaltete. Ganz besonders zog ihn die Poesie an, die Lyrik. Die Gedichte des Großfürsten sind unter den Anfangsbuchstaben K. R. (Konstantin Romanow) im Druck erschienen, wurden vielfach vertont, manche sogar vom Autor selbst als talentvollem Musiker. Daneben ist der Großfürst ein vorzüglicher Uebersetzer. So stammt von ihm die beste Hamlet-Uebersetzung in russischer Sprache. Wer das Glück hatte, den Großfürsten vor einigen Jahren den „Hamlet" auf der Bühne des intimen kleinen Theaters in der „Eremitage" beim Winterpalais spielen zu sehen, kennt das große Talent des Dichterfürsten auch auf schauspielerischem Gebiet.

Großfürst Konstantin ist ein selten glücklicher Gatte und Vater. Seine Gemahlin Großfürstin Elisabeth, ebenfalls eine Altenburger Prinzessin wie seine Mutter, ist von seltener Herzensbildung und Güte. Die verstorbene Schwiegermutter nannte sie nur den „Sonnenschein" im Palais. Ein Sonnenschein blieb sie auch ihrem Gemahl und der blühenden Kinderschar. Das Familienleben des Großfürstenpaars ist weit und breit als musterhaft und glücklich bekannt.

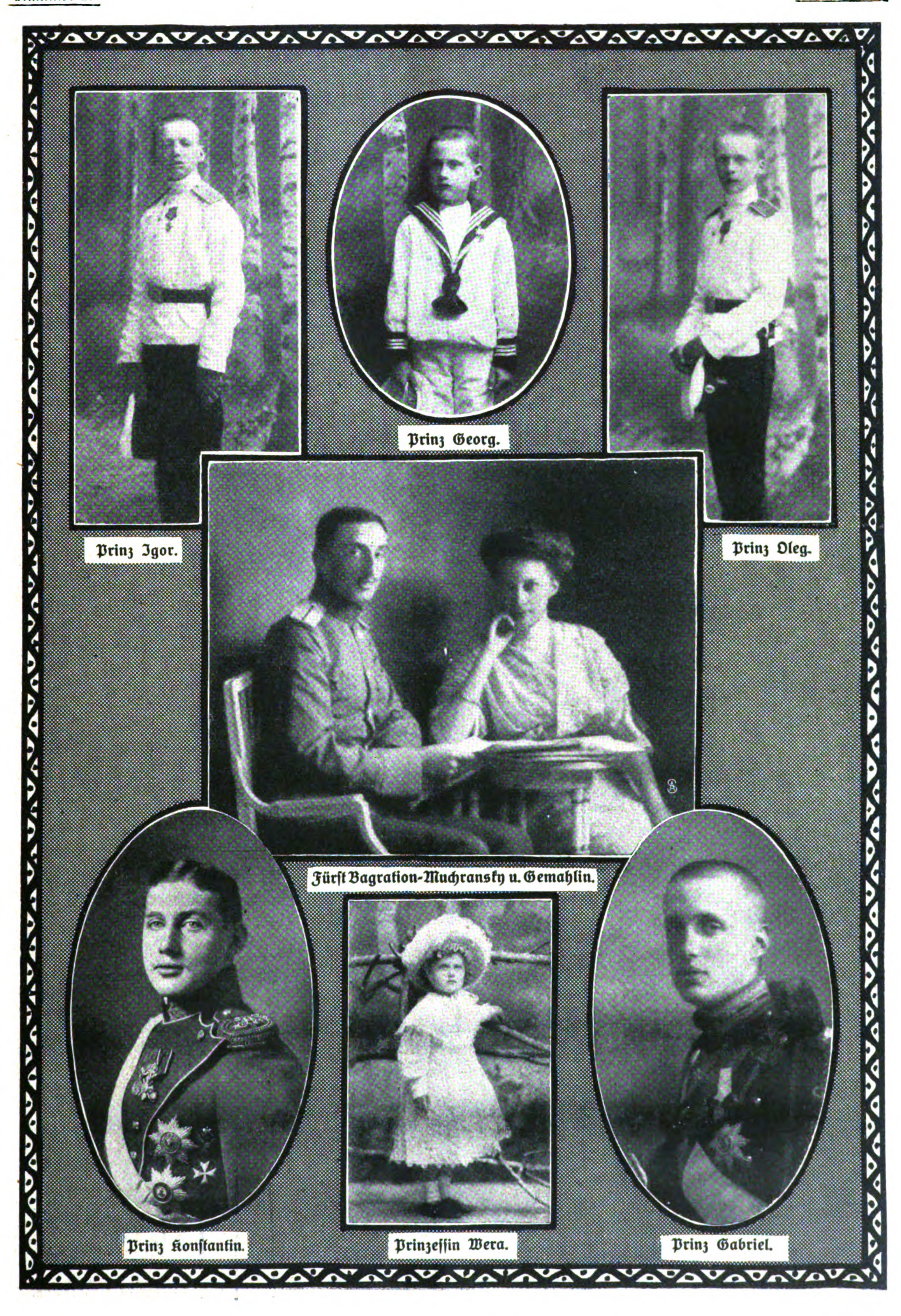
Die Ehe des Großfürsten Konstantin ist mit sechs Söhnen und zwei Töchtern gesegnet — alles gesunde blühende Kinder. Drei von den erwachsenen Söhnen dienen bereits in der russischen Garde, die andern drei jüngeren befinden sich noch im Kadettenkorps.

Zwischen Eltern und Kindern besteht das freundschaftlichste Verhältnis. Kein Zwang, kein Druck — jeder soll dem Zuge des Herzens folgen. Die älteste Tochter Prinzessin Tatjana verliebte sich in den schmucken Gardeleutnant Fürst Bagration-Muchransky. Die Eltern der Braut legten gegen den Herzensbund kein Veto ein und geleiteten freudigen Herzens das Paar zum Traualtar. Der älteste Sohn des Großfürsten Konstantin, Fürst Johann (die dritte Generation führt nicht mehr den Großfürstentitel) ist mit der serbischen Prinzessin Helene vermählt. Die junge Prinzessin ist erst vor kurzem vom Kriegschauplatz zurückgekehrt. Die Not und das Elend ihrer verwundeten Landsleute half sie als barmherzige Schwester lindern.

Die letzten Jahre brachten für den Dichterfürsten schwere Zeiten, er kränkelte an hochgradiger Nervosität, die erst neuerdings einer anhaltenden Besserung Platz machte. Großfürst Konstantin ist General der Infanterie. Als hochgebildeter Mann und feinfühlender Mensch wurde er zum Generalinspekteur sämtlicher Militäranstalten Rußlands ernannt. Die Schüler verehren ihn mit seltener Liebe und Anhänglichkeit. Das Einfache, Herzliche, das sein ganzes Wesen ausstrahlt, kann nur Liebe und Sympathien schaffen.



Phot. Boissonnas & Eggler.
Prinzessin Helene,
Gemahlin des Prinzen Johann Konstantinowitsch, geb. Prinzessin von Serbien.



Prinz Igor. Prinz Georg. Prinz Oleg.

Fürst Bagration-Muchransky u. Gemahlin.

Prinz Konstantin. Prinzessin Wera. Prinz Gabriel.

Ejub.

Skizze von Helene Böhlau.

Lore Brunquell, die prächtige Frau, von der ich vor vielen Jahren in meinem Roman „Im frischen Wasser" zu erzählen versuchte, die ihren Garten voller Lebensfreuden am Marmarameer hatte, nahe dem Schloß der sieben Türme, sagte zu mir, ihrer Nachbarin: „Wir gehen morgen früh nach Ejub." Ich wohnte mit meinem Mann und unserm Diener und Freund Iskender Kabuli im Hause zu den liebenden Händen, das auf der mächtigen, zerklüfteten Umfassungsmauer von Konstantinopel erbaut war und hinaus auf das Meer blickte.

Und wir gingen nach Ejub. Was Lore Brunquell wollte, das geschah unter allen Umständen. Es war im Ramasanmonat, in dem die Moslem nachts leben und plaudern, essen und trinken und am Tage fasten. Dazu war es Mai. Vom Schwarzen Meer wehte ein kräftiger, lebendiger Hauch. Wir wanderten durch den Basar. Unvergeßlicher Duft! Aus unendlichen Gerüchen verschmolzen, steigt er aus all den wohlverwahrten, parfümierten Herrlichkeiten, die in den engen Ladenhöhlen liegen. Beschaulich saßen die türkischen Kaufleute, denn die Tage des Ramasanmonats sind beschwerlich. Nicht essen, nicht trinken, nicht rauchen, ja selbst den Speichel verschluckt ein guter Moslem nicht mit reinem Gewissen.

Die Griechen, Juden und Armenier waren desto lebendiger, ließen keinen Vorübergehenden in Ruh, bedrängten einen jeden mit Schreien und Anpreisen. „Verfluchte Völker!" sagte Lore Brunquell. „O ihr Teufel mit eurem Geschrei! Leicht ist es, zu fasten, wenn alles fastet; aber so mitten in der Versuchung, alles trinkt Kaffee und raucht! Sie sind eben nicht bei sich selbst daheim, die armen Türken. Hier beim Griechen trinken sie während des ganzen Ramasans noch einmal so viel und noch einmal so guten Mokka wie sonst — diese Bestien! Was so eine türkische Nase im Ramasan für ein Held ist! Nicht auszudenken!"

Nun gingen wir durch den Gewürzbasar. — Dort war heilige Stille, die Verkäufer schienen meistens Türken zu sein. Die berauschenden Gerüche schläferten die hungrigen Faster ein. Die Nachtigallen in den dunkeln vergoldeten Lädchen, die unter den hohen Gewölben wie Beichtstühle eingebaut sind, schmetterten und flöteten aus der Dunkelheit heraus, die so schwer duftet, und draußen vor dem mächtigen eisernen Tor des Basars schimmerten Rosen vom Blumenmarkt herein.

Wir ließen uns in einem Kaik über das bewegte Goldene Horn fahren nach Ejub, dem heiligen Ejub. Möwen schaukelten sich auf dem blauen Wasser, die ganze Umgebung erschien unwahrscheinlich schön. Eine unbeschreibliche Frische und Heiterkeit lag über der sich auf Hügeln aufbauenden Stadt, den ragenden Moscheen, den dunkeln Zypressen. Hier ruhte nicht Schiffskoloß an Schiffskoloß wie jenseit der großen Brücke. Das Kaik flog wie ein Pfeil, die Wellen tanzten.

„Wir fahren zu einer großen Sünderin", sagte Lore Brunquell, und ihre Augen lachten, die feinen Fältchen um den Mund bewegten sich leicht. Ich sah sie an, die Frau war wie von der Heiterkeit ihrer Umgebung ganz durchdrungen; ihr charaktervolles Gesicht so frisch und fest, die braunen Augen lachend, das graue Haar, den Hut hatte sie abgelegt, war in einen kleinen, strammen Knoten geschlungen. Aber Löckchen stahlen sich vor. Sorglos und fröhlich saß sie auf dem Boden des Kaiks. In ihrem schönen Garten am Marmarameer, unter ihren sanften türkischen Freunden, war sie gealtert wie ein schöner, starker Baum, der in die Sonne seine vollen Zweige reckt, auf denen die Vögel nisten und singen. Ein liebes, herrliches Geschöpf.

„So!" rief sie, als wir gelandet waren, „nun schauen Sie! Solche aus der lieben Erde gewachsene Heiligkeit lasse ich mir gefallen. Es ist das geheimnisvolle seelische Wesen dieses Volkes, was sich Ihnen hier offenbart, nicht Kunst, nichts Gewolltes."

Wir gingen unter hohen Bäumen, Platanen und Sykomoren. Die ungeheuren Massen des Laubes ließen die Luft grün schimmern, wie ich es nie vordem gesehen hatte. Die runden Sonnenbilder zitterten über den Grabsteinen, große, säulengetragene Grabmäler ragten auf. — Dunkle Zypressen hoben sich schlank über die Laubbäume, schöne Gitter um heilige Grabsteine, an deren feinem Eisenwerk die frommen Beter kleine Streifen von ihren Kleidern gerissen und angeknüpft hatten, so daß manche der Gitter ganz bunt befiedert erschienen.

Wir gingen auf breiten, tiefschattigen Straßen. Eine marmorschimmernde, mächtige Moschee lag vor uns. Grünleuchtender Vorhof. Die Sonne schien durch die vollaubige Krone der Platane, die hoch über die Umfassungsmauer ragte, weiße Tauben flatterten. Ein stummer Wächter mit blankgezogenem Schwert stand vor der hohen, mit einem herrlichen Teppich verhangenen Pforte der Moschee, feierlich und unnahbar.

„Kein Andersgläubiger darf hier gottlob eintreten", sagte Lore Brunquell. „Widerlich sind mir die kalten Schnauzen, wenn sie in fremden Heiligtümern schnüffeln. Er soll nur da stehen mit seinem Schwert! Das Schwert gehört zum Heiligtum. Ich vermisse es auch bei jedem einzelnen Menschen, falls er nämlich ein Heiligtum hat."

Wir kamen an niederen, silbergrau schimmernden Holzhäusern vorüber, immer im grünluftigen Wald, der sich über Grabdenkmäler wölbt. In Rosengärten standen diese Häuser, über die Mauern schauten Feigenbäume, Lorbeer drang mächtig in den blauen Himmel ein.

Man ging wie in einer andern Welt. Eine Stille sondergleichen! Nur die Vögel sangen, und vom Goldenen Horn drang hin und wieder das heulende Rufen einer Sirene in dieses grünschimmernde Geheimnis hinein, ohne die Ruhe zu stören.

Seit Jahrhunderten schliefen hier die edelsten des Volkes: Gewaltige, Reiche, Heilige, Große aller Art mit ihren vornehmen, zarten Frauen.

Aus den Häusern und Gärten drang kein Laut über die Mauern. Alles schien hier der Ramasannacht entgegenzuschlafen.

Es war schon gegen sechs Uhr gewesen, als wir hier landeten. Der Sonnenuntergang näherte sich.

Und nun begegneten wir bald Frauen und Kindern und schwarzen Sklavinnen mit Bündeln und Körben, über die rosa Schleier gebreitet waren. Wir sahen auch, wie es um manchen der aufrecht stehenden Grabsteine sich regte. Da saßen weiß verschleierte Frauen in bun-



ten Gewändern, da spielten Knaben im Halat und runden Fes und kleine Mädchen in weißen, zarten Kittelchen mit weißen, gestirnten Schleiern über den Kopf, wundervolle Geschöpfe. Sie spielten würdig, wie türkische Kinder es tun, und lautlos.

Die schwarzen Dienerinnen, ganz in weiße Stoffe gehüllt, kramten in Körben und breiteten Tücher aus. Wie Blumen waren die türkischen Frauen in ihren hellfarbigen Gewändern. Sie liebten es, im Ramasan ihre Mahlzeit im Freien zu halten, und besonders an den Gräbern ihrer Familie unter den hohen Zypressen und Platanen.

Auch vor den Häusern, die keinen Garten hatten, sahen wir jetzt, wie von schwarzen Dienern oder Dienerinnen wieder runde Tische vor die Tür gestellt wurden und Teppiche oder kleine strohgeflochtene Hocker. Man bereitete ein Fest vor, wohin man sah. Die Stille aber wurde dadurch nicht unterbrochen. Lautlos brachte eine Frau Blumen in Gläsern und stellte diese auf den zierlichen Tisch vor dem Haus.

In den Gärten sah man Bewegung zwischen den Zweigen.

Die grünen Mehlspeisenlädchen wurden geöffnet, und die Schüsseln mit all den köstlichen türkischen Milchgerichten leuchteten von ihren weißen, reinlichen Brettern. Ein zarter Rosenduft entströmte jedem Gericht, denn es war reichlich mit Rosenwasser begossen.

Um eine hohe Riesenplatane waren dicht Rosenblätter gestreut, und aus dem hohlen Stamm schimmerten auch auf hellen Brettern an dem dunklen Baumrand weiße Schüsseln, und um den Stamm standen die strohgeflochtenen Hockerchen. Ein alter, weißbärtiger Türke in grünem Halat saß vor seinem hübschen Gasthaus „In der Platane“ und spielte mit Rosenblättern, die er von einer Hand in die andere gleiten ließ — und wartete auf den erlösenden Kanonenschuß, der das Sinken der Sonne verkünden würde — und das Aufflammen des Lebens, das Ende wieder eines Fasttages.

„Aber die Sünderin?“ fragte ich Lore Brunquell.

„Herrgott ja,“ sagte die, „das unverschämte Frauenzimmer! Ich habe eine Besorgung bei ihr zu machen. Wir müssen hin.“

Ein türkisches kleines Haus! — Welch ein Zauber bewegt mich da! Ein Gärtchen haben sie fast alle, Lorbeerbüsche, Rosen, Glyzinen, eine grüne Tür mit einem bronzenen Klopfer, silberschimmernde Holzwände, silberschimmerndes Dach, die Fenster des Haremliks, des Frauengemachs, oder der Gemächer kunstvoll holzvergittert, auch silberfarben verwittert jedes Haus. So arm es sein mag, eine liebliche Heimat, innen mit goldfarbenen Matten belegt, staublos und nach Frische duftend, eine kleine Welt für sich, den andern Häusern entrückt, wie mit Geheimnis umgeben; auch das der Sünderin, vor dem Lore Brunquell und ich jetzt standen. Rings herum ein kleiner unmauerter Garten.

Kein Auge und keine Nase konnten da eindringen. Lore Brunquell klopfte an die Haustür. Ein junges, frisches Weib machte ihr auf, in weißer Nachtjacke, schwarzem Rock und Pantoffeln. Ihren Oberrock hatte sie über den Kopf geschlagen und hielt ihn mit den Zähnen zusammen, wie es die Türkinnen aus dem Volk tun, wenn sie geschäftig sind und sich verschleiern wollen.

„Ja! Sie!“ rief die Frau lachend und erfreut, und der leichte Rock fiel herab. „Sind die Würschte ausgegangen?“ fragte sie, für mich sehr überraschend.

Lore Brunquell wandte sich zu mir: „Das ist meine gute Freundin, eine recht leichtsinnige Person, ihr Mann ist nicht besser. Ein guter Türke ist er zwar geworden und sie eine gute Türkin — — aber, aber — vom Schweinefleisch lassen sie nicht und auch hier nicht, im heiligen Ejub — und was das schlimmste ist, sie bieten allerhand Gesindel Unterschlupf. Das glauben Sie nicht, die Frau von Kerim-Pascha, die eine Ungarin ist, und noch so manche von nicht mohammedanischer Herkunft pilgert nach dem heiligen Ejub, um hier im Häusel Greuel zu treiben und heimatlichen Speck, Wurst oder gar ein Schweinsöhrl mit einem Kraut zu essen. Das Hammel- und Hühnerfleisch ist einem, der's nicht gewöhnt ist, fad auf die Dauer. Und trotz dem Tempelwächter mit dem scharfen Schwert geht das Geschäft hier nicht übel. Sie wissen, kein lebendes Schwein darf nach Pera oder Galata zu seinen Verehrern — und in ein türkisches Viertel! Herrgott noch einmal, wenn sich da auch nur ein Würstchen sehen lassen würde!“

Das junge Weib lachte, führte uns in das mattenbelegte Haremlik, ein von Rosenöl duftendes Stübchen.

„Ja,“ sagte Lore Brunquell, „von der Zervelat hätte ich gern wieder eine. Nirgends ist sie so gut. Wo holt er sie nur her?“

„So einer von der Tabakregie,“ entgegnete das Frauchen, „der ewig nicht heimkommt, hat seine Schleichwege. Wenn nur die Hunde nicht wären, die erschnüffeln sogar zwischen Tabak das kleinste Würschtel! Ja, ja, leicht ist das bissel Nebenverdienst nicht.“

Man sah, sie war eingerichtet, Gäste zu empfangen und zu bewirten, und zwar verwöhnte. Ein blütenweißes Tüchelchen aus Brussa wurde auf den kleinen Tisch gebreitet, und wir bekamen einen weißen, sehr wohlschmeckenden Käse, ganz unter Rosenblättern versteckt, auf zierlichen Glastellern verzuckerte Früchte und verzuckerte Veilchen, weißes, zartes Brot und Fruchtsaft. Die junge Frau selbst hielt das Ramasanfasten.

Lore Brunquell neckte sie mit ihrem strafbaren Lebenswandel und bat sie, ihre Schatzkammer zu zeigen. Sie wollte sich eine schöne, ehrliche Zervelatwurst darin aussuchen.

Die Frau führte uns in ein dämmriges Kämmerchen, das so stark nach Lavendel, Jasmin und Rosenwasser duftete, daß niemand, auch mit der feinsten Nase nicht, geräuchertes Schweinernes hätte wittern können. Aber in einer eisernen Kiste, die mit Lavendelbüschen verdeckt war, lagen einige Prachtexemplare von Würsten.

„Hier, diese Königin will ich.“ Lore tippte eine mit ihrem Sonnenschirm an. „Nun, und wie geht's mit dem Salbenhandel?“

„Seit ich alles hübsch schwarz färbe, wie Sie mir geraten, geht's recht gut. Die Türkinnen haben doch kein Vertrauen zu einer Arznei, wenn sie nicht nach was aussieht.“

„Ein jedes Ding will seinen Corpus haben“, sagte Lore.

Ich sah auch allerhand Büchsen und Büchschen stehen und Flaschen mit kohlschwarzem Inhalt und feuerroten Kappen und großen roten Zettelschwänzen daran.

„Was für Heilmittel haben Sie denn?“ fragte ich.

„Glyzerin und Natron, Rhabarber und Kamillenöl, so dergleichen“, sagte das kleine Weib ernsthaft und fast wissenschaftlich.

Lore Brunquell aber hatte ihre Wurst, um derentwillen sie den weiten Gang gemacht.



Diese brave Wurst wurde mit Rosenöl kräftig eingerieben, in Lavendel gebettet, mit Jasmin überstreut, in zwei Teile geschnitten, um weniger durch ihre Gestalt aufzufallen, mit rosa Tarlatan umwunden, mit blauem Glasperlen und Kampfer behangen, was gegen den bösen Blick gut sein soll, in Lore Brunquells Korb gepackt, um so ihre gefährliche Reise durch die Ramasannacht in Stambul anzutreten.

Das Stübchen war so friedlich, so duftend und unschuldig. Die Fenster blickten in den heiligen Hain mit seinen verehrungswürdigen Gräbern, seinen gewaltigen Platanen, Sykomoren und Zypressen. — Und jetzt klang der Kanonenschuß, der das Sinken der Sonne verkündete.

Wir nahmen Abschied und traten durch die Gartentür hinaus in die Heiligkeit.

Vor den Türen saßen Männer beim Abendmahl, dem ersten Mahl des Tages. Die Lichter brannten, obgleich es noch hell war, auf den blumengeschmückten Tischen. Von den Minaretten klangen die Gebete — um die Grabsteine bewegte es sich. Die Frauen saßen wie große Blüten um die ausgebreiteten Tücher, auf denen allerhand Herrlichkeiten, soweit man von der Ferne sehen konnte, zu bemerken waren, schöne Krüge und Pyramiden von kleinen, farbigen Kuchen. Es duftete auch lieblich nach gebratenem Hammelfleisch, das eine schwarze Dienerin an einem winzigen Spieß, der mit Thymian und kleinen Fleischstücken besteckt war, über einem Kohlenfeuerchen briet, das in einer Art Schränkchen glühte. Zartes Lachen, weiche Kinderstimmen unterbrachen die Stille über den Gräbern, und Zigarettenrauch bildete bläulichen Duft an dunklen Stämmen.

Der alte Türke hatte Gäste bekommen. Um seine Platane saßen jetzt ehrbare kleine Türkenbuben und -mädchen, jedes ein Schüsselchen vor sich. Und alle aßen würdig und wohlgesittet und ließen es sich köstlich schmecken. Ihre Laternchen standen schon brennend vor dem Eingang in dem hohlen Baum.

So gingen wir mit unserer in rosa Tarlatan gehüllten Wurst wieder an der heiligen Moschee vorüber, an deren Eingang der Mann mit dem blank gezogenen Schwert stand, fuhren über das Goldene Horn, und die kurze Dämmerung sank herab. Die Tausende von Lichterreifen, die in den Ramasannächten um die Minarette brannten, leuchteten, als schwebten goldene, funkelnde Kränze in der Luft.

Die Ramasannacht umgab uns mit all ihren Märchengestalten, ihren Reitern aus „Tausendundeiner-Nacht“ auf herrlichen Pferden, ihren zartlachenden Frauen und den weißgekleideten Mädchenkindern in offenen Schleierchen, die in langen Reihen jede mit ihrem brennenden Laternchen gingen — alle unangefochten, behütet und beschirmt von jedem, doch kaum angeblickt, nicht angeredet. In allen Häusern Gäste — überall freie Tafel — doch kein Betrunkener, kein rohes Lied, kein freches Wort — kein Streit — kein übler Geruch. Um die blumenbekränzten Tische vor den Häusern Männer in ruhigem Gespräch und sanfte vornehme Heiterkeit, wohin man blickte — ein schönes, vornehmes, wohlerzogenes Volk, das in einer Riesenstadt ein nächtliches Fest feiert — Nacht für Nacht einen Monat lang — keine Polizei, keine Vorkehrungen, Radau zu unterdrücken — nirgends Unordnung oder irgendwelche Ausschreitung; ein Volk, das seinesgleichen sucht unter allen Völkern Europas und es nicht finden wird.

Armes Volk!

Welche Wunder an Lieblichkeit und Schönheit tauchen mir aus der Erinnerung auf, wenn ich an diesen einen Gang nur nach Ejub denke, welche Fülle von Erlebnissen und Eindrücken — und wir hatten nichts getan, als waren ausgegangen, weil Lore Brunquell sich eine ordentliche Zervelatwurst hatte holen wollen.

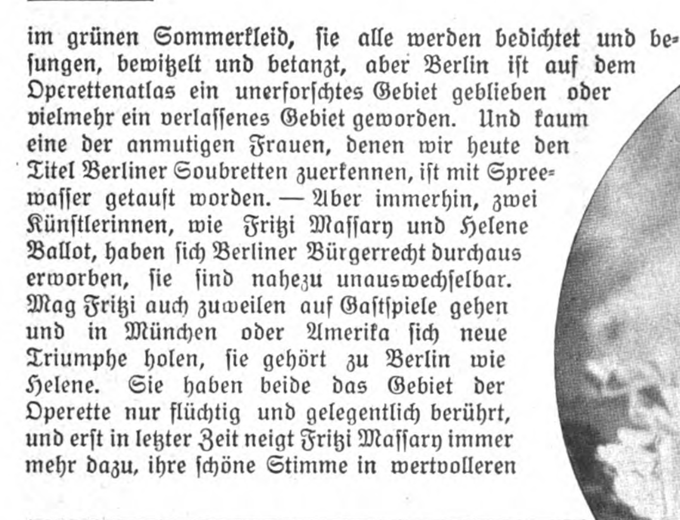
Berliner Soubretten.

Von Paul Felix. — Hierzu 12 Aufn. für die „Woche“.

Man weiß nicht recht, ob das rasche Aufblühen unserer Berliner Unterhaltungsbühnen einem Nachlassen der ernsten dramatischen Produktion zu verdanken ist, oder ob die Freude des Publikums an leichter Unterhaltung das ernste Theater in seiner Entfaltung gehemmt hat. Eine Verschiebung der früheren und vielleicht gesunderen Verhältnisse ist jedenfalls zu konstatieren, und wir sehen ihren tiefsten Grund vielleicht darin, daß der Großstädter nach harter Tagesarbeit immer stärker den Wunsch empfindet, im Theater ein leichtes Vergnügen zu suchen, das seinem Ohr gefällige Melodien, seinem Auge farbenreiche und amüsante Bilder bietet, ohne seine geplagte Seele in Mitleidenschaft zu ziehen. Und während auf der einen Seite zweifellos die Opernkomponisten und die tragischen Dichter unserer Zeit es an der Schlagkraft vermissen lassen, die ein widerstrebendes Publikum zu ihnen zwingen könnte, entsendet die heitere Muse eine Armee anmutiger Gestalten, gegen die der griesgrämigste Beurteiler nur schwer aufkommt. Denn hier handelt es sich nicht mehr darum, die Leistung streng gegeneinander abzuwägen. So lange weiblicher Reiz sich mit einer hübschen Stimme, einer Begabung für drollige Grazie verbündet, wird der strengere Betrachter seine Waffen ruhen lassen und mit dem übrigen Publikum harmlos sich freuen, lachen und dankbar klatschen.

Berlin ist eben die Stadt der unablässigen, vielleicht aber auch der kühlen und planmäßigen Arbeit geblieben, und der Reichshauptstädter, der früher seinen drastischen Witz zu einiger Berühmtheit bringen konnte, ist heute kaum mehr auf der Höhe seines Humors. Die Berliner Posse ist trotz einzelner und auch geglückter Wiederbelebungsversuche untergegangen, und mit der Berliner Posse verschwand auch die eigentliche Berliner Soubrette. Spezifisch berlinisch ist nur noch die Revue des Metropoltheaters, und im übrigen ist die ideale Stadt einer deutschen Leichtlebigkeit und Ausgelassenheit Wien geblieben. Merkwürdig genug! In den zahllosen Operettenwerken, die bei uns zu Ehren gelangen, ist kein einziges, das sich Berlin zum Schauplatz der Handlung gewählt hätte. Wien und Paris, der Balkan und Spanien, die Hochgebirgswelt in schneeiger Pracht und





im grünen Sommerkleid, sie alle werden bedichtet und besungen, bewitzelt und betanzt, aber Berlin ist auf dem Operettenatlas ein unerforschtes Gebiet geblieben oder vielmehr ein verlassenes Gebiet geworden. Und kaum eine der anmutigen Frauen, denen wir heute den Titel Berliner Soubretten zuerkennen, ist mit Spreewasser getauft worden. — Aber immerhin, zwei Künstlerinnen, wie Fritzi Massary und Helene Ballot, haben sich Berliner Bürgerrecht durchaus erworben, sie sind nahezu unauswechselbar. Mag Fritzi auch zuweilen auf Gastspiele gehen und in München oder Amerika sich neue Triumphe holen, sie gehört zu Berlin wie Helene. Sie haben beide das Gebiet der Operette nur flüchtig und gelegentlich berührt, und erst in letzter Zeit neigt Fritzi Massary immer mehr dazu, ihre schöne Stimme in wertvolleren

Marie Ottmann.



Gesangspartien zu verwerten; sie hat besonders auch in Offenbachschen Operetten, so als schöne Helena, Triumphe gefeiert. Aber sie wird es den Berlinern nicht übelnehmen, wenn sie ihnen in erster Linie als der glänzende Metropolstar gilt. Helene Ballot hat sich mit ihrer unverwüstlichen Laune einen unbestrittenen Sonderplatz erobert. Sie ist der Typ der Soubrette ohne Stimme. Aber diese Stimmlosigkeit ist fast die Quelle ihres Erfolges geworden, und was sie an Selbstparodie zu leisten vermag, ist ein Stück echtesten Künstlerhumors.

In letzter Zeit haben sich Lisa Weise und Susanne Bachrich rasch in die Herzen der Berliner eingesungen. Frau Weises besonderes Kennzeichen ist ihr ungestümes zappliges Temperament, das ihr keinen Augenblick erlaubt, auf einer Stelle ruhig zu stehen,





Susanne Bachrich-Körber in ihrem Heim.



Vilma Conti.



Helene Ballot.

Susanne Bachrich aber siegt stets durch ihre sehr hübschen und wohlgebildeten Stimmittel — sie war ja ein geschätztes Mitglied der früheren Komischen Oper.

Die eigentliche Wiener Operette hat in Marie Ottmann, Mizzi Freihardt, Phila Wolff, Vera Schwarz und Vilma Conti ihre liebenswürdigsten und sanges-



Martha Kriwitz.



Lisa Weise.





Fritzi Massary auf einem Spaziergang im Berliner Tiergarten.



Vera Schwarz.



Mizzi Freihardt.





Käthe Dorsch. Phot. Weise.

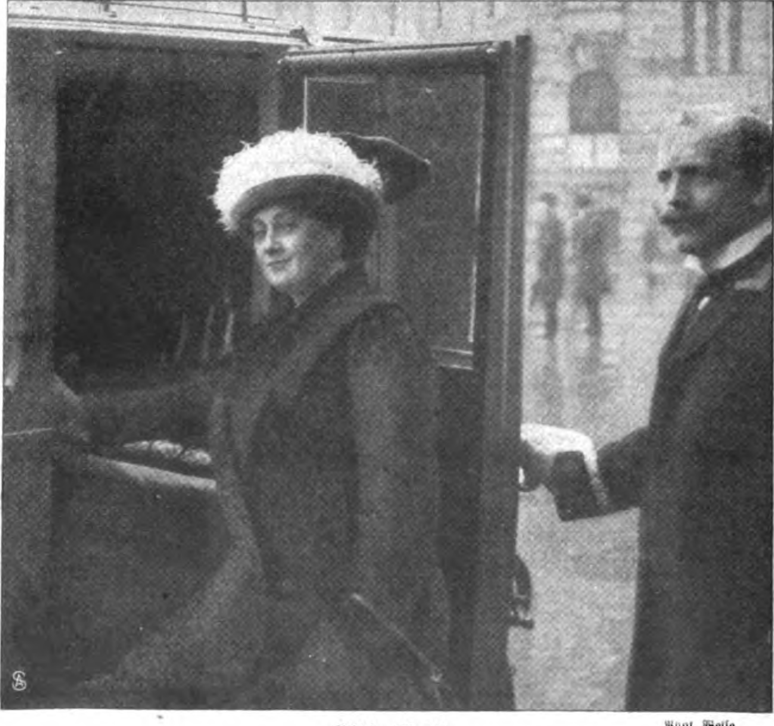
dern so, wie sie sich am liebsten geben, wenn ihnen die Theatersorgen fern sind. Wir sehen Fritzi Massary mit ihren Hündchen fröhlich durch den Tiergarten spazieren, Frau Bachrich widmet sich liebevoll der Pflege ihres Sprößlings, Martha Kriwitz hat das unschuldige Spiel mit Puppen aus ihrer Kinderzeit in ihre Künstlerschaft hinübergerettet und vergnügt sich damit, ihre kleinen Lieblinge sehr modern anzupußen. Nicht ganz so harmlos ist das Spiel, das sich Mizzi Freihardt zur Lieblingsbeschäftigung auserkor — sie liebt die Karten über alles, und wer den glückbeschiedenen Weg kennt, der die kleine Münchner Choristin zu einer ersten Position auf der Berliner Operettenbühne geführt hat, wird ihr recht geben, wenn sie rückhaltlos dem Glück vertraut. Ihre anderen Kolleginnen tun das wahrscheinlich nicht minder, indem sie sich vom Kartenspiel fernhalten, und vielleicht ist das sogar der sicherere Weg. Jedenfalls laufen alle die liebenswürdigen Künstlerinnen, die ihren Tag oder doch ihre freien Stunden am Flügel oder in der Chaiselongueecke verträumen, keinerlei Gefahren, sondern bereiten sich durch weise Schonung auf die alltäglich neu zu lösende Aufgabe vor, die einheimischen Berliner wie die Fremden durch ihre Munterkeit und ihren Humor zu zerstreuen.



Lizzi Latour. Phot. Weise.

kundigsten Botschafterinnen, und dankbar sei auch der Damen Lizzi Latour, Käthe Dorsch und Martha Kriwitz gedacht, die mit frohsinniger Laune und Grazie in Berlin ihres Amtes als Sorgenvertreiberinnen walten.

Wir geben heute unsere Künstlerinnen nicht in einer ihrer Bühnenrollen, son-



Phila Wolff. Phot. Weise.



Winter auf dem Semmering.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 8 Aufn. von H. Schuhmann.

Der Wiener hat den Semmering! Neidvoll hört man diesen Ausruf aus dem Mund mancher Ausländer, die die Semmeringfreuden einmal, wenn auch nur flüchtig, gekostet haben. Kaum eine Stadt der Erde hat einen so prächtigen Besitz; die schönste Alpenbahn führt in zwei Stunden von der Kaiserstadt hinauf ins Hochgebirge. Keine andere ist so abwechslungsreich an Ausblicken in die Ebene, in sanfte Täler und wilde Schluchten. Der herrlichste Punkt liegt wohl in der Mitte, dort, wo die Feste Klamm den Vordergrund beherrscht — das ist der Punkt, wo Kaiser Franz Josef in früheren Jahren den Zug immer halten ließ, um diesen Anblick recht genießen zu können. An der Schwelle der Steiermark auf einer Paßhöhe ist der Semmering hingelagert. Er empfängt immer: Frühling oder Herbst, Sommer oder Winter. — Wie herrlich sind aber auch die weißen Stunden im beschneiten Fichtenwald. So hat der Semmering besonders im Winter seine Freunde. Da zählt er fast unausgesetzt seine Künstlerkolonie; namentlich Sänger und Sängerinnen nützen ihre freien Tage, um ihre Stimme in dieser reinen, milden Höhenluft zu stählen. Josef Kainz, der Unvergeßliche, war bis an sein Lebensende ständiger Gast des Semmerings, den er so sehr liebte, daß er oft nur für wenige Stunden hinauffuhr. Dort traf er meist zweimal im Jahr mit einem andern Getreuen, der nun auch hinübergegangen ist, mit Otto Brahm, zusammen; oft gesellten sich zu dieser Gruppe Arthur Schnitzler, Hofmannsthal, Felix Salten, und während die Tagesstunden zu hübschen Spaziergängen mit anregendem Gespräch benutzt wurden, gab es wiederholt des Abends in der Stube Otto Brahms die Vorlesung neuester Schöpfungen Wiener



Die Meierei im Fichtenwald.



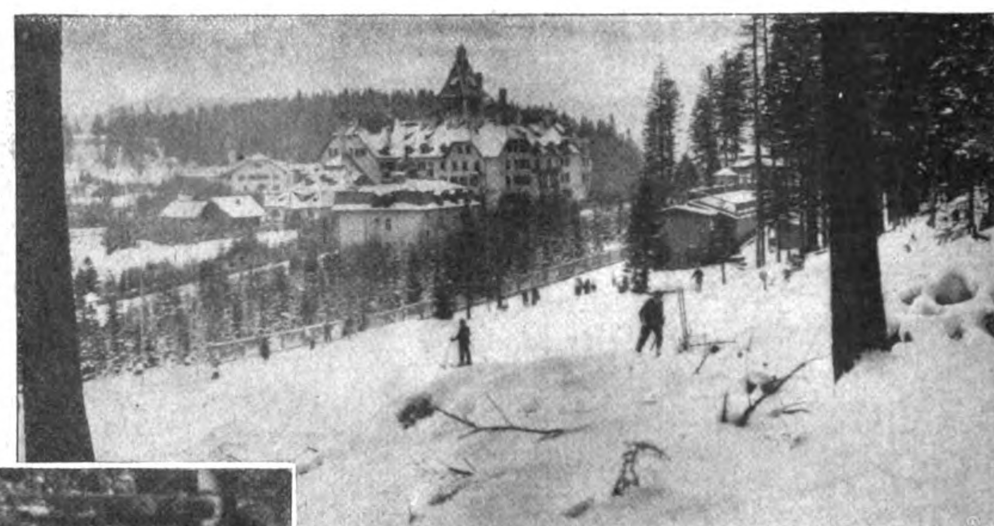
„Schlitten gefällig?"

Sportkameradschaft.

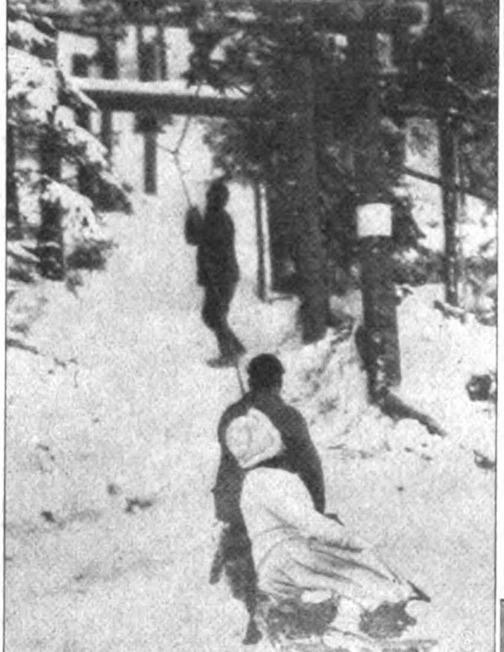


Autoren aus dem Manuskript. Freilich bedurfte es langer Zeit, bis der Semmering auch für die Freuden des Winters entdeckt wurde.

Keine zwei Dezennien sind es her, da gab es eigentlich nur wenige bescheidene, mäßigen Ansprüchen genügende Gasthöfe. Wer damals an



Sportplatz am Fuß des Sonnwendsteins.



Elektr. Drahtseilbahn für Bobsleighs auf den Sonnwendstein.

einem Dezember- oder Januartag die Höhe des Semmerings zu ersteigen versuchte, über den schüttelten die Leute die Köpfe und schalten ihn einen Narren. Du liebe Zeit, wie schön und gemütlich einte uns, eine winzig kleine Gemeinde, der Christabend im Fichtenwald! Wie sorgsam und aufmerksam bereitete uns der gegenwärtige Bürgermeister Josef Dangl den Weihnachtsabend! Wir zählten kein Dutzend, die schon zu jener Zeit die Herrlichkeiten und Reize des Semmerings im Winter voll und ganz in uns eingesogen. Einige davon sind für immer von uns geschieden, wie der Volksdichter Karlweis, Max Burckhard und andere. — Und heute! Jetzt ist es Mode geworden, Weihnachten und Ostern, wenn es noch Schnee gibt, auf dem Semmering zu sein. Heute sind oben bereits mehrere stattliche Hotels mit vielen hundert Zimmern, großen Hallen, mit Luxus und Komfort, viele prachtvolle Landhäuser lugen von den Bergstraßen ins Tal, ununterbrochen wird am Semmering gebaut, alljährlich entstehen neue große Hotelbauten — und dennoch herrscht ewiger Platzmangel am Semmering. Jetzt ist der Wiener Berg in ständiger Mode, und da er auch ein Zentrum des Wintersports geworden ist, trägt das Publikum internationalen Charakter. Nicht nur viele Reichsdeutsche, auch Engländer und Amerikaner, sogar Norweger gehören zu den alljährlich



Panorama mit Aussicht auf Rax und Schneeberg.



Der berühmte Skiklub der „weißen Elf".

wiederkehrenden Gästen. Hier gedeiht der Wintersport in allen Nuancen. Man tritt aus dem Hotel und steht schon mitten im Sport. Diente der Semmering früher mehr der Erholung und der Gesundheitstärkung, so spielt im Winter der Sport eine große Rolle, da der Gebrauch von Skiern und Rodeln sich allmählich verbreitete und in die weiten Massen der großstädtischen Bevölkerung gedrungen ist. Für diese Zwecke bietet der Semmering unschätzbare Vorteile. Die trefflich geeignete Bodenbeschaffenheit wurde geschickt ausgenützt, und eine Zahl von Rodelbahnen sowie Sprungschanzen für Skiläufer wurden angelegt. — Der eigentliche Sportplatz befindet sich gerade an der Grenze zwischen Steiermark und Niederösterreich. Eine elektrische Drahtseilbahn führt die Rodler noch weitere 400 Meter auf den Sonnwendstein hinauf (Abb. S. 40), von wo sie im Flug zu Tal rodeln. Hier sieht das Publikum den verblüffenden Sprüngen der Skiläufer zu, hier ist die Domäne des berühmten Sportklubs „Die weißen Elf" (Abb. obenst.), der so manche Preise bei Konkurrenzen erzielt hat.

Und daß es an Heiterkeit nicht fehlt, dafür sorgen die vielen Neulinge, die unbeholfen in den Schnee plumpsen. Nordische Lehrer erteilen Unterricht und zeigen ihre Meisterschaft bei den nordischen Spielen, alljährlichen Sportfesten, zu denen sich selbst aus Skandinavien Konkurrenten einfinden, was die Bedeutung des Semmerings als Wintersportzentrale dokumentiert. Am Semmering sieht man alle Arten von Bobsleighs und Skeletons im Gebrauch. Die Einheimischen halten sich noch an den Hörnerschlitten. Wer sich aber mit der milderen Art des Sports, dem einfachen Schlittschuhlaufen, vergnügen will, der findet zwei inmitten von Nadelhölzern idyllisch gelegene Eislaufplätze.

Ist die Mode des Tages bei jung und alt das schicke, kleidsame Sportkostüm, so wandelt sie sich am Abend in die elegante Gesellschaftstoilette. Die jungen Leute werden nicht müde. Nach den sportlichen Anstrengungen genügt eine kurze Rast, um das Tanzvergnügen mit voller Intensivität aufzunehmen. Während sich die Jugend im Walzer dreht, tragen weniger Tanzlustige in den Gesellschaftsräumen der Hotels oder in den Cafés spannende Billardschlachten aus (Abb. beist.), oder es wird ein gemütlicher Skat geklopft. An Unterhaltung ist wahrlich kein Mangel.

Geselligkeit am Abend: Ein spannender Kampf.

Bilder aus aller Welt.



Phot. F. Urbauns.

Vizeadmiral z. D. v. Reiche †
Naumburg.

In Naumburg ist der Vizeadmiral z. D. Reiche, der in seiner aktiven Dienstzeit zuletzt das Bildungswesen der Marine leitete, gestorben.

In Nizza ist eine neue russische Kirche erbaut worden, deren feierliche Einweihung vor kurzem im Beisein des Fürsten Galitzin stattfand.

Ein wirklich „selbst gemachter" Mann ist der frühere Berliner Bezirksfeldwebel Hau-



Phot. Willmann.

Die im Beisein des Fürsten Galitzin in Nizza neu eingeweihte russische Kirche.



Bezirksfeldwebel Hauschildt, promovierte als Doktor der Staatswissenschaften.

schildt. Seine freie Zeit benutzte er, um sich für das Abiturientenexamen vorzubereiten. Dann studierte er Nationalökonomie, und jetzt hat er an der Universität Münster das Doktorexamen gemacht.

In Berlin ist im Alter von 89 Jahren der Schriftsteller Dr. Oldenberg gestorben, dessen Name durch die von ihm begründete Parlaments-Korrespondenz weithin bekannt geworden ist.

In Saarbrücken ist, nur 47 Jahre alt, der Syndikus der dortigen Handelskammer Alexander Tille gestorben. Tille, der ursprünglich als Dozent für germanische Philologie in Glasgow wirkte, beschäftigte sich seit seiner Rückkehr nach Deutschland hauptsächlich mit wirtschaftlichen und sozialen Fragen.

Der bekannte Schriftsteller Professor Dr. Hugo Schramm-Macdonald in **Dresden feierte seinen 75. Geburtstag.**



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Carl Oldenberg † Berlin, Gründer der Korrespondenz Oldenberg.



Alexander Tille † Syndikus der Handelskammer Saarbrücken.



Phot. Herzfeld.

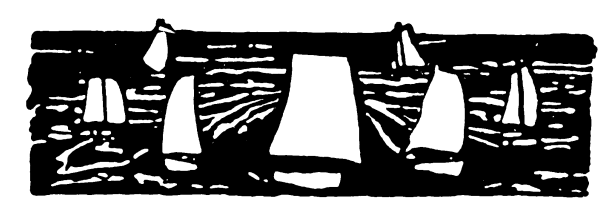
Prof. Schramm-Macdonald, Dresden, bekannter Literat, wurde 75 Jahre.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 2. Berlin, den 11. Januar 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 2.



Die sieben Tage der Woche.

1. Januar.

In Spanien legen 93 konservative Deputierte und Senatoren, darunter der Parteiführer Maura, ihre Mandate nieder, da der König das liberale Ministerium Romanones im Amt bestätigt hat, ohne den Rat Mauras einzuholen.

In London treten die Chauffeure der Taxameterautomobile in den Ausstand.

2. Januar.

In Stuttgart findet die Beerdigung des Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter statt, an der als Vertreter des Kaisers der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg teilnimmt (Abb. S. 54).

Ueber London kommt die Meldung, daß bei Hsiangtscheng 300 chinesische Soldaten in einem nächtlichen Gefecht mit Tibetern getötet wurden.

In London hält die Botschafterreunion zur Beratung der Balkanfragen eine Sitzung ab.

An der bretonischen Küste stellen 116 Sardinenkonservenfabriken den Betrieb ein. Dadurch werden 50 000 Personen, zumeist Schiffer, Klempner, Arbeiter und Arbeiterinnen, in Mitleidenschaft gezogen.

3. Januar.

In der Londoner Friedenskonferenz überreichen die Delegierten der verbündeten Balkanstaaten den türkischen Bevollmächtigten ein Ultimatum, betreffend Adrianopel, Kreta und die Inseln im Aegäischen Meer, und fordern die Beantwortung bis spätestens zum 7. Januar nachmittags 4 Uhr.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß die russische Regierung der österreichisch-ungarischen den Vorschlag einer gegenseitigen Demobilisierung gemacht habe.

4. Januar.

Die Finanzminister der deutschen Bundesstaaten treten in Berlin zu Beratungen über die Einführung der allgemeinen Besitzsteuer zusammen.

Im preußischen Ministerium des Innern halten die Oberpräsidenten unter dem Vorsitz des Ministers von Dallwitz ihre Jahreskonferenz zur Besprechung von Verwaltungsfragen ab.

In Berlin stirbt, fast 80 Jahre alt, der frühere Chef des Generalstabs der Armee Generalfeldmarschall Graf Alfred von Schlieffen (Portr. S. 54).

5. Januar.

Zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts wird an Stelle des verstorbenen Herrn von Kiderlen-Waechter der deutsche Botschafter in Rom Gottlieb von Jagow (Portr. S. 51) ernannt.

Der portugiesische Ministerpräsident Duarte Leite bietet dem Präsidenten Arriaga die Demission des Kabinetts an, die dieser annimmt. Mit der Bildung des neuen Ministeriums wird der Führer der Evolutionspartei Almeida betraut.

6. Januar.

In Metz werden fünf Franzosen wegen Anwerbung deutscher Reichsangehöriger für die Fremdenlegion verhaftet.

Auf der Friedenskonferenz in London beantworten die türkischen Bevollmächtigten das Ultimatum der Balkanstaaten mit neuen Zugeständnissen. Die Delegierten der Verbündeten erklären diese für ungenügend und suspendieren die Beratungen der Konferenz für unbestimmte Zeit.

Im Hafen von Toulon werden auf dem Linienschiff „Massena" durch eine Explosion des Dampfreservoirs acht Mann der Besatzung getötet.

7. Januar.

Auf Ersuchen des Kommandanten von Adrianopel treten bulgarische und türkische Kommissare zu einer Besprechung zusammen.

Auf der Botschafterreunion in London machen England und Italien Vorschläge zu einer gemeinsamen Vermittlungsaktion der Großmächte bei der Pforte, um die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten auf dem Balkan zu verhüten.

8. Januar.

Der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus nehmen ihre Arbeiten wieder auf.



Vom historischen Sinn.

Von Kurt Aram.

Das Jahr 1913, ein bis jetzt erst mit wenigen Zeilen beschriebenes Blatt, ist uns Deutschen in diesem Augenblick vor allem ein Jahr großer geschichtlicher Erinnerungen. Wir gedenken der Befreiungskriege, der frühlingsfrischen, stürmischen Introduktion zu alle dem, was sich die Deutschen im 19. Jahrhundert nach mehr oder weniger langen Anläufen erkämpft und errungen haben.

Der historische Sinn unseres Volkes war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nicht allzu kräftig entwickelt. Wir waren so sehr mit den Naturwissenschaften beschäftigt, daß wir für die Geschichte nicht viel Zeit übrighatten. Wir litten gar bald an einer Geringschätzung der Geschichte und meinten dann wohl gar mit Voltaire, sie sei nicht viel mehr als ein Gemälde von Verbrechen und Drangsalen. Die mechanistische Weltanschauung hatte für den heroischen Menschen keinen Platz mehr. Man nahm ihm auf die einfachste Weise von der Welt seine Besonderheit, indem man ihn zu einem Produkt seiner Zeit und Umwelt machte. Im Vordergrund unserer mechanistischen Weltbetrachtung



stand das soziale Interesse, das naturgemäß dem Durchschnittsmenschen gilt, der sich auf dem Schauplatz der Geschichte im Hintergrund hält. So verlor sie für uns jegliches Vordergrundsinteresse. Damals lernten wir mit dem Brustton der Überzeugung, der von keiner Sachkenntnis getrübt wird, vom „finsteren" Mittelalter sprechen. Und der Deutschen wurden immer mehr, die ihre Geschichte mit dem Jahr 1870 anfingen, als sei sie bis dahin nichts gewesen. Wir fanden uns unglaublich willig in die Rolle der plötzlich heraufgekommenen Nation, die das übrige Europa ungestraft ein wenig mitleidig wie einen Parvenü betrachten durfte. Wir wußten nichts mehr davon, daß wir bis zur Entdeckung Amerikas jahrhundertelang die führende Nation Europas gewesen waren, und daß wir noch bis zum Dreißigjährigen Krieg niemand nachstanden. Weder in Kunst noch in Kultur oder Hygiene. Wir taten, als sei uns die Einigung Deutschlands wie das Große Los als ein unverdienter Glücksfall in den Schoß gefallen, und hielten uns bescheiden, um den Zorn der Götter nicht herauszufordern. Wir hatten unsere Geschichte vergessen, und auch die Schule arbeitete mit Erfolg dabei mit. Vor vierzig Jahren tat sie mit der Geschichte, wogegen sich schon vor hundert Jahren Clausewitz zur Wehr gesetzt hatte: sie prägte dem Gedächtnis nur Tatsachen ein, die die Geschichte uns überliefert. Aber sie tat sehr wenig, daß wir „durch die Anschauung mannigfacher Verhältnisse die Erfahrungen vergangener Zeiten uns aneignen, fremde Gedanken und Ansichten zu verstehen, zu prüfen, zu behalten oder zu verwerfen, die eigenen Ansichten zu bilden und zu befestigen streben". (Clausewitz.) Die Geschichte war nicht mehr unsere Lehrerin, sondern eine Tabelle, auf der die Daten aus der griechischen und römischen Geschichte mehr Raum einnahmen als unsere eigenen.

Ein Organ, das nicht geübt wird, verkümmert. So ging es uns mit dem historischen Sinn. Aber wir beginnen, diesen Mangel zu empfinden. Er stört uns. Wir möchten ihn wieder beseitigen, denn die Wahrheit des Schopenhauerschen Wortes dämmert uns: „Erst durch die Geschichte wird ein Volk sich seiner selbst vollständig bewußt." Und wir gedenken der Weisheit des Konfuzius: „Erzähle mir die Vergangenheit, und ich werde die Zukunft erkennen."

Das Kunstgewerbe, das noch vor einem halben Menschenalter, getreu der Zeitstimmung, mit Hilfe von Lineal und Zirkel sich seine Gegenstände neu aus dem Nichts zu schaffen gedachte, beginnt wieder, sich an historische Stile anzulehnen, oder versucht zum mindesten, die Grundlage zu einer Tradition zu schaffen, indem es die jungen Leute an alter Handwerkskunst sich üben und das Auge schärfen läßt. Der Geschmack, der eine Zeitlang sich ganz ratlos im Kreise drehte und die wunderlichsten Kapriolen machte, dann in einer Art Verzweiflung sich an England anklammerte, bekommt allmählich wieder Boden unter die Füße, indem er sich Sicherheit aus deutscher Vergangenheit holt. Bei Alltagsdingen zeigt sich das ganz deutlich beim Hausgerät, beim Bucheinband und dergleichen mehr. Sogar im Theater bekommen wir seit einigen Jahren etwas von dieser Sehnsucht zu spüren. An die Stelle der Gegenwartsdramatik, die naturgemäß dem rein zuständlichen huldigte, tritt wieder mehr das Suchen nach reicheren Stoffen, bunten Farben, nach „höherer" Kunst. Es handelt sich freilich zumeist noch um Experimente, die schon deshalb nicht befriedigen können, weil ihre Dichter im rein Zuständlichen groß geworden und teilweise steckengeblieben sind. So traf auf diese „höhere" Kunst bisher nur allzu oft das ein wenig boshafte Wort Montaignes zu: „Was einen mageren Leib hat, trägt gern ein ausgestopftes Wams; denen, welchen der Stoff abgeht, schwellen die Worte."

Auch ist es gewiß kein Zufall, daß der historische Roman wieder auf Leser rechnen kann, und daß gerade jetzt, kurz hintereinander, drei unserer selbständigsten Erzähler: Emil Strauß, Ricarda Huch und Jakob Schaffner, für ihre neuen Arbeiten einen historischen Hintergrund wählten, wobei es noch als Zufall gelten mag, daß alle drei ihre neuen Werke in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges stellten. Man kann es als das Zeichen einer neuen Zeit nehmen, daß auch kleine Städte sich jetzt mit dickleibigen Publikationen aus ihrer Geschichte hervorwagen und nicht nur auf ein Publikum in der engsten Heimat rechnen können. Die sogenannte „Heimatkunst" hat mitgeholfen, daß sich überall das eifrige Streben kundtut, die Geschichte aller Gaue in großen, bildergeschmückten Darstellungen wieder lebendig werden zu lassen. Ein deutscher Stamm wetteifert mit dem andern in geschichtlichen Publikationen aller Art, denen landsmännische Vereine beratend und stützend zur Seite stehen.

Unsere Landschafter bekommen wieder Augen für alte Städte und Dörfer und ihre Schönheit. Man trifft sie heute nicht nur in Rothenburg o. Tauber. Gerade die modernsten Städte empfinden neuerdings eine starke Pietät für alles, was in ihnen an die Vorväter erinnert. Man reißt das Alte nicht mehr blindlings nieder, weil es moderner Vorsicht als unhygienisch erscheint. Man schont alte Häuser, alte Plätze, alte Straßen, soweit es irgend geht. Die Leute von heute führen Augen und Herzen wieder mit Lust zwischen diesen alten Dingen spazieren. Noch vor zwanzig Jahren hätte man das nicht gewagt.

Alte Schriften werden immer wieder von neuen Verlegern aufs neue aufgelegt. Natürlich tun das manche, weil es am wenigsten kostet, also nicht gerade aus Idealismus. Aber man würde es gewiß nicht tun, wenn die Nachfrage nicht stark wäre. Diese Nachfrage muß sogar sehr stark sein, da man auch ganz belanglose und höchst gleichgültige Schriften neu herausgibt, nur weil sie alt sind und schon um deswillen ihr Publikum finden, das sich offenbar an das spleenige Wort eines Engländers hält: „Wenn ein neues Buch herauskommt, lese ich ein altes."

Der historische Sinn, den man für eine Weile sehr verkümmern ließ, erhält also neuerdings wieder reichlich Nahrung. Kommunen, Vereine, Verleger, Dichter und Künstler bemühen sich um ihn mit großer Geschäftigkeit. Ja die Zeit selbst, die große Erinnerungzeit an die Befreiungskriege, tut noch ein übriges; und hoffentlich wirkt sie ein wenig regulativ in all dieser Geschäftigkeit, die doch auch ihr Bedenkliches hat. Ging es unserm historischen Sinn eine Zeitlang recht kümmerlich wie jedem Organ, das nicht geübt wird, so ist es nicht ungefährlich, wenn ihm jetzt plötzlich allzu reichliche Nahrung aller Art und ein wenig wahllos zugeführt wird. Jeder Gärtner weiß, daß eine geschwächte Pflanze nicht dadurch stark wird, daß man ihr plötzlich überreiche Nahrung gibt. Sie treibt dann nur geile Triebe, die grün sind, aber nicht stark, die üppig aussehen mögen, aber nicht dazu taugen, gesunde Blüten und Früchte zu tragen. Auf unsern geschwächten historischen Sinn strömt plötzlich so viele Nahrung ein, daß er am Ende dadurch nicht wieder erstarkt, sondern entartet. Zumal es sich nicht immer um bekömmliche

Nahrung handelt. Die Ausgrabung alter Scharteken geht zum Beispiel heute schon weit über das zuträgliche Maß hinaus. Man kann nicht immer glauben, daß sie einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt. Man hat den Eindruck, daß sie vielmehr eine snobistische Liebhaberei kitzelt und eine Art Mode oder Sport zu werden droht. „Es gibt Menschen, die sich auch innerlich kleiden, wie es die Mode heischt." Die Moden aber wechseln, und mit einer solchen Methode ist in unserm Fall nicht geholfen. Wenn aber geistige Dinge sportmäßig betrieben werden, so dürfte davon gelten, was der Araber von der Jagd sagt: „Allah zählt die Tage nicht, die wir auf der Jagd zubringen." Das will sagen: sie sind verloren und zu nichts nütze. Unter alle dem, was den neu erwachten historischen Sinn stärken will, befindet sich so viel gekünsteltes Zeug und so viel „lose Speise", daß einem angst und bange werden könnte. Wäre unser historischer Sinn dabei wirklich erstarkt, so würde er jetzt sicherlich nach konsistenten Geschichtswerken und Memoiren verlangen. Er würde essen, aber nicht naschen wollen.

Wer viel herumkommt im Land und zu den verschiedensten Kreisen Beziehungen unterhält, der weiß von der auffälligen Tatsache zu erzählen, wie die Überzeugung immer mehr um sich greift, daß Deutschland einer Entscheidungstunde wieder einmal nicht allzu fern sei. Der eine belegt seine Überzeugung mit diesen, ein anderer mit jenen Gründen, von denen keiner an und für sich unter allen Umständen stichhaltig zu sein braucht. Aber die Tatsache selbst läßt sich nicht bestreiten, die Überzeugung ist da und breitet sich aus. Gar nicht laut und tumultuarisch. Sondern in aller Stille und mit großer Selbstverständlichkeit. Keine Bierbankpolitik hat sie geboren. Keine Bierbankpolitik geht mit ihr krebsen. Sie wächst langsam und ruhig aus dem Bewußtsein der Nation immer deutlicher hervor. Den Keim dazu hat offenbar die politische Situation gelegt, an deren mancherlei Ecken und Kanten sich nachgerade so viele gestoßen haben, daß man sie immer allgemeiner schmerzhaft empfindet. Und diesem Keim verhalfen die beiden Kriege des vergangenen Jahres zu schnellerem Wachstum, als es ohne sie der Fall gewesen wäre. Wenn in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, so ist das heutzutage längst nicht mehr „hinten, weit", sondern wir verspüren es in allernächster Nähe. Nicht nur, weil wir über die Kriegsvorgänge durch die modernen Zeitungen fast schneller unterrichtet werden als die Kombattanten selbst, sondern wir bekommen es sofort an unserer Börse, am Geldbeutel, an der ganzen wirtschaftlichen Lage zu spüren. So geht denn zurzeit eine ganz eigenartige Stimmung um und ergreift immer weitere Kreise. Das kann uns an unserer Zukunft sehr zum Guten ausschlagen. Es kann uns aber auch gefährlich werden. Stimmung zerflattert gar leicht in Launen. Sie kann eher beunruhigen und verwirren als klären und festigen, wenn sie auf ein Volk stößt, das sich nicht durch die Geschichte seiner selbst vollständig bewußt geworden ist. Was die Erfahrung für den einzelnen, bedeutet die Geschichte für ein Volk. Und wie der einzelne nur durch eigene Erfahrungen klug wird, so sehr das manche Eltern auch verdrießt und bekümmert, so ein Volk nur durch seine Geschichte, die große Schatzkammer seiner Erfahrungen.

Man kann unserem Zeitalter sehr viel Rühmliches nachsagen und es hochpreisen um vieler Errungenschaften willen. Aber eins wird ihm kein Mensch nachsagen können: es sei ein philosophisches Zeitalter. Nun wohl, die Geschichte ist die durch Beispiele wirkende Philosophie, also die anschaulichste Philosophie, die sich nur denken läßt, und schon deshalb für ein ganzes Volk wohl die beste. Man muß sich nur mit dieser Philosophie auch beschäftigen und sie ernsthaft kennen lernen wollen. Sich von ihr nähren und nicht nur von ihr naschen.

Ist es nicht recht merkwürdig, daß, während dem wieder erwachenden historischen Sinn alle möglichen und unmöglichen Leute geschäftig, geschäftlich entgegenkommend, die Männer beiseitestehen, von denen man erwarten sollte, daß sie zuerst auf den Plan treten würden: die Historiker? Mißtrauen sie noch dem Zug der Zeit, die sie so lange hat beiseitestehen lassen?

Der historische Sinn der Nation wird wieder lebendig und sucht nach ernsthafter Nahrung. Ranke und seine Schule sind nicht mehr die Leute, die uns völlig befriedigen können, denn Gregorovius hat so unrecht nicht, wenn er meint, er kenne nur die Diplomatie in der Geschichte, das Volk kenne er nicht. Und Lamprechts große Geschichte, die den Fachleuten, wie es scheint, immer noch mehr ein Ärgernis ist als eine Freude, ist wohl auch nicht ganz das, was wir jetzt gerade brauchen. Wo ist der Mann, der der ganzen Nation die deutsche Geschichte schenkt, begabt mit Treitschkes feurigem Herzen und Carlyles plastisch dramatischer Gestaltungsgabe? Es wäre eine große Wohltat, wenn uns so ein Werk erstände, das den neu erwachten historischen Sinn unserer Zeit leitet und führt, erzieht und kräftigt. In einem solchen Fall könnte man wirklich noch einmal, ohne zu lächeln, dem Koran das Wort nachsprechen: „Die Tinte des Gelehrten und das Blut der Märtyrer haben vor dem Himmel gleichen Wert."

Der Präsident.

Von Siegmund Feldmann.

Seitdem der berühmte Fortschritt sich sogar nach China vorgewagt und dort die obersten Zehntausend zu unterst gekehrt hat, ist unsere, beiläufig bemerkt, stark überschätzte Erdkugel von nicht weniger als sechsundzwanzig Republiken durchsprenkelt. Dabei zähle ich die drei Freien und Hansestädte nicht mit, die unter der Schutzhoheit des Deutschen Kaisers stehen, und übersehe geflissentlich das mythische Andorra und das scherzhafte San Marino. Und da jede dieser Republiken einen Präsidenten braucht, um ihn nach einer ganz kurzen Spanne von Jahren wieder gegen einen andern vertauschen zu können, ist überall die Nachfrage nach geeigneten Männern so groß, daß es schon lohnt, diesen Beruf zu ergreifen und auf den Präsidenten loszustudieren, etwa wie man bei uns auf den Assessor studiert.

In Südamerika, wo die Republiken gleich auf einem Haufen beisammenliegen, ist dies übrigens der Fall. Es gibt da wirklich eine Menge ehrgeiziger Leute, die nichts anderes gelernt haben als „Präsident", und die gelegentlich eine mit Verbannungen, Beschießungen und Ge-



metzeln stilvoll ausgestattete Revolution anzetteln, wenn der jeweilige Inhaber dieses Postens sich gegen ihre freundliche Zumutung sperrt, ihr Vorgänger zu werden. Mitunter freilich vollzieht sich diese Ablösung viel gemütlicher. In Honduras war es oder — wer soll auf die Entfernung all diese Staaten auseinanderhalten? — in Kostarika, wenn es nicht just in Ekuador war, da trat vor gar nicht langer Zeit ein fremder Herr unangemeldet in das Arbeitzimmer des Staatsoberhauptes und stellte sich als dessen — Nachfolger vor. „Ich bin der neue Präsident", sagte er und bespiegelte sich stolz in seiner großartigen, bis auf die Hühneraugen vergoldeten Uniform, die er bereits angelegt hatte. Der alte Präsident, der sein „Volk" kannte, war gar nicht sonderlich verblüfft durch diese Mitteilung. Er ging ans Fenster, und als er unten auf dem Platz eine begeistert und aufgeregt gestikulierende Menge wimmeln sah, raffte er seine Papiere zusammen und empfahl sich höflich. Er lebt jetzt sehr angenehm in Paris und lauert auf die Gelegenheit, selbst wieder Nachfolger zu werden. Das ist so Sitte in diesen Himmelstrichen. Auch der edle Castro von Venezuela glaubt jetzt, wie wir gelesen haben, die Stunde nahe, sich aus einem Vorgänger wieder in einen Nachfolger zu verwandeln.

Von allen diesen Geschehnissen merkt das europäische Publikum so gut wie nichts, und es kennt nicht einmal die Namen der Männer, die sich da drüben im lateinischen Amerika um die Macht oder — denn darauf läuft es immer hinaus — um die Diktatur balgen, es sei denn, es handle sich um eine verwegene, romanhafte Abenteurergestalt wie eben diesen Castro, oder um eine patriarchalische Heldenfigur wie den jetzt aus Mexiko vertriebenen Porfirio Diaz. Diese unentwickelten, dünnbevölkerten Länder, die im Austausch der geistigen Güter bisher nur als Empfänger und nie als Spender wirkten, haben sich unsere Aufmerksamkeit noch nicht verdient, einer so fruchtbaren Zukunft sie auch zweifellos entgegenstreben, der der Aufschwung Argentiniens und Brasiliens schon als Beispiel und Wegweiser dient. Allein diese Zukunft rinnt noch formlos in fernen Nebeln, während unsere politische Teilnahme sich nur an der lebendigen Gegenwart nährt, gleichviel ob diese mit den noch unabgenutzten Mitteln einer jungen Kultur bisher ungeahnte ökonomische Entwicklungen erfüllt, oder ob sie die überlieferte Pracht und Feinheit einer alten Kultur pflegt und mit den modernen Anforderungen in Einklang zu bringen sucht. Darum treten unter den großen Republiken nur zwei vollberechtigt und mit allen Ansprüchen an Gemeinbürgschaft in unser zeitgeschichtliches Bewußtsein ein: die nordamerikanische Union und Frankreich.

Die Union hat sich erst kürzlich ihren neuen Präsidenten gekürt, Frankreich wird in wenigen Tagen das gleiche tun; und da eben auch die Schweiz sich in der Person des Herrn Eduard Müller ein neues Bundeshaupt erwählte, so fügt es sich, daß die drei staatsrechtlichen Typen dieser Funktion auch zeitlich nebeneinanderrücken. Der letzte Typus, der schweizerische, bedarf keiner Erläuterung: „Herr Müller" ist ein Programm. Die helvetische Demokratie, die aufrechteste und aufrichtigste von allen, sieht in ihrem auch allen äußeren Glanzes entkleideten Präsidenten kaum viel mehr als etwa ihren obersten Bureauchef, der nach Ablauf eines einzigen Jahres wieder in Reih und Glied tritt, um einem andern Mitglied des siebenköpfigen Bundesrats Platz zu machen. Im Hinblick auf den äußern Glanz hat zwar der amerikanische Typus vor dem helvetischen nicht viel voraus, aber in allem, was seine Befugnisse und seinen persönlichen Einfluß anbelangt, ist er dessen direktes Widerspiel. Während der vier Jahre seiner Amtsdauer ist der Herr im Weißen Haus auch der Herr im Staat. Sein Wille gilt wirklich, in seiner Hand laufen alle Fäden der auswärtigen Politik zusammen, er schließt die Verträge, er schreibt die Steuern aus, bestimmt die Zölle, besetzt alle Stellen des öffentlichen Dienstes und legt die Gesetze, „seine" Gesetze, dem Parlament zur Beratung vor. Die Minister sind nicht seine Regierung, sondern seine Sekretäre, die Werkzeuge seiner Absichten und Entschlüsse. Wie die Präsidenten der Republiken Südamerikas übt auch er tatsächlich eine Diktatur aus, nur daß sie in der Union verfassungsmäßig begründet ist und in der Autonomie der Bundesstaaten eine Gewähr gegen den etwaigen Mißbrauch dieser fast autokratischen Gewalt geschaffen hat. Auf diesen Platz gestellt, kann ein Mann sich mit Recht als ein Eroberer fühlen; da kann er, wenn er die Verantwortung nicht scheut, den Rausch der Tat bis auf die Neige auskosten. Man versteht die heiß atmende Leidenschaft, mit der um diesen Siegespreis, den höchsten, den die moderne Menschheit zu vergeben hat, gerungen wird; und man begreift einen Roosevelt, der selbst mit einer Kugel im Leibe weiterficht und, notdürftig genesen, sich von neuem ins Getümmel wirft, in dem er diesmal seinen Überwinder fand.

Der Wahl des Präsidenten der französischen Republik geht kein so dramatisches Vorspiel voraus. Sie vollzieht sich gleichsam im geschlossenen Raum, im Schoß der zum Kongreß vereinigten beiden Kammern, und die nationale Erregung nimmt nur einen ganz geringen Anteil daran. Die Demokratie, sonst so eifersüchtig auf ihre Selbstbestimmung, sieht mit Gleichgültigkeit zu, welchen ihrer Mitbürger das Parlament mit den souveränen Ehren des Septennats bekleiden wird. Entspricht diese Gleichgültigkeit vielleicht der Gleichgültigkeit der Aufgabe, die der Erwählte zu erfüllen hat? Die 1875 geschriebene und 1884 revidierte Verfassung, die allen Gewalten im Staat genaue Grenzen steckt, duldet eine solche Auffassung keineswegs. Sie hat, im Gegenteil, den Präsidenten der Republik mit einer Machtfülle ausgestattet, die ihn viel mehr dem amerikanischen Typus annähert als dem helvetischen. Er ist zwar nicht Herr über Krieg und Frieden, aber er führt den Oberbefehl über die gesamte Armee zu Wasser und zu Lande; er reicht zwar dem Parlament keine Gesetze ein, aber er ist befugt, ihm ein beschlossenes Gesetz mittels einer Botschaft zur nochmaligen Beratung zurückzusenden und sogar die Kammer, falls sie sich widerspenstig zeigt, im Einverständnis mit dem Senat aufzulösen. Der Appell an das Volk steht ihm als oberstem, über den Parteien thronendem Schiedsrichter immer offen. Und wenn er auch nicht selber regiert, sondern dieses Geschäft den verantwortlichen Ministern überlassen muß, so kann er doch, da er dem Ministerrat vorsitzt, dessen Entscheidungen beeinflussen und, indem er die Minister ernennt, gleich von Anfang die Richtlinien der ganzen Politik festlegen. Es gibt konstitutionelle Monarchien, in denen der Träger der Krone sich keiner so ausgedehnten Gerechtsame erfreut.

Aber Theorie und Praxis sind zweierlei. Auch das Papier, auf das man die Verfassungen kalligraphiert, ist geduldig, und es bestätigt sich wieder einmal, daß, besonders in der Politik, der Buchstabe nichts und der Geist alles ist. In Frankreich hat sich der Geist nicht erst be-



müht, den Buchstaben auszulegen, er hat ihn einfach ausgelöscht. Die Begründer der dritten Republik meinten es ehrlich. Die Nationalversammlung, die — mit einer einzigen Stimme Mehrheit! — 1875 diese Staatsform einführte (bis dahin bestand bloß eine auf kein System eingeschworene „provisorische Regierung“), war gut konservativ und von dem Willen geleitet, den Unzuverlässigkeiten und Überraschungen des parlamentarischen Regimes gegenüber eine starke, von den Launen der Menge wie von den Zufällen des Tages unabhängige Autorität aufzurichten. Jedoch mit der gleichzeitig begründeten Allmacht des allgemeinen Stimmrechts verträgt sich eine solche Einschränkung schwer. Der König Tout-le-Monde gestattet keinen andern König neben sich, auch keinen Wahlkönig auf Kündigung. Es lag in der Natur der Dinge, daß die verfassungsmäßigen Rechte des Präsidenten bald zu verfassungsmäßigen Fiktionen verblassen mußten, daß nur Formen ohne Inhalt zurückblieben. Einer besaß den Mut, den Versuch zu wagen, diese Fiktionen wieder zu Wirklichkeiten zurückzubilden. Er wurde nach sechs Monaten von seinen Ministern vor die Tür gesetzt wie ein ungetreuer Dienstbote. Er hieß Casimir Perier. Und weder im Palais Bourbon noch im Luxembourg rührte sich eine Hand zu seinem Schutz.

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Präsident der französischen Republik ein Scheinwesen sei, dem sein Scheindasein den Verzicht auf jede eigene Überzeugung aufzwinge. Bei aller Gebundenheit, in die er geraten ist, spart ihm der ungemein empfindliche, vielfältige und verwickelte Organismus, an dessen Spitze er steht, eine Fülle von Möglichkeiten auf, vermittelnd, befeuernd, verzögernd und selbst entscheidend einzugreifen. So weiß man heute, daß ohne die beharrliche, wachsame Arbeit Sadi Carnots die Gegner, die das Bündnis mit Rußland damals in der Regierung wie im Parlament hatte, nie umgestimmt worden wären. Der Erfolg und das Ausmaß hängt da immer von persönlichen Eigenschaften ab, mit denen selbst der stärkste Minister zu rechnen hat, sofern er nicht schwere Enttäuschungen erleben will. Gambetta hat dies zu seinem Schaden erfahren. Aber er gewahrte es erst, als er bereits über das Bein gestolpert war, das Grévy ihm gestellt hatte.

Jules Grévy, der erste Präsident der dritten Republik, ist es auch von allen am längsten, neun Jahre, geblieben. In jenen gärenden Tagen war er zweifellos der rechte Mann auf dem rechten Platz, trotzdem er für die repräsentative Seite seines hohen Amtes kein Verständnis mitbrachte. Seine Repräsentation bestand aus warmen Händedrücken und kalter Küche, und diese kalte Küche wieder bestand aus einer ganz ungenügenden Anzahl von Butterbroten, deren Versteck nur ein Mensch entdecken konnte, in dem sich der Spürsinn Lederstrumpfs mit dem Hunger Ugolinos zu einer verzweifelten Anstrengung vereinigte. Diese spartanische Frugalität war damals nicht von Übel. Die neue Ordnung suchte noch ihr Gleichgewicht, an den Höfen Europas zweifelte man sehr, daß sie es finden werde, und es fehlte an vornehmen Gästen, denen zu Ehren man Staat machen mußte. Das hat sich geändert, und die Nachfolger Grévys haben gelernt, daß man bloß mit dem Shake hands ihres amerikanischen Kollegen die glanzvollen und verführerischen Traditionen der Pariser Gesellschaft nicht fortsetzen könne. Der Elyseepalast ist wiederum ein Stelldichein der Könige geworden, in dem die feudale Gastlichkeit der alten Tage wieder aufzuleben scheint. Zur Bestreitung dieser Gastlichkeit bewilligt die Nation ihrem Präsidenten ein Jahrgehalt von 1 200 000 Frank. Auf den Kopf der Bevölkerung macht dies just 2½ Pfennig. Das ist rein geschenkt. In Paraguay drüben entfallen auf jeden Kopf 6¼ Pfennig, obschon der Präsident nur 45 000 Frank bezieht. Und dafür muß er noch imponieren!

Nächsten Freitag wird im Schloß von Versailles, dieser steinernen Apotheose des französischen Gottesgnadentums, der Kongreß wieder zusammentreten. Wen wird das Glück auf den erhabenen Platz herbeiwinken, den nun Herr Fallières zu verlassen sich anschickt? Wer wird der achte oder, wenn man Thiers mitrechnet, der neunte Präsident der französischen Republik werden? Am meisten Aussichten besitzt, allem Anschein nach, Herr Poincaré, aber selbst ihn kann eine Überraschung der letzten Stunde wieder zurückwerfen. Sadi Carnot und Felix Faure gingen als Außenseiter durchs Ziel. Doch wer immer es sein wird, er wird sich gewiß leicht in seine Erhöhung finden und mit Anstand und Würde in den Salon de l'Oeil de Boeuf begeben, wo die Regierung seiner harrt. Und während er ihre Glückwünsche entgegennimmt, reihen die Offiziere in den Gängen die Hecke von Soldaten auf, durch die der Präsident ins Freie schreitet. Kommandorufe erschallen, Säbel fliegen klirrend aus den Scheiden, der dumpfe Laut der Handgriffe an den Gewehren mischt sich darein, und geleitet von den Ministern, verläßt der neue Herr Frankreichs das Schloß. Fünf Huissiers, in Kniehosen und Schnallenschuhen, den Zweispitz unterm Arm und die silbern funkelnde Kette um den Hals, wandeln mit ungeheuer wichtigen Amtsmienen vor ihm her, bis zu der Staatskutsche, die ihn im Hof erwartet. Hörner schmettern, Trommeln wirbeln. Man hört das Getrampel vieler hundert Pferdehufe auf dem harten Pflaster, und die Laternen werfen spiegelnde Lichter auf die kupfernen Panzer der beiden Kürassierschwadronen, die den Wagen des Präsidenten eskortieren. Dann setzt sich der Zug in Bewegung, knapp vorbei an dem steilen Steinsockel, auf dem im Imperatorengewand hoch zu Roß Ludwig der Vierzehnte sitzt. Der Sonnenkönig, der den Ausspruch tat: „l'Etat c'est moi“, blickt gelassen auf dieses Schauspiel herab. Er regt sich nicht und läßt alles geschehen. Vermutlich weil er schon tot ist.



Die Saison beginnt!

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Ernst Schneider, Berlin

Welche Saison? — Natürlich die Ballsaison, da wir uns im Januar befinden. Die Saison, in der früher das „duftige Ballkleid“ der jungen Mädchen, die „pompöse Balltoilette“ der jungen und alten Frauen ihre Triumphe feierten und Frack und Claque der tanzenden Herren kaum noch in den Schrank kamen. Der Claque hat ganz ausgespielt — kein Dandy klemmt mehr seine blütenweißen Handschuhe hinein und fächelt sich mit ihm Luft zu oder trägt ihn graziös unter dem linken Arm — dieses überflüssigste und unpraktischste aller Kleidungstücke, das ein Mann von Welt jemals verurteilt war zu besitzen Und die „duftigen Ballkleider“, die „pompösen Balltoiletten“ und der feierliche Frack erscheinen immer seltener auf großen Bällen, die früher immer das gleiche Gesicht hatten, ein ebenso feierliches wie gelangweiltes Gesicht. Die meisten der heutigen Bälle erfordern keine Toilette und keinen Frack, sondern ein Kostüm. Trotzdem sind sie nicht etwa Maskenbälle oder auch nur Kostümbälle geworden. Nur selten wollen sie den Glanz entschwundener Jahrhunderte wieder lebendig machen oder durch die bunte Willkür eines Faschings ergötzen. Vielmehr bemühen sie sich, Bilder einer den meisten Teil-

nehmern allerdings im Januar sehr entlegenen Wirklichkeit darzustellen, die weder durch den Staub der Jahrhunderte noch durch den Staub der Großstadt angegraut sind. Die Ballsäle werden in den Strand von Heringsdorf oder in die Piazza San Marco oder in eine malerische Hochgebirgslandschaft umgewandelt. Besonders die Hochgebirgslandschaft ist sehr beliebt. Denn Heringsdorf und die Piazza San Marco legen zu vielen die Versuchung nahe, als Berliner Sommerfrischler oder im Touristenanzug zu erscheinen und sich zwar natürlich, aber ohne jede dekorative Wirkung zu geben. Die Hochgebirgslandschaft dagegen nötigt jedem Ballbesucher so viel Respekt ab, daß er sich ihr entsprechend kleidet. Man sieht da erstaunlich echte Kostüme — lederne Hosen, die selbst ein Holzknecht im Hochgebirge kaum noch tragen würde, und von manchem Sturm verwetterte Hüte mit der Adlerfeder. Je unzweifelhafter echt, um so begehrter und um so mehr bewundert. Frauen und Mädchen allerdings halten darauf, im Sonntagskostüm der Bäuerinnen und Bauerntöchter zu erscheinen, aber echt muß auch das sein. An Ort und Stelle erstanden, eine Erinnerung an die letzte Sommerreise und ein Beweis, daß man wirklich da war. Den Silberschmuck hat man sogar einer wirklichen Kellnerin abgehandelt und nicht etwa im Laden gekauft, trotzdem man ihn da um die Hälfte hätte haben können. Und man dreht sich und juchzt und jodelt — manche mit so viel Geschick, daß man auch sie für echt halten könnte, manche aber auch nur so, als ob sie Land und Leute nur an den Tiroler Sängern im Lunapark studiert hätten. Aber der steife Zwang der Ballsäle früherer Zeiten ist doch glücklich überwunden. Keine Tanzkarte mehr und keine angstvollen Mutteraugen, die beständig durch den Saal irren, um festzustellen, ob die jungen Gänschen auch nicht sitzenbleiben, und ob sie sich auch nicht zu sehr engagieren. Die dralle Mutter amüsiert sich ebenso harmlos wie die bildsauber aussehende Tochter — manchmal noch besser. Und Vater sitzt derweilen im Biertunnel und freut sich darüber, daß das Münchner Bier für Berlin etwas kräftiger eingebraut wird als für München und die



Im Kostüm à la Watteau.

„Salon“-Schwarzwälderin.



„Salon“-Schwarzwälder.



Die „Salon“-Tirolerin.



Der „Salon“-Tiroler.

angrenzenden Gegenden. Einer fast noch größeren Beliebtheit aber erfreuen sich die Dienstbotenbälle, auf denen sich die als Köchinnen und Zofen und als Kutscher und Diener gekleideten Herrschaften viel schöner vorkommen als in Ballkleidern und Fracks. Und die meisten kommen sich nicht nur so vor, sondern sind es wirklich. Aber leider sind die Damen nur diesen einen Abend von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ein



Krinolinenkleider von 1855.



Phantasiekostüm im Geschmack von 1830.

einfaches Waschkleid und ein gesticktes Tändelschürzchen auch dem unscheinbarsten Figürchen einen anmutigen Reiz verleihen. Die Toilettenrechnungen, die ein unglücklicher Gatte und Vater heiratsfähiger Töchter zu bezahlen hat, wenn die Saison beginnt, werden durch das neue Gesicht vieler unserer Ballfestlichkeiten keineswegs reduziert. Paul v. Szczepanski.

Unsere Bilder

Das Neujahrsfest am Kaiserhof (Abb. S. 53). Der erste Tag des neuen Jahres wurde am kaiserlichen Hof zu Berlin mit den üblichen Feierlichkeiten begangen. In der neunten Morgenstunde rollte Wagen auf Wagen nach dem Königlichen Schloß, die heimischen Würdenträger und die Vertreter der fremden Mächte stellten sich ein, um ihre Glückwünsche abzustatten. Auf den zum Schloß führenden Straßen aber staute sich eine nach Tausenden zählende Menge, begrüßte mit Begeisterung den Kaiser, als er in seinem Automobil von Potsdam heranfuhr, und harrte, nachdem sie auch der Kaiserin und dem Kronprinzenpaar ihre Huldigung dargebracht, stundenlang aus, um den Monarchen noch einmal zu sehen. Die Gelegenheit bot sich, als der Kaiser mit seinen sechs Söhnen vom Schloß nach dem Zeughaus zur Fahnenweihe und -nagelung und zur Paroleausgabe hinüberging.

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amtes (Abb. S. 51). Als Herr von Kiderlen-Waechter in der Weihnachtswoche plötzlich starb, wurde unter den Diplomaten, die berufen seien, ihn zu ersetzen, sofort in erster Reihe der deutsche Botschafter in Rom Gottlieb von Jagow genannt, und sicherlich hat man auch an maßgebender Stelle alsbald an ihn gedacht. Wenn die Entscheidung sich etwas verzögerte, so lag es daran, daß Herr von Jagow anfangs Bedenken trug, das schwere Amt eines Staatssekretärs zu übernehmen. Daß er sich dann doch entschloß, an die Spitze des Auswärtigen Amts zu treten, und seine Ernennung bekannt gegeben werden konnte, wird allgemein mit Genugtuung begrüßt. Herr von Jagow, der in Berlin am 23. Juni 1863 geboren wurde, bekleidete den Botschafterposten in Rom seit dem Mai 1909, und nur ungern sieht man ihn jetzt dort scheiden; denn er hat es verstanden, sich große Sympathien zu erwerben.

Sultan Muhammed V. (Abb. S. 55) hat ein tragisches Schicksal. Hoffnungsfreudig bestieg er vor wenigen Jahren den Thron, auf dem mehr als ein Menschenalter Abd ul Hamid gesessen. Damals schien der kranke Mann am Goldenen Horn gesunden zu wollen, und Muhammed sollte gut machen, was sein Vorgänger verfehlt hatte. Heute wissen wir, daß die Jungtürken ihrem Land nur einen scheinbaren Aufschwung gebracht haben; das Osmanenreich ist schwächer als je zuvor. Sultan Muhammed trägt gewiß nicht die Schuld daran, aber sein Name wird mit dem Niedergang der Türkei doch für immer verknüpft bleiben.

Neujahrsempfang im Elysée (Abb. S. 52). Wie in den Monarchien erscheinen auch in den Republiken am Neu-

jahrstag zahlreiche Würdenträger bei dem Staatsoberhaupt, um ihm ihre Glückwünsche auszusprechen. In Frankreich hat in diesem Jahr Herr Fallières die Gratulanten zum letztenmal empfangen.

Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin (Abb. S. 57), die sich am 7. Juni 1904 mit dem Großherzog Friedrich Franz IV. vermählte, hat ihrem Gemahl seither zwei Söhne geschenkt. Wir bringen eine Aufnahme der Großherzogin mit ihren beiden Kindern.

Hochzeit im österreichischen Kaiserhause (Abb. S. 56). In diesem Monat reicht Erzherzogin Mechthildis von Oesterreich dem Prinzen Czartoryski die Hand zum Ehebund.

Die Beisetzung des Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter (Abb. S. 54) erfolgte unter zahlreicher Beteiligung aus allen Teilen des Reiches auf dem Stuttgarter Friedhof.

Großadmiral von Tirpitz in Johannisthal (Abb. S. 54). Daß die Luftschiffahrt wie für das Heer auch für die Marine große Bedeutung hat, ist längst erkannt. Daß auch der Chef der Marineverwaltung Großadmiral von Tirpitz der Sache großes Interesse entgegenbringt, zeigte er, indem er die Luftschiffhalle in Johannisthal besichtigte.

Sudermanns Schauspiel „Der gute Ruf" (Abb. untenstehend) erlebte im Deutschen Schauspielhaus in Berlin bei seiner Erstaufführung einen starken Erfolg, der nicht zuletzt den darstellenden Künstlern zu verdanken war.

Madame Poincaré (Abb. S. 52). Die bevorstehende Wahl des Präsidenten in Frankreich lenkt die Aufmerksamkeit auch auf die Frauen der Politiker, die als Kandidaten für die höchste Stellung in der Republik in Betracht kommen. Wir bringen heute eine Aufnahme der Gattin des Ministerpräsidenten Raymond Poincaré.



Ernst Dumcke (Max Thermählen). Elsa Galafrès (Baronin von Tanna).
Zur Erstaufführung von Sudermanns „Der gute Ruf"
im Deutschen Schauspielhaus in Berlin

Aus der diplomatischen Welt (Abb. S. 54 u. 58). Der neue mexikanische Gesandte de Béistegui in Berlin ist kürzlich vom Kaiser in Audienz empfangen worden. De Béistegui war bis zu seiner Entsendung in die Reichshauptstadt Gesandter für Mexiko in London. — Der griechische Gesandte in Wien Gryparis wirkte früher in gleicher Eigenschaft in Konstantinopel.



Kapitän Richard Vahsel †
der Schiffsführer der Südpolarexpedition Filchner.



Hofphot. E. Bieber.

Intendant Max Grube,
der neue Direktor des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg.

Im Jahr 1903 kam er als Vertreter des hellenischen Königreichs ans Goldene Horn und leitet jetzt die Geschäfte der Gesandtschaft in Wien.

Das moderne China (Abb. S. 58). Die Modernisierung des zur Republik gewordenen chinesischen Reiches macht sich auch in Europa bemerkbar. Unsere Aufnahme zeigt die Pariser chinesische Gesandtschaft in europäischer Kleidung.

Personalien (Porträte obenstehend und S. 54 und 58). General der Infanterie und Generalinspekteur der siebenten Armeeinspektion von Eichhorn wurde zum Generalobersten ernannt. — Sein 25 jähriges Künstlerjubiläum feiert am 9. Januar der Sänger Baptist Hoffmann, einer der besten deutschen Baritonisten, der seit langen Jahren dem Königlichen Opernhaus in Berlin angehört. — Der bekannte Liederkomponist Prof. Dr. Max Bruch beging in erfreulicher Frische und Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag. — Der bekannte Intendant vom Herzoglichen Theater in Meiningen, Max Grube, wurde zum Direktor des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg gewählt. — Kapitän Richard Vahsel, der Schiffsführer der Südpolarexpedition Filchner, ist im August v. J. in der Antarktis einem Herzleiden erlegen.

Todesfälle (Porträte S. 54 u. 58). Im hohen Alter von beinah 80 Jahren starb in Berlin der frühere Chef des Generalstabs der Armee Generalfeldmarschall Graf Alfred von Schlieffen. — Der bekannte Herrenreiter Rittmeister Kurt von Rabenau erlitt bei einem Sturz mit dem Pferd einen schweren Schädelbruch, der den sofortigen Tod zur Folge hatte. — In Neuyork starb, 75 Jahre alt, der Millionär James Keene, ein eifriger Förderer der Vollblutzucht. — In Straßburg starb, 74 Jahre alt, der bekannte Orientalist Professor Dr. Julius Euting. — In München ist, 91 Jahre alt, der Direktor des städtischen Marionettentheaters gestorben, eine originelle Persönlichkeit, die kurzweg Papa Schmid genannt wurde.

Die Toten der Woche

Louis Cailletet, Präsident des französischen Aeroklubs, † in Paris am 5. Januar im Alter von 79 Jahren.

Prof. Dr. Julius Euting, † in Straßburg i. E. am 2. Januar im Alter von 74 Jahren. (Portr. S. 58).

Geh. Sanitätsrat Dr. Gustav Kothe, † in Friedrichroda im Alter von 68 Jahren.

Generalfeldmarschall Graf Alfred von Schlieffen, † in Berlin am 4. Januar im Alter von 80 Jahren. (Portr. S. 54).

„Papa Schmid", der berühmte Münchner Marionettenspieler, † in München im Alter von 91 Jahren. (Portr. S. 58).

Dr. Dominikus Willi, Bischof von Limburg, † in Limburg am 6. Januar im Alter von 68 Jahren.



Gottlieb von Jagow,
der neuernannte Staatssekretär des Aeußern.

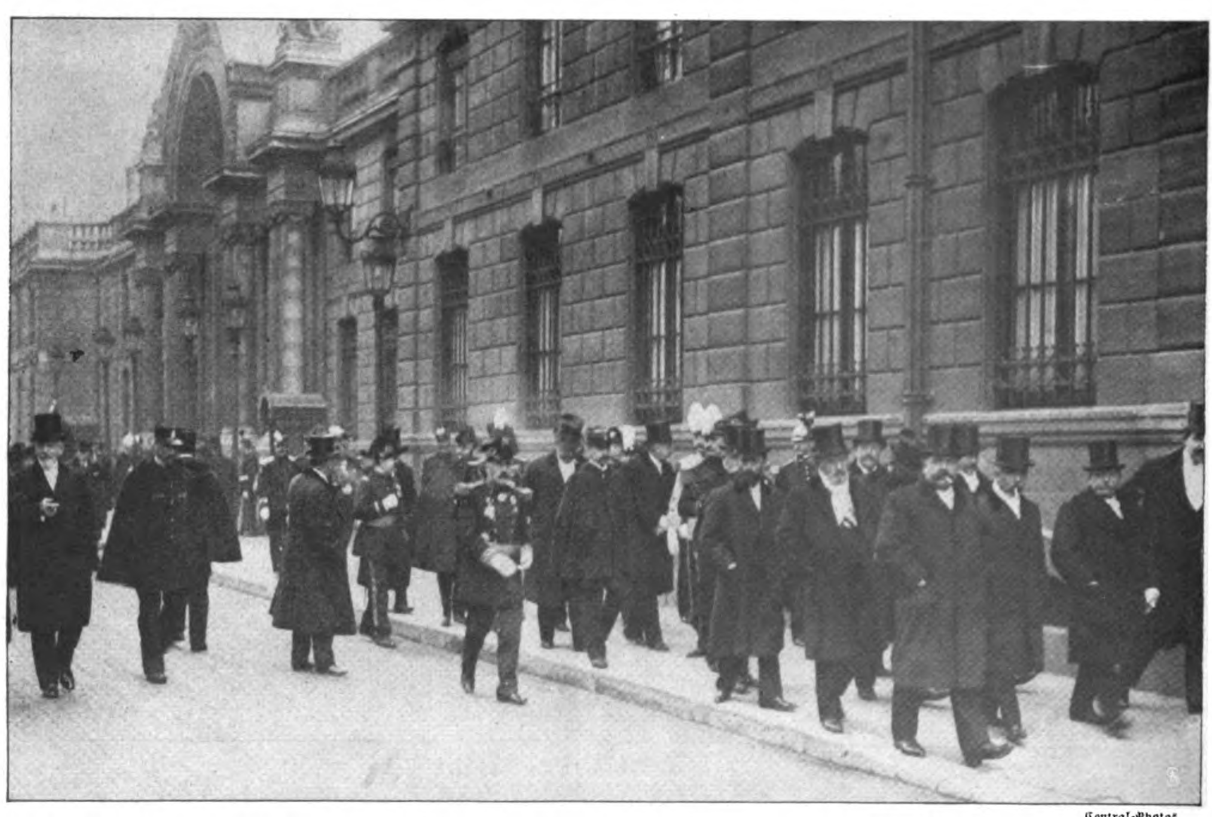


Photo-Electra.

Frau Poincaré, die Gattin des Präsidentschaftskandidaten.
Zur bevorstehenden Präsidentenwahl in Frankreich.



de Béistegui,
der neue mexikanische Gesandte in Berlin.



Central-Photos.

Vom Neujahrstag in Paris: Das offizielle Frankreich kehrt von der Gratulation beim Präsidenten zurück.



Die Neujahrsfeier am Berliner Hof.



1. Der Kaiser und seine Söhne, der Kronprinz, Prinz Eitel-Friedrich, Prinz Adalbert, Prinz August Wilhelm, Prinz Oskar, Prinz Joachim, begeben sich zum Zeughaus.

2. Der Luftverkehrskreuzer „Hansa", in Potsdam stationiert, am Morgen des 1. Januar über dem Königlichen Schloß.



3. Kriegsminister von Heeringen geht zur Parole-ausgabe nach dem Zeughaus.

4. Großadmiral von Tirpitz und General von Prittwitz und Gaffron auf dem Wege zum Zeughaus.



5. Die Fahnenkompagnie.



Von links: Korvettenkapitän Metzing, Vizeadmiral Grapow, Großadmiral von Tirpitz.

Ein Besuch des Großadmirals von Tirpitz in der Ballonhalle in Johannisthal.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Generalf. Graf A. v. Schlieffen †

Berlin.



Hofphot. Hahn Nachf.

Rittmeister von Rabenau †

bekannter Herrenreiter.



James Keene †

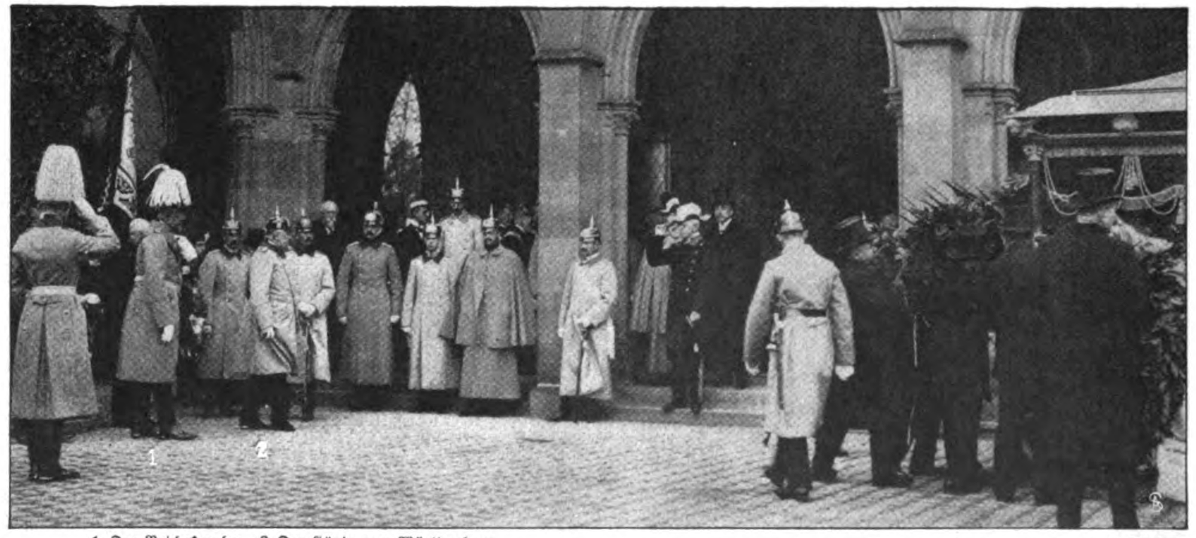
Neuyork bek. Finanzier u. Sportsmann.



Phot. Voigt.

General der Inf. von Eichhorn,

wurde zum Generalobersten befördert.



1. Der Reichskanzler. 2. Der König von Württemberg. Phot. Möhle.

Die Ankunft des Sarges auf dem Stuttgarter Friedhof.

Von der Beisetzung des Staatssekretärs von Kiderlen-Waechter.



Zeichnung von Christopher Clark.

Sultan Muhammed V.

Schicksalsschwere Stunden am Goldenen Horn.



Hofphot. Scolik jun.

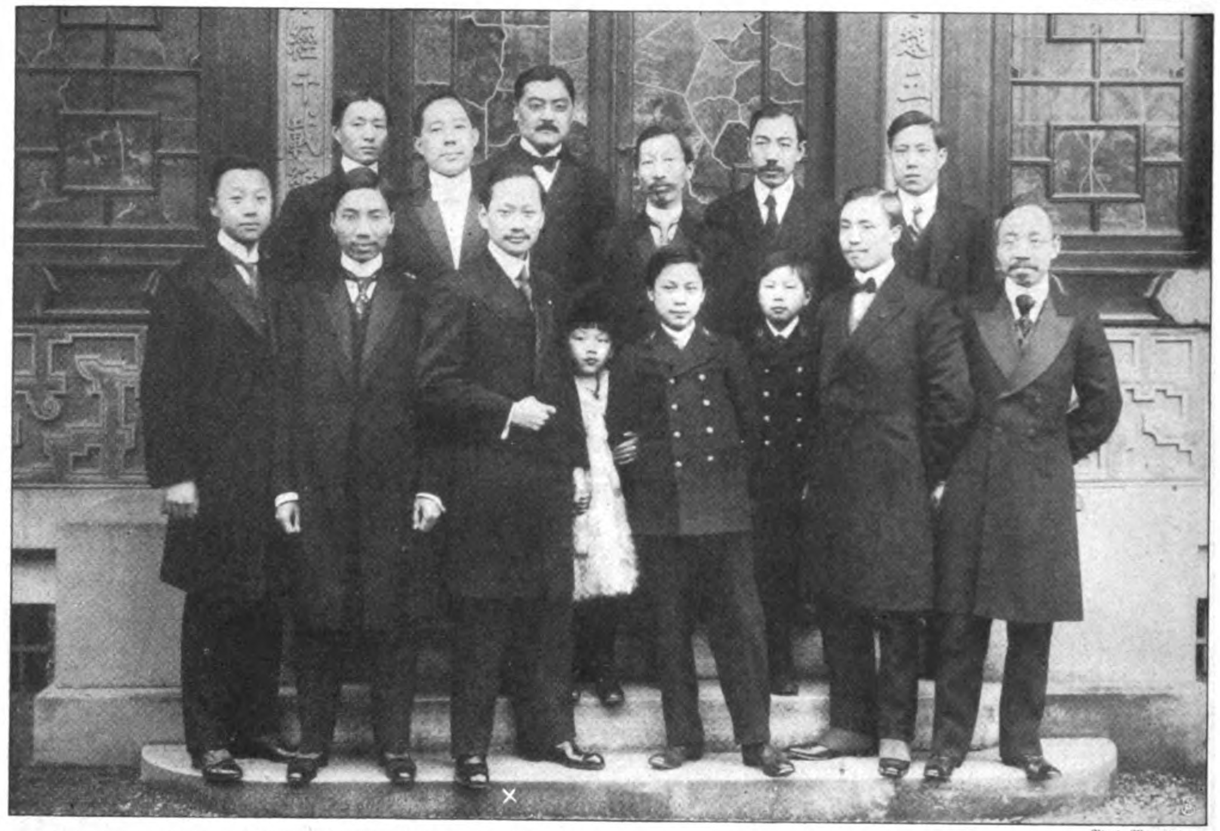
Prinz Olgerd Czartoryski und seine Braut Erzherzogin Mechthildis.

Zur bevorstehenden Vermählung der jüngsten Tochter des Erzherzogs Karl Stephan.

Hofphot. Esch.

Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin mit ihren Söhnen
Erbgroßherzog Friedrich Franz und Herzog Christian Ludwig.





Phot. Manuel.

Das moderne China: Die chinesische Gesandtschaft in Paris beglückwünschte am 1. Januar den Präsidenten zum erstenmal in europäischer Tracht. — Geschäftsträger Liu (×).



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Baptist Hoffmann, Berlin,
beging sein 25jähr. Künstlerjubiläum.



Phot. Schuhmann.

Der neue griechische Gesandte in Wien:
Gryparis und Gemahlin.



Hofphot. Jungmann & Schorn.

Prof. Max Bruch, Berlin,
wurde 75 Jahre.



Phot. Münch.

Prof. Dr. J. Euting †
Straßburg, bekannter Orientalist.



Phot. Traut.

Papa Schmid †
bekannter Münchner Puppenspieler.



Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

11. Fortsetzung.

Als Achim von Bornim eintrat, saßen die Damen bei Kaffee und Kuchen und Handarbeiten . . . Am Boden ein Gekrabbel von Neffen und Nichtchen . . . Er gab acht, nicht auf die Würmer zu treten. Er wandte sich ungeduldig an die Mutter: „Du willst ausfahren, Mama? Zum Missionsfest? . . . Unmöglich! . . . Habt doch ein bißchen Einsehen! . . . Ich brauch doch jeden Pferdeschwanz . . . ich warte ohnedies nur auf das nächste Gewitter . . .“

Dann ließ er seinen Ärger wegen des Respekts vor der Mutter an den beiden unverheirateten ältlichen Schwestern aus.

„So gescheit könntet ihr auch sein und euch das selber sagen! . . . Aber ihr tut ja nichts! Ihr hockt ewig nur rum! . . . Da war die Eva Marie ganz anders! Was? . . Ja . . . werde doch nur um Gottes willen Diakonissin, Berta! Meinen Segen hast du! . . . Nee — danke, Mama . . . ich hab keine Zeit, Kaffee zu trinken . . . ich fürchte immer, es gibt doch noch Regen . . .“

Er lief wieder durch das Haus und musterte draußen im Freien angestrengt den Horizont. Wolkenlose, blaue Himmelschwüle. Es ging ihm dabei durch den Kopf: Was hat dir vor anderthalb Jahren noch groß am Wetter gelegen? . . . Total Wurst! . . . Da ließ man Gott 'nen guten Mann sein. Und draußen in Sommerwerk saß der Papa und sorgte für alles. Und jetzt . . . seine Gedanken liefen in ausgefahrenem Gleis wie ein Gaul um den Göpel: zum 1. Oktober die Zinsen . . . 35 000 und 40 000 und 25 000 . . . macht auf das Halbjahr 50 000 Emmchen! . . . Dazu die Wechsel . . . 10 000 . . . und Libachowitz mit seinen Rückständen auch 10 000 . . . und die Steuern . . . Im November die Versicherungsprämien . . . die Ernte war gut . . . sie mußte heil herein . . . vielleicht behielt man doch ein paar lumpige braune Lappen Ueberschuß zum Lohn für all das Schwitzen und Um-vier-Uhr-Aufstehen und Sich-bis-zum-Abend-heiser-Schreien . . .

Da ging es schon wieder los! Wie die Schmeißfliegen umsummten einen die Sorgen! Was? . . . Eine Kuh krank? Blähsucht! Man hatte gleich nach dem Tierarzt geschickt. Er solle seinen Trokar mitbringen. Woher das nur kam?

„Daher kommt's!“ schrie Achim den Oberschweizer an und riß eine Handvoll Grünfutter aus der Raufe. „In dem Klee kann sich ein altes Weib seinen Kaffee warmstellen — so heiß und feucht ist er . . . Eine Luderwirtschaft ist hier! . . . Ich jag euch alle noch zum Tempel raus . . . verstanden?“

Dabei mußte er über sich in seinem Zorn lachen. Die Kerle kriegten ja morgen schon in Berlin mit Kußhand Arbeit! Ein Wunder, daß überhaupt noch welche da waren! Na — sie waren ja auch danach . . . Und da der Schmied . . . der Dampfdreschsatz kaputt? Natürlich! . . . Bis morgen früh ist er in Ordnung, und wenn die ganze Nacht gehämmert wird, oder ich reiß euch den Kopf ab . . . Und durch seinen eigenen Kopf fuhr es: Besser wär es, etwas davon zu verstehen, statt das Blaue vom Himmel herunterzuschimpfen! Aber es hat's mich ja keiner gelehrt. Der natürliche Grips langt nicht. Ich kann lange hingehen und mir die Maschine angucken! Die sagt mir doch nicht, wo sie ihre Mucken hat!

Da kam der Pfarrer Schörlin. Zu den Damen. Merkwürdig: der Geistliche roch den Kaffee und Kuchen bis ins Pfarrhaus. Achim sah ihn feindselig an.

„Es ist Essig mit dem Missionsfest! . . . Kühe laß ich auf Wunsch vorspannen! Aber Pferde? Nee! . . . Was? . . . Was wollen Sie bei der Gelegenheit gerade? . . . Neubauten am Pfarrhaus? Das Dach entzwei! . . . Nee, ich kann jetzt nicht, Herr Pfarrer. Wie? . . . Der Herr wird es schon recht machen? . . .

Ja . . . da lassen Sie doch Ihr Dach vom Herrn flicken! . . . Ich wär sehr froh! . . . Philipp . . . das Pferd!"

Während gesattelt wurde, unterhielt er sich mit dem Förster. Es waren wieder Berliner Ausflügler zu Hunderten drüben im Wald, lagerten und verulkten den Grünrock, der ihnen das Rauchen und Abkochen verbot . . . Es gab sicher wieder einen Brand . . .

„Nehmen Sie Ernteleute mit und jagen Sie die Blase zum Kuckuck!" sagte Achim erschöpft und dann nach einer Weile seufzend — gleichviel, ob ihm gerade der Förster Jahn oder sonst wer zuhörte: „Früher als Leutnant hab ich die Parforcejagden im Grunewald mitgeritten. Aber nun weiß ich allmählich, wie's der Sau zumute ist . . . Ich bin auch eine gehetzte Kreatur Gottes!"

Er saß auf und galoppierte aufs Feld. Da schwankten schwer die Erntewagen. Die bunten Kopftücher der Slawinnen schimmerten. Schon schieden sich weite Stoppelflächen von wogendem Korn, in das sich die Sensenreihen in funkelndem, gleichmäßigem Schwung immer tiefer hineinfraßen — es war ein Bild voll Leben unter dem blauen Himmel. In der Mitte der straffe, energische, junge Gutsherr hoch zu Roß . . .

„Siehste, Mutter . . . dat is nu so'n Oberajrarier!" sagte ein dicker, gemütlicher Mann in Hemdsärmeln, der mit der gesamten, nun doch glücklich vom Förster aufgescheuchten Landpartie aus dem Wald hervorkam. „Den Briedern jehört allens, wat man hier so Jejend nennt!" Blicke voll Neid und Neugier richteten sich auf den jugendlichen Großgrundbesitzer. Der achtete nicht darauf. Er ritt langsam über die Äcker bis zum Entenkrug an der Brücke. Da runzelte er die Stirn und hielt an. Unten, im Schilfdickicht, längs der Bracke, tönten Schüsse. Waren tiefe Bässe und dicke Bäuche. Die neuen Jagdpächter von Sommerwerk. Herr Schliephacke mit den Seinen. Es gab Achim immer einen Stich ins Herz, wenn er den reichen Berliner Schlächtermeister und sein Gefolge sah. Er hatte dann ein Gefühl, als sei er nicht mehr ganz Herr im Hause seiner Väter. Freilich . . . achttausend Mark jährlich . . . der Posten war gar nicht zu entbehren . . .

Aber was zu toll war, war zu toll. Sonst waren ihm diese Leute Luft. Jetzt trabte er heran und rief herrisch: „Darf ich Sie ersuchen, da unten in Entenluch nicht unnütz die Pfähle aus dem Boden zu ziehen, um sich Sitze zu machen. Die Pfähle bilden die Grenze!"

„Grenze? . . . Es ist doch ein und dieselbe Jagd!"

„Die Jagd schon! Aber die Entenluch ist mein Privateigentum. Sie gehört nicht zum Rittergut Sommerwerk. Also bitte!"

Er ritt zum Krug zurück. „Oller Junker!" tönte es hinter ihm her. Das ließ ihn kühl. Wenn die nichts anderes zu schimpfen wußten . . . Vor dem Wirtshaus an der Heerstraße hemmte er erstaunt die Stute. Da saß doch wahrhaftig der dicke Leggien — Herr von Leggien auf Bernöwel, der Musterlandwirt des Kreises, der gerissenste Kunde weit und breit, und wischte sich den Schweiß aus dem krebsroten Gesicht.

„Was ich hier mache, mein bester Bornim? Da unten in Entenluch bin ich rumgepatscht, bis mich die Berliner mit ihren Schrotspritzen vertrieben haben! . . . Sehen Sie mal meine Stiebel an! . . . Ich nehm dem Eigentümer die Hälfte von seinem Dreck an den Schuhsohlen mit! Im Vertrauen: Wer ist denn der Eigentümer . . .?"

Seine wässerigen blauen Äuglein zwinkerten schlau durch die Zwickergläser. Achim sah den harmlosen alten Fuchs verwundert an. Wußte der das wirklich nicht?

„Ich!" sagte er.

„Sie? Ist's die Möglichkeit! . . . Hören Sie mal: Wollen Sie's verkaufen?" . . .

„Was wollen Sie denn damit machen?"

„Gott . . . Sie wissen ja . . . ich bastele immer an allerhand Experimenten rum . . . Ich möchte mit dem Schlamm da unten mal Düngeversuche anstellen. Nicht für mich! Nein, nur im Interesse der Landwirtschaft . . . Na . . . wie ist's . . . Fünftausend Mark der ganze Krempel? . . . Schnell! . . . Sonst tut's mir leid! Ich hab den Preis ohnedies schon so hoch bemessen, weil Sie's sind!"

„Zu hoch!"

„Wieso? . . . Seien Sie doch froh, Mann . . ."

„Weil da was dahinter steckt, wenn Sie das Fünffache des Wertes bieten!"

„Was soll denn dahinter stecken?"

Achim lachte.

„Keine Ahnung! . . . Aber ich bin auch nicht von vorgestern! Sie haben mich stutzig gemacht! Ich will lieber warten!"

„Also lassen wir's!" sagte der alte Pfiffikus, grüßte kurz und verdrießlich und ging in den Krug zurück. — Achim von Bornim sah erst jetzt, daß dort noch ein paar fremde Herren saßen, die offenbar zu jenem gehörten. Einen Augenblick schwankte er noch. Sollte er das Geld nicht doch mitnehmen? . . . Nee — lieber nicht! Er kannte den Bernöweler: Wenn der Fuchs auf einer Fährte witterte, war was im Werk. Er schaute sich nicht mehr um, sondern ritt heim. Natürlich, da war schon wieder so 'ne Hyäne im Hof! . . . Diesmal Herr Rehfisch! . . . Ein reizender Kerl. . . .

„Wenn ich bloß Sie sehe, dann geht mir schon's Herz auf!" sagte er, sich aus dem Sattel schwingend. „Welcher Deibel führt Sie denn wieder hierher?"

„Nu — ich hab hier in der Nachbarschaft zu tun. Für die Stobberowschen Erben. Ein Berliner Herr will sich morgen Görtzke ansehen . . . ein seriöser Mann . . . Geld nicht zu knapp . . . da wollt ich mal im Vorbeigehen schauen . . ."

„. . . ob ich nicht Geld brauche? . . . Ich brauch immer Geld, Rehfisch!"

„Wieviel, Herr von Bornim?"

„Fünf-, sechstausend Märker müssen's schon sein! . . . Bis nach der Ernte!"

„Sollen Sie haben! . . . Fünf Prozent! . . . Bin ich reell oder nicht?"

Achim lachte. Manchmal erfaßte ihn ein Galgenhumor. Dann kam ihm die ganze Geschichte nachgerade komisch vor. Er schlug ungeduldig die Fingerspitzen ineinander.

„Na — nu mal raus mit den wilden Katzen. . . . Wo soll ich diesmal bluten?"



„Nirgends!“ sagte Rehfisch vorwurfsvoll, ging gekränkt ab und kam gleich wieder vertraulich zurück.

„Sie, Herr von Bornim ... ich hab gehört ... Exzellenz, die Frau Mama, hat heute nicht zum Missionsfest fahren können, weil keine Pferde da waren! ... Ich bitt Sie ... das geht doch nicht ... so eine alte Dame ... so eine fromme Dame ... so eine vornehme Dame.“ ....

„... Lassen Sie nur einen Viererzug vorfahren, Herr Rehfisch! ... Wird mir sehr angenehm sein!“

„Na — nicht gerade ein Viererzug ... aber wenigstens zwei gute Pferde! ... Ich schaff sie Ihnen! ... Ich weiß gerade ein Paar Ungarn.... Ich will keinen Pfennig bar! ... Wir schreiben den Kaufpreis mit auf den Wechsel.... Nur zweitausendvierhundert.“ ...

„... und tausend sind die Schinder höchstens wert!“ Achim faßte mit seinen noch ohnedies von Pferdeschweiß feuchten Reithandschuhen den kleinen Mann vorsichtig an dem fettigen Rockkragen an und schaukelte ihn schäkernd hin und her. „Kennen Sie den Wucherparagraphen, teurer Rehfisch? ... Notlage ... Unerfahrenheit ... Leichtsinn ... Leichtsinnig bin ich nicht ... Unerfahren auch nicht ... Aber die Notlage ... die Not ... la ... ge ... Unangenehme Kerle ... die Staatsanwälte — nicht?“

„Spaß beiseite! Soll ich die Pferde schicken?“

„Schicken Sie mir meinetwegen ein Gros Nachttöpfe! Ist ja ganz egal ... Aber das Geld, Verehrtester — das Geld! Ewig braucht der Mensch Geld!“

Rehfisch lächelte plötzlich verschmitzt.

„Sie kommen doch so oft nach Berlin, Herr von Bornim? Möchten Sie nicht da einmal einen Besuch machen ...?“

„Wo denn? Beim Scharfrichter? Beim Gerichtsvollzieher?“

„Es ist eine verwitwete Geheimrätin ... die Frau Baronin von Aich zu Gumpenried ... Sie haben gewiß den Namen schon gehört?“

Na natürlich ... Achim war verblüfft ... Das war jemand aus Mamas frommem Kreis. Auf Berliner Krippenfesten und Potsdamer Wohltätigkeitsbasaren zu Hause.

„Rehfisch ... renommieren Sie nicht!“ sagte er. „Wie kommen Sie denn zu der Bekanntschaft?“

Eine Abwehr drüben, mit einer Hand voll schwärzlicher Nägel. „Ich? ... Gott soll mich behüten! Es ist mir nur gesteckt worden ... Von sehr hoher Seite ... Die Frau Baronin würde sehr froh sein. Gehen Sie doch mal hin, Herr von Bornim! ... Kostet ja nichts!“

Achim von Bornim schüttelte den Kopf. Endlich begriff er. Er kannte Berlin. Er wunderte sich über wenig Dinge zwischen Alexanderplatz und Kurfürstendamm. Er lachte laut.

„Die will sich wohl an mir 'nen Kuppelpelz verdienen — was? Wie? ... Sie wollen nichts gesagt haben? ... Nee — alter Freund und Kupferstecher: Wenn ich heiraten will, suche ich mir meine Frau schon selber!“ ...

Plötzlich bekam er einen Zorn.

„Aber ich hab's nicht nötig, Herr Rehfisch! Wenn mir der gute Gott nur ein paar anständige Ernten beschert, werd ich mit euch allen noch fertig! ... Und nun Schluß! ... Schluß! ... Was: ‚Aber es bleibt unter uns?‘ ... Lieber Himmel: Motten Sie sich die olle Tante ein! Mir ist's Wurst!“

Er lief mit langen Schritten in das Schloß. Da setzte er sich an seinen Tisch, stützte die gebräunte Stirn auf die Hand, fing wieder an zu rechnen ... Gutspapiere ... Zahlenreihen ... Das alte Lied: Leutenot ... das Leben teurer ... die Löhne höher ... die Lasten größer ... und auf der andern Seite sanken die Kornpreise unaufhaltsam ... sanken tiefer und tiefer ...

An den Wänden der Halle hingen die Ahnenbilder. Verfluchte Kerle. Denen war es gut gegangen. Den Leuten von Quitzow-Cuirassiers in weißem Koller und Federhut ... und dem Stabskapitän von den Brüsewitz-Dragonern in seinem himmelblauen Rock und strohgelber Weste und den Potsdamer und Berliner Herren vom Ersten Bataillon Garde und den Bataillonen Knebel und Rabiel aus Kunheim und Armin und Alt-Larisch und Winning ... der alten friderizianischen Armee. Damals erst, nach Jena, war zur Franzosenzeit die Sorge nach Sommerwerk gekommen ... wich seitdem nicht mehr ... wuchs ... Nun sitze du da als Erbe und Enkel und schwitze ... der Holzwurm tickt ... die Motten fliegen ... die Zahlen tanzen auf dem weißen Papier ... sieben von fünf kann ich nicht ... borg ich mir eins ... wozu hat denn Gott die Rehfische geschaffen? ... Und wieder eins ... bis zum letzten Tag! ...

Er stand wieder auf: Verflucht! Ein Kerl wie ich! Zu Großem auserlesen! Und träume nun nachts vom Durchfall der Kälber und gifte mich bei Tag, wenn die Sau ihre Ferkel frißt. Mag sie! Prost Mahlzeit! Was liegt mir daran? Dazu bin ich nicht der Mann! Ich hab's dick! Ich kann einfach nicht mehr! Und dabei das Leben so nah! Berlin keine zwei Stunden von hier. Mit Händen zu greifen ...

Papa war doch auch immer in Berlin. Kümmerte sich hier um nichts. Das fanden sie alle selbstverständlich. Jetzt, wo sie ihn verloren haben, schimpfen sie wie die Rohrspatzen auf seinen Nachfolger im Reichstag, den Machwitz auf Rosenrade. Ein schlapper Abgeordneter! Ist nichts! Tut nichts! Ist nie da! Ich an seiner Stelle: Ich wäre meines Vaters Sohn. Ließe mir von keinem in die Suppe spucken ... Auch von der Regierung nicht.

Ach was ... Träume ... Schäume ... Zeit zum Abendessen ... Man ist und bleibt Galeerensklave. Achim von Bornim stieg die Treppe zum Speisesaal hinab. Ungeduld kribbelte in ihm. Ermüdungsfieber. Schwüle Abendluft. Wetterleuchten über den fernen Föhren. Pfui Teufel ja ... war das ein Leben. Da unten schrien sie schon wieder. Mama mit der Baronin über die Herrenhuter Mission. Und Frau von Slawetz über ihre Ehe mit ihren beiden Schwestern. Und ihre Kinder spektakelten. Und Pfarrer Schörlin trompetete der tauben Tante Brigitte im Vertrauen ein paar Geheimnisse ins Ohr ... Es war toll ... die reine Menagerie ... tagaus, tagein ... Und er, noch vor zwei Jahren ein so patenter Hund wie irgendeiner, als Sorgenvater da mitten drin ... Und hinterher, bei der Lampe, das Rechnen und Rechnen über den Büchern, ohne daß davon die



Schulden um einen Pfennig weniger wurden . . . Ach was! . . . Man war sechsundzwanzig . . . hole der Deibel mal für die Nacht den ganzen Kram . . .

Im Kasino des Gardeinfanterieregiments in Berlin entstand gegen zehn Uhr abends ein Riesenhallo, als der nunmehrige Leutnant der Reserve von Bornim in elegantem taubengrauem Sommerzivil, weißer Weste und Lackschuhen plötzlich auf der Schwelle stand: „Melde mich gehorsamst zur Stelle! . . . Ja! Eben von meiner Klitsche hereingespritzt . . . Kinders . . . der Erntesegen wird mir zu doll! . . . Ich muß mal ein bißchen bummeln!“

„Na aber gewiß! Gern! . . . Dem Mann kann geholfen werden! . . . Nee — hierhin, Bornim! . . . Ordonnanz, Sekt! . . . Aber nicht zu knapp! 's ist für 'nen Kranken!“ Achim von Bornim lachte aus vollem Hals und setzte sich, die Beine rittlings über dem Stuhl, zwischen die Kameraden. Gottlob — das war noch die alte Blase! . . Famose Kerle! Sein Geist! . . . Er hörte um sich Witze und Redensarten, die er selbst noch vor Jahren im Kasino eingebürgert. Er merkte wieder, wie stark seine Macht über die andern gewesen war. Immer. Schon auf der Schule. Und dabei lebenslänglich Kartoffeln buddeln! . . . Er wurde tiefsinnig und trank Sekt mit Pfirsich und spielte den jungen Kriegsknechten gegenüber den Großgrundbesitzer und schimpfte mörderlich auf die Regierung. Und imponierte. Und kam sich, in plötzlichem Ernst und Erwachen zwischen all dem Unsinn, wirklich viel älter vor als die Altersgenossen.

Dann gingen sie mit roten Köpfen noch frische Luft schöpfen. Unter den Linden. Ach Gott ja — Berlin! Und wenn es zehnmal schon fast die Hundstage waren und kein Mensch mehr in der Stadt — und ob es auch erstickend schwül war von noch glühenden Häusermassen und ausgedörrtem Asphalt, und ob sich auch der Staub einem auf die Lungen legte, hier funkelten doch die Lichter, liefen die Leute, lärmte das Leben — standen die Tore der Zukunft weit offen für Kerle voll Schneid und mit ein bißchen Grütze im Kopf, statt drüben in Sommerwerk Kartoffelsack neben Kartoffelsack bis zum Grabstein. Es war schon förmlich bei ihm eine fixe Idee mit den Kartoffeln. Er sagte sich, im Säbelgerassel und Uniformglanz der Leutnants um ihn, dem einzigen Zivilisten: Als Offizier fände ich gleich eine gute Partie! Die Mädchen wollen in ein feudales Regiment, Frau von Bornim heißen, zu Hof! . . . Aber da draußen, wo sich Fuchs und Wolf Gutenacht sagen, die Landpomeranze spielen, das macht den Großstadtpflanzen keinen Spaß! . . . Und was sind so ein paar lumpige Leutnantschulden gegen die Hypothekenlast, die ich dem Schwiegerpapa beichten müßte! . . . Nein! . . . So leicht geht das nicht mit der reichen Heirat! Und ohne die . . .

„Prost, Achim!“

Sie saßen, lange nach Mitternacht, in einem Café. Als er sich von den letzten trennte, dämmerte es schon auf den menschenleeren Straßen. Kühle, grau in Grau. Ein Frösteln . . .

„Noch bei dir auf dem Sofa schlafen? Du mußt doch bald zum Dienst? Nee, danke!“ sagte er zu dem einen Freund. „Ich rutsche mit dem Fünfuhrzug heim! . . . Was denkst du wohl von so 'nem armen Agrarier! . . . Ich versichere dir: gegen mich ist ein Steinesel noch der reine Rentner! Na, adieu, Leute! . . . Viel Vergnügen beim Kommiß . . .“

Im Tiergarten zwitscherten schon die Vögel. Pennbrüder nächtigten auf den Bänken. Weißer Nebel dampfte über dem Neuen See. Achim von Bornim ging eine Stunde und länger langsam dahin und ging in sich und dachte sich: Da laufen schon die Bäckerjungen und die Zeitungsfrauen und kommen die ersten Arbeiter. Alles arbeitet. Ich will es auch! . . . Und arbeite mich, so Gott will, schließlich doch vorwärts gegen den Strom.

Nachdem er im Frühzug Platz genommen, schlief er noch auf dem Bahnhof ein. Als er wieder aufwachte, war man schon hinter Potsdam. Sein geschultes Auge sah das gleich an den nächsten Gutshöfen und Feldern. Ihm gegenüber im Abteil saßen zwei Herren. Der eine grüßte. Er erwiderte es noch schlaftrunken. Was war das nun wieder für 'n Kunde? . . . Groß, schwer, blond . . . Schmiß auf Stirn und Backe . . . Herrgott ja . . .

„Guten Morgen, Herr Lauckardt“, sagte er ziemlich kühl.

„Guten Morgen, Herr von Bornim! . . . Na . . . was macht die Ernte?“

„Danke! Es geht!“

„Na — das ist ja schön!“

„Nee! Das ist ganz egal! Je mehr wächst, desto mehr sinken die Preise. Man arbeitet doch für die Katze!“

Eine Pause. Dann hub Otto Lauckardt mit seinem verwöhnten verbindlichen Lächeln wieder an: „Wir sind nämlich seit einiger Zeit auf Gutsschau! Das heißt: nicht ich, sondern mein Vetter hier! Darf ich vorstellen: Herr Fahrenholtz junior! Herr von Bornim! Wir wollen“ . . .

„Sie wollen Görtzke von den Stobberowschen Erben kaufen!“ sagte Achim von Bornim phlegmatisch. „Weiß ich schon seit gestern! . . . Aber nehmen Sie sich vor dem Rehfisch in acht! Der ist'n Gemütsmensch!“

Die beiden andern lachten. Herr Fahrenholtz, ein junger, sehr klug und energisch aussehender Mann, meinte: „Ich tu's auch mehr für die Gesundheit! . . . Die Landwirtschaft macht mir Vergnügen . . .“

Achim spürte die ersten Spuren eines Katers nach der durchschwärmten Nacht. Das Haarweh machte ihn noch schroffer.

„Na — mir nicht! Wenn nun unsereins sich zum Vergnügen eine Fabrik kaufte und verdürbe Ihnen die Löhne — was würden Sie denn zu der Nachbarschaft sagen?“

„Wir werden uns schon vertragen, Herr von Bornim! Ich will niemand schaden! . . . Ich möchte ja bloß manchmal fort aus der Bank, mit meiner Frau . . . Luft schnappen . . kein Telephongebimmel . . keine Kursdepeschen . . ich bin auch nicht auf Rosen gebettet! Glauben Sie mir!“

Das war ja wahr. Es wurde wahnsinnig in Berlin gearbeitet. Überall in Deutschland. So, als wollte man die Bärenhäuterei und Schöppenstedterei von Jahrhunderten nachholen. Der Junker merkte, daß Otto Lauckardt über seine kurzangebundene Art etwas verschnupft war.



Es fiel ihm seine Beichte damals, wegen der Ilse, im Hofbräu ein ... Nach solch einer Offenherzigkeit mußte man höflich sein. Er fragte in herablassender Art: „Wir haben uns eine Ewigkeit nicht gesehen, Herr Lauckardt! Was haben Sie denn die letzten ein, zwei Jahre getrieben?"

„Ach ... Ich war einige Zeit auf Reisen. In Italien und in England. Dann daheim. Aber nun habe ich mich doch wieder in Berlin seßhaft gemacht!"

„Und was machen Sie da?"

„Nichts!" sagte an Lauckardts Stelle sein Vetter. „Der gute Otto ist der glücklichste Mensch unter der Sonne. Gesund ... Ohne Sorgen ... Ohne Anhang. Und dabei ewig unzufrieden!"

„Na— da wünsche ich, Sie wären mal vierundzwanzig Stunden an meiner Stelle!" meinte Achim von Bornim trocken und stand auf. Denn der Zug lief in seine Station ein. „Da könnten Sie was erleben! ... Sie fahren wohl noch 'ne Haltestelle weiter ... Übrigens: Lassen Sie sich's gesagt sein: das Herrenhaus auf Görtzke hat Grundwasser. Und in trockneren Frühjahren ..."

„.... versagt dafür die Wiesenberieselung!" ergänzte Herr Fahrenholtz. „Danke sehr! ... War mir bereits bekannt. Ich war schon öfters hier in der Gegend und hab so still herumgehorcht ... Wenn man nur dumm ausschaut ... zu sein braucht man's ja nicht!"

Achim lachte, reichte ihm und Lauckardt die Hand zum Abschied und stieg aus. Vor dem Bahnhof harrte sein Reitpferd, das er für die Nacht in dem Dorfkrug eingestellt. Er drückte sich die Kastensporen in die Stiefelabsätze, knöpfte die Stege an die Beinkleider und ritt im Schritt davon, um nicht durch Pferdeschweiß die innere Wadenseite der grauen Sommerhosen zu beflecken. So sparsam war man schon geworden. Trotz dem Sekt heute nacht. Half ja auch nichts! ... Ging ja doch den Krebsgang ...

Nein! Es mußte nun glücken! ... Wieder rechnete er im warmen Morgenwind. Nur ein bißchen Überschuß dies Jahr! Nur so viel, daß man sah: Man kam vorwärts, wenn der Herrgott es gnädig mit Sonne und Regen machte! Die reine, klare Sommerfrühe gab ihm frischen Mut. Er richtete sich im Sattel empor. Er sah mit einer Art Andacht hinauf in das unergründliche Blau, von dem der Segen über die Fluren kam. Seine Jugend war voll neuer Hoffnung und guten Willens. Sein Herz lachte, als da an der Wegbiegung, plötzlich, trotzig und traulich zugleich, graugestreckt mit seinen Flankentürmen zwischen grünen Wipfeln, das alte Schloß erschien. Er war der Herr von Sommerwerk. Er würde es schon bleiben ...

Hinten, gegen die Ställe zu, waren sonderbar viel Leute. Ein Hin und Her! ... Ein Blinken wie von Messinghelmen. Ein eigentümlicher bitterer Rauchgeruch in der Luft. Nun gab er doch der Stute die Sporen. Und hemmte nach hundert Schritten ihren Lauf. Da, wo gestern abend noch die korngefüllte Scheune gestanden, war jetzt zu einem guten Drittel ein leeres Nichts. Ein schwarzer Fleck am Boden. Schwelende Balken. Schutt. Der Oberinspektor Dönges trat hervor.

„Gott sei Dank — wir haben noch rechtzeitig löschen können!"

„Brandstiftung?" ...

Der Alte nickte.

„Der von gestern war's nicht! Der sitzt. Aber zwei andere sind flüchtig. Ich hab es dem gnädigen Herrn immer gesagt, er soll die Russen nicht so scharf anfassen!"

„Wir sind ja versichert!"

„Wenn schon! Wir kommen doch nur mit vier Fünfteln heraus. Ein großer Schaden bleibt's!"

Achim von Bornim war abgestiegen. Die Leute machten ihm Platz. Er stand ganz vorn, die Hände in den Hosentaschen, die Reitpeitsche unter dem Arm, und schaute sich das Stück Verwüstung an. Das mächtige schwarze Viereck im Grün grinste wie ein Sinnbild zu ihm empor: Umsonst! Schwimm du nur gegen den Strom! Es wirft dich doch immer wieder zurück ...

* * *

Otto Lauckardt und sein Vetter hatten inzwischen das Rittergut Görtzke besichtigt und fuhren, den Agenten Rehfisch auf dem Rücksitz, zur Schnellzugstation. Fahrenholtz, der Jüngere, hielt in dem Gerüttel des Wagens sein Notizbuch auf den Knien und rechnete. Aber nicht wie sonst Kauflustige: Bodenklasse und Grundsteuerreinertrag und Meliorationen. Nein: Geld spielte da keine Rolle. Nur die Zeit. Die Zeit war Geld.

„Zweiundzwanzig Kilometer bis zur Bahn. Davon die Hälfte Vizinalweg. Muß ich mit 'nem leichten Sandläufer und zwei fünfjährigen Ungarn in vierzig Minuten machen. Sagen wir Dreiviertelstunden! Also um sechs Uhr aus den Posen, um sieben gebadet, rasiert, gefrühstückt ... Kuß an die Gattin ... sieben Uhr fünfundvierzig Station — fünfzig Abfahrt ... neun Uhr zehn Berlin ... Droschke ... neun Uhr zwanzig in der Französischen Straße.... Geht! ... Also ... Herr, Sie: ich kaufe den Schwamm! Seien Sie heute um ... warten Sie 'mal ... um sechs Uhr zwanzig beim Notar. Aber keine Sekunde später!"

Er steckte sich befriedigt eine Zigarre an, versenkte sein Notizbuch in die Tasche und meinte zu Otto Lauckardt: „Du solltest dir auch so 'ne Kiste kaufen! ... Da hättest du gleich 'was zu tun! ... Sie, Herr Rehfisch ... haben Sie nicht noch so 'n Rittergut?"

Ehe der Agent antworten konnte, zuckte der andere die Achseln und sagte übellaunig: „Auf dem Lande muß man verheiratet sein! Du hast Familie. Ich nicht!"

„Marsch, aufs Standesamt! .... Worauf wartest du denn eigentlich noch? Ein Kerl von nahe an die Dreißig!"

„Das ist nicht so leicht. Ich würde ständig draußen leben. Dazu braucht man eine Frau aus diesen Kreisen!"

„Na, denn los auf die Töchter des Landes!"

„Ich kenn doch keine!"

Es klang gleichgültig und war doch viel unerfüllte Sehnsucht dahinter. Dann Stille. Der Wagen rollte dahin. Zur Linken erschien, wüst und verwildert, wie ein Gespensterhaus unter dem blauen Himmel, zwischen Stallruinen und Parkresten, ein verlassener Gutshof. Er sah unheimlich aus, inmitten des lachenden Erntesegens umher, gleich einem Bild aus dem Dreißigjährigen Krieg. Der Agent entsann sich der Anfrage von vorhin.

„Das wäre natürlich zu haben!" sprach er zögernd.



„Aber das ist nichts für seriöse Herren! Das ist mehr für Kavaliere!“

Herr Fahrenholtz lachte. „Der Unterschied ist mir zu hoch! ... Pfui Deibel ja! ... Spukt's denn da oben nicht? Wie heißt denn die Räuberhöhle?“

„Rittergut Wendisch-Wiesche!“

„Und gehört?“

„Früher einem Herrn von der Zültz!“

Im selben Augenblick fuhr Otto Lauckardt aus seinem verdrießlichen Schweigen auf. Er fragte lebhaft, aufgeregt: „Hören Sie mal: Was ist denn aus dem geworden? Wo steckt er denn jetzt?“

„Gott ... ich glaub in Holland ... ich weiß nicht recht“ ...

„Er hatte doch eine Tochter — nicht?“

„Ja.“

„Wo mag denn die sein?“

Rehfisch zog Augenbrauen und Schultern hoch und machte eine zweifelnde Bewegung mit den Händen.

„Wo wird sie sein? ... Ich denke in Berlin! Ich hab sie wenigstens in letzter Zeit ein paarmal Unter den Linden gesehen. Immer mit 'ner anderen Dame!“

„Und Sie haben nicht mit ihr gesprochen?“

„Na — was geht mich die Tochter an?“

Die Unterhaltung verstummte. Otto Lauckardt sah mit klopfendem Herzen hinüber nach Wendisch-Wiesche. Jetzt, aus der Ferne, stand der Herrensitz wieder stattlich auf dem Hügel. Da war sie geboren. Da hatte sie als Kind gespielt. Damals waren da wohl Blumenbeete gewesen. Kieswege. Springbrunnen. Die Vornehmheit adligen Landlebens. Er hatte die Ilse nur vogelfrei im Stalldunst des Oranienburger Tors gekannt. Diese Mischung in ihr von blauem Blut und Zigeunerblut, das war es ja gerade, was ihn, den Soliden, den Philiströsen, den Respektablen, so schillernd anzog. Es war wie süßes Gift. Und dazu paßte nun auch hier ihre Heimat: dies melancholische, verlassene Nest, auf das die Sonne lachte, um dessen kahle Mauern sorglos die wilden Reben im Sommerwind schwenkten.

Er sprach auf dem ganzen Rückweg kaum ein Wort. Als er sich in Berlin von seinem Vetter trennte, versetzte er plötzlich atemlos: „Ich weiß, du hältst mich für einen unnützen Menschen! ... Ihr alle! ... Du hast neulich meinem Bruder gesagt, ich liefe bloß immer so schnell in Berlin durch die Straßen, um endlich den Mann einzuholen, der die Arbeit erfunden hat, und ihn totzuschlagen! ... Sei still! ... Ich hab's gehört! So was behält der Oskar doch nicht bei sich! ... Aber, es ist nicht wahr! ... Ich hab etwas ganz anderes in Berlin gesucht.“ ...

Er war förmlich erbittert, während er entschlossen fortfuhr: „Ich kann dir nur sagen: Ich bin verliebt und kann sie nicht finden! Seit Jahr und Tag nicht! ... Daran leid ich so! ... Das legt mich so lahm! ... Ja ... jetzt sperrst du Mund und Nase auf. ... Aber das ist der Grund! ... Sie ist aus sehr vornehmer Familie.“ ...

Der Bankinhaber faltete erschüttert die Hände. Sein Vetter schloß ingrimmig: „Aber jetzt krieg ich sie fest! Diesmal entwischt sie mir nicht! Adieu!“

Er stürmte mit großen Schritten davon, nach dem Tiergarten zu. Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er mußte langsamer gehen. Er hatte ja auch keine Eile. Es war ja alles wie sonst. Da vor ihm seine Wohnung, drei Stock hoch in den Zelten, die er auch während seiner Reisen, schon halb in der Furcht eines alten Junggesellen vor Möbelpacken und neuen Räumen, beibehalten hatte, da sein Diener, den er seit Jahr und Tag nicht fortjagte, aus Scheu vor einem fremden Gesicht. Immer alles peinlich säuberlich. Musterhafte Ordnung. Nirgends ein Stäubchen. Das gerade Gegenteil des düsteren Geistes, der drüben über den Trümmern von Wendisch-Wiesche in der Mark brütete.

Unter den Linden ... hatte Rehfisch gesagt. Unter den Linden gingen viele Leute. Vom Morgen bis zum Abend. Da konnte man stundenlang an Kranzlers Ecke sitzen oder scheinbar bei Schulte die Bilder in der Auslage mustern ... sie kam doch nicht. Das wußte er von früher. Zu diesem neuen Straßauf, Straßab hatte er keinen Mut. Dumpf und trübe trottete er an diesem Abend durch die Siegesallee. Er dachte sich erbittert: So ist das Leben! ... Einem Rehfisch widerfährt das Wunder! ... Dem erscheint sie! ... Zwei-, dreimal hintereinander! ... Der Wicht weiß nichts damit zu machen! Perlen vor die Säue! ... Und ich hoff und harre und seh nur dicke Schutzleute, und ein Herr aus der Provinz fragt mich, wo es wohl nach diesem Café oder jenem Bräu geht ... und alle Leute sehen aus wie die Affen und haben so was Infames im Gesicht, als lachten sie mich auch noch aus ...

Er ging, die Viktoriasäule zur Rechten, quer über den Königsplatz. Eine schwarze Menschenmasse stand vor dem Krollschen Etablissement. Auch ein Genuß, sich bei der Bärenhitze ins Theater zu setzen und auf das Gekrähe irgendeiner ausgefallenen Primadonna zu horchen. Er schaute mißgünstig nach dem Billettschalter am Eingang, stockte, machte einen jähen Satz, rannte die Leute fast über den Haufen, drängte sich an die Kasse: „Ein Billett ... bitte!“

„Alles ausverkauft!“

„Aber in diesem Moment sind doch zwei Damen hinein, eine große, dicke und eine schlanke, dunkle ... ich hab sie doch gesehen.“ ...

„Die haben sich jedenfalls ihre Karten im Vorverkauf besorgt, mein Herr!“

„Ach so! Ja aber — hinein muß ich! Kann man denn nicht wenigstens in den Garten?“

„In den Garten — natürlich!“

Unter den uralten Bäumen des Parks war es dämmrig und kühl. Die Vorstellung hatte begonnen. Kein Mensch saß außer ihm hier draußen zwischen den Hunderten von leeren Stühlen und Tischen. Am Büfett und Bierausschank lehnten in der Ferne untätig die Kellner. Man hörte ihr Schwatzen. Teller- und Gläsergeklapper. Vorn eine gedämpfte, abgerissene Musik. Eine helle, weibliche Stimme. ... Es war, wie wenn sie um Hilfe schrie. Dann wurde sie wieder still. Da endlich ein Menschenquellen am Ausgang. Die erste Pause.

Unglaublich, wieviel Leute solch ein Theater faßte. Das wimmelte in der dunklen Nacht, die die bunten Laternen gleich Glühwürmchen erhellten, und nahm kein



Ende. Als sie drinnen von neuem zu fiedeln begannen, war er so klug wie zuvor. Nach einer Stunde wieder das sonderbar trockene, ferne Prasseln der ineinandergeschlagenen Handflächen. Diesmal stellte er sich in der Vorhalle auf. Da mußte alles an ihm vorüber. Groß genug war er, um die Flut von Köpfen zu überschauen. Und nun — er zuckte in einem beinah schmerzhaften Glücksgefühl zusammen — nun sah er Ilse von der Zülz. Sie ging drüben, auf der anderen Seite, zur Linken einer großen, starken, älteren Dame, die einen weitläufigen Rosenhut auf dem üppigen Blondhaar trug.

(Fortsetzung folgt.)

Vom modernen Ganymed.

Von Victor Ottmann.

Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, daß für zahllose Großstädter der Kellner eine sehr wichtige Persönlichkeit ist, mit der sie täglich in Berührung kommen, und von deren Aufmerksamkeit und gutem Willen ein nicht geringer Teil ihres Wohlbehagens abhängt. Die Junggesellen, die ihre Mahlzeiten im Restaurant einnehmen, die Legionen von Stammtischgästen und regelmäßigen Cafébesuchern, sie alle beurteilen ein Lokal nicht lediglich nach Speise und Trank, sondern ganz besonders auch nach der Bedienung. Kein Wunder also, wenn wir dem Schwarzbefrackten oder Weißbejackten gebührendes Interesse entgegenbringen, spielt er doch auch in unserm Etat eine nicht unerhebliche Rolle. Und wer viel reist und viel mit Kellnern aller Länder zu tun hat, der wird ganz unwillkürlich zu vergleichenden Studien gedrängt; er macht seine Erfahrungen, gute und böse, und stellt Betrachtungen darüber an, unter welchem Himmelstrich es die besten Kellner, die wahren Perlen ihres Berufes, gibt, und in welchen Punkten der ausländische Ganymed seinem deutschen Kollegen etwa als Vorbild empfohlen werden könnte.

Aber die Ansichten gehen da weit auseinander wie in allen Fragen der Gewohnheit und des Geschmacks. Fällt doch schon innerhalb des deutschen Sprachgebiets eine Verständigung über den besten Kellner schwer. Der eine bevorzugt den norddeutschen, dem meistens eine gewisse militärische Strammheit eigentümlich ist, der andere den Österreicher mit seiner Schmiegsamkeit, der dritte wiederum will überhaupt nichts vom Ganymed wissen und singt das Lob der Hebe in Gestalt eines frischen bayrischen Madels oder einer schweizerischen „Saaltochter“. Wie soll man auch den deutschen Kellner allgemein charakterisieren? Sein Beruf zeigt die schroffsten Gegensätze, die verschiedensten Typen. Es gibt da arme Teufel und Grandseigneurs, hoffnungslose Stümper und Künstler ihres Fachs, völlige Ignoranten und feine Köpfe von ungewöhnlicher Intelligenz. Welch ein Unterschied zwischen einem biederen „Sommerkellner“, der Sonntags im Gartenlokal vor den Toren mit derben Fäusten und fliegenden Schößen das Bier kredenzt, und dem Maître d'hôtel eines vornehmen Restaurants, den seine wählerische Kundschaft wie einen vertrauten Ratgeber konsultiert, oder gar dem Obersteward eines Ozeanriesen, der sich schwerlich eines geringeren Einkommens erfreut als der Direktor eines großen Luxushotels!

Mag der Mann, der die Hungernden speist und die Dürstenden labt, bei uns auch oft seine menschlichen Unzulänglichkeiten haben, im allgemeinen steht doch die deutsche Kellnerschaft auf einer achtbar hohen Stufe. Das wird auch im Ausland anerkannt. Wenn sich z. B. in London, trotz des Vorurteils der Engländer gegen alles Fremde, die großen Hotels und feineren Restaurants zur Anstellung deutschen Personals in großer Zahl genötigt sehen, so geschieht das natürlich nicht um seiner schönen Augen willen, sondern weil es sprachenkundig und tüchtig ist. Ein Engländer, Mr. Fraser, schrieb kürzlich in einer Studie über die Ausländer in London mit löblicher Vorurteilslosigkeit: „Der junge englische Kellner ist nicht so sauber, nicht so höflich, nicht so aufmerksam, nicht so gut ausgebildet wie sein ausländischer Kollege.“ Das sind die Eigenschaften, die dem deutschen Kellner seinen Weg in der ganzen Welt bahnen helfen.

Lassen wir nun den ausländischen Ganymed in einigen charakteristischen Erscheinungen an uns vorüberziehen, und fangen wir mit dem Franzosen an. In Pariser Witzblättern begegnet man häufig einem bestimmten Typ von Garçon: ein glattrasierter Silen mit weißer Schürze, das feiste Antlitz von einem sarkastischen Lächeln belagert, die genußfrohen Lippen wie zu einem gepfefferten Witz gespitzt. Diese sympathische Art von Garçon findet man an der Seine wirklich recht häufig. Zu seinem Vorteil hat der gallische Ganymed nicht den unleidlichen Hang, sich mit Kavaliersmanieren zu spreizen; er versieht sein Amt mit echt französischer Gleichmütigkeit: ob Minister oder Garçon, das eine ist ein Handwerk so gut wie das andere! Diese geniale Leichtigkeit der Weltanschauung findet auch ihren Ausdruck in den Manövern, die der Garçon mit seiner Serviette anstellt, indem er sich z. B. den Hals damit frottiert oder sie zur Vernichtung der Fliegen benützt. Was würde der deutsche Tourist aber erst in Spanien sagen, wo der Kaffeehauskellner mit der Zigarette im Mund serviert und sich mitunter auch ganz gemütlich am Tisch des Gastes niederläßt! Andere Völker, andere Sitten. Natürlich gibt es außer dem Durchschnittsgarçon noch eine feinere Abart, mit jenen scharf markierten Zügen, wie sie bejahrten Kammerdienern vornehmer Häuser eigentümlich sind. Man trifft sie in den äußerlich unscheinbaren, in ihren Darbietungen desto gehaltvolleren Restaurants, deren Speisekarte die Preise diskret verschweigt. Aber wenn den Klagen der alten Pariser Habitués zu glauben ist, so gehört der gute Garçon von ehedem, der sein Leben lang an ein und demselben Platz blieb und die Bewirtung „seiner“ Stammgäste als heilige Mission betrachtete, schon der Legende an — der Nachwuchs interessiert sich mehr für Sport und Streik.

Der italienische Cameriere verdient in seinen feineren Exemplaren alle Anerkennung und überrascht oft durch seine außerordentlich gute Haltung und Gewandtheit im Servieren. Der volkstümliche Cameriere der kleineren Trattorien ist freilich aus derberem Holz geschnitzt und wird immer fragwürdiger, je weiter man nach dem Süden kommt. Aber trotz mancher weniger guten Eigenschaften, wie dem Mangel an Sauberkeit und dem leidenschaftlichen Hang, seinen Vorrat an falschen



Silbermünzen auf den unkundigen Fremden abzuwälzen, hat er bei richtiger Behandlung doch auch recht sympathische Züge; er ist flink und im allgemeinen bescheiden, denn von seinen Landsleuten wird er keineswegs mit Trinkgeldern verwöhnt. — Vom spanischen Camarero war schon kurz die Rede. Man ruft den düster blickenden Mann nach Landesbrauch durch Händeklatschen, und wenn er gerade gut aufgelegt ist und nicht schläft oder im Kreise seiner Kollegen die Aussichten des nächsten Stierkampfes erörtert, so läßt er sich wirklich herbei, langsam zu kommen. Man hüte sich, ihn von oben herab zu behandeln oder gar anzufahren, das verträgt kein Spanier. Zeichnet sich schon sein Chef, der Hotel- oder Kaffeehauswirt, durch eine unglaubliche Gleichgültigkeit aus, so übertrifft ihn der Camarero, dieses Prachtoriginal von dienstbarem Geist, darin noch um ein erkleckliches. Nur in den wenigen wirklich modernen Hotels des Landes, in Barcelona, Madrid, Sevilla, Granada, gibt es gut ausgebildete Kellner, häufig Italiener.

Ein Sprung über den Ozean! In den großen Städten der Vereinigten Staaten ist das „Kellnerieren“ ein vorzügliches Geschäft, freilich sind bei dem starken Andrang von Bewerbern die guten Plätze schwer erhältlich. Die Deutschen und die Italiener gelten drüben als die besten Kellner. So manche entgleiste Existenz, die es sich nicht hat träumen lassen, daß sie noch einmal die Serviette schwingen würde, ist dort froh, einen lohnenden Posten zu finden; so mancher Schmiß in der Wange, so manche unwillkürliche Lebemannsgeste erinnert da an die „schönen Tage von Aranjuez“ von ehedem. Das Gegenspiel des weißen Ganymeds ist der schwarze, der die Südstaaten beherrscht, aber auch im Norden vorkommt. Man muß sich an ihn gewöhnen, es bleibt nichts anderes übrig, wenn man ihn auch oft mit Wonne lynchen würde. Gleichgültig, anmaßend, ein Meister des passiven Widerstands, wenn ihm der Gast nicht paßt, wird er dem europäischen Reisenden auf die Dauer höchst lästig; der Amerikaner, der sich in seinem „freien“ Lande überhaupt erstaunlich viel bieten läßt, scheint das weniger zu empfinden. Übrigens sind die Zeiten, da man in Amerika kein Trinkgeld gab, längst vorüber; jetzt werden überall „tips“ erwartet, und zwar sehr hohe.

Vom schwarzen Waiter zum asiatischen Boy scheint der Weg nicht weit zu sein. Aber welche Welt von Begriffen umschließt das Wort Boy! Es bezeichnet den Kellner so gut wie jede Art von Diener, es kann einen Inder, Javanen, Siamesen, Chinesen, Japaner usw. bedeuten — immer ist es wieder etwas anderes. Und dennoch, in einem Punkt sind sich zwischen Suez und Jokohama alle gleich: in dem geheimen Zusammenhalten gegen die Weißen. Der Boy mag noch so hingebend an seinen Beruf und seinen Herrn erscheinen, in einem gegebenen Augenblick wird der Herr doch gewahr, daß zwischen ihm und dem Eingeborenen eine unüberbrückbare Kluft liegt. Der europäische Reisende mag dessen eingedenk sein, wenn er den Boy richtig behandeln will. Er glaubt zu befehlen und ist im Grunde doch nur der Geduldete. Fühlt sich der Boy in seinen Rechten verletzt oder gekränkt, so wird er zwar nur in den seltensten Fällen aufsässig werden; aber der Weiße kann sehen, wo er dann bleibt. Er kann rufen, man hört ihn nicht; er kann lange Reden halten, man lächelt verständnislos; immer ist das Gericht, das er gern essen möchte, nicht mehr zu haben; er kann Wünsche äußern, soviel er mag, immer wird ihre Ausführung als sehr schwierig oder unmöglich bezeichnet. Und wenn er klug ist, so kapituliert er schnell vor dem Korpsgeist der Boys und macht mit ihnen seinen Frieden, das heißt, nimmt sie so, wie sie sind, und ärgert sich über ihre Unzulänglichkeiten nicht.

Von allen asiatischen Ganymeds ist der braune Javane, wie ihn der Tourist in den Hotels von Batavia kennen lernt, wohl der angenehmste. Sauber, still und bescheiden und doch ohne kriechende Unterwürfigkeit, macht er seine Sache recht gut; störend ist nur, daß er außer der malaiisch-holländischen Hilfsprache kein anderes fremdes Idiom versteht. Der indische Boy spricht meistens etwas Englisch und besticht zunächst durch seine Höflichkeit und manche gute Eigenschaft, aber sein Eifer erlahmt sofort, wenn ihm das geringste mißfällt. Es ist bei Reisen im Innern Indiens unumgänglich notwendig, einen eigenen Boy mitzuführen, der dann auch bei Tisch im Gasthaus serviert. In der Küche prügeln sich die Privatboys um die besten Portionen für ihre Herren, aber nur so lange, wie die Herren sie gut behandeln. Und mag der Boy wirklich die Perle sein, als die ihn der Vermieter empfahl: der weiße Sahib ist doch froh, wenn er die Reise beendigt hat und den Ganymed verschwinden sieht. Ungleich besser sind die chinesischen Boys, schon ihr wohlgepflegtes Äußeres, wozu beim Servieren auch weiße Handschuhe gehören, nimmt für sie ein. Die Speisen und Getränke der Tischkarte sind numeriert, und der Gast nennt dem Boy nur die Nummer des Gewünschten; trotzdem darf er sich nicht wundern, wenn ihm der schwer verstehende, schlitzäugige Ganymed statt Raastbeef Gurken oder statt Selterwasser Whisky bringt. Und der japanische Boy? Er ist intelligent und anstellig, aber nicht eben leicht zu ergründen, sehr übelnehmerisch und, wenn er Anlaß dazu zu haben glaubt, „bockbeinig“. Man gibt in Ostasien im allgemeinen dem sanfteren, immer würdevoll auf Wahrung der Form bedachten Chinesen den Vorzug.

Den Jungen.

Jeder war mal so jung wie du,
Lief durch die Straßen immerzu
Und glaubte, daß hinter jeder Ecke
Das große Wunder des Lebens stecke.

Meinte, es träte plötzlich hervor,
Umarmte oder nähm ihn am Ohr
Und machte ihn mit großer Gebärde
Zum unumschränkten Herrscher der Erde.

Warte nur, mein lieber Gesell,
Laufe die Straßen nicht allzu schnell,
Das Wunder, das wirst du nicht erreichen,
Schritt um Schritt wird es vor dir weichen.

Aber wenn du nach langer Frist
Weit von den Gassen und müde bist,
Von einem Steine zurück magst schauen,
Wirst du kaum deinen Augen trauen.

Hinter dir steht es, nah und dicht,
Und lächelt mit Blicken, ernst und licht.
Meintest, du mühtest dich vergebens —
Und schufst das Wunder des eigenen Lebens.

Ernst Rosmer.



„Her Ladyship" als Mutter.

Von Peter Frhr. von Verschuer. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Findet „Her Ladyship" wirklich noch Zeit für die Kinderstube? Wenn man vormittags von Laden zu Laden durch die Londoner Bond Street fährt, mittags bei einer Freundin zum Lunch geladen ist, nachmittags den Empfang auf einer auswärtigen Botschaft nicht versäumt und abends bei den ersten Klängen einer Wagner-Ouvertüre in full dress und Diamantentiara in seiner Loge im Covent Garden Theater erscheint, nach der Oper noch zu einem Ball fährt und womöglich am andern Morgen mit der Kammerjungfer im Flying Scotchman sitzt, um der Jagdeinladung auf ein schottisches Schloß zu folgen, „to meet His Royal Highness" oder gar „to meet the King and Queen"? Können dabei noch Tage oder wenigstens Stunden für Mutterpflichten erübrigt werden? Die deutsche Frau und Mutter bestreitet diese Möglichkeit entschieden, ja, ich höre bereits Ausdrücke wie „Oberflächlichkeit" und „Herzlosigkeit" mit erregter Stimme fallen; und



Phot. Speaight.
Lady Violet Charteris mit ihrem Kind.

Phot. Speaight.
Viscounteß Errington mit ihrem Töchterchen.

„Her Ladyship" pflegt ein ganz klein wenig spöttisch zu lächeln, wenn sie die häuslichen Tugenden ihrer deutschen Cousine lobend hervorhebt, die es für englischen Geschmack doch etwas zu gewissenhaft nehme mit den Aufgaben der Frau in Kinderstube und Küche. Es ist nicht zu leugnen, es gibt in England viele Damen der großen Welt, die das Reich der Kinder, die „Nursery", einem Stab von Mittelspersonen anvertrauen, zwei englischen Nurses, einer französischen Bonne und einer deutschen Erzieherin; die schulreifen Söhne kommen nach Eaton oder Harrow, und die heranwachsenden Töchter werden in ein Pensionat nach Dresden oder in ein französisches Kloster geschickt. Ja, manche Damen






Phot. Speaight.
Marchioneß Camden mit ihren Kindern.


Phot. Speaight.
Lady Beatrice Pole Carew und ihre Kinder.

widmen einem King-Charles-Hündchen, einem Papagei oder einer Schildkröte, ihren „pets", mehr liebende Fürsorge als ihren Babys. Trotzdem hat es in England, und gerade in den vornehmsten Familien, immer Frauen gegeben, die treue, hingebende Mütter waren und alle Pflichten der großen Welt gern und willig dem natürlichsten und edelsten Beruf der Frau unterordneten.

So ist Lady Beauchamp (Abb. S. 69), eine Schwester des Herzogs von Westminster, die einen der großen, politischen Salons macht, in dem sich die hervorragend-


Phot. Speaight.
Viscounteß Crichton mit ihren Kindern.


Phot. Lallie Charles.
Mrs. Chandos de Paravicini mit ihrem Töchterchen.

Phot. Lallie Charles.

Countess Beauchamp mit ihrem Töchterchen.

sten Männer beider Häuser und beider Parteien treffen, neben ihren sozialen Aufgaben doch eine vorzügliche Mutter. — Auch Lady Bute (Abb. S. 71), die Gemahlin des zur katholischen Aristokratie in England gehörenden Marquis of Bute, widmet sich in erster Linie ihrer in allen Altersstufen variierenden Kinderschar. Lady Charteris (Abb. S. 67) war vor ihrer Vermählung als Lady Violet Manners eine der drei bildhübschen Töchter des Herzogs von Rutland; ihre Triumphe im Ballsaal und auf Parforcejagden hat sie nun mit stillen Mutterfreuden vertauscht. — Eine passionierte Reiterin hinter der Belvoirmeute ist auch Mrs. Chandos de Paravicini (Abb. S. 68) und versteht es trotzdem, die beste Freundin ihrer kleinen Tochter zu bleiben. Lady Beatrice Pole Carew (Abb. S. 68), eine Tochter des Marquis von Ormonde, war vor ihrer Vermählung als klassische Schönheit unter den Töchtern der Aristokratie gefeiert; auch sie lebt in erster Linie der Erziehung ihrer Kinder, die alle die Schönheit der Mutter geerbt zu haben scheinen. — Lady Errington (Abb. S. 67) ist eine



Phot. Rita Martin.

Mrs. Ferdinand Stanley mit ihren beiden Söhnen.



Phot. Speaight.

Die Herzogin von Norfolk mit ihren Kindern.

Tochter Lord Mintos, der als Lord Hardinges Vorgänger Vizekönig von Indien war. Ihr Gemahl ist der älteste Sohn Lord Cromers, des so reichverdienten englischen Gouverneurs von Aegypten Auch Lady Errington ist eine strahlende junge Mutter geworden. — Die Herzogin von Norfolk (Abb. nebenst.) hat als Gemahlin des Erbmarschalls von England und als Herrin des imposanten Arundel-Schlosses gewiß eine schwere Bürde repräsentativer Pflichten und findet doch noch Zeit, sich liebevoll ihren Kindern zu widmen. — Ebenso wie die Gattin des Marquis von Camden, des Lord-Leutn. von Kent. Lady Camden (Abb. S. 68) hat einen Sohn und Erben Lord Brecknock und ein Töchterchen Lady Irene Helen Pratt. — Die Hon. Mrs. Ferdinand Stanley (Abb. obenst.) ist eine Tochter Lord de Ramseys und lebt einen großen Teil des Jahres auf ihrem Landsitz Birtley House bei Godalming, wo sie sich mit Vorliebe mit ihren prächtigen „Boys" Frederick und John beschäftigt. — Auch Lady Crichton (Abb. S. 68), eine Tochter des ersten Herzogs von Westminster, hat einen Sohn John, den einstigen Erben der Grafschaft Erne, und eine liebliche Tochter, die Hon. Kathleen Stanley. Der Vater Viscount Crichton hat im Buren-



Marchioneß of Bute im Kreise ihrer Kinder. Phot. Sprague.

krieg mitgefochten und gehört mit zu den Freunden König Georgs. — Ein leuchtendes Beispiel aber für alle englischen Mütter ist die Königin, die schon als Prinzessin von Wales die Erziehung und Sorge für ihre Kinder sich als vornehmste Lebensaufgabe erkor. In dieser edelsten weiblichen Tugend übt sie einen starken Einfluß aus, denn nirgends ist die königliche Familie in allen Stücken so maßgebend als gerade in England. Allerdings ist Königin Mary als geborene Fürstin von Teck eine Mutter deutscher Abstammung.

Kinematographische Steinbockjagd.

Von Heinz Karl Heiland. — Hierzu 7 Abbildungen.

Was wäre heute der Kinotechnik unzugänglich! Ebenso wie sie den Bergmann in die Tiefe des Schachtes begleitet, dessen harte, gefährliche Arbeit im Bild festzuhalten vermag, ebenso folgt sie den scheuesten Wildgattungen in ihre Schlupfwinkel, belauscht die Tiere bei ihrem Leben und Treiben, ist ein authentischer Zeuge des Kampfes zwischen Tier und Mensch, des Kampfes zwischen moderner, weitreichender Feuerwaffe und scharfen Sinnen und Instinkten. Was Schillings vor Jahren im toten Bild mit der Fernkamera festhielt, das zeigt uns heute der Kinematograph in voller Bewegung, in vollem Leben. Er zeigt uns ziehende Elefantenherden, weidende Büffel, gaukelnde Affen usw.

Die ewig wiederkehrende Frage des Zuschauers ist nun: „Wie wird das gemacht?" Wohl keine Schaustellung gibt dem Zuschauer so viele Rätsel auf wie eine kinematographische. Auch der erfahrenste Kinooperateur wird beim Anschauen eines nicht von ihm gemachten Films sehr häufig erstaunt sein und sich fragen: „Wie ist diese Aufnahme zustande gekommen?"

Ueber die tausenderlei Tricks und Mätzchen, die man besonders in früheren Jahren bei Gelegenheit der alten Märchenfilms verwandte, um etwa eine kleine Fee aus einer Tabakspfeife hervorkommen zu lassen oder Blumen in einem Zylinder wachsen zu sehen, hat die Presse genügend geschrieben, um den geheimnisvollen, geschäftlich äußerst wertvollen Schleier von diesen kleinen Geschehnissen herabzureißen. Welche Mittel verwendet der Kinoapparat aber, um die schwierigen Naturaufnahmen und vor allen Dingen Jagdaufnahmen

zu gewinnen? Die Antwort ist anscheinend ziemlich einfach, nämlich: lang brennweitige Objektive, sehr stabil und sehr klein gearbeitete Apparate und drittens Mechanismen, die soweit wie möglich stoß- und erschütterungsfrei arbeiten.

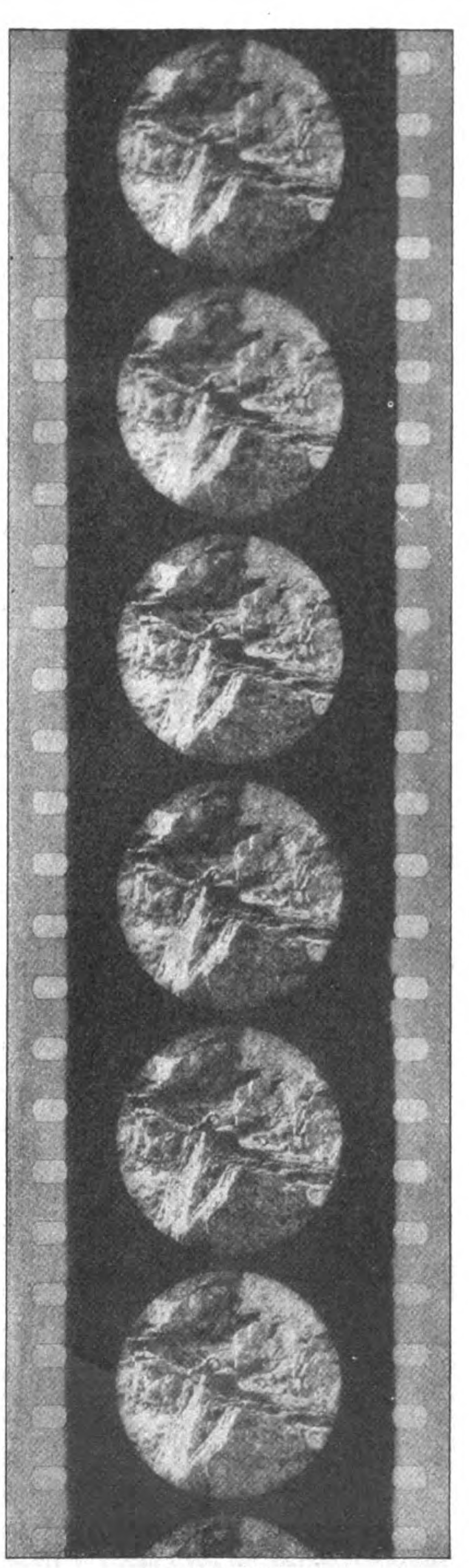
Die erste Frage, die der Objektive, war für das Kino verhältnismäßig leicht zu lösen, da die Aufnahmen, die Negative, die der Kinoapparat macht, äußerst klein sind, nämlich nur 2×2½ Zentimeter. Aus naheliegenden optischen Gründen ist es natürlich bedeutend leichter, für eine so kleine Fläche ein lichtstarkes Objektiv zu schaffen, als etwa für eine Platte 13×18, wie sie bei den bisherigen Teleaufnahmen benutzt wurde. Diese Kleinheit des Bildes ermöglicht es, den Durchmesser des Objektivs bedeutend größer zu wählen als das ganze Bild selbst, so daß auch noch bei sehr langen Brennweiten, die sonst eine große Lichtschwäche des Objektivs zur Folge haben, ein lichtstarkes Objektiv konstruiert werden kann. Was in dieser Hinsicht besonders in Deutschland zurzeit geleistet wird, mögen einige Zahlen beweisen. Ein normales Objektiv, wie es von Amateuren verwendet wird, besitzt eine Lichtstärke von etwa f:7 bis f:8. Die allerlichtstärksten Amateurobjektive, die sogenannten Anastigmate, die schon ein kleines Vermögen kosten, besitzen eine Oeffnung bis f:4,5, Kinoobjekte gibt es dagegen bis zu f:3,5, was etwa die Hälfte der Belichtungzeit von f:4,5 bedeutet. Neuerdings bringt eine Münchner Firma ein Objektiv von f:2,5 in den Handel, und eine andere Firma macht bereits Versuche mit einem Objektiv, das eine Lichtstärke von f:1 besitzt, mit anderen Worten eine Helligkeit, bei der man sozusagen im Keller Momentaufnahmen machen kann.

Verbindet man nun mit einem solchen Objektiv ein zweites sogenanntes negatives, so erhält man ein Objektiv von immerhin genügender Lichtstärke, aber fast unheimlicher Brennweite. So zum Beispiel besitzt Verfasser ein Teleobjektiv von nicht weniger als 55 Zentimeter entgegen der normalen Brennweite eines Kinoobjektivs von fünf Zentimeter. Mit Hilfe solcher Objektive, die natürlich noch auf Hunderte von Meter die Aufnahme verhältnismäßig kleiner Gegenstände gestatten, ist es möglich, auch scheues Wild auf den Kinofilm zu bannen.

Die eingefügten Photographien zeigen als typisches Beispiel eine kinematographische Steinbockjagd. Der Steinbock ist als eins der scheuesten und am schwersten zu erlegenden Tiere bekannt, abgesehen davon, daß er nur an fast senkrechten Felswänden zu hausen pflegt, wohin sogar die Ziegenherden nicht gelangen können. Der Grund für diese Wohnungswahl ist der, daß dort, wohin diese Tierchen kommen, auch der in all solchen Gegenden gut bewaffnete Hirte nicht fern ist, dessen Schießeisen für die Steinböcke eine unangenehme Nachbarschaft bedeutet.

Aus diesen Gründen gehört die Steinbockjagd zu den schwierigsten und gefährlichsten, so daß in Englisch-Indien die Erlegung eines Himalaja-Steinbocks, eines „Ibex“, in Sportkreisen höher gerechnet wird als die mehrerer Königstiger. Für den kinematographischen Jäger hat der Steinbock dagegen eine sehr angenehme Eigenschaft: er pflegt nämlich fast den ganzen Tag an genau der gleichen Stelle der Felswand zu verharren, mit einer Ausdauer und Ruhe, um die ihn ein sich tot stellender Fakir beneiden könnte.

Die erste Aufgabe des Jägers ist es nun, festzustellen, an welcher Felswand sich eine Steinbockherde aufhält, wozu meist ein Lagern im Freien oder unter Zelten in der gleichen Höhe erforderlich ist. Ist eine Herde festgestellt, so beobachtet der Jäger durch sein scharfes Glas am frühesten Morgen, wohin die Tiere hinaufwechseln. Haben sich dann die älteren Böcke nieder-



Ein Teil des Films.
Eine kinematographische Steinbockjagd.



Im Zeltlager nach der Jagd.



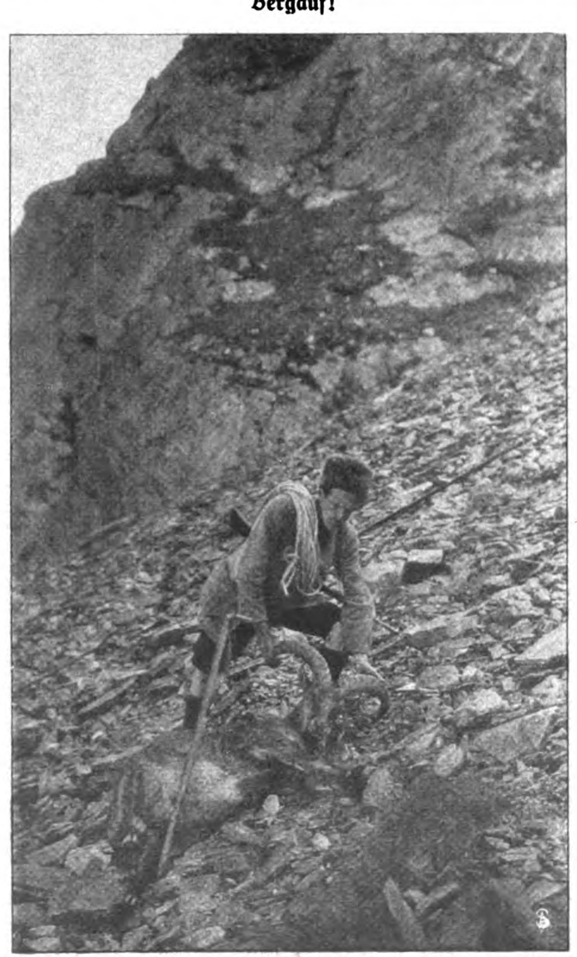
Bei der kinematographischen Aufnahme.



Der Jäger schleicht sich an die Herde.

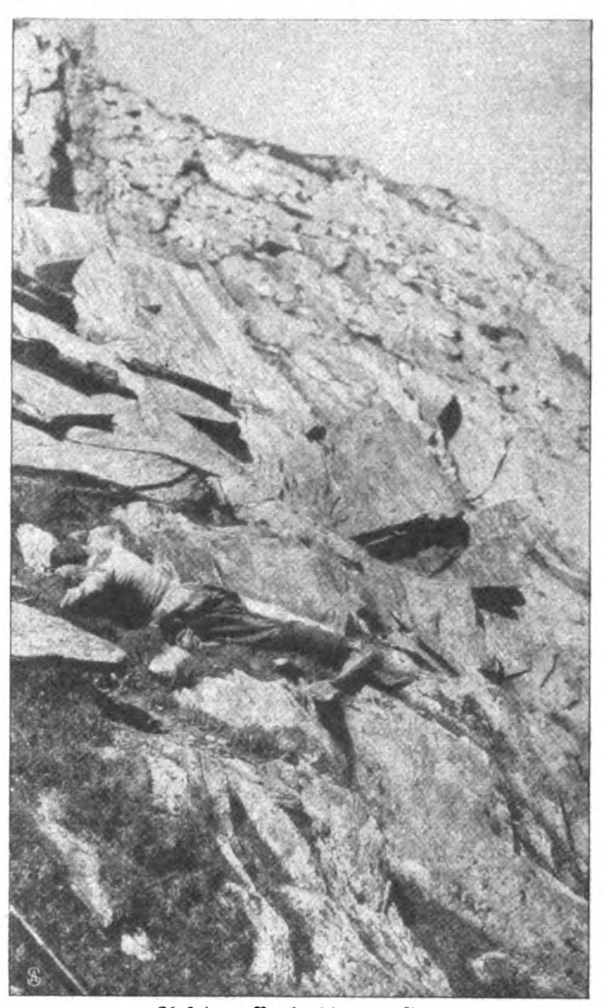


Bergauf!



Der Jäger mit dem erlegten Steinbock.

getan, so kann er ziemlich sicher sein, daß die Herde bis zum Abend diesen Platz nicht mehr verläßt, falls sie nicht irgendwie gestört wird. Es gilt nun, unter dem Wind auf möglichst weichen Stricksohlen die Felswände zu ersteigen, wobei der größte Feind des Jägers das lose Geröll ist. Ein einziger in die Tiefe stürzender kleiner Stein würde die scheuen Tiere auf Nimmerwiedersehen verjagen. Ist der Jäger mit seinem Begleiter, der den Apparat trägt, in einigen hundert Meter Entfernung von den Steinböcken angekommen, so gilt es, einen größeren Felsblock zu finden, der Deckung gewährt. Neben diesem wird dann aus



Auf dem Beobachtungsposten.

flachen Steinen geräuschlos ein kleines Stativ, eine Art Tischchen gebaut, auf dem der Apparat möglichst unbeweglich ruht, denn die Verwendung eines richtig gehenden Stativs ist meist unmöglich. Ist die Entfernung von den Tieren bis zur Kamera nicht größer als etwa 150 bis 200 Meter, so läßt sich eine gute Aufnahme erzielen, meist allerdings nur des Tieres, das auf einem vorspringenden Felsblock als Wachtposten lagert. Dieses setzt sich der Sonne aus, während die übrigen sich mehr in die Felswände hineinziehen.

Noch schwieriger ist es natürlich, Jäger und Wild auf das gleiche Bild zu bekommen, ein Unternehmen, das nur unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen

gelingt, nämlich nur dann, wenn die Felsformation eine derartige ist, daß sie von zwei Seiten her ein unbemerktes Heranpirschen an die Tiere gestattet. Während nun ein Mann zur Beobachtung und zur Bedienung des Apparates zurückbleibt, schleicht sich der Jäger am Bergabhang hinab und jenseit der Herde wieder empor und sucht nun, von den Tieren unbemerkt, möglichst in deren Höhe zu gelangen, da er sonst im Moment des Schusses zu weit vom Aufnahmeobjektiv entfernt sein würde und daher auf dem Bild nur als Punkt erscheinen könnte. Gelingt es ihm, in die Nähe des Wildes zu kommen, so muß er noch mit äußerster Vorsicht dem Operateur das Zeichen geben, was nur zu leicht von den Steinböcken als für sie selbst gegebenes Zeichen zur Flucht aufgefaßt werden kann, welcher Aufforderung die lieben Tiere nur zu gern folgen.

Ist alles gut gegangen, so läßt sich der Jäger nachher noch stolz und siegesfroh mit dem erlegten Tier aufnehmen, das Aufbrechen und Ausweiden des Wildes wird hinzugefügt, und den Schluß macht dann die etwas vergnügtere Aufnahme des Jagdmahles.

Die kleine Komtesse.

Tagebuchblatt. Von Dietrich Freiherr von Miltitz.

Mittwoch, den 15. März 1911.

Ich wollte, ich hätte sie nicht wiedergesehen, die kleine Komtesse. — Übrigens ist sie gar keine kleine Komtesse mehr, alles andere. Man sagt auch nicht mehr Komtesse, sondern Gräfin; aber damals sagte man es noch, gelegentlich wenigstens. Mein Vater nannte sie so zum Unterschied von der schönen großen Schwester. Wie lange ist das nur her? Nun, sie war 17, und ich war 22, also 12 Jahre; und was für Jahre! Viel bunte Erinnerungen tauchen auf, wenn ich sie überfliege. Zwei bei der Botschaft in Wien, dann die wilden Reitschuljahre in Hannover, später die Kriegsakademie; dazwischen Frontdienst und Reisen. An Frauengestalten fehlte es auch nicht in den Erinnerungen, viel schöne Frauen aller Arten gibt es da. Münchhausens Vers fällt mir ein: „Ich habe manches Weib geküßt im deutschen und im welschen Land, auf manches Pferdes Widerrist lag zügelhaltend meine Hand." . . .

Leider, muß ich sagen; d. h. nicht von den Gäulen, die waren noch das beste, aber von den Weibern. Denn von diesen Geschichten haben die besten doch auch immer wieder damit geendet, daß ich mich schlecht benahm — oder sie, aber meistens ich, und daran denkt man nicht gern. Vielleicht ist es darum, daß ich immer gern an die kleine Komtesse gedacht habe, wenn auch von Jahr zu Jahr seltener. Die Erinnerung war so nett und — wie soll ich sagen — so sauber, ohne allen bitteren Beigeschmack, aber ein ganz klein bißchen rührend. Außerdem waren die Leute nicht dazu gekommen, über uns zu klatschen. Eigentlich hat ja überhaupt nie etwas zwischen uns bestanden; Olly behauptete zwar nachher, sie hätte mich geliebt, aber Schwestern bilden sich immer solche Sachen ein. Ich glaube ja auch, daß etwas daraus geworden wäre, von meiner Seite wenigstens, aber die ganze Geschichte war ja viel zu kurz. Ihre Eltern waren nur für den einen Winter in Dresden, um die ältere Schwester auszuführen, und die Resy durfte ein paar kleine Tanzereien mitmachen; auf denen habe ich mit ihr getanzt, und im Frühjahr haben wir zusammen Tennis gespielt — das war alles. Dann gingen sie aufs Land; den Winter darauf wurde sie in Berlin vorgestellt und verlobte sich mit diesem Marchese Mortadello di Salami, oder wie der Kerl heißt. Wir waren alle paff. So'n blauschwarzen Menschen heiratet man doch nicht. Wahrscheinlich wollten die Eltern, weil er Diplomat und Marquis ist und schrecklich viel Geld hat. Sie war wohl nicht sehr glücklich zu Hause, wo sich alles um die Schwester drehte. Ihre eigenen Verwandten fanden die Resy häßlich — diese Kaffern. Eine Beauté wie die Mutter und die Gisa war sie freilich nicht, aber der Charme! Ich sehe sie noch auf ihrem ersten Ball mit der biegsamen, noch ein klein wenig zu mageren Figur in dem weißen Seidenkreppkleid. Das sonst elfenbeinfarbene Gesichtchen hatte vor freudiger Erwartung einen ganz rosigen Hauch bekommen, und die dunkelbraunen Augen sahen so halb scheu, halb fragend in den Saal hinein wie bei einem sichernden Schmalreh. Da redeten nun die Leute, der Mund sei groß, die Nase nicht klassisch, das Kinn zu lang und was weiß ich; nur gegen die schönen dunkelbraunen Haare und die reizenden Hände konnte niemand etwas einwenden. Sie mögen ja recht gehabt haben, die Kunstkritiker; ich weiß nur, daß der Mund die schönsten Zähne und ein entzückendes Lachen hatte, daß ihr unklassisches Näschen fein und beweglich war, und daß ihr langes Kinn für mich gerade einen besonderen Reiz hatte. Und tanzen konnte sie! Stunden hatte sie nie gehabt; sie ließ sich einfach von den Walzerklängen tragen, die schmalen Füße mit dem hohen Spann glitten im richtigen Takt über das Parkett, weil sie nicht anders konnten; von der Hingebung, mit der manche Frauen tanzen, war bei ihr natürlich keine Rede, und doch fühlte man, wie die Straußschen Rhythmen in jedem Nerv dieses spröden Mädchenkörpers vibrierten.

Die Mutter bat Hans Halbendorf, der mit ihr verwandt war, er möchte die Kleine „eintanzen" und ihr Tänzer verschaffen. Ich sah, wie Resy rot wurde, und ärgerte mich; deshalb sagte ich: „Nun, gnädigste Gräfin, ich glaube, man wird eher aufpassen müssen, daß die Komtesse nicht zu viel tanzt, und die meisten von uns können von ihr nur lernen." Seitdem waren wir gute Freunde; d. h., ich machte ihr den Hof, und zwar nicht onkelhaft wie Hans Halbendorf, sondern eben wie ein ganz junger Leutnant, der sich noch nicht recht traut. Sie gab mir kleine, winzige Andeutungen, daß es ihr nicht unangenehm sei. Sie war noch schüchtern und ein bißchen unsicher, aber auch das war reizend, weil sie dabei völlig natürlich blieb. Wenn sie mir beim Kotillon eine Schleife brachte und zum drittenmal an einem Abend mit mir tanzte, sah sie verstohlen zu ihrer Mutter hinüber, weil sie fürchtete, etwas Unpassendes zu tun — als ob ihr das möglich gewesen wäre. Ich glaube, es wäre ihr leichter gefallen, Tabak zu kauen als etwas Undistinguiertes zu tun. Aber ich glaubte eine Spur von Enttäuschung zu bemerken, wenn beim Tennis das Los entschied, daß wir gegeneinander spielten. Olly behauptete sogar, sie hätte

Sonntags immer ganz traurig ausgesehen, wenn sie mit ihrer Mutter im Hochamt bleiben mußte, während ich nach der stillen Messe fortging. Olly will ferner wissen, sie habe heimlich den Faust gelesen, weil ich dafür begeistert war, aber das ist nun erst recht nicht wahr. Sie reiste an einem Vormittag ab; ich muß meinem Rittmeister etwas recht Unzusammenhängendes von einer „dringenden Angelegenheit" erzählt haben, um mich dienstfrei zu machen, denn er schüttelte bedenklich den Kopf, sagte aber: „Na, gehen Sie nur." Es war ein banaler Bahnhofsabschied mit vielen langweiligen Menschen. Aber sie ließ mir ihre Hand eine Sekunde länger als nötig, und das Lachen wollte nicht recht herauskommen, als sie sagte: „Auf Wiedersehen irgendwann — irgendwo!" Ich ging traurig durch den grauen Märzmorgen nach Hause und dachte: „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter", wie es so von allen Häusern, Bäumen und Sträuchern rieselte und tropfte. Als ich ein Jahr später ihre Verlobungsanzeige erhielt, war ich erst recht traurig. Aber es war keine Bitterkeit dabei. Es bestand ja gar nichts zwischen uns, und ich hätte ja nicht im Ernst an sie denken dürfen mit meinen 22 Jahren und der knappen Kavalleriezulage — der alte Graf hätte einen Lachkrampf bekommen. Vor acht Jahren, als Mutter starb, schrieb sie mir einen reizenden Brief, seitdem hatte ich nichts von ihr gehört.

Als ich nun heute nach dem Vormittagsdienst nach Hause kam, fand ich eine Karte von Olly: „Wenn es Dir Spaß macht, Resy Senburg zu sehen, komme heute zum Tee zu mir. Sie ist auf der Durchreise nach Schlesien hier, um Oldevig zu konsultieren." Ich ging hin, warum auch nicht? Sie war schon da, als ich kam, und erzählte eifrig, während Olly den Tee machte. Ich hätte sie sofort erkannt, obwohl sie älter aussah, als ich erwartet hatte und ihre Jahre rechtfertigten. Fremd war mir an ihr ein schwacher Parfümgeruch; damals kannte sie so etwas nicht. Es war sehr wenig und wahrscheinlich etwas sehr Gutes, aber ich kann das Zeug nun mal nicht leiden. „Guten Tag, Baron Gersheim, zu nett, daß man sich einmal wiedersieht nach so langer Zeit; ich glaube, zehn Jahre sind es wenigstens." Ich habe ihr die Hand geküßt und gesagt: „Vorigen Donnerstag waren es zwölf Jahre, Marquise." Einen Augenblick hat sie mich erstaunt angesehen, und dann hat sie weiter geplaudert. Ihr Mann war Botschafter in Madrid geworden; sie freute sich furchtbar; den ganzen Sommer würde man in Biarritz sein. Jetzt geht sie auf drei Wochen nach Görmersdorf, um die Mama zu sehen, Ende April würde sie sich mit dem Luigi in Paris treffen! Ach, ihr liebes Paris! Sie freute sich schon darauf. Luigi wollte auch ein Automobil probieren, das alte von Washington mitzuschleppen, war zu umständlich gewesen. Und dann mußte sie doch als Botschafterin nun einen Schmuck haben. Die Türkise, das Hochzeitsgeschenk vom Schwiegervater, waren doch nicht das richtige für eine „alte Frau" — also wollte man ein Diadem kaufen. So plapperte sie weiter, freundlich, lustig und ein bißchen nervös, und als sie fertig war, sah sie nach der Uhr, die auf Ollys Kamin steht. Es mag wohl zu spät gewesen sein, um noch eine Besorgung zu machen, und etwas zu früh, um sich anzuziehen. Jedenfalls blieb sie noch, stärkte sich durch ein petit four und fragte dann Olly, wie um die Zeit auszufüllen oder als besänne sie sich darauf, daß sie sich eigentlich angesagt hatte, um das zu erfahren: „Nun, was habt ihr eigentlich die ganze Zeit gemacht? Du hättest auch mal schreiben können, Olly." Ich hatte sie die ganze Zeit angesehen, vergebens bemüht, in der eleganten Frau, die da Konversation machte, etwas von der kleinen Resy zu entdecken, die ich einmal gekannt hatte. Jetzt sah ich zu Olly hinüber. Die machte das gewisse Gesicht, das sie immer macht, wenn sie sich innerlich mokiert und es nicht zeigen will. Briefeschreiben sei so mühsam, meinte sie, und gewöhnlich stehe doch nichts darin. Das ging auf Resy. Olly war fertig mit ihr. Ich wollte mich aber nicht so schnell abschrecken lassen. Als sie aufbrach, nachdem Olly einige mäßig interessante Begebnisse aus unserem Leben erzählt hatte, fragte ich, ob ich sie begleiten dürfe, da sie die paar Schritte von Ollys Wohnung bis zu der ihrer Cousine auf der Parkstraße zu Fuß machen wollte.

Über einigen Sträuchern auf der Bürgerwiese hing ein ganz dünner grüner Schleier, und aus dem noch nicht sehr üppigen Rasen streckten ein paar vorwitzige Krokus ihre gelben und lila Köpfe hervor. Auf einer Kastanie mit dicken klebrigen Knospen saß eine Amsel und sang aus Leibeskräften immer dieselbe Strophe, als wollte sie uns darauf aufmerksam machen, wie schön der Vorfrühlingsabend sei. „Sie würden sich ja gar nicht mehr allein hier zurechtgefunden haben, Marquise." Sie wandte lebhaft den Kopf. Es fiel ihr etwas ein. „Das haben Sie damals immer behauptet: ‚Wenn Sie wieder nach Dresden kommen, finden Sie nicht mehr den Weg vom Altmarkt zur Hofkirche und wissen nicht mehr, wie wir heißen.' Aber 's ist nicht wahr." Ich sah sie an. So konnten die braunen Augen damals blitzen, wenn ich ihren Widerspruch reizte, und das tat ich immer. „Ich erkenne alles wieder", fuhr sie fort; „hier sind wir immer gegangen, Sie und die Olly und ich zum Schlittschuhlaufen und zum Tennis. Alles kenn ich wieder: die Häuser, die Bürgerwiese und den Palaisgarten, die Ketten am Gitter, die die Olly immer mit dem Rakett zum Baumeln brachte, und Sie sagten, das wäre unpassend, bloß um mich zu ärgern." Vom Zoologischen Garten klangen ein paar verwehte Walzertakte herüber. „Geschichten aus dem Wiener Wald". „Besinnen Sie sich darauf, Komtesse" — ich deutete nach der Richtung, aus der die Klänge kamen. Da sah sie mich wieder so lang und erstaunt an wie vorhin und sagte leise: „Ach ja, der letzte Walzer auf dem Fastnachtball" und dann lauter: „Sie spielten gut damals, die Gardereiter; in Washington war es nicht viel mit dem Tanzen, und in Madrid sollen die Bälle ganz aus der Mode kommen. Schade, ich tanze so schrecklich gern, das ist das Wiener Blut von der Mama. Da sind wir übrigens; es war sehr nett, daß Sie mich begleitet haben, Baron Gersheim; ich bin noch fünf Tage hier und hoffe, Sie noch zu sehen." „Es ist zu schade, Marquise, aber ich muß mich schon heute empfehlen, ich muß morgen auf eine Woche nach Berlin." „Nun, dann auf Wiedersehen" . . . sie zögerte, als wollte sie etwas hinzusetzen, tat es aber nicht, und da habe ich „Adieu, Marquise" gesagt und bin gegangen. Es war beinahe dunkel geworden. Als ich dicht an einem Strauch vorbeikam, unter der Kastanie, wo vorhin die Amsel gesungen hatte, erschrak ich beinahe über das schwarze Tierchen, das da laut kreischend herausfuhr. Die Straßenbahn kam gerade vorbei, aber ich hatte keine Lust, mich hineinzusetzen, und habe an der Ecke der Lüttichaustraße eine Droschke genommen. — — —

Nein, ich wollte, ich hätte sie nicht wiedergesehen, die kleine Komtesse.



Die Schleppe

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die Schleppe! Wie eine Bombe platzt dieses Wort unter die Modenreformer und Hygieniker. Kaum glaubten sie, diese hundertköpfige Hydra vernichtet und siegreich für immer in Acht und Bann getan zu haben, so müssen sie schon die Enttäuschung erleben, daß jetzt bereits wieder eine neue Aera der Schleppenzeit anbricht. Dieses glitzernde, gleißende, unberechenbare Stückchen Stoff, das wie eine lockende Welle die zierlich beschuhten Füßchen der Frauen umspült, hat schon manchem Mann die Fassung geraubt. Eine wahre Meisterschaft gehört dazu, in diesem belebten Ballsaal die Klippen der Schleppen geschickt zu umsegeln. Das geistvolle Bonmot, daß es einen Mann mehr aus der Fassung bringt, einer Dame die Schleppe abzutreten als ihr das Herz zu brechen, beweist die Kalamität, in die solch ein Fehltritt das stolze Geschlecht versetzen kann. Und erst die Hygieniker! Sie ziehen mit schweren Geschützen gegen die Schleppenpracht zu Felde. Auf der Straße wird man ihr wahrscheinlich keine Berechtigung einräumen. Im übrigen haben die Frauen auch viel zu verständig den Sinn



Phot. Manuel.

1. Die dreieckige Schleppe.



Phot. Talbot.

2. Aprikosenfarbige Seidentoilette mit zweispitziger Schleppe.

der Kleidung erfaßt, um sich nicht mit zwecklosem Ballast zu beschweren. Die an den bequemen fußfreien Rock gewöhnte Frau würde sich so bald nicht mit der Schleppe abfinden.

Aber für die Gesellschaftstoilette und im Ballsaal ist die Schleppe am Platz. In den meisten Fällen tritt sie nur als Ende der fließenden Bahnen in die Erscheinung, deren Lauf nicht an einer bestimmten Stelle gefesselt wird. Sie schleppt nicht immer imponierend und majestätisch hinten nach — neckisch sucht sie sich die Seiten und hängt lässig an ihnen herab. Die eine Schleppe entscheidet sich für raffiniert schlanke



Phot. Talbot.

3. Rotes Chiffonkleid mit seitlicher Schleppe.

Phot. Félix.

4 Weißes Gesellschaftskleid mit viereckiger, mit Silberfransen umsäumter Schleppe.

Formen mit spitzen Ausläufern, die andere für breite Behäbigkeit, eine dritte wieder liebt die Geselligkeit und verknotet sich mit einem andern Ende. Verräterisch zeigen die Schleppen manchmal das Aufleuchten eines höchst koketten Schmuckes, zierliche Spitzen in

Falten und Rüschen, die verführerischste und femininste Mode — nämlich das von vielen so sehr und lange geliebte Frou-Frou, das der Futteralrock aus berechtigten Gründen verpönen mußte. Häufig glänzt die Innenfläche der Schleppe in einer andern Nuance wie das Kleid und klingt nur mit einer sich in der Garnitur findenden Farbe zusammen, oder ein abweichender Vorstoß dient zur Hebung der Schönheit. Kein Material scheint zu wertvoll, um die Schleppe zu umsäumen — kostbare Pelze und kunstvoll gearbeitete Spitzen, köstliche Seiden und duftige Chiffons verbinden sich im Wettstreit.

Bei der Toilette aus blitzenden Perlmutterpailletten, von deren hellem Grunde sich grünschillernde Sterne und Arabesken abheben,

Oberes Bild:
5. Gesellschaftskleid mit runder Schleppe.
Phot. Talbot.

Linkes Bild:
6. Seitlich geraffte Schleppe.
Phot. Félix.

Rechtes Bild:
7. Schwarze Paillettenschleppe.
Phot Félix

endet die seitlich geraffte Schleppe in einem spitzen Dreieck (Abb. 6). Um den Effekt der Leuchtkraft zu erhöhen, ruht sie auf einem grünsamtenen Grund. Der Samt schlingt sich als Gürtel um die Taille, gleitet seitlich in einem schmalen Streifen nieder, um zum Schluß der Schleppe als wirkungsvoller Hintergrund zu dienen.

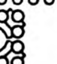
Eigenartig ist die Schleppe des weißen Gesellschaftskleides, die unter dem rotleuchtenden Samtmantel hervorschaut (Abb. 4). Sie ist ganz seitlich angebracht und hat eine viereckige, von Silberfransen umsäumte Form.

Auch bei dem roten Chiffonkleid ist die Schleppe seitlich (Abb. 3). Sie dient als Verlängerung der faltig gebauschten Seitenbahn, die in der Mitte durch ein rotes Samtband, auf dem Straßornamente blitzen, unterbrochen wird. Die ungleichmäßige Schürzung des Ueberkleides verursacht naturgemäß eine Ungleichheit des Abschlusses, so daß die beiden Schleppenenden wie Zipfel wirken. Die Art der Rockraffung gibt dieser Toilette ein reizvolles und apartes Gepräge.

Bei der aprikosenfarbigen Seidentoilette ist die Schleppe in zwei spitze Enden geschnitten, die in der Mitte durch ein Spitzenteil verbunden werden (Abb. 2). Ueber dem Rock schlingen sich gleichfarbige Chiffonbahnen, von Straßreihen umsäumt. Die Chiffonbahnen decken die Schleppe, so daß nur die bei der Bewegung wie Schlangen leuchtenden Schleppenteile sichtbar werden.

Bei der Toilette aus zitronengelber Seide kreuzen sich die eckigen Schleppenteile (Abb. 1). Ueber dem Ende des Unterkleides liegt das mit reichen Stickereien bedeckte Ueberkleid. Die Kreuzung verhilft den Linien des Kleides zu nachdrücklicher Wirkung.

Sehr elegant wirkt auch die in einem runden Bogen endende Schleppe (Abb. 5). Von der Seite aus gewinnt man den Eindruck, als ob die Schleppe doppelt gelegt sei. Der hellere Vorstoß harmoniert mit dem hellen Seidenband, das die Taille umschlingt und mit einer großen Schleife abschließt. Ueber dem Rock liegt ein wenig gerafftes Ueberkleid, in das feine Spitzen inkrustiert sind, auf dem Blüten und Blätter aus Seidenband ruhen und silberne Pailletten leuchten. In der gleichen Weise wie das Ueberkleid ist die elegante Taille zusammengestellt. Ungemein originell wirkt die Verbindung des schwarzen Paillettenrockes mit der weißen, aus Spitzen und Tüll kombinierten Taille, die in einem sprühenden Feuerwerk von Straßsteinen leuchtet. Der schwarze Paillettenrock fließt in einer faltigen Schleppe zusammen, die im hellen Ballsaal bei jeder Bewegung die Lichter widerspiegelt. O. A.



Neue Fallschirme und Flugzeuge.

Hierzu 10 photograph. Aufnahmen.

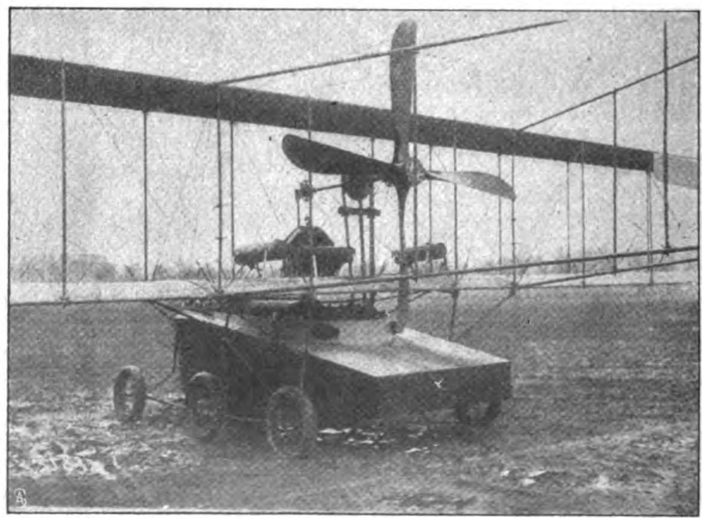
Die alltäglichen Todesstürze lenken immer wieder die Aufmerksamkeit auf die Maßnahmen, die dazu dienen sollen, bei Abstürzen das Leben der Flieger zu retten. Hierfür kommt einzig und allein die Anwendung des Fallschirmes in Betracht. Mancher Erfinder hat die Versuche mit einem eigens hierfür erdachten Fallschirm mit dem Leben büßen müssen. Der Todessturz Bittners, der sich beim Fallschirmabsprung von der Siegessäule zu Berlin tödliche Verletzungen zuzog, ist wohl noch in aller Erinnerung.

Ein zur Marine-Luftschifferabteilung Berlin-Johannisthal kommandierter Obermaschinistenmaat Dressel hat kürzlich in Kiel und Johannisthal einen Fallschirm ausprobiert, der mit einer Puppe belastet war (Abb. 6). Dieser Fallschirm, der dem Flieger auf den Rücken gespannt wird, öffnet sich so schnell, daß er schon nach einem Fall von etwa 10 Meter in Tätigkeit tritt.



Versuche vom Eiffelturm aus.

1. Der Fallschirm des Barons von Odkolek.



Phot. Meurisse.

2. **Das Wasserflugzeug „Aérobus": Boot mit Motor und Schraube.**

Die österreichische Heeresverwaltung hat den Fallschirm des Barons von Odkolek angekauft (Abb. 8), der auch kürzlich vom Eiffelturm aus vorgeführt wurde (Abb. 1). Auch dieser Apparat tritt außerordentlich schnell in Tätigkeit. Um unter allen Umständen das schnelle Oeffnen der Tragflächen zu gewährleisten, ist eine kleine Schußvorrichtung am Gestänge angebracht, die den Stoff fast blitzartig zur Entfaltung bringt, wenn der gefährdete Flieger an einer Schnur zieht. Gerade die schnelle und rechtzeitige Oeffnung der Fallschirme ist eine Notwendigkeit.

Der österreichische Oberleutnant Tauszig in Wiener Neustadt hat ein Flugzeug gebaut, bei dem die Tragflächen mit durchsichtigen Emaillitplatten bespannt sind (Abb. 5, 7 u. 10). Namentlich für die Landung ist es außerordentlich wichtig, den Erdboden gut zu sehen, damit ein Zubruchgehen des Apparats an Unebenheiten des Geländes vermieden wird.

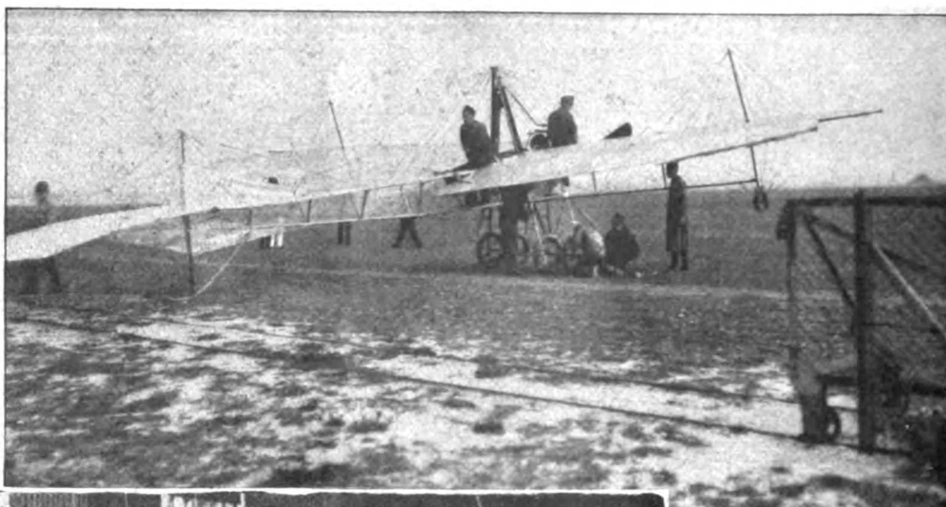
Phot. Meurisse.

3. **Flugdrachen mit Fallschirm des Barons von Odkolek,** flugfertig.

Linkes Bild:
4. **Dressels Fallschirm schwebt mit einer Puppe** von der Luftschifferhalle (Kiel) herab.

6. **Obermaschinistenmaat Dressel** der Marine-Luftschifferabteilung in Berlin-Johannisthal mit dem auf dem Rücken geschnallten Fallschirm.

Ein durchsichtiger Aeroplan:
5. **Der vom öster. Ob.-Lt. Tauszig gebaute, mit Emaillitplatten bespannte Flugdrachen „Kondor".**



7. Der Flugdrachen „Kondor“ von der Seite.

Phot. Meurisse

8. **Fallschirm des Barons von Odkolek,** wie er mit einer Puppe am Gestell des Flugzeugs angebracht wird.

Auch für die Erkundung ist es wesentlich, wenn man das ganze Terrain unter und neben sich zu überblicken vermag. Das Emaillit ist vollkommen durchsichtig, man kann durch diese Platten hindurch alle kleineren Fehler, wie Rippensprünge, gerissene Spanndrähte usw., sofort erkennen. Ferner soll dieser Flugdrachen schon in geringer Höhe unsichtbar werden. — Endlich ist noch ein Riesenwasserflugzeug zu erwähnen, das der bekannte französische Luftfahrtmäzen Deutsch de la Meurthe sich in der Fabrik von Gabriel Voisin hat bauen lassen (Abb. 9). Dieser Drachen, der nicht weniger als 2000 Kilogramm wiegt, ist besonders bemerkenswert durch sein Boot, das in seiner Form, mit weit vorspringendem steilem Bug, an ein Rennboot erinnert. Diese Gondel ist 6 Meter lang und mißt an der breitesten Stelle, die sich in der Mitte befindet, rund 2½ Meter.

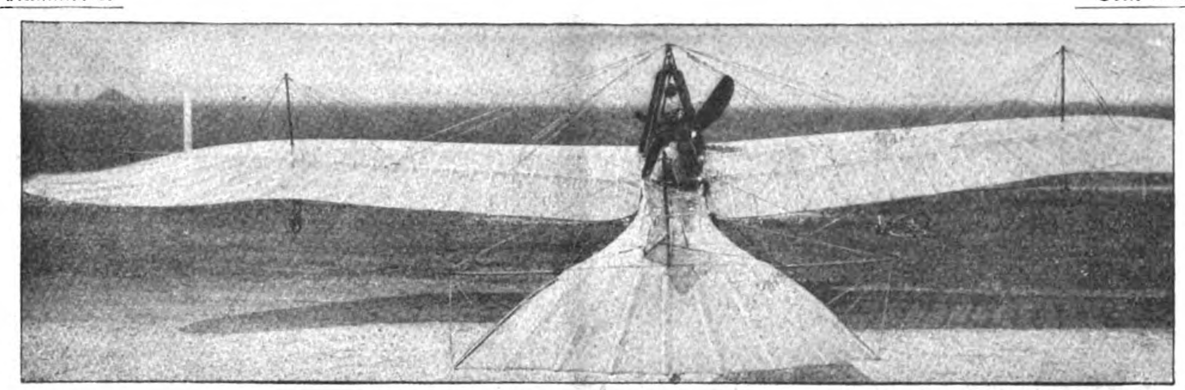
Der Führer sitzt in einer besonderen Abteilung vorn, hinter ihm befinden sich die Plätze für die Fluggäste. Die Spannweite des Zweideckers beträgt 22,5 Meter, seine Länge 12 Meter. 46 Quadratmeter Tragfläche haben die Last zu heben. Ein 200 PS starker Motor treibt eine riesige vierflügelige Schraube. Auf dem Deck des Bootes haben, wie aus der Abbildung ersichtlich, bequem 7 Personen Platz. Dieses Wasserflugzeug, mit dem weite Fahrten über das Meer



Phot. Meurisse

9. **Das 2000 Kilogramm schwere Wasserflugzeug „Aérobus“ des Franzosen Deutsch de la Meurthe.**





10. **Der Flugdrachen „Kondor" von der Rückseite.**

hinweg unternommen werden sollen, hat seine erste Prüfung vorzüglich bestanden. Nach einem Anlauf von nicht einmal 100 Meter erhob es sich leicht in die Luft und erreichte eine Geschwindigkeit von rund 110 Kilometer in der Stunde. Damit ist ein sehr wertvoller Erfolg erzielt worden. Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Phot. Seebald
Dr. D. Heinrich Müller †
Wien, bekannter Orientalist.

Bilder aus aller Welt.

In Wien starb der Vorstand des Orientalischen Institutes an der Universität und der ordentliche Professor für semitische Sprachen Hofrat Dr. David Heinrich Müller. Aus der Feder des Verstorbenen stammen eine große Anzahl wissenschaftlicher Werke seines Faches von unumstrittener Bedeutung.

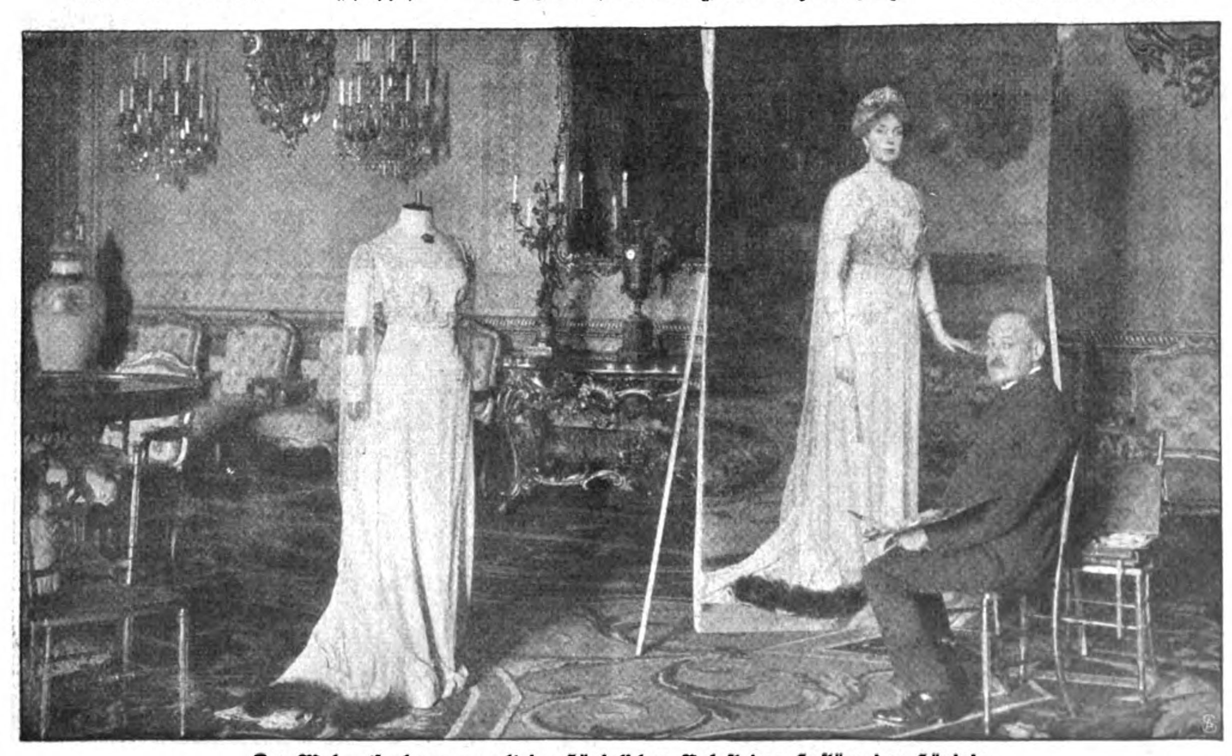
Der Geheime Oberbaurat Dr. Sarrazin, Vortragender Rat im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, beging vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar ist Vorsitzender des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Der Maler Moreno Carbenero hat im Palast in Madrid die Königin von Spanien gemalt. Das Kostüm, das die Königin zu tragen pflegt, wurde in besonderen „Sitzungen" vollendet, um die Königin nicht zu ermüden.

In dem neusten Schlager des Berliner Thalia-Theaters „Puppchen" errang Frl. Else Grünberg, eine reizende junge



Phot. A. Wertheim.
Geh. Oberbaurat Dr. Sarrazin,
Berlin, wurde 70 Jahre.



Der Maler Carbenero malt im Königlichen Palast das Kostüm der Königin.
Das neuste Porträt der Königin von Spanien.



Phot. Willinger.

Else Grünberg,
die neuengagierte erste Soubrette des Berliner Thalia-Theaters.



Der neue vor dem Lankwitzer Rathaus enthüllte Zierbrunnen.

Künstlerin, als muntere Soubrette einen durchschlagenden Erfolg und wurde dieser Bühne dauernd verpflichtet.

Vor kurzem wurde in Lankwitz bei Berlin vor dem Rathaus ein Zierbrunnen enthüllt, ein architektonisch sehr wirkungsvolles Werk der Bildhauer Hinrichsen und Isenbeck in Friedenau.

Der evangelische Hilfsverein in Moskau, dessen segensreiches Wirken seit Jahren die allgemeinste Anerkennung findet, veranstaltete vor kurzem einen vielbesuchten Basar mit lebenden Bildern.

Das neuste englische Ballett, das in London großes Aufsehen erregt, hat den Titel „Eine Dresdner Phantasie“. Eine Liebesgeschichte in lebenden Bildern, die den bekannten Meißner Rokokofiguren nachgebildet sind.

Einer der verdienstvollsten Kommunalbeamten Düsseldorfs, der **Beigeordnete Dr. Wülfing, ist vor kurzem ganz unerwartet gestorben. Der Verstorbene hat für Düsseldorf viel getan und mit Erfolg soziale Ge-**



Hofphot. Fischer.

Von links: Frl. Handschin, Frl. Haage, Frl. S. Heuß, Fr. H. Heuß, Frl. Süßenguth, Frl. Ch. Heuß, Fr. Benulet, Frl. Mehnert, Frl. C. Heuß

Vom Basar des evangelischen Hilfsvereins in Moskau: Die Gruppe „Das goldene Glückschwein“.



Das Liebespaar.

Das neueste englische Ballett: „Eine Dresdner Phantasie“.



Phot. Lux.

Dr. Wülfing †
Düsseldorf, erster Beigeordneter



Hofphot. Hahn Nachflg.

Carl Friedrich Haase,
Seniorchef der Papierfabriken Siegel & Haase in Grünhainichen, wurde 70 Jahre.

danken zur Geltung gebracht.

Der Seniorchef der Papierfabriken Siegel & Haase in Grünhainichen, Carl Friedrich Haase, beging vor kurzem seinen 70. Geburtstag.

Vor Ausbruch des Ital.-Türkischen Krieges ging unter dem Grafen Sforza eine Expedition in das Hinterland von Tripolis, um dort angeblich vorhandene Schwefellager zu erforschen. Bei Beginn der Beschießung von Tripolis wurde die Expedition von den Türken gefangengenommen und ist erst jetzt nach Italien zurückgekehrt.

Oberforstmeister Hugo Fritsch in Koburg, ein sehr verdienstvoller und geschätzter Beamter, ist einer Blutvergiftung erlegen.

Der bekannte Journalist Julius Katz, ehemaliger Chefredakteur der Karlsruher Zeitung und Begründer der wohlbekannten Süddeutschen Reichskorrespondenz, ist in Karlsruhe gestorben.



Argus-Photo-Rep.

Von links: Arbib, Graf Sforza, Dolmetscher Maffei, Sanfilippo, Rosselli, Lavinaro.
Rückkehr der italienischen Sforzaexpedition aus Tripolis.



Hofphot. Adler.

Oberforstmeister Fritsch †
Koburg.



Phot. Eutié.

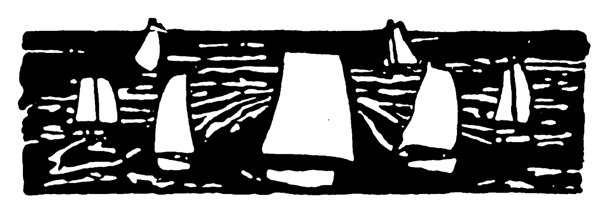
Julius Katz †
Karlsruhe, bekannter Journalist.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 3. | Berlin, den 18. Januar 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 3.



Die sieben Tage der Woche.

9. Januar.

Der württembergische Landtag wird von König Wilhelm mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

In der Reichstagskommission für das Gesetz über Zollerleichterungen bei der Fleischeinfuhr erklärt die Regierung, daß sie nicht beabsichtige, den Termin für die Erleichterungen über den 1. April 1914 hinaus zu verlängern.

In Saybusch in Galizien findet die Vermählung der Erzherzogin Eleonore mit dem Linienschiffleutnant von Kloß statt.

In Petersburg wird ein Beschluß der russischen Regierung veröffentlicht, nach dem fremde Flieger zwischen dem 14. Januar und 14. Juli 1913 die Westgrenze nicht überfliegen dürfen.

10. Januar.

Im Reichstag erklärt die Regierung auf eine Anfrage, daß die Zulassung von Ausländern zu den deutschen Hochschulen Sache der Einzelstaaten sei und eine reichsgesetzliche Regelung nicht beabsichtigt werde.

Die Zweite Württembergische Kammer, in der nach dem Gesamtergebnis der Neuwahlen Konservative, Bund der Landwirte und Zentrum genau soviel Stimmen haben wie Nationalliberale, Volkspartei und Sozialdemokraten, wählt zum Präsidenten den konservativen Abgeordneten von Kraut (Abb. S. 98).

Die Gemeindevertretung von Treptow stimmt grundsätzlich der Vereinigung des Ortes mit Berlin zu.

11. Januar.

Die Zweite Württembergische Kammer wählt zu Vizepräsidenten den Zentrumsabgeordneten von Kiene und den Konservativen Freiherrn von Berglas.

Der Landtag des Großherzogtums Gotha wählt zum Präsidenten den Freisinnigen Liebetrau und zum Vizepräsidenten den Nationalliberalen Dr. Dietzsch.

In der Elbmündung bei Cuxhaven wird der Hamburger Schlepper „Roland" von dem dänischen Dampfer „Axel" gerammt und in den Grund gebohrt.

In Saybusch findet die Vermählung der Erzherzogin Mechthildis mit dem Prinzen Olgerd von Czartoryski statt.

12. Januar.

Der türkische Ministerrat beschließt, eine große Notabelnversammlung einzuberufen, die über die Fortführung des Krieges entscheiden soll.

In Bonn stirbt, achtzig Jahre alt, der Senior der dortigen medizinischen Fakultät Prof. Dr. Karl Binz (Portr. S. 100).

Der französische Kriegsminister Millerand tritt von seinem Amt zurück. Zu seinem Nachfolger wird der Kolonialminister Lebrun und zum Kolonialminister Besnard ernannt.

13. Januar.

Aus Paris wird gemeldet, daß England zu der nach Konstantinopel zu richtenden Note der Großmächte eine wichtige Ergänzung vorschlägt, die die Verhandlung günstig beeinflussen dürfte.

14. Januar.

Die französische Deputiertenkammer wählt den bisherigen Präsidenten Deschanel wieder; im Senat wird ebenfalls Dubost wiedergewählt.

15. Januar.

Eine meuterische Bewegung unter den kurdischen Truppen Konstantinopels wird durch Eingreifen des Sultans unterdrückt.

Die Botschafterkonferenz.

Von R. Said-Ruete, London.

Der Geschäftsgang der Diplomatie ist von mittelalterlicher Schwerfälligkeit. Im modernen Wirtschaftsleben sehen wir, wie sich deren Leiter in direkte und kürzeste Verbindung miteinander setzen; wir sehen, daß der persönliche Gedankenaustausch mittels Konferenzen und Telephongespräche längst an die Stelle langatmiger, oft ergebnisloser Korrespondenzen getreten ist. Die Diplomatie hingegen hat sich die neuzeitlichen Verkehrsgebräuche und Verständigungsmittel bisher nur in recht beschränktem Maß zu eigen gemacht. Kein Wunder, daß sie von den Ereignissen, denen sie ein gutes Stück vorauseilen sollte, recht häufig überholt wird. Letztere spielen sich heute schneller ab, als bis alle Anregungen, Erwägungen, Rundfragen, Austausch von Noten, Vorschläge und Gegenvorschläge ihren weitgezogenen Kreislauf vollenden. Während die Kabinette der Großmächte noch geschäftige Beratungen darüber pflogen, wie sie dem seit Jahrzehnten — allerdings stets für das „nächste Frühjahr" — prophezeiten Ausbruch der Balkanwirren in zwölfter Stunde mit der Formel des territorialen Statusquo zu Leibe gehen könnten, war dieser Status bereits durch die Kriegsfurie entwurzelt.

Da, unter dem starken Druck höchst unbequemer Verhältnisse, als alle Beschwichtigungsversuche ergebnislos geblieben waren und die Gefahr drohte, daß den Großmächten durch das wohl ungestüme, aber auch sicherlich zielbewußte Draufgehen der „Kleinstaaten" die Leitung der europäischen Geschicke aus den Händen gleiten könne, aber auch erst dann wurde die Idee der Botschafterkonferenz geboren. Dem gewandten Vertreter der englischen auswärtigen Politik, Sir Edward Grey, gebührt das Verdienst, diesen zeitgemäßen Vorschlag gemacht zu haben. Durch die bereitwillige Zustimmung der

übrigen Großmächte wurde der Plan schnell verwirklicht und in praktische Arbeit umgesetzt. Es ist gewiß ein gutes Omen für die solchergestalt zusammengetretene erste round table conference, daß deren Leitung in den geschickten Händen des gegenwärtigen englischen Staatssekretärs liegt, und daß die überwiegende Zahl der am Hof von St. James beglaubigten Botschafter sowohl mit den der Lösung harrenden Verhältnissen des nahen Ostens als auch mit den Eigenheiten des Londoner politischen Milieus intim vertraut sind. Der Verlauf der Konferenz wird bei entsprechender, die großen Gesichtspunkte wahrender Zusammenarbeit sicherlich den Beweis erbringen, daß es zweckmäßig ist, Fragen von einschneidender internationaler Bedeutung am runden Tisch zu lösen, und daß den Geschicken der Nationen am besten gedient ist, wenn diese im modernen, geschäftsmäßigen Geist geleitet werden.

Im vorliegenden Fall ist es die Aufgabe der Botschafterzusammenkünfte, eine der Lage der Dinge entsprechende brauchbare Handhabe zu schaffen, um das Ergebnis der gleichzeitig in London tagenden Friedenskonferenz zu kontrollieren und im Sinn der Großmächte, soweit deren Interessen in Frage kommen, wirksam zu beeinflussen. Mit allem Nachdruck müßten die Beratungen auf einen den durch die Kriegslage geschaffenen tatsächlichen Verhältnissen Rechnung tragenden Friedensschluß hinarbeiten; zu diesem Zweck erforderlichenfalls ihre Vermittlung anbieten, auch nicht vor gemeinsamen Maßnahmen zurückschrecken, um ihren Willen auf Grund eines wohldurchdachten Planes durchzusetzen. Das entspräche nicht nur ihrer Stellung und den mit dieser verbundenen Pflichten als Großmächte, sondern sie müßten in Wahrnehmung eigenster Interessen darauf hinarbeiten, daß mit einem baldigen Frieden endlich dauernde, politisch wie ökonomisch gesunde Verhältnisse auf dem Balkan einkehren — dieser sollte seiner allzu lang gespielten Rolle als ständig drohende europäische Wetterecke in durchgreifender Weise entkleidet werden. Die große Machtmajorität der in der Konferenz vertretenen Staaten dürfte sie unschwer in die Lage versetzen, ihrem Willen Anerkennung zu verschaffen.

Man vergegenwärtige sich nur, welche großen materiellen Interessen die Westmächte in den Krieg führenden Ländern vertreten, und daß diese zur Vermeidung schwerer Verluste geschützt und garantiert sein wollen. Jene Länder sollen aber auch unter neugeordneten Verhältnissen ein reiches Feld fernerer wirtschaftlicher Betätigung, ein entwicklungsfähiges Absatzgebiet, ergeben. Somit sind der Konferenz, wenn sie kein Torso bleiben soll über die in erster Linie gedachte Friedensvermittlung hinaus, Ziele von höchster Bedeutung für die durch die Teilnehmer vertretenen Länder gesteckt. Mit Recht muß erwartet werden, daß ein in seinen Einzelheiten festgesetztes Programm für zukünftiges gemeinsames Handeln in allen den nahen Osten betreffenden Fragen geschaffen wird — darüber hinaus ein enger Zusammenschluß der großen Kulturstaaten, um im gesunden Egoismus eine Basis zu finden, auf der den das Wirtschaftsleben Europas im Osten und Westen ernstlich bedrohenden Konstellationen rechtzeitig begegnet werden kann.

Es hat keine ersprießlichen Früchte getragen, daß die Westmächte bisher in Konstantinopel eine Politik schärfsten Antagonismus verfolgten. Eine jede wollte die Türkei für sich monopolisieren; zur Stärkung der eigenen Stellung im Rate der Völker —aber nicht minder wirtschaftlich. Beide Motive, von denen das erste ein schöner Traum blieb, konnten der von allen Seiten geschmeichelten und umworbenen Türkei nur willkommen sein. Sie sah sich den europäischen Großmächten gleichgestellt, Anleihen wurden ihr unter Ausschaltung der Dette publique — des osmanischen Reiches Grundpfeiler — angetragen und kontrahiert, die Armee geräuschvoll als erstklassig gepriesen, selbst von einer Aufhebung der Kapitulationen — dem Existenzbrief der Europäer -- wurde gesprochen. Der Gedanke, daß an die wirtschaftliche, weite Gebiete umfassende Erschließung des osmanischen Reiches angesichts seiner durchaus nicht stabilisierten politischen Lage weitaus erfolgreicher, glatter und last but not least mit größerer Sicherheit herangegangen werden könnte, wenn dieses auf internationaler Verständigungsbasis geschehe — diese naheliegende Erwägung ist nicht aufgegriffen worden. Während die Intrigen um Eisenbahn-, Bergwerks- und Schiffahrtskonzessionen, um Anleihen und Kriegsmateriallieferungen recht oft unter Zurückstellung anderer nicht minder wichtiger Momente eingefädelt und durchgeführt wurden, nahm folgerichtig die politische Spannung unter den Großmachtgruppen, weit über die Grenzen Europas fühlbar, in steigendem Maß zu. Während die Aufmerksamkeit gen Osten abgezogen wurde, begannen wertvolle Felle im Westen abzutreiben.

Wenn es der Botschafterkonferenz gelingen sollte, nach dieser Richtung eine Entspannung herbeizuführen und zu einer Verständigung von dauerndem Wert hinzuleiten, würde sie sich um die Kulturwelt ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst erwerben.

Welch hohen Gewinn die deutsch-englischen Beziehungen im besonderen aus einer derartigen Lösung ziehen würden, sei hier nur angedeutet. Es verdient jedoch hervorgehoben zu werden, daß die politisch einsichtigen Kreise beider Länder das im vorliegenden Fall verständnisvolle sichere und ruhige Zusammenarbeiten ihrer Regierungen in seiner Bedeutung für Gegenwart und Zukunft richtig bewerten und die Dauer solchen Prozedierens im wechselseitigen Interesse erhoffen.

Der europäischen Diplomatie ist während der letzten Jahrzehnte in zunehmendem Maß, sicherlich nicht immer zu Recht, der Vorwurf gemacht worden, daß sie weltfremd, außer Berührung mit der Volksseele, in Vorurteilen befangen, nicht immer zielbewußt und das helle Licht der Kritik scheuend, oft mehr von Sonderbestrebungen getrieben als selbst für die Allgemeininteressen treibend, an den Geschicken der Nation arbeite. Hieraus erklärt sich bis zu einem gewissen Grade die stetig schwellende, durch die breiten selbstbewußten Massen gehende Strömung, die darauf hindrängt, die Lösung der ihnen vital scheinenden völkerrechtlichen Streitfragen in die eigene Hand zu nehmen, sie nicht auf diplomatischem, sondern kriegerischem Weg ausgefochten zu sehn.

Die in London tagende Botschafterkonferenz wird zu der Entscheidung beitragen, ob es bei dem der Unzulänglichkeit des Altertums entlehnten „si vis pacem, para bellum" auch ferner zu verbleiben hat, oder ob mit den gewaltigen Fortschritten auf allen Kulturgebieten der Zeitpunkt gekommen ist, um logischer zu denken: „Si vis pacem, para pacem."

◇



Polare Katastrophen.

Von Professor Otto Baschin.

Zwei Trauerbotschaften von deutschen Polarexpeditionen, die gleichzeitig am 7. Januar hier bekannt wurden, haben weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus lebhaftes Bedauern und herzliche Anteilnahme erregt. Richard Vahsel, der Kapitän des Südpolarschiffs „Deutschland", dessen Erfahrung in der Eismeerschiffahrt für die Deutsche Antarktische Expedition des Oberleutnants Filchner von besonderem Wert war, ist bereits im August vorigen Jahres, fern von der Heimat, gestorben. Sein Tod ist doppelt beklagenswert, weil die weiteren Pläne der Expedition, die noch einmal in das Eis vorzudringen beabsichtigt, durch den schwer zu ersetzenden Verlust des bewährten Schiffsführers ungünstig beeinflußt werden müssen.

Ungleich schwieriger jedoch ist die Lage, in die eine andere deutsche Expedition, die des Leutnants Schröder-Stranz, durch Einschließung des Schiffes, Proviantmangel und Frostschäden ihrer Teilnehmer geraten ist. Die bisher bekanntgewordenen Einzelheiten lassen vermuten, daß ernste Sorge um ihr Schicksal gerechtfertigt ist.

Es wäre nicht das erstemal, daß solche Besorgnisse um Polarexpeditionen sich als begründet erwiesen haben; ist doch gerade die Geschichte der arktischen Forschung reich an Katastrophen, die den Verlust vieler Menschenleben und den Untergang ganzer Expeditionen zur Folge hatten.

Gleich auf der ersten Polarfahrt, die zur Umschiffung Asiens im Norden auszog, ein Ziel, das sich auch Schröder-Stranz gesteckt hatte, kam die Besatzung eines ganzen Schiffes ums Leben. Von den drei Fahrzeugen, mit denen Hugo Willoughby im Jahr 1553 aus der Themsemündung segelte, wurde das von ihm selbst geführte bei Nowaja Semlja durch dichte Eismassen zur Umkehr gezwungen. Er mußte die Küste von Kola aufsuchen, um dort den Winter zu verbringen. Da es die erste Ueberwinterung einer Expedition im Polargebiet war und somit keinerlei Erfahrungen über Ausrüstung und Verproviantierung zu Gebote standen, so gingen alle 62 Teilnehmer an Kälte, Hunger und Skorbut zugrunde.

Glimpflicher kam später eine holländische Expedition davon, die der hervorragende Polarforscher Wilhelm Barents leitete, nach dem heute noch der zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja gelegene Teil des Eismeeres benannt ist. Er ging im Jahr 1596 an der Nordostspitze der letztgenannten Insel ins Winterquartier, auf das er sich, durch Willoughbys Unglück gewarnt, wohl vorbereitet hatte. Aber die grimmige Kälte war doch unterschätzt worden. In dem festgebauten Holzhaus herrschte eine so niedrige Temperatur, daß die Kleider am Leib gefroren und die Schlafstätten sich trotz der beständigen Heizung mit Eiskrusten überzogen. Fünf Mann, unter ihnen Barents selbst, fielen der Kälte und dem Skorbut zum Opfer, während die übrigen sich retten konnten.

Auch der im nordamerikanischen Polargebiet mit so großem Erfolg tätig gewesene Henry Hudson fand ein furchtbares Ende. Im Frühjahr 1611 wurde er in der von ihm entdeckten Hudson-Bai nebst seinem Sohn und einigen treugebliebenen Matrosen von der meuternden Schiffsmannschaft in einem leeren Boot ausgesetzt und völlig hilflos seinem Schicksal überlassen.

Zahlreiche Tragödien spielten sich in der Folgezeit in verschiedenen Teilen der Arktis, vor allem auf Spitzbergen ab, an dessen Küsten noch heute die von der Sonne gebleichten Knochen und Schädel der Umgekommenen bei jedem Teilnehmer an einer Nordlandsfahrt tiefen Eindruck hinterlassen.

Keine andere Katastrophe aber hat so großes Aufsehen erregt wie der Untergang der Expedition Sir John Franklins, der mit 138 Mann auf den beiden Schiffen „Erebus" und „Terror" am 19. Mai 1845 die Themse verließ und seitdem verschollen blieb. Die Suche nach Franklin und seinen Gefährten, bei der sich die Aufopferung und Nächstenliebe der britischen Nation in glänzendster Weise betätigte, hat Jahrzehnte hindurch das Leitmotiv aller Nordpolarexpeditionen gebildet. Alle nur erdenklichen Mittel gelangten zur Anwendung, um die Aufmerksamkeit der Verschollenen auf die nahende Hilfe und die Lage der eingerichteten Proviantdepots zu lenken. Nicht weniger als 25 Millionen Mark wurden von Regierung und Privaten für die Franklinsuche geopfert, ohne daß es gelang, die Leidensgeschichte der Unglücklichen völlig aufzuklären, obgleich man mehrfach auf die Spuren der Expedition stieß und einzelne Überreste fand.

Als sich im Jahr 1878 die Rückkehr A. E. v. Nordenskiölds, des ersten Bezwingers der schon von Willoughby angestrebten Nordostpassage, verzögerte, rüstete der Amerikaner Gordon Bennett das Schiff „Jeannette" aus, das unter Führung G. W. de Longs von der Beringstraße her im Norden Asiens westwärts vordrang, jedoch im Juni 1881 bei den Neusibirischen Inseln vom Eis zerdrückt wurde. Von den drei Booten, in die sich die Besatzung retten konnte, erreichten zwar zwei die Küste, aber hier erlagen die Insassen mit ihrem Führer de Long größtenteils dem Hunger und der Kälte, und nur wenigen gelang es, sich nach schweren Strapazen in Sicherheit zu bringen.

Von den 13 Polarstationen, die in den Jahren 1881 bis 1882 an der „Internationalen Polarforschung" mitwirkten, lag die unter dem Befehl von A. W. Greely stehende amerikanische am nördlichsten, nämlich in 81¾ Grad nördlicher Breite an der Küste der Lady-Franklin-Bai. Als diese Expedition nach einjähriger erfolgreicher Beobachtungstätigkeit wieder abgeholt werden sollte, waren die ausgesandten Schiffe den Gefahren der Eisschiffahrt nicht gewachsen, und vergeblich warteten die von aller Welt Verlassenen auf Entsatz. Schließlich zogen sie südwärts, bis sie endlich von einem Hilfsgeschwader aufgefunden wurden. Aber nur sieben befanden sich noch am Leben, während 19 dem Hungertod erlegen waren.

Ist uns somit der Verlauf fast aller größeren Polarkatastrophen mehr oder weniger bekannt geworden, so ist die Vernichtung jener kühnen Ballonexpedition, die der Schwede S. A. Andree am 11. Juli 1897 mit zwei Begleitern vom nördlichen Spitzbergen aus unternahm, völlig rätselhaft geblieben. Der Ballon „Örnen" und die drei Insassen sind verschollen, ohne daß man jemals eine Spur von ihnen gefunden hat.

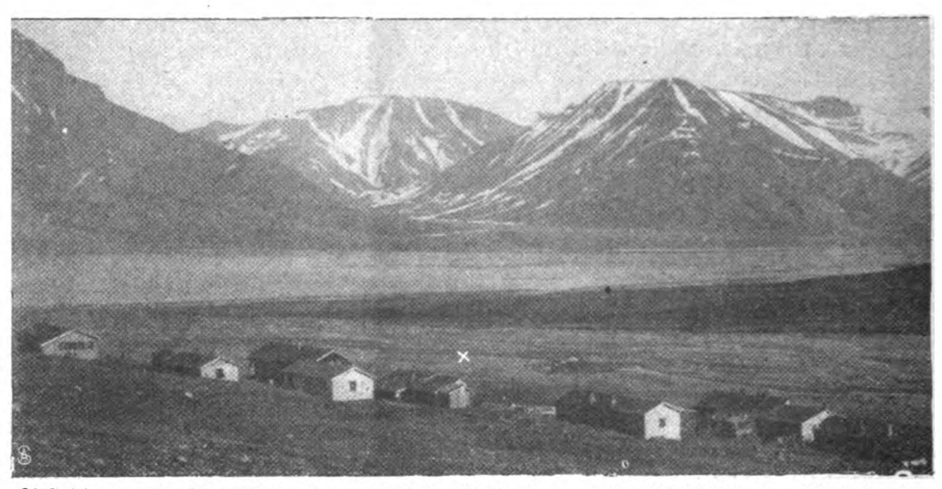


In der neusten Zeit hat der Tod des Dänen Mylius-Erichsen, der 1907 mit zwei Begleitern an der Nordostküste Grönlands umkam, lebhafte Teilnahme erregt und bekanntlich zu der Reise E. Mikkelsens Veranlassung gegeben.

In allen Zeiten sind also zahlreiche Verluste von Menschenleben bei der Polarforschung zu beklagen gewesen, und es wird auch kaum jemals möglich sein, sie völlig zu vermeiden, da ungünstige klimatische Verhältnisse, das Fehlen menschlicher Ansiedlungen sowie die unsichere Natur der gewaltigen Landeismassen und des mit treibenden Eisschollen bedeckten Meeres mancherlei Gefahren bergen, die leicht zu Katastrophen führen können. Dagegen darf man heute schon mit einer gewissen Berechtigung sagen, daß der völlige Untergang sorgfältig vorbereiteter und gut ausgerüsteter Polarexpeditionen wohl nur in ganz besonderen Ausnahmefällen möglich ist. Zum Teil läßt sich dies darauf zurückführen, daß der gefürchtete Skorbut, der besonders den durch Entbehrungen geschwächten Polarfahrern gefährlich wurde und Tausende von Menschenleben vernichtet hat, jetzt aus der Reihe der Polarkrankheiten fast völlig verschwunden ist. Vor allem hat man dies dem Ersatz des gesalzenen Fleisches durch Büchsenkonserven zu verdanken.

Außerdem aber ist es neuerdings gelungen, durch Einführung neuer Methoden in die Polarforschung ihr einen hohen Grad von Sicherheit zu verleihen. Das Verdienst, diese wichtige Umwälzung herbeigeführt zu haben, gebührt unstreitig dem Norweger Fridtjof Nansen. Schon durch seine glänzende sportliche Leistung im Jahr 1888, die in der ersten Durchquerung des grönländischen Inlandeises bestand, noch mehr aber auf seiner großen Expedition mit der „Fram“ durch das noch völlig unbekannte Polarmeer in den Jahren 1893 bis 1896 erbrachte er den Nachweis, daß bei arktischen Reisen die Gefahr einer Katastrophe um so geringer wird, je besser man alle Fährlichkeiten kennt, und je größere Sorgfalt man auf die Vorbereitung und Ausrüstung auch bei den kleinsten Einzelheiten verwendet. In der nach seinen Angaben konstruierten „Fram“ gelang es Nansen, einen neuen Polarschiffstyp zu schaffen, der sich, allerdings stets unter ausgezeichneter Führung, in drei großen Polarexpeditionen aufs beste im Eis bewährt hat, und bei Schlittenreisen auf dem Land und dem Meer sind der Nansenschen Schule stets die größten Erfolge beschieden gewesen, wie erst kürzlich Roald Amundsen auf seiner Reise nach dem Südpol wiederum schlagend bewiesen hat.

Die eigentümliche Tatsache, daß in der Antarktis größere Katastrophen, die zur Vernichtung von Expeditionen geführt haben, überhaupt nicht bekannt geworden sind, liegt vielleicht in dem Umstand begründet, daß bei so weiten Seereisen, wie sie hier erforderlich sind, der Vorbereitung und Ausrüstung größere Sorgfalt gewidmet zu werden pflegt als bei manchen kurz dauernden Reisen in der Nordpolzone. Auch bietet das Anlaufen eines großen Hafens auf der Südhalbkugel mitunter noch willkommene Gelegenheit zu einem etwa notwendig gewordenen Wechsel von Expeditionsteilnehmern, ein Vorteil, von dem öfter Gebrauch gemacht worden ist, als die Öffentlichkeit erfahren hat. Es liegt ja auf der Hand, daß der körperlichen Leistungsfähigkeit und der gegenseitigen Anpassung, ohne die ein harmonisches Zusammenleben und Zusammenarbeiten nicht möglich ist, gerade bei Polarreisen besondere Beachtung geschenkt und eventuellen Unstimmigkeiten rechtzeitig vorgebeugt werden muß.



Ansiedlung an der Adventbai mit dem Hause des Arztes (×), wo Kapitän Ritscher krank daniederliegt.



Die Station für drahtlose Telegraphie in der Adventbai.

Man wird daher gut tun, bei Ausschaltung eines Expeditionsteilnehmers nicht unter allen Umständen ein einseitiges Verschulden des

Betroffenen anzunehmen. Wer selbst an einer Polarexpedition teilgenommen hat, weiß, wie leicht oft Imponderabilien kleinlichster Art bei dem engen Zusammenleben und dem Mangel jedes andern Verkehrs bedenkliche Reibungsflächen zwischen den Reisegefährten schaffen können.

Fassen wir die Forderungen zusammen, die man heute an eine Polarexpedition zu stellen berechtigt ist, so können wir sie folgendermaßen präzisieren: Ausreichende pekuniäre Mittel, ein sorgfältig ausgearbeiteter, mit Sachverständigen eingehend durchberatener Plan, der auch mit einer etwa notwendig werdenden Rettungsaktion rechnet, genaue Kenntnis des Arbeitsgebiets, Vertrautheit mit den Erfahrungen früherer Expeditionen, ein gutes und starkes Seeschiff, seine Führung durch einen in der Eisschiffahrt erfahrenen Seemann, sorgfältigste Ausrüstung bis in alle Einzelheiten, vor allem genügende Mengen Heizmaterial, Proviant und Munition sowie last not least vorzüglich geschulte, kräftige, arbeitsfrohe Gefährten, die gut miteinander harmonieren.

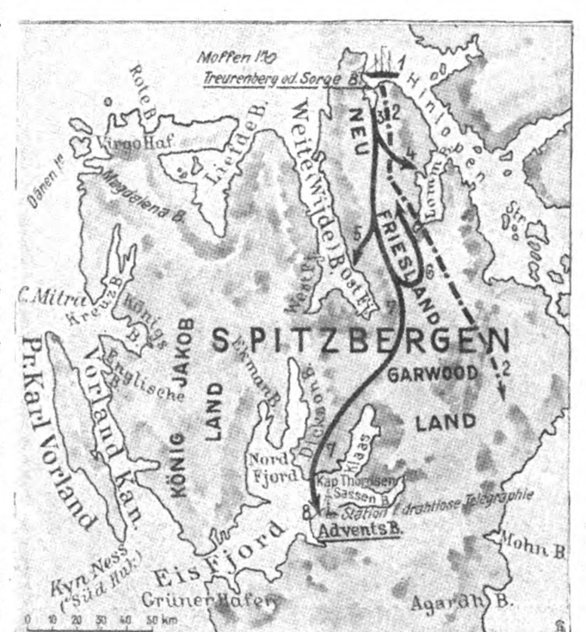
Manche dieser Forderungen sollen, wie gerüchtweise verlautet, von der Expedition Schröder-Stranz nicht erfüllt worden sein, doch war es bisher nicht möglich Authentisches darüber zu erfahren. Aber sei dem, wie ihm wolle. In dem Augenblick, wo die Mitglieder der Expedition vielleicht um ihr Leben ringen, müssen wir davon absehen, Vorwürfe zu erheben, die den Betroffenen nichts nützen, wohl aber einer Rettungsaktion hinderlich sein könnten. Daß eine solche erforderlich ist, bedarf keiner weiteren Begründung. Deutschland kann unmöglich Landsleute, die sich in Lebensgefahr befinden, im Stich lassen. Die Zusammensetzung des die Interessen der Expedition wahrnehmenden Ehrenpräsidiums und Ehrenkomitees, denen deutsche Fürsten, hohe Offiziere und Beamte, berühmte Gelehrte und hervorragende Fachmänner angehören, bürgt dafür, daß alles Menschenmögliche geschehen wird, um die deutschen Forscher dem drohenden Tod zu entreißen.



Was ist zur Rettung der Schröder-Stranz-Expedition zu tun?

Von Max Raebel. — Hierzu 5 Abbildungen.

Die Kunde von der verzweifelten Lage der Schröder-Stranz-Expedition auf Spitzbergen wird außer Mitleid sicher auch eine gewisse Befremdung hervorgerufen haben. Warum — weil man meinte, die betreffende Expedition sei für alle Eventualitäten gerüstet. Daß dies unbedingt nicht der Fall war, beweist die gefahrvolle Wanderung einiger Expeditionsmitglieder, die doch sicher nicht aus Vergnügen zur ungünstigsten Jahreszeit ihr Winterquartier verließen, noch bevor sie über das Schicksal der übrigen Teilnehmer im Norden etwas wußten. Es soll hier keinem Mitglied der Expedition ein Vorwurf gemacht sein, doch läßt sich nicht leugnen, daß bei der Ausrüstung oder dem Arrangement Fehler begangen sein müssen. War eine Ueberwinterung nicht vorgesehen, so durfte die Expedition im August nicht mehr an die Nordküste Spitzbergens gehen, wo sie sicher bald vom Polareis überrascht werden mußte. Wollte man überwintern, so mußte wiederum für ein Jahr Proviant und Heizungsmaterial mitgenommen werden, da die Nordküste oft vor August nicht für Schiffe passierbar ist. Doch wie dem auch sei, so heißt es jetzt: Was kann zur Rettung der Expedition getan werden? Vorläufig von deutscher Seite aus leider gar nichts, absolut nichts, denn es steht in keiner menschlichen Macht, vor etwa April in die Nähe Spitzbergens zu kommen. So heißt es denn abwarten, was die Leute in Green Harbour und Longyear-City (Adventsbai) ausrichten werden! Aber auch von dieser Seite darf man sich nicht zu große Hoffnung machen, da an beiden genannten Plätzen kaum so viel geeignete Hunde vorhanden sind, wie für eine Rettungsaktion notwendig sind. Sicher wird vor etwa dem 1. Februar kaum eine Kunde über das Schicksal der Expedition zu erwarten sein, zumal die Telefunkenstation zwischen Green Harbour und der Adventsbai immer noch nicht intakt zu sein scheint. Da die im Norden zurückgelassenen Expeditionsteilnehmer immerhin noch ein paar Monate ihr Leben fristen können, so ist es ratsam, von Deutschland aus eine Hilfsexpedition abzusenden, die etwa Ende März Norwegen zu verlassen hätte. Selbstverständlich kann diese Expedition Anfang April an Spitzbergen selbst nicht herankommen, doch könnte sie ihre Mannschaft bei Prinz-Karls-Forland möglicherweise auf dem Eis absetzen. Von hier aus würde dann die Reise mittels Schlitten über den Eisfjord nach der Klaas-Billen-Bai und von dort über Land nach der Wijdebai gehen. Ein Depot bei Kap Thordsen, arrangiert durch die Telefunkenstation, würde das schnelle Vorrücken der Expedition fördern. Das

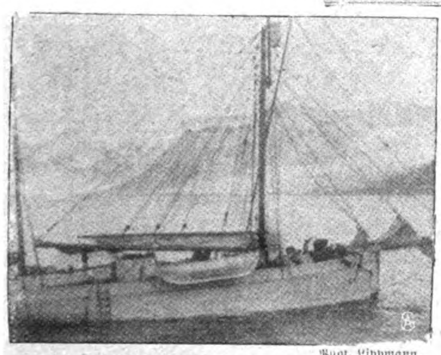


1. Die Stelle, wo das Expeditionschiff eingefroren ist. 2. Die verschollene Schlittenexpedition, Führer Schröder-Stranz. 3. Gesamtmarsch zur Adventsbai. 4. Sondermarsch Dr. Detmers und Möser. 5. Der Geograph Rüdiger und der Photograph bleiben zurück. 6. Der Flugtechniker, der Eislotse und der Matrose kehren zum Schiff zurück. 7. Marsch des Kapitäns Ritscher. 8. Adventsbai

Zur Gefährdung der Schröder-Stranzschen Spitzbergenexpedition.

Linkes Bild: Das Expeditionschiff „Herzog Ernst" in der Magdalenenbai an der Westküste Spitzbergens südlich der Däneninsel.

Rechtes Bild: Die letzte Aufnahme eines Teils der Expedition. Von links: Dr. Detmers, Dr. Möser, Dr. Rüdiger, Schmidt, Dr. Mayer.



Phot. Lippmann.

Das Expeditionschiff „Herzog Ernst".



Phot. Lippmann.

Die Wissenschaftler der Expedition.

Südende der Wijdebai dürfte im April in etwa zehn Tagen erreichbar sein, vorausgesetzt, daß man erfahrene tüchtige Skiläufer zur Verfügung hat. Um nicht dem Skorbut zu verfallen, ist es notwendig, zu allen Speisen möglichst wenig Salz zu gebrauchen und sich meist vegetabilischer Kost zu bedienen. Sehr gut sind getrocknete Gemüsearten, Backobst, Haferschleim usw. Die Kleidung muß die gleiche sein, wie sie bei derartigen Expeditionen im Winter gebräuchlich ist, da man im April noch mit 30—40 Grad minus zu rechnen hat. Ganz leichte Leinwandzelte genügen, dagegen muß für das Schuhwerk und die Schlafsäcke die größte Sorgfalt verwandt werden. Etwa drei erprobte Leute (tüchtige Skiläufer), die ihren Proviant selbst tragen, könnten in Eilmärschen vorausgesandt werden, um nötige Vorbereitungen zu treffen. Diese können in etwa 6 Tagen das Südende der Wijdebai erreichen. Es mag noch bemerkt sein, daß Kapitän Ritschel durch seine einsame Wanderung eine wahre Heldentat vollbrachte, wenn man bedenkt, daß auf seiner Reise Tag und Nacht völlige Dunkelheit herrschte.

Aus der kronprinzlichen Winterfrische.

Hierzu Abb. auf S. 97 und nebenstehende 3 photographische Aufnahmen

Es ist sehr bezeichnend für den im besten Sinn modernen Geist, der den deutschen Kronprinzen und seine Gemahlin beseelt, daß das hohe Paar neben mannigfachen andern Leibesübungen auch deren modernste Abart, den Wintersport, mit ausgesprochener Vorliebe pflegt. Seit mit einem alten Vorurteil aufgeräumt worden ist, nämlich der Meinung, daß ein vernünftiger Mensch im Winter hübsch zu Hause in nächster Nähe des warmen Ofens bleibt und beileibe nicht auf so ungesunde Einfälle kommt, wie etwa um diese Zeit in die Berge zu ziehen — und seit eine neue Heilslehre die wundervolle Schönheit der winterlich verschneiten Gebirgswelt verkündigte, gehört das deutsche Kronprinzenpaar zu den begeistertsten Anhängern der „weißen Saison“. Schon wiederholt haben die hohen Herrschaften in den Hochgebirgstälern des Engadin sowie in den thüringischen Wäldern den köstlichen Reiz der staubfreien, von einer klaren Wintersonne durchleuchteten herben Luft gekostet und in harmlos fröhlichem Sport und Spiel die Heilwirkung der verschneiten Gebirgswelt erprobt. Diesmal ist es wiederum deutscher, bayrischer Boden, auf dem sich die kronprinzliche Familie, allerdings ohne ihr väterliches Oberhaupt, zu Winterkur und Wintersport eingefunden hat: das herrliche „Werdenfelser Land“ zu Füßen des höchsten deutschen Berges: der Zugspitze. Die Vorliebe des Kronprinzenpaares für die schönen bayrischen Berge ist ja bekannt: der wiederholte Aufenthalt in



Illustr.-Photoverlag.

Prinz Louis Ferdinand und Prinz Wilhelm beim Rodeln.

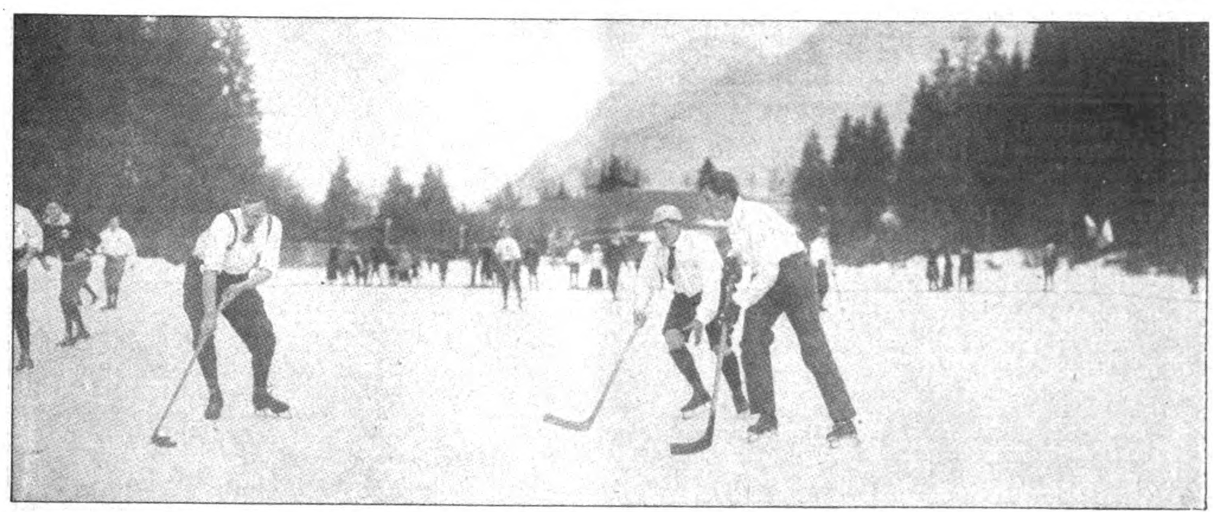


Leipz. phot. Becker

Von links: Kronprinzessin Cecilie. Kammerherr v. Behr. Hofdame Gräfin Keyserlingk. Generaloberarzt Dr. Widenmann

Kronprinzessin Cecilie mit Gefolge auf einem Spaziergang.

Zum Kuraufenthalt der Söhne des Kronprinzen in Partenkirchen.



Phot. Kester & Co.

Eishockey auf dem Rißersee bei Partenkirchen.

Wildbad Kreuth und die Pirschjagden des Kronprinzen im dortigen Revier legen Zeugnis dafür ab. Und zweifellos waren die hohen Herrschaften gut beraten, als sie jetzt für den winterlichen Aufenthalt der Frau Kronprinzessin und ihrer beiden ältesten Söhne Garmisch wählten, diesen Edelstein im prächtigen Geschmeide des bayrischen Hochlands. Wer das Tal von Garmisch-Partenkirchen aus sommerlichen Tagen kennt, gedenkt wohl mit Entzücken des freundlichen, von einem kernigen Menschenschlag bewohnten Doppelortes, der duftigen Almen, der wilden, rauschenden Partnachklamm, des hochgelegenen Rißersees, des großen, einsamen Eibsees mit seinem durchsichtigen Wasser und der mächtigen Bergesriesen von der Zugspitze bis zum Karwendel. Noch in der Erinnerung glaubt man den süßen Duft des Heus und der Blumen zu spüren, den frohen Klang der Lieder zu hören. Aber daß dieses schöne Sommertal auch im Winter landschaftliche Reize außerordentlicher Art entfaltet und einen wahren Jungbrunnen für angegriffene Nerven bedeutet, das hat die Kronprinzessin nun Gelegenheit zu erfahren. Unsere Aufnahmen zeigen die hohe Frau auf der Promenade und ihre munteren Söhne beim Wintersport, für den das Werdenfelser Land einen geradezu idealen Tummelplatz bietet. Alle Arten der körperstählenden Spiele werden hier gepflegt: der Schneeschuhläufer gleitet auf Skiern pfeilschnell über die weißen Flächen, der Rodler fährt jauchzend ins Tal hinab, und auf dem Spiegel des Rißersees schneidet des Schlittschuhläufers Stahl seine Kurven in das kristallklare Eis. Rote, frische Wangen, Augen, die von Lebensmut blitzen, helles Lachen — alles bekundet, wie hier im freien Spiel der Kräfte alle guten Geister der Gesundheit lebendig werden. Mögen sie auch den jungen Prinzen huldvoll sein!

Spectator.



Fritzi Massary als Lola Montez.

Zu Leo Falls neuem Singspiel „Die Studentengräfin".



Unsere Bilder

Oberleutnant Dr. Filchner (Abb. S. 95) hat auf seiner Südpolarexpedition bei 76 Grad 35 Minuten südlicher Breite in 30 Grad westlicher Länge ein neues Land entdeckt und dieses Gebiet nach dem Ehrenprotektor der Expedition Prinzregent-Luitpold-Land genannt. Es wurde bis 79 Grad südlich und 30 Grad westlich festgestellt. Auf dem 78. Breitengrad schließt sich hieran als südliche Begrenzung die Weddelsee, nach Westen hin die Kaiser-Wilhelm-Barriere an.

Das neue portugiesische Ministerium (Abb. S. 96) ist unter dem Vorsitz von Alfonso Costa zusammengetreten. Der Grund des Kabinettswechsels lag in Unstimmigkeiten zwischen den gemäßigten und radikalen Demokraten.

Ein neues Bild von König Alfons von Spanien (Abb. S. 101) hat der spanische Maler Ramon Casas geschaffen. Der Künstler ist schon früher mit einer Serie von wohlgelungenen Frauenporträten hervorgetreten.

Die Hofjagd in Britz-Buckow (Abb. S. 98) fand auch in diesem Jahr im Beisein des Prinzen Eitel-Friedrich statt. Es wurden 750 Hasen geschossen, die beim Publikum reißenden Absatz fanden.

Das Ehepaar von Kloß (Abb. S. 99), d. h. der österreichische Linienschiffleutnant von Kloß und die Erzherzogin Eleonore, hat bereits seine Hochzeitsreise angetreten. Außer den Eltern der Braut Erzherzog Karl Stefan und Erzherzogin Maria Theresia wohnte der Trauung Erzherzog Leopold Salvator bei.

Südpol mit dem von Leutnant Filchner entdeckten Prinzregent-Luitpold-Land.

Graziela Pareto (Abb. S. 102) ist eine junge spanische Opernsängerin, die jetzt zum erstenmal in Deutschland auftrat und wegen ihrer Schönheit und Gesangskunst Aufsehen erregte.

„Goethe in Rom". (Abb. S. 99) betitelt sich ein Schauspiel von Augusto Jandulo, das im Argentina-Theater in Rom mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Der erste Akt spielt im Castel Gandolfo, der zweite zur Karnevalzeit im berühmten Café Greco, der dritte in der Arkadia, der vierte schilderte Goethes Abschied von Rom. Es sind lebendige Bilder aus dem Milieu der römischen Goethezeit.

Professor Paul Meyerheim (Abb. S. 102) hat bekanntlich vor einiger Zeit seinen 70. Geburtstag gefeiert. Jetzt ist auf der Berliner Meyerheim-Ausstellung eine Plakette zu sehen, die Walter Lobach zum Andenken an diesen Tag geschaffen. Sie gibt die Züge des großen Künstlers in prägnanter Weise wieder.

Der Bischof von Birmingham (Abb. S. 100) liebt wie jeder Engländer den Sport. Die hohe kirchliche Stellung, die der Bischof einnimmt, hindert ihn nicht, sich auch praktisch an dem beliebten Curlingspiel zu beteiligen.

Mr. George Reid (Abb. S. 96), der australische Handelskommissar, ist mit seiner Familie von Wien kommend in Berlin eingetroffen. Mr. Reid will in Berlin handelspolitische Erhebungen anstellen, bei welcher Gelegenheit er auch über die ausländische Fleischeinfuhr mit den maßgebenden Personen sprach.

Polarforscher Kapitän Hjalmar Johansen (Abb. S. 102) hat sich in einem Anfall von Schwermut erschossen. Er war der tapfere Begleiter Fridtjof Nansens auf dessen berühmter Polarwanderung von 1895.

Personalien (Abb. S. 98, 100 und 102). Der bisherige französische Kriegsminister Millerand hat seine Demission gegeben, an seine Stelle trat Lebrun, der bisherige französische Kolonialminister. — In Weimar wurde der Ministerialdirektor Dr. Unteutsch zum Minister des Innern ernannt, welchen Posten der Geh. Staatsrat Dr. Paulssen bekleidete. Dieser wurde als Bundesratsbevollmächtigter für Weimar berufen. — Der bekannte Berliner Bildhauer Professor Otto Geyer vollendete sein 70. Lebensjahr. — In der württembergischen Kammer wurde zum Präsidenten der konservative Abgeordnete v. Kraut gewählt. In das Präsidium der Württembergischen Ersten Kammer wurde Staatsrat Buhl als Vizepräsident gewählt. Er ist eines der vom König auf Lebenszeit ernannten Mitglieder. — Zur Beratung des Theatergesetzes wurden die Schauspielerinnen Elise Zachow-Vallentin und Helene Riechers-Winckler herangezogen. — Oberkonsistorialrat D. Koch, Berlin, Mitglied des evang. Oberkirchenrats, feierte seinen siebzigsten Geburtstag. Er gehört dem Oberkirchenrat seit 21 Jahren an. — Bolko Reichsgraf v. Hochberg, der frühere Generalintendant der Königlichen Schauspiele, begeht in diesen Tagen seinen siebzigsten Geburtstag. — Alfred Russel Wallace, ein Freund Darwins, feierte seinen neunzigsten Geburtstag. Er ist am 8. Januar 1823 zu Usk in der Grafschaft Monmouthshire geboren. — Der englische Schriftsteller Wells behandelt in einen phantasievollen Schilderungen auch des öftern kriegerische Vorgänge; seine militärischen Konflikte zu lösen, dient ihm die Beschäftigung mit Bleisoldaten u. Kanonen.

Todesfälle. Fürst Wolfgang zu Castell-Rüdenhausen, der Senior des Gesamthauses Castell, erblicher Reichsrat der Krone Bayern ist am 11. Januar im Schloß Rüdenhausen im Alter von 83 Jahren gestorben (Portr. S. 99). — Geheimrat Professor Karl Binz, der Meister der modernen Arzneimittellehre, verstarb am 11. Januar in Bonn (Portr. S. 100). — In Stuttgart verschied am 8. Januar der Landtagsabgeordnete Friedrich Schrempf im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 100).

Die Toten der Woche

Professor Karl Arp, bekannter Landschaftsmaler, † in Jena am 6. Januar im Alter von 46 Jahren.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Karl Binz, bedeutender Pharmakologe, † in Bonn am 12. Januar im Alter von 80 Jahren. (Portr. S. 100).

Wirkl. Geh. Rat Adolf Hermann von Buchwald, Senatspräsident a. D., † in Leipzig am 10. Januar im Alter von 68 Jahren.

Wolfgang Fürst zu Castell-Rüdenhausen, † in Rüdenhausen (Unterfranken) am 13. Januar im Alter von 83 Jahren.

Friedrich Schrempf, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Stuttgart am 8. Januar im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 100).

Professor William Wolf, bekannter Musikschriftsteller, † in Berlin am 8. Januar im Alter von 75 Jahren.

Provinzialschulrat Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Bernhard Wege, † in Berlin am 9. Januar im 62. Lebensjahr.



DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Dührkoop.

Oberleutnant Dr. Filchner, der Entdecker des Prinzregent-Luitpold-Landes am Südpol.

Phot. Dührkoop.

Mr. Reid und Familie,
der australische Handelskommissar, weilte in Berlin.



Phot. Benoliel.

Von links: Almeida Ribeiro, Kolonien. Antonis Macieira, Aeußeres. Pereira Bastos, Krieg. Alvaro Castro, Justiz. Rodrigo Rodrigues, Inneres. Alfonso Costa, Präsidium und Finanzen. Freitas Ribeiro, Marine. Antonis Maria Silva, öffentliche Arbeiten.

Das neue portugiesische Ministerium.





Kronprinzessin Cecilie mit den Prinzen Wilhelm und Louis Ferdinand in Partenkirchen.

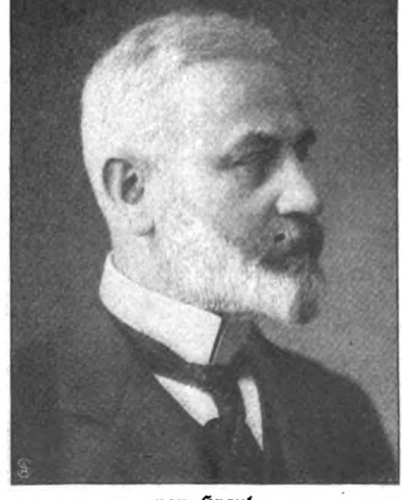
Von der Hofjagd in Britz-Buckow.

Die Strecke.

Rechts: Verkauf der Hasen an das Publikum.



Lebrun,
bisher franz. Kolonialminister, wurde zum Kriegsminister ernannt.



von Kraut,
der neugewählte Präsident der II. Württbg. Kammer



Staatsrat von Buhl, Hofphot. Lill.
Vizepräsident der I. Württembergischen Kammer.



Linienschiffleutnant von Kloß und Gemahlin, geb. Erzherzogin Eleonore.
Originalaufn. des Hpt. Ch. Slussarz u. Erzh. Kammerphot. Skolik jun., Wien.



Phot. Nanck.
Fürst Wolfgang zu Castell-Rüdenhausen †
Senior des Hauses Castell.

Oberes Bild: Szene aus dem vierten Akt: Goethe und Madeleine Riggi im Atelier der Kauffmann.
Unteres Bild: Szene des zweiten Aktes: Im Café Greco.

Das neue Drama „Goethe in Rom“ von Jandolo. — Phot. Abéniacar.



Phot. Held.

Geh. Staatsrat Dr. Unteutsch,
Weimar, wurde zum Minister des Aeußern und Innern ernannt.



Phot. Held.

Geh. Staatsrat Dr. Paulssen,
Weimar, wurde zum Bundesratsbevollmächtigten ernannt.



Prof. Otto Geyer,
Berlin, bekannter Bildhauer, wurde 70 Jahre.



Hofphot. Brandseph.

Schrempf †
Stuttgart, konservativ-agrarischer Führer.



Sport & General Preß Agency.

Der Bischof von Birmingham beim Curlingspiel.
Wintersport in Mürren.



Phot. Hanni Schwarz.

Elise Zachow-Vallentin,
Berlin, wurde zur Beratung des Theatergesetzes herangezogen.

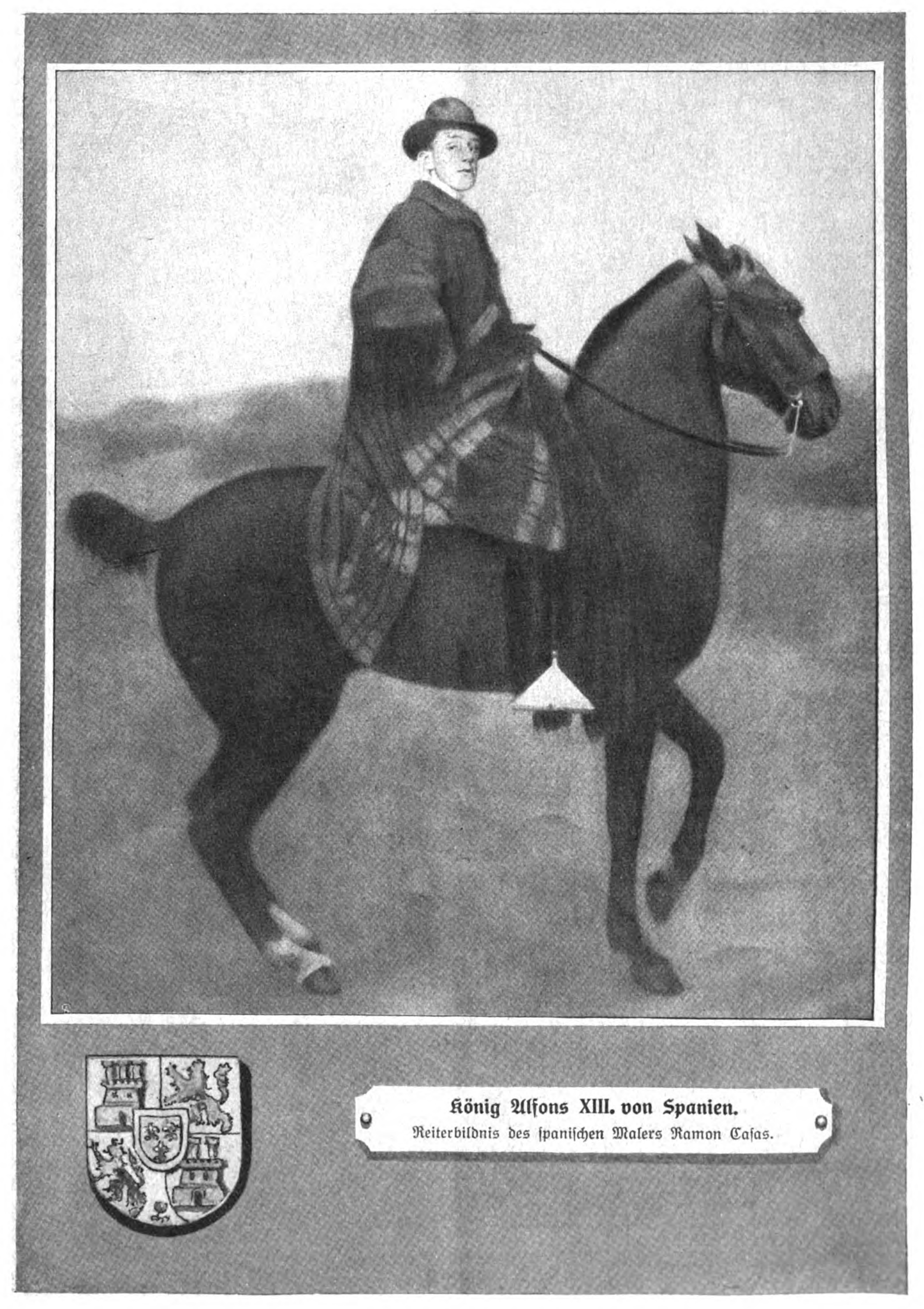


Phot. Hanni Schwarz.

Helene Riechers-Winckler,
Berlin, nahm an der Beratung des Theatergesetzes teil.



Prof. K. Binz †
Bonn, berühmter Pharmakologe.



König Alfons XIII. von Spanien.
Reiterbildnis des spanischen Malers Ramon Casas.



Hofphot. Noack.

Oberkonsistorialrat D. Koch,
Berlin, wurde 70 Jahre.



Phot. Bartschi & Artico.

Graziela Pareto,
spanische Opernsängerin, trat zum erstenmal in Deutschland an der Berliner Hofoper auf.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Graf Bolko von Hochberg,
begeht seinen 70. Geburtstag.



Kapitän Johansen †
Christiania, der Begleiter Nansens.



Phot. Hoppé.

A. R. Wallace,
Freund Darwins, wurde 90 Jahre.



Phot. Boll.

Meyerheim-Plakette
von W. Lobach. Zur Meyerheim-Ausstellung, Berlin



Preß Agency.

Der bekannte englische Erzähler H. G. Wells,
der seine Kriegsgeschichten mit Bleisoldaten und kleinen Kanonen konstruiert.



Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

12. Fortsetzung.

Otto Lauckardt stand wie gebannt, als er Ilse bemerkte. Reizend sah sie aus . . . mit dem schmalen, edelgeschnittenen Gesicht — den tiefen, dunklen Augen. . . . Gewachsen wie eine junge Tanne. In einfachem, weißem Kleid und Strohhut. . . . Nun war sie draußen. In dem Gewühl des Parks konnte man ebensogut eine Stecknadel suchen wie sie. . . .

„Hier sind zwanzig Mark!" sagte Otto Lauckardt vor dem Opernhaus zu einem Droschkenkutscher. „Nun passen Sie auf. Sie halten jetzt hier, bis ich Ihnen am Schluß der Vorstellung ein Zeichen gebe, daß zwei Damen vorbeifahren. . . . Dann sausen Sie hinterher wie der Deubel! Verstanden?"

„Wird jemacht, Herr Jraf!"

Da kamen die ersten Wagen . . . immer mehr Rädergerassel. . . . Vorwärts . . . Kutscher . . . jetzt . . . ja . . . die Damen drüben . . . Los! . . . Durch das Brandenburger Tor . . . die Linden hinauf . . . der Rehfisch hatte recht . . . jetzt, vor dem Königlichen Marstall eine Schwenkung nach links . . . vor das Portal eines großen Hotels . . . die Damen stiegen aus, traten ein . . . der Portier grüßte, Kellner verbeugten sich . . . sie wohnten da!

Otto Lauckardt fuhr spornstreichs in seine Wohnung zurück, packte da in fliegender Hast eine Handtasche, hielt nach einer halben Stunde wieder als ein Reisender vor dem gleichen Hotel, ließ sich ein Zimmer geben, stieg mit dem Kellner die Treppe hinauf. Dabei sah er hinten im Speisesaal, jenseit des kleinen Palmengartens, Ilses Strohhut und die Rosenplantage der älteren. Ein Zehnmarkstück in die hohle Hand des Frackträgers.

„Sagen Sie mal: Wer sind denn die Damen da drüben?"

„Frau Gräfin von Bercka, sonst von Storchhardt genannt, und ihre Gesellschafterin" . . .

„Sind sie schon lange da?"

„Vierzehn Tage!"

„Und bleiben?"

„Das kann ich nicht sagen!"

Gott sei Dank: eine Gräfin! Er hatte schon allerhand von der dicken Dame vermutet. Gepudert war sie. Das stand fest. Und das Blond der Haare? . . . Aber die Bercka — er besaß seinen Gotha nicht umsonst — die Bercka waren eine Zierde des deutschen Adels, reichverzweigt, wohlbegütert, von märchenhaftem, bis auf die Karolinger zurückgehendem Alter. Sein Herz hämmerte zum Zerspringen, während er wieder in den Speisesaal hinunterstieg. Unterwegs traf er auf der Treppe den Kellner.

„Hören Sie . . . da sind noch mal zehn Emmchen . . . wo wohnen denn die Damen?"

„Hier in der Beletage! Nummer 16, 17, 18!"

Bevorzugte Räume, nach den Linden hinaus, mit Glasschluß und einem eigenen Vorplatz. Voll von Koffern. Otto Lauckardt blieb stehen und buchstabierte die aufgeklebten Hoteladressen: Baden-Baden, Ostende, Wiesbaden, Wien, Luzern, wieder Wien . . . schien eine rechte Bummel- und Bäderwanze zu sein, die gute Gräfin Bercka . . . Er trat in den Speiseraum. In der Ecke links schimmerten Uniformen an dem langen, seit Menschengedenken bestehenden Generalstäblertisch. Rechts drüben saßen die beiden Damen. Er wählte sich einen Platz, zwei Tische von ihnen entfernt, so daß er Ilse gerade sich gegenüber hatte, und machte ihr, während ihm der Kellner den Stuhl zurechtrückte, im Stehen eine tiefe und lächelnde Verbeugung.

Das junge Mädchen drüben sah ihn über das Hellrot der Hummerschere auf ihrem Teller gelassen aus ihren dunklen Augen an. Sie rührte sich nicht. Neigte nicht dankend den Kopf. Der große, blonde Herr da drüben war ihr einfach Luft . . .

Er setzte sich. Er war ganz vertatiert. Sie bearbeitete drüben friedlich ihren Hummer und goß ihrer Dame Rotwein ein . . . Die Kellner hatten sein Abblitzen gesehen . . . die Offiziere! In seiner gekränkten Eigenliebe fühlte er, wie er dunkelrot wurde, dabei starrte er unverwandt auf Ilse von der Zültz. Sie bemerkte es, fing an zu lachen und sagte etwas zu der Gräfin. Nun schaute die auch zu ihm hinüber, und er wurde noch röter und nahm sich, wie eine Dame, die man belästigt, ihren Fächer, so die Weinkarte vor das Gesicht und

bestellte sich irgend etwas mit trockener Kehle. Voll Wut und dabei mit einer schwachen Genugtuung, als spräche eine alte Tante ihm Trost zu: Gottlob — sie reagiert nicht auf Grüße von Herren! Sie ist bei einer Gräfin in Stellung. Es ist noch nichts an ihr verloren....

Er blickte nun nicht mehr hin. Er horchte nur. Aber die Damen sprachen so leise, daß man kaum ein Wort verstand. Einmal platzten sie beide heraus — vielleicht wieder über ihn, der hier bekümmert und gekränkt saß. Dann hörte er, wie die Gräfin, immer noch lachend, sagte: „Ah — da legst di nieder!" — In unverfälschtem Wienerisch! Sonderbar... eine Bercka...

Nun standen die drüben auf und gingen weg. Ilse dicht an ihm vorbei. In vollem Gleichmut. Er fühlte das frische Wehen ihres weißen Kleides — er sah das schöne, dunkle Mädchengesicht ... klare, regelmäßige Linien... nicht mehr das Kindlich-Unentwickelte, Zigeunerhafte wie früher. Die Gräfin machte an der Tür halt: „Ach, schauen S' doch, Ilse . . . bitt schön. Ich muß mei' Lorgnetten liegen gelassen haben!"

Ihre Züge waren in der Nähe merkwürdig ungebildet. Energisch und phlegmatisch zugleich. Ilse von der Zült schlenderte gemächlich mit leichten Schritten zurück, kam mit dem Lorgnon und sagte kordial: „Wie oft Sie das so an einem Tag verlieren, Gräfin . . . Nächstens mach ich es Ihnen aber mit 'ner Strippe an Ihrem Armband fest."

Auch ein komischer Ton einer jungen Gesellschafterin gegenüber ihrer Herrin... Der Burgunder war schwer. Der Kopf wurde einem davon noch heißer. Otto Lauckardt saß noch lange, nachdem die Damen verschwunden, und stierte vor sich hin. Etwas mußte geschehen! Sie einfach ansprechen? Da ließ sie ihn stehen. Er faßte einen Entschluß:

Er schrieb:

„Hochgeehrtes gnädiges Fräulein!

Es widerfuhr mir heute das Unglück, mit meinem Gruß von Ihnen nicht bemerkt zu werden! Ich glaubte ein Recht zu dem Gruß zu haben, da ich Ihnen seinerzeit durch Herrn Leutnant von Bornim auf dem Rennplatz zu Westend vorgestellt wurde. Sie würden mich zu tiefem Dank verpflichten, wenn Sie sich meiner entsinnen wollten. Denn ich habe Ihnen viel zu sagen. Inzwischen bin ich verehrungsvollst

Lauckardt,

Leutnant der Reserve des Kürassierregiments 9."

Er überlas die Zeilen. Sie gefielen ihm nicht. Dünkten ihn selbst philiströs ... ohne Zündkraft ... Aber es fiel ihm nichts anderes ein. Er seufzte und gab den Brief dem Kellner zur Besorgung am nächsten Morgen.

Da fragte er dann nach dem Frühstück aufgeregt: „Nun? Wer hat's hineingetragen? Das Stubenmädchen?"

„Ja."

„Und was hat das gnädige Fräulein gesagt?"

„O — das kann ich gerade brauchen!" ...

„Wirklich?"

„Ja. Sie hat ihre Brennschere an dem Brief probiert. Nachher hat sie ihn in den Papierkorb geworfen!"

„Was?"

„Das tut sie immer."

„Wieso: immer!"

„Ach, so Briefe müssen wir ja jede Woche ein paar an das gnädige Fräulein besorgen. Gewöhnlich liest sie sie der Frau Gräfin vor. Die Damen müssen dann immer so lachen..."

Der Frackmensch grinste selber. Die Geschichte machte ihm diebischen Spaß. Otto Lauckardt stürzte wütend die Treppe hinunter ins Freie. Natürlich: wenn man aussah wie Ilse Zült und als einzigen Schutz auf der Erde eine alte, in Hotels herumvagabundierende Dame besaß... da war es um sie her wie die Motten ums Licht. Aber er... er mit seinen redlichen Absichten...

Er lief sogleich zum nächsten Blumenladen und bestellte ein unsinnig teures Orchideenbukett und ließ es ohne Namensnennung bei Fräulein von der Zült abgeben. Nach einer Stunde, als er heimkam, stand die exotische Pracht schon wieder draußen auf einem Tisch im Hotelflur.

„Das gnädige Fräulein hat gerade mit der Frau Gräfin gefrühstückt", meldete der Kellner, „und gesagt: ‚Ich hab das Gemüse nicht bestellt! Raus damit!' ... Da hat's der Bote dagelassen und ist gegangen!"

Otto Lauckardt saß wütend in seinem Hotelzimmer. Das war klein und erstickend heiß. Ein Vergnügen, hier zu schwitzen, wo man eine Viertelstunde entfernt seine schöne, große, kühle Wohnung hatte, mit dem Blick über den grünen Tiergarten ... kaltem Wasser in der Badewanne, Selters auf Eis, Büchern ... Nun kam auch noch die Langweile ... Man lief die Wände hinauf vor Ungeduld... Es war zum Rasendwerden...

Gegen Abend sah er Ilse wieder. Sie fuhr mit ihrer Gräfin aus. Sie schaute ihn mit voller Gemütsruhe im Vorbeigehen an. Sie, das schmale, schlanke Frauenzimmer, brachte es fertig, durch einen Mann von seiner Schulterbreite und seinem Leibesumfang hindurchzublicken wie durch ein Stück Glas. Es lag etwas von dem hochfahrenden Herrenbewußtsein ihres ehemaligen Seelenfreundes Bornim darin. Das war diese Rasse. Die eine wie der andere.... Er schwitzte vor Aufregung. Er wartete nach dem Theater im Speisesaal des Hotels. Die Damen kamen heute nicht. Er hatte Zeit, nachzudenken. Eigentlich hat sie ganz recht. Sie hütet sich, den kleinen Finger zu geben, weil sie weiß: diese Kerle meinen es ja nicht ernst, suchen nur ein Abenteuer! Sie kann nicht ahnen, daß das bei mir ganz anders liegt! Das muß ich ihr vor allem sagen, so wie sich mir nur irgendeine Möglichkeit ...

Er schlief miserabel. Übernächtig stieg er am nächsten Morgen früh hinunter und ging nach dem Schreibzimmer. Er erwog jetzt, ob er sich nicht zunächst an die Gräfin wenden, sich ihr brieflich vorstellen, seine gediegenen Absichten entwickeln sollte. Vor der Schwelle machte er halt. Innen tönten zwei Stimmen — halblaut, aber heftig — die helle eines Mädchens und die heisere eines älteren Mannes. Der stand gerade im Licht des Fensters. Wie ein langer, hagerer Schatten. Wie die Erinnerung an einen früheren Menschen ... mit verwahrloster Kleidung, zitternden Händen, ergrautem, ungepflegtem Spitzbart, einer seltsamen Einwölbung, wie von

einer Kugelnarbe, an der rechten Schläfe. Not und Sorge, Trunk und Leidenschaft hatten in dem verwüsteten Gesicht wenig mehr von der abenteuerlichen Schönheit des einstigen Wendisch-Wieschers übriggelassen, und doch ... natürlich, er war's: Kaspar von der Zültz ... Ilses Vater ...

Und ihm gegenüber Ilse ... fahl im Gesicht ... die dunklen Augen starr ... der Mund halb offen ... die Hände rücklings auf eine Tischkante gestützt ...

„Du mußt mir Geld verschaffen!"

„Papa ... ich hab doch nichts!"

„Vierter Klasse bin ich mit meinen letzten Groschen von Köln hierhergefahren ... Flöhe hab ich unterwegs gekriegt ... Nun willst du mich verleugnen?"

„Was soll ich denn machen? ... Mein bißchen Taschengeld hab ich dir doch schon immer geschickt!"

„Deine Gräfin hat Geld genug!"

„Aber sie gibt mir keins! ... Ich bitt sie auch nicht darum! ... Nein!"

„Gut! Dann tu ich es selbst!"

„Um Gottes willen, Papa! ... Mach mich nicht unglücklich! ... Sie schickt mich ja fort! ... Ich sitz dann auf der Straße" ...

„Ach was! ... Dann kommst du mit mir!"

„Papa ... hab doch Mitleid! ... Das ist nun schon das drittemal. ... Das letztemal hab ich schon den Brillantring verkauft, den mir die Gräfin geschenkt hat, und ihr vorgeschwindelt, ich hätt ihn verloren. Sie war so böse. Sie hat gesagt, sie schenke mir nie wieder etwas, wenn ich so leichtsinnig damit umgehe" ...

„Tausend Mark muß ich haben, auf der Stelle. Eher geh ich nicht von hier weg!" ...

„Guter Gott!"

„Tausend Mark! Und wenn's Skandal gibt! Du bist meine einzige Rettung! Es sind da Wechsel fällig. ... Eine dumme Geschichte" ...

„Ach ... sie werden dich wieder einsperren! — Ich weiß schon! ... Ich weiß alles! ... Am liebsten möchte ich manchmal schon ins Wasser! Was tu ich nur auf der Welt?" ...

„Bist du gleich still! ... Da ist ja jemand!"

Otto Lauckardt hatte im Eintreten seine Brieftasche herausgezogen. In der führte er aus Gewohnheit immer einen Pack blauer Scheine mit sich. Sonst fühlte er sich auf der Straße nicht sicher.

„Bitte ... hier kein Aufsehen, Herr von der Zültz! Da haben Sie das Gewünschte!"

„Was?" ...

„Ich bin selbst vom Rhein und kenne den Fahrplan. Sie können den Mittagzug nach Köln nehmen. Hier ist meine Karte. Wenn Sie mir morgen früh schriftlich Ihre Ankunft in Köln melden, erhalten Sie an ihre dortige Adresse die gleiche Summe noch einmal! Aber verabschieden Sie sich jetzt gleich von Ihrem Fräulein Tochter und verlassen Sie das Hotel!"

Er trat auf den Flur hinaus, um die beiden bei ihrer Trennung nicht zu stören. Noch auf der Schwelle hörte er von innen Kaspar von der Zültz' hohe Stimme mit dem sonderbaren plötzlichen Hüsteln: „Was ... ob ich's nehmen darf? ... Wo ich gar nicht weiß, warum der Herr? ... Mein Kind ... ich nehm alles. ... Ich bin kein Rothschild! ... Uff! ... Nun kann der Staatsanwalt ... Gott schütz dich, meine Tochter! Leg mich der Gräfin zu Füßen! Adieu! ... Adieu!"

Der Abenteurer lief aus dem Gemach. Der Gang war leer. Der blonde, schwere Herr, der mit den Tausendmarkscheinen um sich schmiß, nicht zu entdecken. Eigentlich gehörte der ja unter Kuratel! Ein harmlos Verrückter! Einerlei! ... Nur los! ... In eine Droschke mit dem Raub ... die Zeit drängte. ... Vorwärts, Kutscher! ... Weg! ...

Als Otto Lauckardt wieder hinter der Ecke des Korridors hervor und in das Schreibzimmer kam, lag da ein dunkler zerzauster Kopf auf zwei schmalen Mädchenarmen über der Tischplatte. Darunter ein wildes Schluchzen. Er sah, wie ihr Körper zuckte. Er setzte sich neben Ilse.

„Gnädiges Fräulein ... beruhigen Sie sich doch ... bitte ... bitte ... die Geschichte ist ja nun aus der Welt."

Erneutes Weinen.

„Ihr Vater ist schon fort." ..

„Ach ... in einem Vierteljahr kommt er ja doch wieder ... immer wieder." ...

„Dann werden wir auch Rat schaffen!"

„Jetzt kommt er gerade wieder, wo er denkt, ich ... Ja, was soll er denn von mir denken? ... Und Sie?"

Sie hob ihr nasses und blasses Antlitz. Otto Lauckardt zeigte sein verwöhntes, gönnerhaftes Lächeln. Er war glücklich ...

„Ich bin so froh, Ihnen ein bißchen zu helfen. Sie wissen ja nicht mehr, wer ich bin." ...

„Doch. Ich weiß schon ... Ich hab Sie gleich erkannt."

„Und trotzdem haben Sie mich so abfahren lassen? Das war aber nicht recht von Ihnen!"

Ilse von der Zültz stand auf und strich vor dem Spiegel das Haar glatt.

„Ich bin doch nicht für jedermann da!" sagte sie und dann, sich zu ihm umwendend, plötzlich schroff, im Trotz: „Was wollen Sie überhaupt von mir, Herr Lauckardt?"

„Seit anderthalb Jahren tu ich nichts als an Sie denken! Immerwährend! ... Ueberall hab ich Sie gesucht ... Ich war schon direkt in Verzweiflung ... Und jetzt möcht ich rein kopfstehen vor Freude, daß ich Sie da vor mir hab!" ...

Es klang so einfach ... beinah rührend ... in dieser biederen und selbstzufriedenen Schwerfälligkeit ... Ihre dunklen Augen, aus denen sie sich die Tränenspuren mit dem Taschentuch tupfte, zeigten wieder Vertrauen. Sie schüttelte den Kopf.

„Das ist für Sie aber eine teure Begegnung, Herr Lauckardt! ... Von meinem Vater sehen Sie nie 'nen Groschen wieder! ... Das schwör ich Ihnen schon jetzt!"

Er nickte gutmütig.

„Ist ja ganz egal! ... Ich bin ja ein blödsinnig wohlhabender Mensch. Oder wenigstens mein alter Herr." ...

„Der wird sich auch bedanken, wenn Sie sein schönes Geld so." ...

„Der ist froh, wenn ich mal zur Vernunft komme ... Gnädiges Fräulein ... haben Sie nicht jetzt ein paar Minuten für mich Zeit?"

Ilse verwandelte mit einem Blick auf die Wanduhr plötzlich, mit der unvermittelten Federkraft ihres Wesens, Sprache und Antlitz in den Alltag.

„Herrgott ja ... ich müßte ja längst in die Apotheke ... Meine Alte hat doch ihre Migräne! ... Kirschlorbeertropfen ... Jesus nein!“

„Darf ich Sie nicht begleiten?“

„Ich kann's Ihnen doch nicht verbieten!“ sagte sie leise aufseufzend und stach sich die Nadel durch den Strohhut. „Sie sind ja mein Wohltäter ... Ohne Sie hätt ich heute wieder 'nen netten Tag erlebt! Na ... ich danke.“ ...

Nun kam bei ihr schon wieder ein Anflug von sorgloser Burschikosität heraus. Es berührte ihn, in seinem Sinn für Maß und Ordnung, fremdartig, beinah peinlich. Und reizte ihn doch gerade. Sie gingen nebeneinander die Nordseite der Linden entlang. Die Morgensonne brannte schon heiß. Er fragte: „Wie lange sind Sie denn schon bei der Gräfin?“

„Ach ... schon 'ne Ewigkeit! Warten Sie mal ... seit dem März vorm Jahr!“ ...

„Also gleich, wie Sie von dem Fräulein von Unckel fort sind?“

„Ach ... das Greuel! ... Woher wissen Sie denn das?“

„Ich hab dort schon nach Ihnen gefragt! Um acht Tage zu spät.“ ..

Wieder neben ihm ein befremdeter Augenaufschlag. Ein scheues Schweigen. Er fuhr fort: „Wie sind Sie denn da gerade an die Gräfin geraten?“

„Ich bin damals zuerst zu meiner Freundin Jtta von Flissak, weil ich sonst nicht wußte, wohin in Berlin. Der ihr Vater ist doch Heiratsvermittler... Der empfahl mich der Alten. ... Im Vertrauen ... aber sagen Sie's nicht weiter ... ich glaube, er hat ihre Partie auch seinerzeit gemacht.“ ...

„Wieso? ... Eine Gräfin Bercka wird doch nicht“ ...

„Na ja ... 's ist doch die Maltestini!“

Sie sprach das bedeutungsvoll. Dann bemerkte sie seine Begriffsstutzigkeit.

„Sie ist doch schauderhaft berühmt! Es kennt sie bloß keiner. Das sag ich ihr auch manchmal, wenn sie mich ärgert! ... Dann fängt sie an zu heulen. Sie sei vergessen. Und Undank sei der Welt Lohn. Sie steht auch wirklich im Konversationslexikon. Als Primadonna! Wir haben ganze Stöße alter Theaterzettel und Zeitungen mit im Koffer. Manchmal muß ich zur Strafe darin lesen, um zu kapieren, bei wem ich bin! ... Aber ich glaub wahrhaftig, damals war der Wrangel noch Kadett!“

„Ach so! ... Und ihr jetziger Mann?“ ...

„Sie hat sich doch mächtig Geld zusammengesungen auf ihren Gastspielreisen. Sie hat jetzt noch 'ne Stimme: Wenn sie losschmettert, da zittern die Scheiben! Wie sie sich zur Ruhe setzte, hat sie in London den Grafen Bercka geheiratet! ... Bald darauf hat er sich doch beim Reiten das Genick gebrochen!“

„Das war also wohl ein bißchen ein unsicherer Kantonist?“

„Na natürlich! ... Nun hatte die Familie schon vorher einen Mordslärm geschlagen. ... Die Ehe sei nicht standesgemäß ... und im Ausland geschlossen ... und als Witwe dürfe sie sich erst recht nicht so nennen. ... Schließlich haben sie sich geeinigt, daß sie keinen Einspruch erheben, solange nichts passiert! ... Die Alte muß sich tadellos benehmen! Tut's auch seit zehn Jahren. Wir müssen furchtbar solide leben! ... Ja keine Geschichten — was es auch sei ... hat der Fürst, der Familienchef, geschrieben. Deswegen macht mich mein Vater hier rein unmöglich, wenn er kommt und Skandal schlägt ... Dann muß ich weg!“

„Und es gefällt Ihnen in dieser Stellung?“

„Mich hat noch nie jemand gefragt, ob mir etwas gefällt oder nicht! Wenn Sie mir verraten können, wozu ich auf der Welt bin — ich weiß es nicht!“

Ein glattrasierter Mensch kam des Weges, stutzte, riß die Zigarre aus dem Mundwinkel und grüßte tief. Otto Lauckardt erwiderte es unbehaglich und flüchtig. Dann forschte er nervös: „Warum lachen Sie denn, gnädiges Fräulein?“

„Ach — ich habe noch nie jemand gekannt, der so leicht rot wird wie Sie. Immer. Jetzt wieder. Wer war denn das?“

„Mein Diener!“ sagte er erbittert. „Ich hatte dem Kerl einen Zettel hinterlassen, ich sei verreist. Nun trifft er mich hier, Unter den Linden! ... Wie? Ob ich denn eine Wohnung in Berlin habe? Ja natürlich!“

„Aber warum sind Sie dann ins Hotel gezogen?“

„Ihretwegen!“

Sie blieb stumm. Sie war erregt. Sie ging in die Apotheke und kam mit den Tropfen heraus und schlug mit ihm den Rückweg ein. Er brach das beklommene Schweigen.

„Behandelt die Gräfin Sie denn gut?“

Ilse hob den Kopf.

„Ach ... 's ist 'ne launische alte Trine! ... Aus Gänserndorf bei Wien! Bildung gleich Null! ... Man muß sich nur von ihr nichts bieten lassen! ... Eigentlich imponiere ich ihr nämlich, weil ich aus so feiner Familie bin ... ‚Famüllje‘ sagt sie ... Ein Deutsch verbricht die Frau.“

„Und da sind Sie immer auf Reisen?“

„Ja. Das ist sie von früher her gewohnt. Sie hat ja auch gar keinen Anhang. Oder will nicht. Ich glaube, die Alten halten eine Wäscherei da bei Wien. Gott ... Sie ist die schlimmste nicht! Manchmal sagt sie, ich wär ein armes Hascherl, und gibt mir einen Kuß und schenkt mir was! ... Wenn sie sich nur nicht überall mit den Zimmerkellnern anbiedern wollte! Von denen läßt sie sich stundenlang Geschichten erzählen ... aus purer Langweile ... weil wir doch gar keine Herrenbekanntschaften haben dürfen.“ ...

„Das muß aber doch für Sie tödlich sein!“

„Wenn man zu essen hat und zu trinken und ein Bett in irgendeinem Hotel ... Was kann ich denn verlangen?“ Sie blieb am Portal des Hotels stehen. Sie kämpfte unvermittelt auf einmal wieder mit Tränen. „So. Nun müßte ich Ihnen eigentlich noch danken, Herr Lauckardt! ... Aber ich weiß nicht ... Ich hab Sie ja um gar nichts gebeten.“ ...

„Wir sprechen noch darüber, gnädiges Fräulein! ... Sie bleiben doch noch ein Weilchen hier?“

„Das weiß man nie! Wenn die Alte ihre Mucken kriegt, packen wir die Koffer und sind in einer Stunde über alle Berge!"

„Versprechen Sie mir nur das eine: Wenn es so sein sollte ... ich bin hier immer zu erreichen ... geben Sie mir Gelegenheit, Sie auf alle Fälle vorher zu sehen ... Ihnen etwas zu sagen ... ja?"

Sie zögerte, reichte ihm dann flüchtig, mit abgewandtem Gesicht, die Hand ... „Ich muß ja wohl." ... Es klang halblaut ... kaum hörbar ... Er schaute ihr nach, wie sie leichtfüßig die Treppe hinaufstieg ... Er war wie in einem Rausch ... Es war alles so hell ... die Menschen hatten so geheimnisvolle Gesichter ... die Sonne sengte in tollen Schnörkeln durch das Blätterdach des Tiergartens ... ganz Berlin stand eigentlich auf dem Kopf ... der schwüle Hundstag verstrich, man wußte nicht, wie ... bis zum Abend, vor dem er Ilse nicht mehr sah. Das raubte ihm den Schlaf. Kaum hatte er endlich schon in den Morgenstunden die Augen zugemacht, da klopfte es an seine Tür. ... Zwei-, dreimal, daß er auffuhr. Eine Kellnerstimme draußen: „Der Herr möchte doch gleich hinunter ins Lesezimmer kommen! Das Fräulein von der Zültz möchte dem Herrn noch schnell vor der Abreise Adieu sagen!"

Mit einem Satz war Otto Lauckardt aus dem Bett, schoß in die Kleider, zog die Stiefel verkehrt an, band die Krawatte schief, kämmte sich kaum ... stürzte die Treppe hinab ... da unten im Lesezimmer, vor dem noch die Scheuerfrauen hantierten, stand Ilse von der Zültz in Hut und Staubmantel, ein Reisetäschchen umgehängt.

„Meine Ahnung hat mich nicht betrogen! ... Wir gehen nach St. Moritz! In einer Stunde!"

„Aber warum denn, um Gottes willen?"

... „weil die Alte ewig mit den Kellnern schwatzt! Die haben ihr gepetzt, daß wir gestern zusammen in der Apotheke waren! ... Da wurde sie fuchtig: ‚Was? ... Ich soll leben wie 'ne Klosterfrau, und Sie machen Kavalierbekanntschaften? Nix is! ... Fort!' Sie wollt mir gar nicht erlauben, von Ihnen Abschied zu nehmen. Aber da hab ich gesagt: ‚Das muß ich! Das hab ich versprochen!'" ...

„Ich danke Ihnen, Fräulein Ilse ..."

Otto Lauckardt rang nach Luft und Worten. Fühlte sich doch erlöst: War entschlossen ... Jetzt mußte er handeln ... blindlings ...

„Fräulein Ilse ... Wissen Sie, wo ich dieser Tage durch Zufall war? ... In Wendisch-Wiesche! ... Es sieht bös da aus ... Aber wenn man sich Mühe gibt ... alles recht hübsch wiederherstellt ... so wie es war, als Sie da waren ... wie Sie als Kind da gespielt haben .... nun wieder in den alten Räumen ... auf dem alten Gut ... all die Erinnerungen ... Stellen Sie sich das nur vor ... Ich kauf's zurück ..."

Beinah unbewußt führte er in seinem Taumel sein Geld ins Treffen, seine starke Wehr und Waffe.

„Denken Sie nur ... aller Sorgen enthoben ... ein freier Mensch ... kein Wunsch, den man sich zu versagen braucht ... Für Ihren Vater wird dann auch gesorgt ... auf Lebenszeit" ...

Nun erst, nach dem Geld, kam er, der Mensch.

„Ich hab's Ihnen ja schon lange sagen wollen, Fräulein Ilse ... Aber ich hab Sie ja jetzt erst mit Gottes Hilfe gefunden ... Ich lieb Sie ja so sehr ... Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich Sie liebe ..."

Und noch ein letzter Trumpf. Die Familie.

„Meine Eltern werden glücklich sein. Die nehmen Sie mit offenen Armen auf. Wir sind reich und angesehen ... ach, bitte, werden Sie doch meine Frau ... bitte ... bitte ...!"

Ilse von der Zültz setzte sich in ihrem Reisemantel auf einen Stuhl, ganz erschöpft vor Überraschung, fast Schrecken, und brach in Tränen aus. Er stand still daneben. Verstummt. Nun wieder nüchtern. Und befreit: Gottlob! Nun war es geschehen ...

Ein Kellner auf der Schwelle: „Frau Gräfin lassen das gnädige Fräulein bitten!"

„Das gnädige Fräulein wird schon kommen! .. Ab!"

Otto Lauckardt runzelte die Stirn. Nun waren sie wieder allein. „Ilse ..."

Sie weinte noch immer.

„Ilse ... sagen Sie doch nur irgend etwas ..."

Er mußte sich vorbeugen, um sie zu verstehen.

„Was soll ich denn sagen? ... Ich kenne Sie ja nicht! ... Daß ich Sie gern hab, können Sie nicht verlangen" ...

„Nein. Nur, daß Sie sich vornehmen wollen, mich ein bißchen gern zu haben ..."

Er zog einen Stuhl heran, setzte sich neben sie und redete aufgeregt drauf los.

„Natürlich können Sie nicht jetzt gleich aus heiler Haut ‚ja' sagen ... Sie müssen erst zu sich kommen ... sich das überlegen ... mich kennen lernen ... Erlauben Sie mir nur, in Ihrer Nähe zu bleiben ... Ich reise einfach auch nach St. Moritz! Wir werden schon Gelegenheit finden, uns zu sprechen ... trotz der alten Hexe ... Wozu hat die ihre Migräne? ... Sie prüfen mich ... Und wenn ich denke: Jetzt haben Sie das richtige Bild von mir, dann komm ich noch einmal und frage ... Einverstanden? ... Fräulein Ilse ... Nur ein Wort ..."

Ilse von der Zültz hielt mit der Linken ihr Tuch vor das abgewandte Gesicht. Sie weinte. Sie erwiderte nichts. Aber sie duldete es, daß er ihre Rechte ergriff und andächtig an die Lippen zog. Und er fühlte die Siegesgewißheit: Nun war es, trotz der Bedenkzeit, schon zu seinen Gunsten entschieden ...

* * *

„Wie ich noch'n Hemdenmatz war, stand's besser um die Welt, lieber Pfarrer!" sagte Achim von Bornim, im Begriff, vor dem Herrenhaus von Sommerwerk zu Pferd zu steigen. „So Anno siebzig! Da keilten sie einander nach Noten, und Bismarck und Moltke waren da und Pulver und Blut ... Nun sind wir wieder arme Taglöhner geworden ... schuften ums liebe Brot ... Mopsig bis zum Exzeß ... Hilft nichts ... der Bien muß ... Ach ja ... wenn ich so an meine jungen Jahre denke ..."

Der Dorfgeistliche vor ihm war nicht mehr der Pfarrer Schörlin, das Inventarstück vieler Jahrzehnte. Der hatte in diesen rauhen Herbsttagen beim Begräbnis der Tante Brigitte sich eine schwere Influenza geholt und dann die Influenza ihn. Sein Nachfolger, ein frischer, blonder

Mann, meinte lachend zu seinem Kirchenpatron: „Junge Jahre! ... Wir sind doch beide im gleichen Alter, Herr von Bornim. Noch nicht Dreißig!"

„Na ... ich komm mir vor wie der selige Methusalem!" Der Junker suchte mit der rechten Fußspitze den Bügel und zog die Zügel durch die Finger der Linken. „Kleines macht klein! ... Sehen Sie: wenn ich dem Racker da nicht jeden Tag 'nen gesunden Galopp geb, kriegt er ein unruhiges Gemüt und krumme Beine. Ich auch! ... Der Mensch muß sich lüften. Kann's aber nicht bei den schlechten Zeiten. Der Spiritus ist wieder gesunken! Was bringt noch die Tonne Roggen? ... Nischt bringt sie! ... Kummer und Sorgen! ... Hol's der Teufel! ... Verzeihen Sie ...",

„Es kann nicht alle Tage Sonntag sein, Herr von Bornim!"

„Doch, Mann Gottes, doch! Das sollt's! ... Wenn Sie Ihr Amt richtig verstehen, dann ist für Sie jede Stunde Sonntag. Die Arme muß man ordentlich ausstrecken können — das ist's! ... Tun, wozu man da ist! ... Herrgott ... was geschieht um einen herum für Unsinn! Haben Sie gelesen, was unser guter Machwitz wieder im Reichstag gequatscht hat? ... Der Kerl taugt schon kaum zum Kreisdeputierten. Nu machen sie ihn ausgerechnet zum Abgeordneten ... für meinen Vater ... Eigentlich lachhaft" ...

„Herr von Machwitz hat Geld und Zeit! ... Die anderen Herren haben jetzt so schwer auf ihren Gütern zu tun" ...

„Das haben sie! Das will ich beschwören! ... Was wollen Sie denn, Herr Riese?" Achim von Bornim drehte sich im Sattel nach dem neuen Inspektor, dem Ersatzmann des alten Dönges, der mit Papier in der Hand herankam. „Die kaputte Windmühle auf dem Galgenberg? ... Die kommt mir schon zum Hals heraus! Lassen Sie sie umfallen ... in Gottes Namen! Ich will von nichts mehr sehen und hören. Wo ich tagsüber zu treffen bin? ... Weiß ich nicht, Verehrtester! ... Adieu!"

Er ritt im Schritt davon. Äußerlich längst nicht mehr der elegante Leutnant in Zivil! Jagdjoppe, Lederbuxen, Gamaschen ... der Krautjunker war fertig ... Er besann sich, winkte wohlwollend mit der Reitpeitsche zurück: „Morjen, lieber Pfarrer!" ... Den Mann mußte man sich warmhalten ... Eine tüchtige junge Kraft ... Aber vor allem: Er hatte unverkennbar ein Auge auf die Berta geworfen, die jüngste, noch im Hause vorhandene Bornim. Kümmerliche Partie! Aber besser als nichts für das späte Mädchen ... Die Daniela war nun glücklich Diakonissin. Georgine, die Älteste, mit ihren vier Kindern endlich zu ihrem Mann zurück. Tante Brigitte tot. Man bekam ein bißchen Luft ... Wenn man umschmiß, lag man nun schon halbwegs solo im Dreck ... Für Mama würde ja schließlich gesorgt ...

Das Pferd ging prustend den schmalen Pfad. Das Sattelzeug knarrte leise. Achim von Bornim rechnete: Diesen ersten Oktober habe ich noch zahlen können. Zum ersten Januar muß ich im großen Stil borgen. Kein Vorschuß mehr auf die nächste Ernte. Die ist schon verpfändet. Keine Hypothek auf Baulichkeiten und Forsten. Alles schon besetzt. Nein. Keinen Personalkredit. Das ist wie beim Pascha die seidene Schnur. Zwei, drei Jahre noch Gezappel. Galgenfrist. Dann mit Dreißig Versicherungsagent. Reizend. Zu Papas Lebzeiten hat sich die Schwefelbande zurückgehalten. Ein Mann wie er ... so weitbekannt ... so angesehen ... da hätte die Regierung geholfen ... die Freunde ... die Partei ... Ich gehe natürlich sang- und klanglos vor die Hunde ...

Eigene herbstbunte Laubwipfel vor dem blaßblauen Himmel ... eigener weißer Streusand und stolperiges Wurzelgeflecht am Boden ... eigene blaue Wellen und grünes Röhricht ... eigene Stoppeln und Saat bis zum Horizont ... wie lange noch? ... Wie lange? ... Der Schädel brummte einem schon von dem ewigen Brüten und Sorgen. Umsonst ... Krebsgang auf der ganzen Linie ... Lohnte es sich wirklich, da erst so großartige Anstalten zum Leben zu machen? ... Wenn man so rückwärts schaute ... Landjunkerei ... Regiment ... Gymnasium ... Auf dem Gymnasium war ein Oberlehrer gewesen. Das hüstelnde Männchen hatte immer so verzückt, mit erhobenem Zeigefinger, die horazischen Oden skandiert: Post equitem sedet atra cura ...

Himmeldonnerwetter noch einmal! ... Weg damit! Trab! ... Ohren gespitzt! ... Beine raus, mein alter Schinder! ... Jawohl! ... Nun klang es erst recht im Takt der Hufe — deutsch oder lateinisch, wie man es wollte: „Hin — ter dem Rei — ter sitzt schwarz die Sor — ge ..."

Achim von Bornim jagte in Galoppsprüngen dahin. So wurde man wenigstens diesen Unfug im Ohr los. Herrgott ja ... war dies Sommerwerk groß ... Man konnte seinen Gaul drin müde tummeln, und wenn er drei Tage gestanden. Und das wollten sie einem nun nehmen. Zu heute nachmittag hatte sich Freund Rehfisch angesagt. Ein kleiner Wechsel ... Jawohl, du alter Schwede ... Warte du nur, bis du schwarz wirst! ... Ich mach es jetzt wie der Vogel Strauß. Oder wenigstens ähnlich. Ich komm einfach nicht nach Hause ...

Ich reite über die Gutsgrenze hinaus. Zu den Nachbarn. Jetzt, im Herbst, ist überall freie Bahn. Zuckerrüben bauen wir nicht, hier, im Sand. Hoppla! ... Da sind die Gräben ... Nur immer weiter! Auf dem Gaul sitzen ist das beste! ... An nichts mehr denken! ... Es kommt ja doch alles, wie es kommen muß. Dabei Hunger, jetzt um die Mittagzeit! Im Schützenhaus vor den Toren der Kreisstadt gibt's merkwürdigerweise noch einen ganz anständigen Lübecker Bordeaux. Und keine Menschenseele im Garten. Die Spießer kommen nur am Sonntag hinaus. Die Berliner jetzt im Herbst überhaupt nicht mehr ... Spatzengepiepse ... Hühnerglucksen ... warmer Sonnenschein ... Achim von Bornim aß und trank und gab der bedienenden Tochter des Hauses, die er von Kind auf kannte, zum Abschied die Hand.

„Na ... Mariechen ... wann heiratest du denn nu? ... Was? ... Du willst nichts von den Männern wissen? ... Hast recht! ... Aber es gibt doch nun mal nischt anderes!"

Er war ein wenig erhitzt, als er wieder zu Pferd stieg. Er sah die Welt nicht rosenrot, sondern kriegerisch.



O ... du schönes Mittelalter ... da hätte man die Pfeffersäcke nett auf den Trab gebracht, wenn sie einen auf dem eigenen Hof mit ihren Wechseln belästigten! Aber heutzutage ... Barbiergeselle mußte man sein, um durchzukommen ... Dann verflogen die Geister des Weins. Ziellos ritt er auf enger Schneise im Stangendickicht dahin, ins Freie ... mit einem Satz über den Chausseegraben. Er hielt an, schaute sich um, rieb sich die Augen: Herrgott ... Was ist denn das für ein Dings da oben? ... Das kenn ich doch nicht und kenne doch jeden Winkel hier im Lande ... Das ist ja, als wäre ich im Mond ...

Ein funkelnagelneues, weißschimmerndes Herrenhaus stand da auf dem Hügel. Saftig grüne, ganz frisch angelegte Parkanlagen zogen sich bis zu dem Portal an der Landstraße hinab. Springbrunnen — Goldfischteiche — Sandsteinstatuen ... Es war wie ein kleines Sanssouci, vom Himmel in den Sand der Mark hinabgefallen. Oben auf dem Giebel blähte sich eine mächtige, purpurrote Fahne. Irgendein doppeltgeschwänztes, eingesticktes Wappentier undeutlich in den Falten ...

Mit offenem Mund ritt Achim von Bornim ein paar Schritte weiter. Nun sah man seitlings in dem Hintergrund des Prunkhauses ... halb eingestürzte Scheunen ... windschiefe Stalldächer ... Verwahrlosung, bis zu der die eilig ordnende Hand da vorn noch nicht gedrungen war ... die alte polnische Wirtschaft ... Wendisch-Wiesche ...

(Fortsetzung folgt.)

Regie.

Von Adolf Winds.

Zwei Persönlichkeiten sind es, die das moderne Theaterleben in den Vordergrund rückt: den Regisseur und den Kapellmeister. In der alten Oper war es meist gleichgültig, wer dirigierte, wenn nur die Sänger gut waren; im neuzeitlichen Musikdrama kommt neben der Qualität des Sängers auch die des Kapellmeisters in Betracht. Das hat seine natürliche Ursache; im Musikdrama ist das Orchester in vielen Fällen der Träger des dramatischen Ausdrucks, und seine Flügelkraft ist an die Spitze des Taktstocks gebunden. Der Regisseur schwingt den Feldherrnstab unsichtbar, die Instrumete, die dem Kapellmeister willenlos gehorchen, sind ihm gegenüber nicht so gefügig, denn seine Instrumente sind leibliche Menschen mit all ihren individuellen Eigenarten, bewußten und unbewußten Widerhaarigkeiten, die erst besiegt, dem Bann eines gemeinsamen Willens unterworfen werden müssen. Das ist bekanntlich nicht leicht und gelingt noch am ehesten nach dem Rezept kluger Frauen: zu herrschen, ohne daß der Beherrschte es merkt, den eigenen Willen durchsetzen und den andern glauben lassen, es sei der seine. Schauspielern gegenüber ist das ein besonderes Kunststück; sind sie einerseits von oft kindlicher Unbefangenheit, so beobachten sie kraft ihres Talentes ungemein scharf; wenn irgendwo, ist hier „individuelle" Behandlung am Platz. Die Form der trocknen Belehrung verfängt selten, ein anfeuernder oder fragender Blick, ein mißbilligendes Kopfschütteln, das leise Nachäffen eines falschen Tones, das leichte Karikieren einer ungeschickten Bewegung und Stellung sind bessere Wegweiser; je knapper, je drastischer die Spielanweisung gegeben wird, desto leichter wird sie von den Schauspielern verstanden. Wer sie belehren will, muß in ihrer Sprache reden können. Das mußten die gelehrten Herren erfahren, die vor Jahren zu einer Shakespearefeier in Weimar den „Timon von Athen" zur Aufführung brachten. Otto Lehfeld, damals noch in voller Kraft, spielte den Timon. Während der Probe kam einer der Herren zu ihm und wünschte eine Betonung anders. „Sehr wohl, Herr Hofrat . . ." Dann machte ihn ein andrer auf eine Stelle im Original aufmerksam, die durch die Übersetzung gelitten: „Sehr wertvoll, Herr Geheimrat . . .", ein dritter wünschte in dieser Szene einen Lichtpunkt: „Zu Befehl, Exzellenz . . .", ein vierter in jener eine Dämpfung. . . . Da hielt es der alte, waschechte Komödiant nicht länger aus, er flüchtete hinter die Kulissen in den Kollegenkreis und streckte die Schwurfinger in das wacklige Blau der Soffitten: „. . . man gebe mir schriftlich, daß ich nicht gehenkt werde, dann nehme ich einen der Shakespeareromanen und schlage die andern damit tot. . ."

Nicht immer äußert sich der Widerstand so temperamentvoll; der Regisseur aber, dem die Bildung des ihm unterstellten Kunstkörpers obliegt, verkennt seine Aufgabe, wenn er die Kraft der Einzelpersönlichkeit nicht voll in die Rechnung stellt. Jeder Versuch, Individualitäten zu biegen, schlägt fehl, der kluge Leiter wird sie belassen, wie sie sind, sie nötigenfalls nur an ein anderes Pult setzen. Darin bestand die Meisterschaft Laubes, der in dem mittelmäßigen Liebhaber den guten Komiker erkannte, in dem verpuppten Naturburschen den zärtlichen Vater. In den Tagen Ibsens freilich sind die Aufgaben und darum auch die schauspielerischen Veranlagungen differenzierter geworden; mehr als je bildet das Studium der Individualität des einzelnen Darstellers die wichtigste Vorarbeit der Regie; von ihr hängt die richtige Besetzung ab und von der richtigen Besetzung das Wohl des Stückes. Soll dem Regisseur seine Aufgabe gelingen, muß er ganz von ihr erfüllt sein; in dem Augenblick, wo er das Stück in Szene setzt, muß es ihm gefallen, selbst wenn es ihm nicht gefällt. Diese Suggestionskraft muß er über sich besitzen, sonst vermag er auch nicht sie auszustrahlen. Das Stück wird zum Teil seines Selbst, zum Fremdkörper, der sich in sein Blut setzt, und der ihn erst nach den Fieberschauern der Premiere wieder verläßt.

Die innere Regie wird der äußeren vorangehen, sie ist es, die das abstrakte Wort in das sinnlich Wahrnehmbare verwandelt. Das geschieht vor allem durch die Belebung des Dialoges, der in Rede und Gegenrede, Fluß, Farbe, den Anschein des natürlichen Gespräches gewinnen muß. Das fällt dem deutschen Schauspieler schwerer als seinen englischen und französischen Kollegen, die ihre Rollen auf der Probe, sozusagen miteinander lernen; der deutsche lernt seinen Part zu Hause und bekommt den Ton der Mitspieler erst ins Ohr, wenn er den seinen schon festgelegt hat. Die Natürlichkeit in der Einzeldarstellung ist Sache des Schauspielers, die Natürlichkeit in der Gesamtdarstellung Sache der Regie, der Wechsel im Tempo ist hier die oberste Voraussetzung. Das Eil-



zugstempo in der Wiedergabe gewisser Schwänke ist oft die barste Unnatur, da die Menschen nicht gleichmäßig schnell und nicht in allen Umständen schnell sprechen. Pausen und Übergänge müssen erwogen und ausgefüllt werden. Der Schauspieler ist Meister in seiner Kunst, der den Mut zur Pause hat, d. h., der es versteht, eine Pause auch mimisch auszufüllen. Diese mimische Ergänzung des gesprochenen Wortes anzuregen, ist mit eine Hauptaufgabe der inneren Regie: ein Augenaufschlag, ein bedeutsamer Blick, eine wegwerfende Geste, ein Aufschnellen, ein Niedersinken, ein plötzliches Ab-, ein unwillkürliches Zuwenden vermag Seelenzustände oft wirksamer zu verdeutlichen als die geeignetsten Worte. Wie häufig gelingt es einer geschickten Regie, Längen des Dialogs dadurch zu beseitigen, daß an der richtigen Stelle statt breiter Auseinandersetzung eine mimische Einschaltung tritt.

Sucht die innere Regie den geistigen Gehalt des Stückes zu heben, ist sie bestrebt, aus Eigenem hinzuzulegen, so verlangt die äußere Regie, daß dem Stück die richtige Umwelt geboten werde; in dieser Richtung aber haben sich die Ansprüche unendlich gesteigert. Die Kostümvorschrift war ehemals schlicht und einfach: vor Christi Geburt Sandalen, nach Christi Geburt Ritterstiefel. Für heutige Verhältnisse reicht das nicht mehr aus. Jetzt hat sich der Regisseur, was Dekorationen und Kostüme betrifft, entweder für „historische Treue" oder für „stilisierte" Wiedergabe zu entscheiden. Die „Treue" kommt nicht dem historischen Stück allein, sondern auch dem modernen Milieustück zugute, das durch die akkurate Ausführung in all den bestimmenden Einzelheiten an Wahrhaftigkeit gewinnt. Nicht die Kleidung nur, auch die Zimmer- und Wohnungseinrichtungen sind mehr denn je dem Wechsel der Mode unterworfen. Es gibt Autoren, die dem Schauspieler die Tracht bis auf die Farbe der Strümpfe vorschreiben und, was die Einrichtung betrifft, neben anderen Details das Holz bezeichnen, aus dem die Möbel bestehen.

Die „historische Treue" hat in ihren Auswüchsen aus der Szene ein Raritätenkabinett gemacht, und was die „Stilisierung" anbelangt, so ist sie ein Gewinn, wenn erlesener künstlerischer Geschmack am Werk ist, der Geschmacklosigkeit aber — unter der Marke „Stil" — sind Tür und Tor geöffnet. Selbst der künstlerisch fein empfindende Regisseur wird heute nicht ohne Zuhilfenahme eines Malers auskommen, wenngleich ihm diese notwendige künstlerische Kraft nicht über den Kopf wachsen darf. Denn im innersten Wesen sind Maler und Regisseur künstlerische Antipoden; der Maler sieht vermöge der Eigenart seines Talentes das Bild im Beharrungszustand, der Regisseur dagegen sieht es in Bewegung, seine Aufgabe ist es, nirgends die Starrheit der Bildwirkung aufkommen zu lassen.

Man ist malerischen Eindrücken gegenüber feinfühliger geworden als ehemals, wenigstens was die von der Bühne ausgehenden betrifft. Das Dekorationswesen befand sich, künstlerisch genommen, in einem schauerlichen Zustand, keinen Menschen aber störten die falschen Perspektiven, die gemalten Simse und Möbel. In Karlsruhe existiert noch die Dekoration einer Küche, auf deren Wand eine Katze im Sprung gemalt ist, die hinübersetzt von dem gemalten Herd auf den gemalten Stuhl. Die Dekoration war jahrelang in Gebrauch, das animalische Perpetuum mobile wurde wie als selbstverständlich hingenommen, ein Beweis, wie unempfindlich das Auge des Zuschauers für malerische Ungeheuerlichkeiten gewesen ist. Wir passen nun ganz anders auf. Eine wackelige Kulisse, eine koloristische Kostümdissonanz vermag dem Zuschauer den ganzen Abend zu verderben. Ob diese Feinfühligkeit einen Fortschritt bedeutet, ist freilich die Frage; gewiß, das Auge des Zuschauers will im Schauspiel auf seine Kosten kommen, allein das Objekt der Dichtung wie der theatralischen Kunst ist der Mensch; an dem Spiel der Mienen, an dem Wechsel, an der Schönheit und Fülle seiner Gebärden kann und soll sich das Auge laben; die Kunst des Schauspielers müßte reich genug sein, die künstlerischen Forderungen des Auges aus eigenen Mitteln zu befriedigen.

Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Szene, dann sehen wir, daß in Zeitläufen die Kunst der Bühne sich mehr an das Auge des Zuschauers wendet, in anderen sich wieder mehr an das Ohr. Schon die Renaissance kannte prunkvolle Dekorationen, sogar Raffael hatte welche gemalt, die Kunst des Bibiena ist nicht wieder erreicht worden. Jene Zeit besaß ein hohes Stilgefühl, sie ließ die Schauspieler im Rahmen des Proszeniums, vermied, daß die kunstvoll ersonnene Perspektive der Dekoration durch das körperliche Hineintreten der Person gestört und die malerische Wirkung aufgehoben wurde. Innerhalb der Oper fand das Dekorationswesen seine mehr oder weniger künstlerische Fortsetzung, im Schauspiel aber gab erst das Auftreten der Meininger Veranlassung zur „Ausstattung".

Die Regie ist diesen Wandlungen gefolgt, sie entwickelte sich, hat es zu Macht und Ansehen gebracht und ist im Mund der Leute. Ausgeübt wurde sie von jeher, meist freilich als „innere" Regie. Schröder, Iffland haben sie mit starker Hand geführt, Schule und Nachwuchs geschaffen. Immermann, Eduard Devrient, Heinrich Marr, Laube waren in diesem Sinne hervorragende Regisseure, Bildner und Lehrer zugleich. Stammen die Männer, die sich der Regieführung widmen, auch mitunter aus dem Kreis der Literaten, so rekrutieren sie sich in der Hauptsache aus Leuten vom Bau, denn die gründliche Kenntnis des schauspielerischen Handwerks ist vonnöten. Oft besteht die Veranlagung zur Führung der Regie in einem nicht zum vollen Durchbruch gekommenen schauspielerischen Talent, durchsetzt mit pädagogischen Neigungen. Mehr als ein Schuß davon darf aber nicht in der Mischung sein, die des ferneren aus Pflichtgefühl besteht und einem unerschöpflichen Maß von Geduld.

Die Zeit der Pst!-Pst!-Regisseure ist vorbei. Sie wurden so genannt, weil ihre Haupttätigkeit darin bestand, die Ruhestörer hinter den Kulissen zum Schweigen zu bringen. Sie wußten genau, wer von rechts, wer von links aufzutreten hatte, und gaben sorgsam darauf acht, daß die Probe sich nicht über den Mittag ausdehnte.

Durch die Kulissen weht jetzt ein anderer Wind, er droht sie umzuwerfen; das Theater durchbricht die ihm von alters her gezogenen Dämme, es strebt heraus aus der Enge der Guckkasten- in die Weite der Freiluftbühne, in das Rund der Arena, in das Theater der Fünftausend.

Ob es sich hier um eine vorübergehende Mode, um bleibende Errungenschaften handelt, muß die Zukunft lehren; der Regie aber sind neue Aufgaben zugefallen, höhere Ziele gesteckt. In einem aber wird sie sich gleichbleiben müssen, in der Unterordnung dem darzustellenden Kunstwerk gegenüber; ihm soll sie niemals gebietende Herrin werden, sondern heute wie ehemals die schmiegsame Dienerin sein.



Kunstgewerblerinnen.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Wer heute noch Fragen über die Ratsamkeit und Möglichkeit des Kunstgewerbeberufes für Frauen erwägt, spielt die Rolle des Lustspieltouristen, der immer gerade nach Zugabfahrt eintrifft. Die Kulturentwicklung hat über dieses Thema entschieden, und trotz aller berechtigten Bedenken sind die Schicksalschifflein Tausender von Frauen eben mit vollen Masten schon hinausgesegelt auf den Ozean des Erwerbslebens. Wer da Katastrophen vermeiden will, hat für rechte Ausrüstung und Steuerkraft zu sorgen. Wir dürfen dem Gewimmel gelassen zuschauen, denn auch das weibliche Geschlecht hat sich längst zu dem Kredo Diderots bekannt: „der gesunde Menschenverstand ist das Genie der Menschheit“. Wer das neue Land heute betreten will, weiß, daß vorerst eine gründliche Fachausbildung durchzumachen ist. Die Dinge sind zu weit gediehen, als daß dilettantische Wirtschaft noch irgendwelcher Beachtung wert gehalten würde. Die vollgültige Kunstgewerblerin kennt wie der ernsthafte Kunsthandwerker nur

Lehrwerkstätte für Metallarbeiten. — Oberes Bild: **Beim Modellieren.**
Kunstgewerbliche Schülerinnen bei der Arbeit.

das Ideal der Qualitätsarbeit. — Gewaltige Hallen einer Riesenausstellung sind durch die Regie von Raumkünstlerinnen mit Dispositionsicherheit und hohem Geschmack festlich umgestaltet worden. Wohnungen für die ganze Skala der Anspruchsmöglichkeiten haben sie eingerichtet, Schaufenster für führende Firmen dekoriert, Glasfenster, Plakate, Möbel selbständig ausgeführt. Nur der Schlagwortfanatiker kann sich auf die bequeme Formel „alles schon dagewesen" versteifen. Mit genialer Leichtigkeit hat heute die Hand einer Nadelkünstlerin ein ganzes originelles Theater mit reizvollster Ornamentik und Farbe umkleidet. Vom Türvorhang bis auf den Treppenläufer hat eine Weberin eine Villa versorgt, Stoffe, die mit Morris Schöpfungen konkurrieren können, sind von Frauen für den Textilmarkt geliefert. Die Kunstgewerblerin ist ein Faktor im Zeitalter des Industrialismus geworden. Wenn Karl Larsson, der berühmte schwedische Maler, einem Freund, der Talent bei seiner Tochter entdeckt zu haben glaubt, schreibt: „Ich danke Gott dafür, daß meine Kinder chemisch rein von künstlerischen Anlagen sind. Lassen Sie das Mädchen lieber etwas Nützliches lernen. Ich glaube nicht recht an die künstlerische Befähigung der Frauen. Alle diese Kunstnotizen in den Zeitungen hören sich so stimmungsvoll und ehrenvoll an; aber in Wirklichkeit verbirgt sich hinter dem Glanz die Armut und Verzweiflung" — so ist solche Skeptikerstimme sicher berechtigt und zu beherzigen. Aber das Kapitel der Berufsberatung und Berufsausbildung wird von allen Frauen heute so ernst genommen, daß es kein Rückwärts mehr gibt, auch wenn weitere Opfer fallen sollten.

Die Akademie verharrt in ihrer Ablehnung weiblicher Schüler im starren System, aber die staatlichen Kunstgewerbeschulen kennen keinen Unterschied in der Aufnahme talentvoller Studierender. Auch eine Anzahl tüchtiger Privatschulen steht allen offen. Wie nach und nach alle Studiengebiete in der Universität weibliche Hörer zählen, sind die Unterrichtsklassen der Kunstgewerbeschulen schon meist von vornherein von Frauen besucht worden. Frisch und gesund ist der Zug, der durch die Berliner Königliche Kunstgewerbeschule weht. Hier steht die junge und ganz zielbewußt zähe Kraft des Professors Bruno Paul hinter aller Regsamkeit. Er hat auch Frauentalent schätzen gelernt, und dieser ganze Künstler ist vor allem, weil er ein ganzer Praktiker ist, ein ausgezeichneter Leiter. Er hat keine Geduld mit Bohème-Allüren, weiß, daß die Lebendigkeit unseres Zeitgeistes den ganzen Menschen fordert. Ob Mann oder Frau, ob beim Metalltreiben oder der Seidenstickerei: er verlangt, daß jeden Schüler die Ueberzeugung durchdringe, hier oder nirgends ist mein Amerika. Er weiß, daß die Handarbeit eine Spezialdomäne der Frau darstellt, daß sie auch als Graphikerin Treffliches leisten kann, aber er versteift sich nicht gegen wirkliche



Fachklasse für Dekoration, Malerei und Musterzeichnen.



Uebungen in dekorativem Musterzeichnen.



In der Stickereiklasse.

Anlagen durch schematische Grenzabsteckungen. In seinen Klassen und Lehrwerkstätten sehen wir auch Frauen beim dekorativen Musterzeichnen, bei der Metallgefäßarbeit, unter dem Goldschmied, dem Bildhauer, dem Dekorationsmaler studieren. Auch sie müssen sich in ein Subordinationswesen, in einen Tatsachengeist finden lernen, der im späteren Berufsleben rücksichtslos von dem Auftraggeber verlangt wird. Hier wird Auge und Hand am Wirklichen geschult, es wird die Natur sehen, das Gesehene in aller Treue oder stilistischer Umbildung wiederzugeben gelehrt. Wenn die Sinne aufnahmefähig gemacht sind, erhält auch die Historie ihr Recht. Der Weg geht umgekehrt über das Leben zur Tradition zurück, bis beides in gegenseitiger Befruchtung das Werk hebt. Wie wird auf Materialkenntnis, auf solide Durchbildung der Arbeit geachtet. In der jetzigen Ausstellung der Schülerarbeiten im Königlichen Kunstgewerbemuseum, dieser ersten großen Werkrevue unter Professor Pauls Direktorat, behaupten sich Schmuck, Kleinplastiken, Graphik, Stickereien von Frauenhand gleichwertig neben Leistungen von männlicher Hand. Unerbittlich sind die Klassen nach und nach von oberflächlichen Mitarbeiterinnen befreit worden. Wer hier von Schülerinnen mittut, hat berechtigte Aussichten auf befriedigende Berufsstellung, muß gleiche Aufnahmebedingungen erfüllen. Die Tochter aus gebildetem Haus darf nicht Anstoß nehmen, neben dem Handwerker zu lernen; auch würdige Arbeiten von ihr sind zu Preisausschreiben zugelassen, werden an industrielle Firmen empfohlen. Verbindungen mit führenden Warenhäusern für Plakate, mit Handarbeitsgeschäften für Stickereien, mit Verlegern für Buchschmuck sind von hier aus in die Wege geleitet worden. Immer steht diese Lehranstalt wie ein zuverlässiger Schutzpatron hinter den Berufsleuten, deren Können sie schulte. Jetzt gerade hat der erste weibliche Goldschmied seine Meisterprüfung bestanden, und andere Frauen werden folgen, die dem Kunsthandwerk tüchtige Vertreter stellen sollen.

Wanderfahrten in Holland.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Holland rüstet sich zu großen Festen. Das Jahr 1813 hat den Niederlanden die politische Unabhängigkeit gebracht. Und die Säkularfeier wird nun dazu benutzt, vom April bis zum Oktober ganz Holland — von Groningen bis hinunter nach Maastricht, von Arnheim bis hinüber nach Middelburg — mit Girlanden zu bekränzen. An zwei Dutzend Orten werden Ausstellungen, Volks- und Sportfeste veranstaltet, und das Neue und Großartige ist, daß Holland auf diese Weise die ganze alte und moderne Kultur des Landes im Spiegelbild vorführen will. In jeder Stadt, die der Fremde besucht, wird er das sehen, was den Stolz dieser Stadt ausmacht. Amsterdam, die „Beherrscherin der See", verdankt der Schiffahrt ihren Ruhm. Also wird man dort alles, was mit dem Meer zusammenhängt, in einer Ausstellung vereinigt finden. Gouda ist weltbekannt durch seine Tonpfeifen und seine „Klinkers". Grund genug, daß die Entwicklung dieser Produkte in übersichtlicher Weise gezeigt wird, und so fort.

Heute will ich hier von einer Reise berichten, die uns von Amsterdam aus tiefer in das eigentliche Hinterland hineinführt. Viele glauben ja Holland zu kennen, wenn sie die schöne Amstelstadt und den Haag gesehen haben. Aber so ehrwürdig und denkmälerreich und





Die alte Wage
in Gouda.

Die Kirche in Amersfoort.

Ein Patrizierhaus
in Dordrecht.

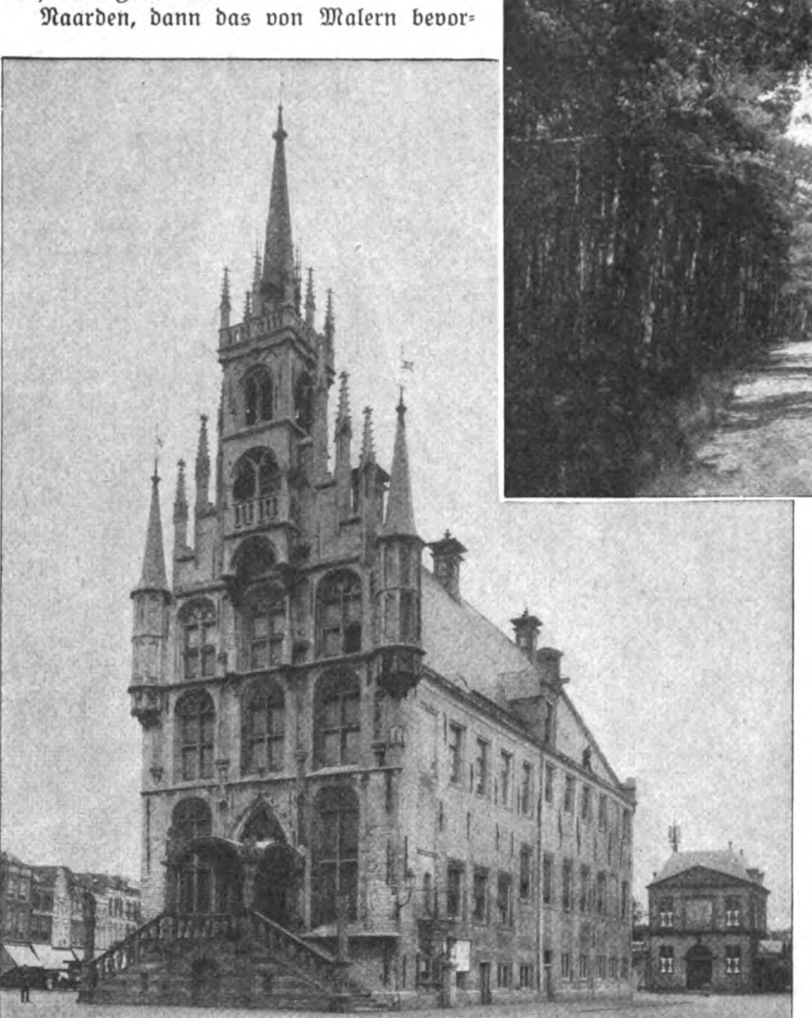
malerisch diese alten Städte auch sind, Hollands Schatzkammer an historischen Bauten und an nationaler Eigenart tut sich doch dem erst recht auf, der sich Zeit und Mühe nimmt, auf seinen Reisen auch die weniger bekannten Orte aufzusuchen.

Vor unserm Hotel in Amsterdam hält das Automobil. Wir wollen den Wald sehen. Ja, auch Holland hat Wälder, große Wälder sogar; es ist nicht nur das Land der unermeßlichen Viehweiden. Amersfoort ist unser Ziel. Der Weg, der über Muiden führt, ist ein wahrhaft paradiesischer Weg. Wir genießen vom offenen Wagen aus den ganzen Zauber der holländischen Landschaft. Der Blick schweift weit hinaus in die tellerflache Ebene, über der ein feiner silbergrauer Duft liegt, jener leichtbesonnte silbergraue Duft, der die Malerseele im Lande Mauves immer mit Entzücken erfüllt. Ungezählte Mühlen stehen an blinkenden Wasserläufen. Ueberall sind die Wiesen durch die schwarzweißgefleckten Rinder belebt. Auf diesen Fahrten sieht man tatsächlich mehr Tiere als Menschen. Verzettelte Häuser, Deiche und Polder. Und kleine und große Dreh- und Zugbrücken. Dann wieder eine kurze Rast vor einer Zollschranke, wo die Wagengebühren zu erlegen sind. Muiden. Vom Muidener Schloß, das aus dem 13. Jahrhundert stammt und in letzter Zeit auf Staatskosten gut restauriert wurde, genießt man einen prachtvollen Blick auf die Zuidersee. Die Einrichtung des Hauses atmet den Geist des 17. Jahrhunderts, den Geist des Zeitalters

des Dichters Hooft, der hier jahrzehntelang lebte und mit Vondel und anderen zusammen die „Muidener Dichterschule" ins Leben rief.

Muiden hat aber noch eine Sehenswürdigkeit: eine große Schleuse — ein wahres Gespenst von einer Schleuse. Durch diese Schleuse schlüpft, wenn der Holländer es will, die Zuidersee in das Land. Und der Schrecken pflanzt sein flatterndes rotes Panier auf den Deich, wenn die hereinstürzende Wasserflut — als Helferin in der Not — ihre Fangarme nach dem Feind reckt . . .

Naarden, dann das von Malern bevorzugte Laren. Strohbedeckte Häuser, Heidebruch, viel Villen. In Laren beginnt der Wald, der schönste aller holländischen Wälder, in dem die Mittagsonne heute alle Wunder entzündet. Er begleitet uns weit über Soestdijk hinaus. Ueberall sind schmucke Landhäuser hineingestellt, überall sind Gärten mit einer Rosenfülle angelegt, deren Duft sich wie ein zarter Traum in unserm dahineilenden Wagen verfängt. Die Wohlhabenheit, die über diesen Gartenstädten liegt, steigert sich, je weiter wir in die Provinz Utrecht hineinkommen. Soestdijk mit seinen uralten bemoosten Alleen ist der Höhepunkt. In Soestdijk steht das Landhaus der Königinmutter, vornehm einfach im Wiesen- und Waldesgrün gebettet.



Das Stadthaus auf dem Marktplatz in Gouda.

Wir sind in Amersfoort. Ein freundliches Garnisonstädtchen, dem das Flüßchen Eem zu vielen malerischen Bildern verhilft, und das neben einem schöngebildeten mittelalterlichen Tor, der Koppelpoort, in dem Lievevrouwe-Toren ein weithin sichtbares Turmwahrzeichen besitzt.



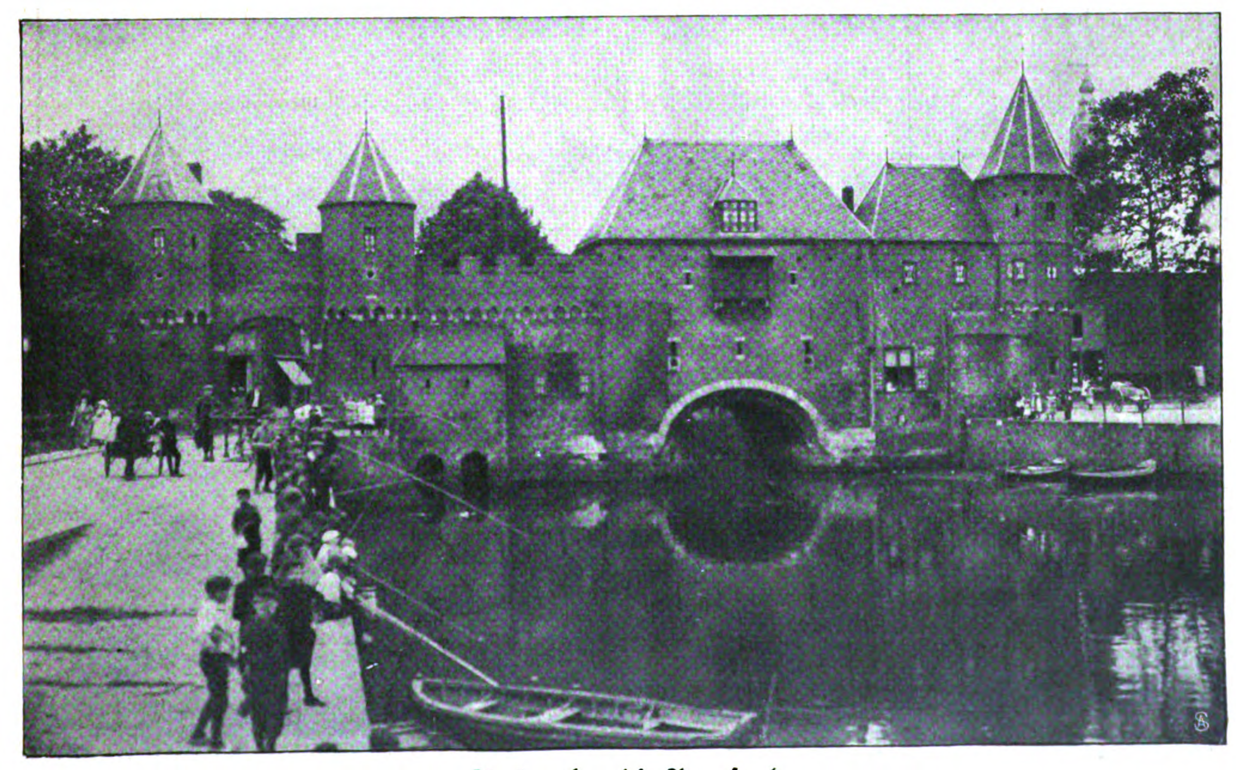
Waldpartie bei Amersfoort.

Gouda war im 14. Jahrhundert größer und reicher als Amsterdam. Das will man heute nur schwer glauben. Aber es ist so. Heute ist es kleiner als Delft — eine Provinzstadt wie viele, mit einem schönen Marktplatz und mit wundervollen Kunstschätzen in der Sint-Jans-Kerk, die, wenn sie einer günstiger gelegenen Stadt angehörten, längst als Weltsehenswürdigkeit in aller Mund wären. Ich meine die 44 Glasgemälde, die dort die Kirche schmükken. Sie sind seit dem 16. Jahrhundert die Seele der Stadt, eine Zierde von höchster Schönheit. Hat man das Glück, daß die Sonne diese Crabethschen Meisterwerke bescheint, so erschließt sich ihre Farbenpoesie wie ein holdes Wunder. „Gedichte sind gemalte Fensterscheiben." Es ist ein Glanz im Gotteshaus, wie man ihn selten erlebt.

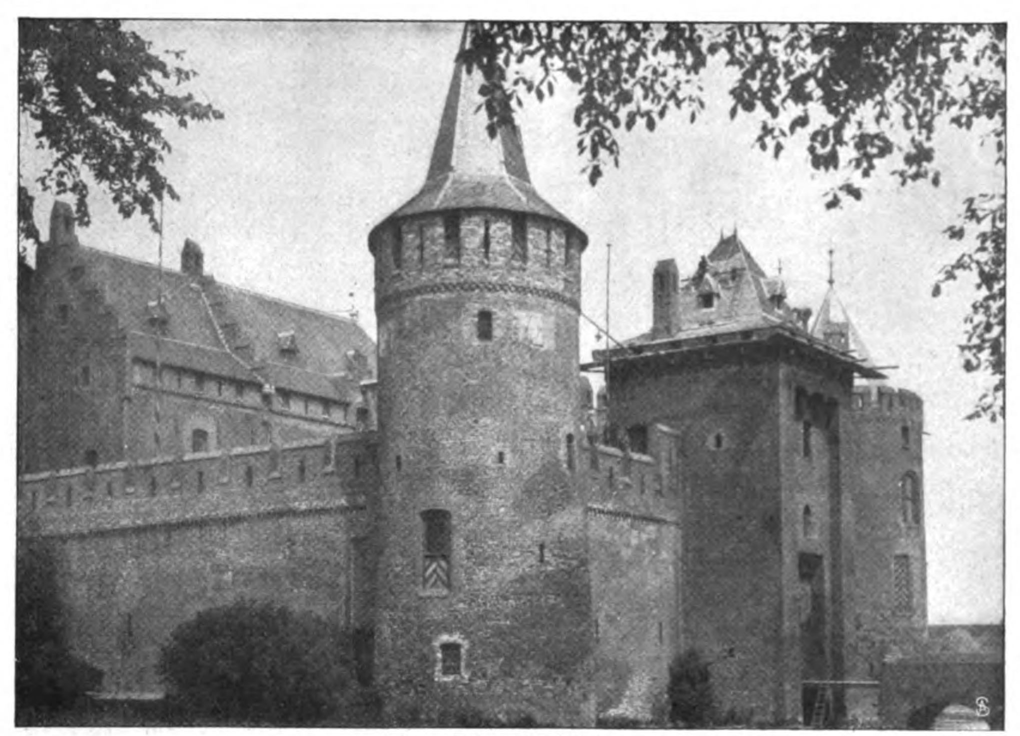
Mit solchen Eindrücken im Herzen naht man nach Stunden versunkenen Schauens in die reiche Landschaft der Stadt Dordrecht. Schon der stumpfe Kirchturm mit den großen viereckigen Uhrblättern als Bekrönung gibt der Silhouette etwas höchst Eigenartiges. Cuyp und Jan van Goyen haben die gemalt, der eine abendlich schön illuminiert, der andere unter einem mächtigen Wolkenhimmel. Und wenn sich seither auch vieles daran geändert hat — wie Dordrecht am Wasser liegt



Die Gracht „Voorstraatshaven“ in Dordrecht.



Die Koppelvoort in Amersfoort.



Das Schloß zu Muiden.

Schönheit gleich hinter den Amsterdamer alten Grachten. Auch heute noch ist deshalb die Stadt, in der Cuyp, Ferdinand Bol, Aert de Gelder, Nikolas Maes und Ary Scheffer geboren wurden, ein ersehntes Ziel für die Künstler. Den stärksten Eindruck nimmt man aber aus der Grooten Kerk mit fort. Das dort aufgestellte, allerdings stark lädierte Chorgestühl des Jan Terwen Aertz ist etwas Ungewöhnliches. Die Frührenaissance hat im südlichen Holland kein schöneres Denkmal, und daß darauf der Einzug Kaiser Karls V. in Dordrecht dargestellt ist, erhöht seinen historischen Wert. Von Dordrecht fährt man entweder mittels Dampfer nach Rotterdam: ein seltsamer Kontrast auf die idyllische Verträumtheit Dordrechts! Oder man reist, wie wir es diesmal machen, nach Middelburg, wo wir gerade zum Buttermarkt zurechtkommen.

und von der Grooten Kerk überragt wird, ist und bleibt eins der freundlichsten Städtebilder.

Dordrechts Kanäle mit den direkt im Wasser stehenden alten Häusern — vor allem der prachtvolle Voorstraatshaven — sind vielleicht noch berühmter als die Delftschen; sie kommen hinsichtlich ihrer malerischen



Stadtbild aus Dordrecht.



Ein Korb.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

Die junge Schriftstellerin schlürfte ihren Tee mit bekümmerter Miene.

„Was haben S' denn heut gegen mich?“ forschte ein bildhübscher Husarenoberleutnant, der neben ihr saß und nicht den Blick von seiner Nachbarin ließ.

„Aber gar nichts“, wehrte sie mit ungewohnter Schärfe.

„Hab ich Ihnen etwas getan?“

„Gott, nein — vielleicht ist es das gescheiteste, daß ich Ihnen ruhig die Albernheit sage, damit wir beide des weiteren gut Freund bleiben können.“

„Sie wollen mir etwas sagen? Jesses, was denn?“ forschte er betroffen.

Das Mädchen erhob sich, schritt aus dem Kreis der Plaudernden in ein Nebenzimmer, das für Besuche offenstand, und bedeutete dem Husaren, ihr zu folgen. Sie lehnte sich an ein Fensterkreuz, verschränkte die Arme und begann leise: „Ich bitte Sie recht sehr, verzeihen Sie, wenn ich diesen blöden Tratsch überhaupt vor Ihnen erwähne — aber denken Sie nur, malen Sie sich meinen Zorn aus, man hat mich vor Ihnen gewarnt, deutete mir an, daß Sie mich gern hätten —“

„Ich hab Sie aber gern . . .“ sagte der Mann noch leiser als das Mädchen.

„Um Gottes willen!“ fuhr sie auf.

„Nicht bös sein“, bat er. „Kann ich denn dafür, daß es so gekommen ist? Und ich hätte wahrscheinlich nie den Mut gehabt, mich Ihnen anzuvertrauen — aber wenn Sie mich schon fragen, da kann ich Ihnen nix vorlügen, nicht wahr?“

„Mein Gott, ich kann doch nichts dafür, nicht im entferntesten ahnte ich — —“

„Daß ich die Unverschämtheit hätt, meinen Blick zu Ihnen zu erheben — ja, ich fühl's selbst, daß wir zwei nicht zueinander passen, aber ich hab Sie doch so gräßlich gern! Nit wahr, das Zeugnis müssen Sie mir ausstellen, den Hof hab ich Ihnen nicht gemacht, ich hab gleich gewußt, daß ich keine Aussicht habe, und daß einem Nixtuer wie mir, der ewig auf Urlaub ist, wenig Hoffnung gegeben ist, so ein Prachtmädel zu erringen. Nein — unterbrechen S' mich nit — fast eine ganze Saison kenn ich Sie jetzt und schweig, obwohl es mir manchmal das Herz abgedruckt hat, Ihnen alles zu beichten — ich bitt Sie jetzt um Gottes willen, lassen Sie mich einmal reden. Ja, aber wo soll ich denn anfangen? Schaun Sie, ich bin durch Sie ein anderer geworden, meine ganze Arroganz is beim Teufel, und meine Zunge, die sonst von gesunden Eltern is, ist mir in Ihrer Gegenwart rein wie gelähmt. Ich hab nichts gesagt oder getan, was Sie hätte für mich gewinnen können. Und wissen S', ich spiel für gewöhnlich den dummen Kerl, aber für gar so albern dürfen Sie mich nicht halten, ich bin bloß grenzenlos faul und bequem. Aber Sie haben mich wachgerüttelt! Was sind Sie für eine Person! Ich sprech nicht von Ihrem Verstand, denn schließlich irgendein lederner, fader, alter Professor hat immer noch mehr Wissen als Sie eingeheimst, und man sagt, der mittelmäßige, männliche Schriftsteller leistet in seinem Fach Gediegeneres als die klügste Frau — ich erwähn das nur, damit Sie nicht am End glauben, ich hab mich aus Ehrgeiz oder Ambition verliebt. Der Mann einer talentierten Frau spielt übrigens meistens eine etwas blöde Rolle. Ja — aber was hab ich noch sagen wollen? . . . Ich hab mich in Mädeln verliebt, die schöner waren als Sie, ich sag's Ihnen offen — aber keine, keine hat mich bis in den Grund des Herzens getroffen gleich Ihnen. Nein — ich bitt Sie flehentlich, lassen Sie mich jetzt reden — schaun Sie, Ihr Gemüt, Ihre Weichheit und dieses liebe Lachen von Ihnen — das hat mich ganz verruckt gemacht. Wenn Sie lachen, muß ich an meine Kindheit denken, just an einen Tag aus meiner Kindheit, wie ich als Bub einmal auf einer Wiesen gelegen bin und nix gedacht hab als an die liebe Sonne, die mir ins Gesicht gebrannt hat. Und das is gerad so warm und wohltuend — Ihr Lachen. Und Sie sind so sehr verschieden von allen anderen Mädeln, die ich je gekannt hab. Meine Schwester hätt Sie auch gern — aber sie würde mir sofort sagen: ‚Mein lieber Maxl, die verdienst du nicht —‘“

„Ich bitte Sie, lieber Baron, beenden Sie diese Rede, die mir bitter, bitter weh tut. Ich hab noch nie im Leben einen Schmerz empfunden, der diesem gliche. Aber ganz ehrlich muß ich Ihnen sagen: ich kann Sie nicht heiraten.“

„Ich hab wohl kein Recht zu fragen, ich hab auch nie eine Hoffnung gehabt, und nach dieser Unterredung werden wir uns nie wiedersehen — ich geh zu einem Verwandten nach Siebenbürgen. Ich bin krank hier, wie ein altes Weib bin ich, das Ihnen am liebsten was vorflennen möchte — um Sie noch zu guter Letzt zu rühren — sagen S' mir wenigstens, warum Sie mich nicht nehmen können?“

Sie sann nach einer Ausflucht, denn sie wollte nicht noch mehr weh tun — mit schwankender Stimme entgegnete sie endlich: „Ich bin ein armes Mädel und lebe von dem, was ich mir verdiene — —“

„Gott — Gott — sei — Dank, daß es nur das ist!“ schrie er hellauf, daß sich die Leute im Nebenzimmer nach den beiden umwandten.

Da schritt die junge Schriftstellerin in das zweite kleine Zimmerchen, gab sich den Anschein, in den Anblick alter Gemälde versunken zu sein, und sagte zu dem Mann, der heftig atmend hinter ihr stand: „Es geht nicht, Sie wissen nicht, was für eine schlechte Hauswirtin ich bin, ich verdiene zwar viel, aber alles geb ich wieder aus. Wie Wasser rinnt mir das Geld zwischen die Finger. Vor zwei Jahren unternahm ich eine Weltreise —“

„Ich werd für Sie arbeiten — sehen Sie, dazu hat mich noch keine Frau gebracht! Sie allein haben die Kraft, mich aus meiner Lethargie herauszureißen. Meine Schwester, was hat die gezankt — aber Sie können mich um und um drehen, wenn Sie nur wollen. Mein Vetter in Siebenbürgen hat ein Riesengut — ich zieh meinen Rock aus und werd dort arbeiten wie ein Kuli, wie ein armer Hund, hab ich die Hoffnung, Sie zu kriegen. Da sagt man, daß man keine Hoffnung, keine Aussicht, kein Selbstvertrauen gehabt hat — das ist ja wahr, aber ich versichere Sie, im geheimen hofft man halt doch! Wenn ein Mann ein Mädel wirklich gern hat — das wär nicht schlecht, wenn er nicht so lang, so treu werben könnt, bis er sie endlich hat. Ich werd nicht wanken und nicht weichen, reich und glücklich will ich Sie machen. Wenn man aus ganzem, tiefem Herzen, aus allen Kräften der



Seele eine Frau will, der müßte ein Waschlappen sein, der sie nicht endlich erringt — wenn sie frei ist."

„Ich bin aber nicht mehr frei —" stammelte das junge Mädchen.

„Das ist etwas anderes." Er sagte kein Wort mehr. Endlich reichte er ihr die Hand hin, die heiß und zitternd war: „Wollen Sie mir die Hand nicht drücken, es ist zum letztenmal —"

Sie gab ihm die Hand, blickte in seine Augen, die der Schmerz getrübt hatte, und plötzlich hauchte sie einen raschen Kuß auf seine Lippen.

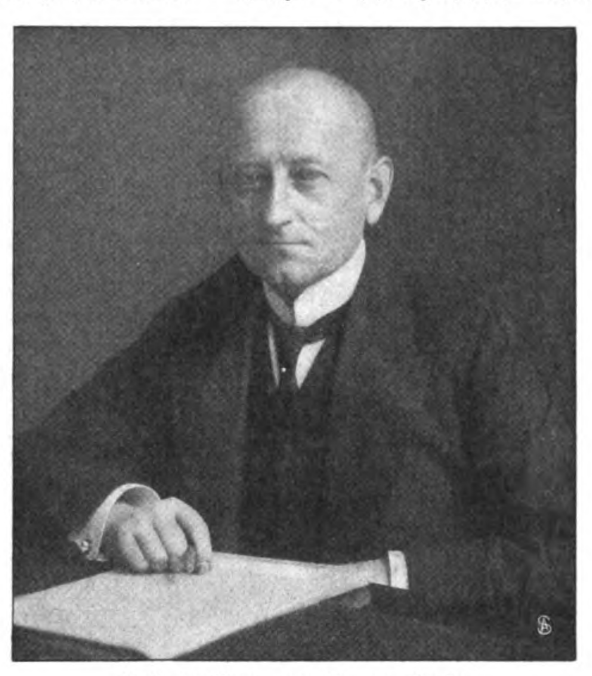
Damit wandte sie sich hastig um, schritt zurück zu den andern und nahm ihren Fauteuil am Teetischchen wieder ein.

Sie war sehr blaß, und die Tasse in ihren Händen klirrte. . . .

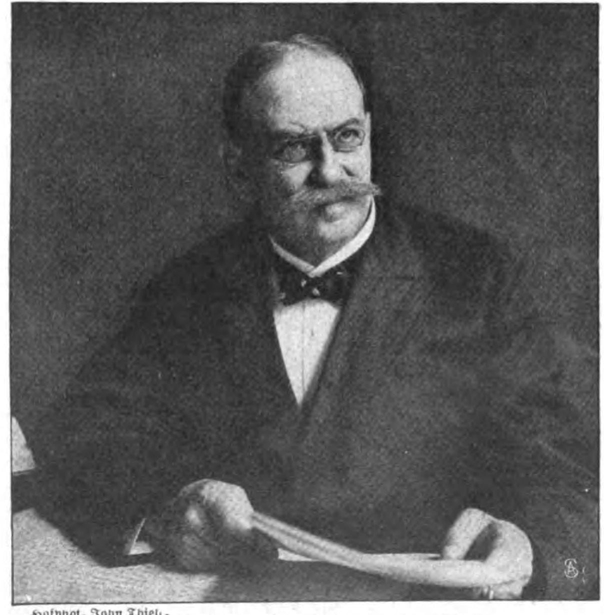
Deutsche Polizeipräsidenten.

Von Erich Hartenau. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Das moderne Polizeiwesen mit seinem weitschichtigen, aus Tausenden von Einzelorganen bestehenden Organismus, seinen vielfachen, mitunter sehr verwickelten Beziehungen zu den übrigen Verwaltungskörperschaften sowie zum ganzen öffentlichen Leben verlangt in den führenden Stellungen Männer von ungewöhnlicher Begabung, Liebe zur Sache, Arbeitskraft und Autorität. In den deutschen Großstädten handelt es sich für den Polizeichef schon längst nicht mehr lediglich um jene Fächer, die von alters her das Fundament der Polizeitechnik bildeten, wie Meldewesen, Straßendienst, Gewerbepolizei, Verfolgung von Verbrechern usw., sondern er sieht sich noch vor ganz andere schwierige und eine kraftvolle Initiative heischende Aufgaben gestellt, die auf sozial- und kommunalpolitischem Gebiet liegen. Da gibt es große Verkehrsprobleme zu lösen, die so bedeutungsvolle Wohnungsfrage erfolgreich zu behandeln, die widerstreitenden Interessen im wirtschaftlichen Hader auszugleichen, die politische Bewegung zu verfolgen, kurz, eine Fülle von Arbeit zu leisten, von der die Polizeigewaltigen der guten alten Zeit keine Ahnung hatten. Auch der Kampf mit dem Verbrechertum ist immer schwerer und zu einer förmlichen Wissenschaft geworden. Aus alledem ergibt sich die außerordentliche Be-

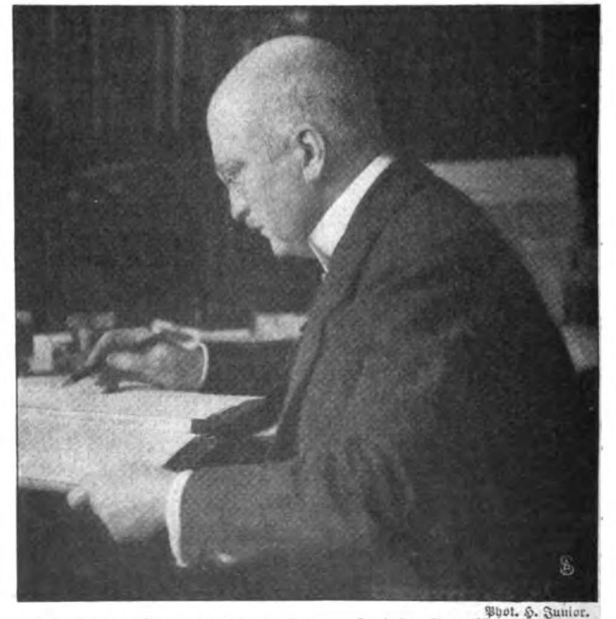


Polizeipräsident von Jagow, Berlin.





Hofphot. John Thiele.
Polizeidirektor Dr. Roscher, Hamburg.



Phot. H. Junior.
Polizeipräsident Rieß v. Scheurnschloß, Frankfurt a. M.



Phot. Klinkhardt & Eyssen.

Polizeipräsident Köttig, Dresden.

deutung, die den Chefs des haupt- und großstädtischen Polizeiwesens im Deutschen Reich zukommt.

Daß die am meisten genannte Persönlichkeit unter den deutschen Polizeioberhäuptern, von denen wir hiermit eine Reihe im Porträt vorführen, der Polizeipräsident der Reichshauptstadt ist, versteht sich bei einer so gewaltigen, weit in die Ferne wirkenden Organisation, wie die Berliner Polizei sie darstellt, von selbst. Es gibt keine Exekutivbehörde in Deutschland, die



Phot. König.

Polizeidirektor Dr. Wagler, Leipzig.



Hofphot. J. Hildenbrand.



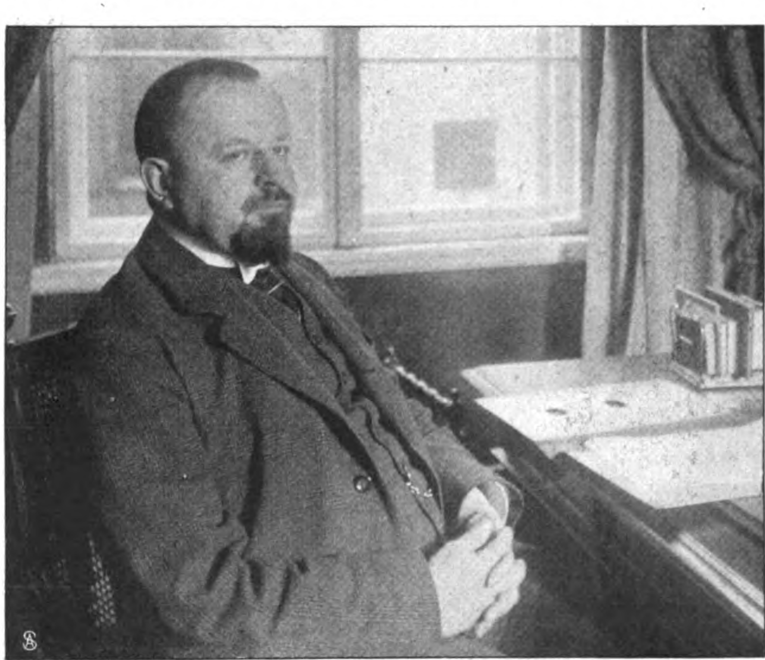
Polizeidirektor Dr. Bittinger, Stuttgart.

Phot. Westendorp.

Polizeipräsident v. Weegmann, Köln.



nicht in ständiger amtlicher Fühlung mit dem Polizeipräsidium der Reichshauptstadt stände; es gibt keine größere deutsche Provinzzeitung, die nicht fast täglich eine Nachricht aus dem Wirkungskreis der Berliner Polizei brächte. Dazu kommt noch, daß der Polizeipräsident von Berlin, Herr von Jagow (Portr. S. 120), bei verschiedenen Ereignissen der letzten Jahre in der Oeffentlichkeit stark hervorgetreten ist und durch seine mannigfachen, knapp stilisierten Erlasse weit über seinen Wirkungskreis hinaus Aufmerksamkeit erregt hat. Mitten im Herzen von Berlin, in dem riesigen roten Haus am Alexanderplatz, wo das ungeheure Gewirr der polizeilichen Fäden zusammenläuft, wo alles, was Berlin an Leben, Energie und Leidenschaften birgt, registriert und überwacht wird — dort hat Dr. jur. Traugott von Jagow sein Amtzimmer, und die Fassaden großer Geschäftshäuser grüßen durch das Fenster hinein. Der Berliner Polizeichef gehört einem uralten märkischen Geschlecht an; schon 1396 starb ein Hermann von Jagow als Statthalter in der Mark, und viele Jagows haben seitdem dem Vaterland in hervorragenden Stellungen wertvolle Dienste geleistet. Herr von Jagow ist aus der Verwaltungslaufbahn hervorgegangen und gehörte vor Antritt seiner jetzigen Stellung dem Regierungspräsidium in Potsdam als Oberregierungsrat an. Eine



Hofphot. P. Fischer.

Polizeipräsident von Oppen, Breslau.

sehr charakteristische Erscheinung im 48. Lebensjahr, ein gewandter Redner und durchaus kein Freund von bureaukratischem Kleinkram, hat sich Herr von Jagow im persönlichen Verkehr als Mann von Welt aufrichtige Sympathien erworben. — Einen der wichtigsten Polizeipräsidentenposten der preußischen Monarchie bekleidet Herr von Oppen (Portr. obenst.), das Oberhaupt der Breslauer Polizei. Er war, bevor er sein jetziges Amt in der schlesischen Metropole übernahm, Landrat des Kreises Oberbarnim und ist deshalb auch mit den Verhältnissen der Reichshauptstadt wohl vertraut. Kaum unbedeutender ist der Wirkungskreis des Polizeipräsidenten von Köln, Karl Friedrich von Weegmann (Port. S. 121), dem 1907 vom Kaiser der erbliche Adel verliehen wurde. Sein Königsberger Kollege, Herr von Wehrs (Portr. S. 123), war vorher Oberregierungsrat in Minden und ist 1857 in Oesterreich geboren; er übernahm die Stelle des Polizeipräsidenten von Königsberg in Pr. 1908. In Kiel steht seit 1903 Heinrich von Schroeter (Portr. S. 123) dem Polizeipräsidium vor, nachdem er das gleiche Amt vorher in Stettin bekleidet hatte. Herr v. Schroeter blickt auf eine erfolgreiche Laufbahn im Verwaltungsdienst



Hofphot. J. Engelmann.

Polizeipräsident von dem Knesebeck, Posen.

zurück, er wurde 1901 in den erblichen Adelstand erhoben. Schon in höheren Jahren steht der Polizeipräsident von Posen, Generalmajor z. D. Wilhelm von dem Knesebeck (Portr. obenst.), der bis 1895 Kommandeur der 38. Infanterie-Brigade in Hannover war. Die lebhafte Hafen- und Industriestadt Stettin sieht an der Spitze ihres Polizeipräsidiums Herrn Felix von Wuthenau (Portr. S. 123), der diesen Posten seit 1904 innehat und vorher an der Regierung in Frankfurt a. Oder beschäftigt war.

Eines vorzüglichen Rufs erfreut sich die Hamburger Polizei, sie gilt als eine der bestorganisierten in Europa. Es liegt ja auf der Hand, daß in einer so großen Hafenstadt wie Hamburg der Kampf mit den antisozialen Elementen ganz besonders schwere Aufgaben stellt. Desto vorteilhafter ist es für die Hansastadt, daß sie in Polizeidirektor Dr. Roscher (Portr. S. 120) eine fachmännische Kraft von ungewöhnlicher Begabung besitzt. Dr. Roscher

war früher Staatsanwalt und leitete dann von 1893 bis 1900 die Kriminalabteilung der Hamburger Polizei. — Die wichtigste Stelle in der reichsländischen Polizei bekleidet seit 1911 der im vorigen Jahr geadelte Polizeipräsident von Straßburg, Wilhelm Ludwig von Lautz (Portr. nebenst.), der vorher als Kreisdirektor in Erstein tätig war. In der sächsischen Hauptstadt waltet seit 1904 Polizeipräsident Köttig (Portr. S. 121). Als er sein Dresdner Amt übernahm, hielt er eine damals viel bemerkte und auch heute noch beherzigenswerte Ansprache an seine Beamtenschaft, in der er ausführte, daß das Publikum ein Recht darauf habe, den Rat und die Unterstützung der Polizei innerhalb ihrer Zuständigkeit überall schnell und bereitwillig zu finden. — In Leipzig führt der Chef der Polizei den Titel Polizeidirektor, zum Inhaber dieses Postens wurde 1909 der damalige Stadtrat Dr. Wagler (Porträt S. 121) auf die Dauer von sechs Jahren gewählt. Den gleichen Titel führt auch das Oberhaupt der Polizei in der schwäbischen Residenz, Polizeidirektor Dr. Bittinger (Portr. S. 121) in Stuttgart, der früher als Regierungsassessor bei der Polizeidirektion in München tätig gewesen war. — An der Spitze des Polizeiwesens in Frankfurt a. M. steht Freiherr Rieß von Scheurnschloß (Porträt S. 120), der aus Norddeutschland stammt und 1863 in Klein Flottbek bei Altona geboren wurde, und Herr von dem Busch (Portr. untensteh.) fungiert als Chef der Polizei in Braunschweig.



Phot. J. Manias & Co.

Polizeipräsident von Lautz, Straßburg i. E.

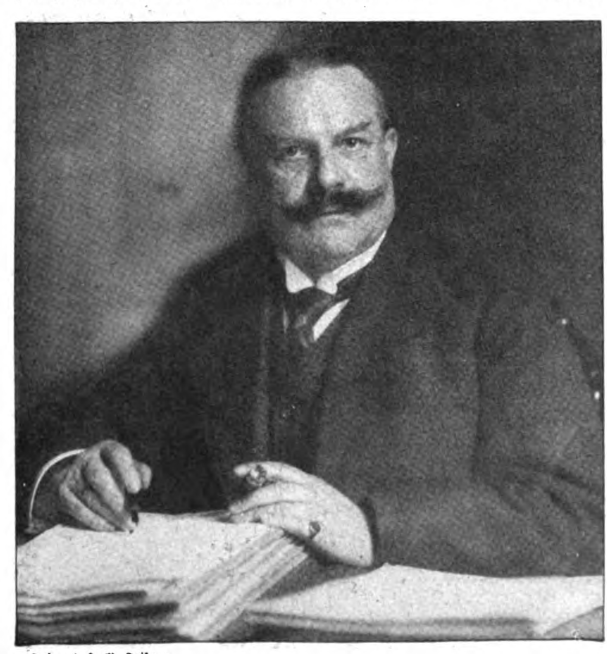
Phot. A. Fröhlich.

Polizeipräsident v. Wuthenau, Stettin.



Phot. A. Renard.

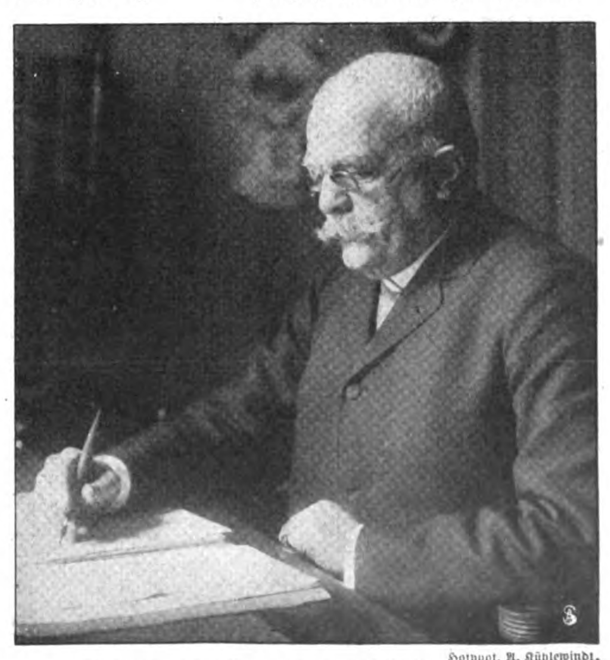
Polizeipräsident v. Schroeter, Kiel.





Hofphot. J. B. Fellner

Polizeipräsident von dem Busch, Braunschweig.



Hofphot. A. Kühlewindt.

Polizeipräsident v. Wehrs, Königsberg i. Pr.

Die neuerbaute Kunstbobsleighbahn in Triberg.

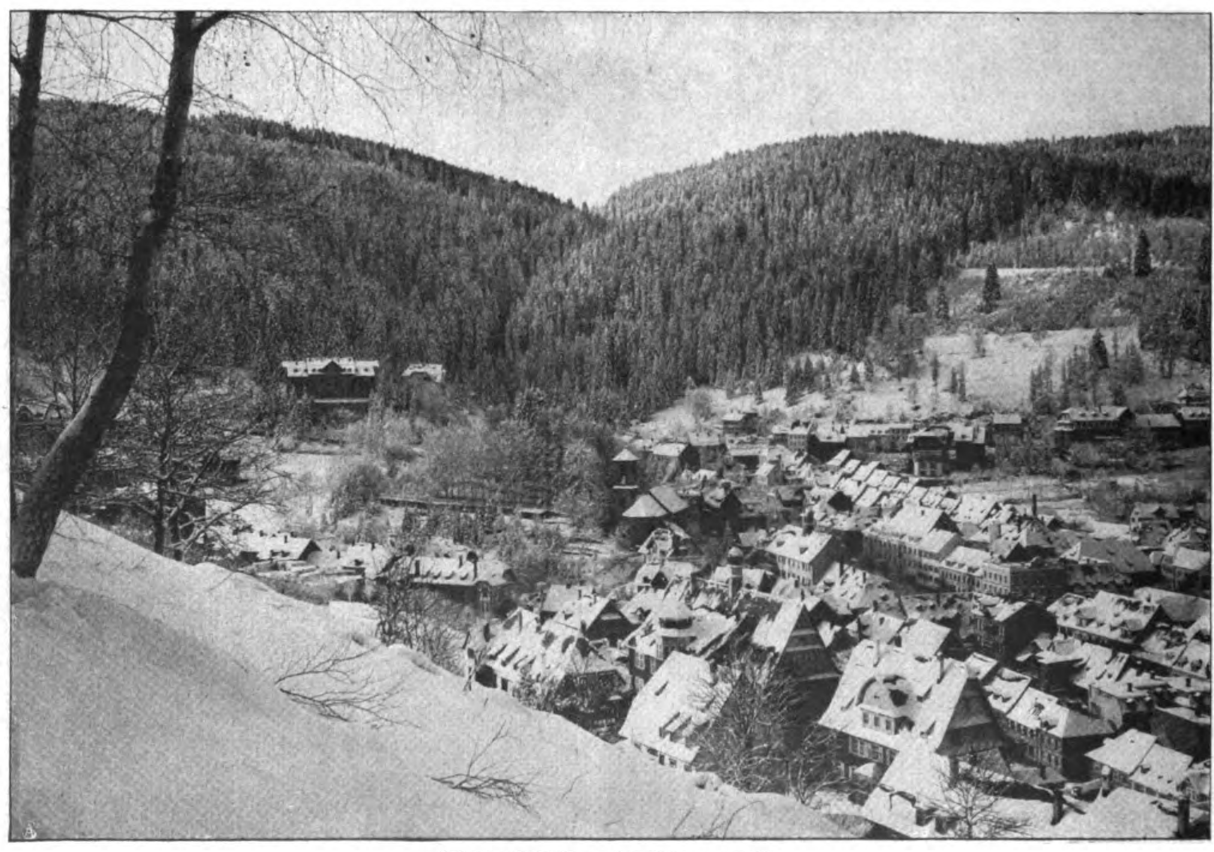
Von J. de Pellegrini, Triberg. — Hierzu 6 Aufnahmen von G. Carle.

Die südwestliche Ecke Deutschlands hat auf dem Gebiet des Wintersports in kurzer Zeit eine hochangesehene Stellung erobert. Unsere herrlichen Gebirgsländer Baden, Elsaß-Lothringen, Hessen und Württemberg bergen Landschaften, die vermöge ihrer geographischen Lage, Form und Beschaffenheit der Erdoberfläche den Wintersport außerordentlich begünstigen. Die mächtigen, mit tiefem Schnee bedeckten Bergkuppen des Schwarzwaldes, der Vogesen, des Odenwaldes und des Taunus ziehen allwinterlich Tausende und aber Tausende in ihren Bann. Schneeschuh und Rodel sind zur Herrschaft gelangt. Nur der Bobsleigh, der Rennwagen des Winters, konnte bisher bei uns keine Heimstätte finden.



Der Burgerwald in seiner Ursprünglichkeit.

Zwar sind auch in den Reihen unserer Wintersportleute vorzügliche Mannschaftschlittenfahrer, doch mußten sie in weite Ferne, wenn sie ihr Stahlroß tummeln wollten. Der Skiläufer segelt an den Abhängen unserer heimischen Bergkuppen dahin, die Rodlerin hat bald einen Waldweg gefunden, über dessen hartgetretene Schneefläche der Schlitten in sausender Fahrt bergab gleitet. Der Bobsleighfahrer aber braucht eine Kunstbahn, gebaut nach allen Regeln des Sports und der Technik, versehen mit haarscharf berechneten und genau ausgeführten Kurvenüberhöhungen und allen anderen zünftigen Ausrüstungen. — Die Gebirgsländer Südwestdeutschlands waren deshalb vom Bobsleigh unberührt, bis im



Blick auf Triberg im Schwarzwald.



Abfahrt vom Start.
Die Bobsleighbahn in Triberg, Schwarzwald.

Winter 1910/11 in dem innerhalb weniger Jahre weithin bekannt gewordenen Wintersportplatz Triberg im Schwarzwald ein erstes Bobsleighrennen auf einer zurechtgemachten, dem Verkehr für die Zeit der Rennen entzogenen Gebirgstraße stattfand. Die Leistungen der Bobmannschaften waren bewundernswert, und die Begeisterung aller Teilnehmer, Rennfahrer und Zuschauer, war groß. Am selben Tag noch wurde die Gründung eines Bobsleighklubs beschlossen, dessen Aufgabe es war, dem Bobsleighsport in Südwestdeutschland Eingang zu verschaffen, ihn zu pflegen, zu fördern, zu verbreiten und ihm die Bedeutung zu erobern, die er verdient. In diesem Klub sollten sich alle Freunde und Freundinnen des wagemutigen Mannschaftschlittenfahrens vereinigen, die im Badner und Hessenland, in Württemberg und in den Reichslanden wohnen. Zur Ausübung des Sports sollte in Triberg, dem am geeignetsten erscheinenden Platz, eine neue sportgerechte Kunstbobbahn erbaut worden. Dem Beschluß folgte rasch die Tat. Der Klub nannte sich „Bobsleighklub Schwarzwald-Bobbahn Triberg". Das Ehrenpräsidium des Klubs übernahm Wilhelm Prinz von Sachsen-Weimar in Heidelberg. An die Stelle des Ersten Vorsitzenden trat der bekannte Präsident des Internationalen Klubs Baden-Baden, Freiherr von Benningen-Ullner. Die Mitgliederzahl stieg in kurzer Zeit auf über sechzig. Es gelang, die zur Anlage der Bobbahn erforderlichen Geldmittel zu beschaffen. Nachdem Ingenieur Hans Sierks in Karlsruhe baureife Pläne gefertigt hatte, konnten die Arbeiten im Herbst 1910 begonnen werden.



Ein Sprengschuß.
Vom Bau der Bobsleighbahn in Triberg.



Auf der geraden Strecke der Bahn.



Anlage der Wasserfallkurve.

Der Bau einer Bobbahn im Schwarzwald ist kein geräuschloses Geschäft, das im verborgenen geschehen kann. Die Triberger und alle Ortschaften der Umgebung wußten bald, daß ein ungewohntes Ereignis sich vollzog. Die Axt der Holzfäller schlug eine lange Zeile in die bisherige Einsamkeit des Burgerwaldes. Zitternd neigten sich die Häupter der riesigen Tannen. Krachend legten sich die Stämme zur Erde. Dann rollten Tag für Tag, einer nimmermüden Kanonade gleich, die Donnerschläge des Dynamits, unter denen die gewaltigen Felsen barsten, hoch oben vom Sterenberg über die Kuppe des Kapellenberges, hinweg zu den kahlen Höhen des Hohnen und hinüber zu den endlosen Wäldern der Kroneck, wo sie in dumpfem Rauschen allmählich erstarben. Drei Arbeiterkolonnen von zusammen fünfzig Mann arbeiteten beinah zwei Monate lang unter der Leitung des schon erwähnten Planfertigers und des Triberger Stadtbaumeisters.

Die Bahn nimmt auf der mit Jungwald bedeckten Kuppe des Sterenbergs, etwa tausend Meter über dem Meer, ihren Anfang. Um den Fahrzeugen vom Start ab eine möglichst große Geschwindigkeit zu geben, wurde die Anfangstrecke gerade und mit erheblichem Gefälle angelegt. Es folgt dann die langgezogene Startkurve, die in die große Wasserfallkurve einmündet. Diese hat einen Radius von vierzehn Meter und eine Ueberhöhung von etwa fünf Meter erhalten. Sie ist vollständig aus den gewachsenen Felsen herausgegraben. Eine Gegenkurve schließt sich an. Vor der Hauptkurve ist das Gefälle verringert, nach ihr wieder verstärkt. Die Bahn zieht von da ab in geschlängelter Linie am Nordhang des Sterenbergs durch prachtvolle Waldpartien hin, an dieser und jener Stelle herrliche Ausblicke über das Triberger Tal auf die großartige Gebirgslandschaft bietend. Die über einen Kilometer lange Strecke ist des öfteren unterbrochen von größeren und kleineren Schleuderkurven. Die vorläufige Länge der Bahn beträgt tausendzweihundert Meter, die Breite dreieinhalb Meter. Das durchschnittliche Gefälle beträgt neun Prozent. Rechts und links der Bahnlinie wurden die Bäume auf vier bis fünf Meter entfernt, damit die Bobfahrer nicht gefährdet sind und reichlicher Schneeinfall gewährleistet ist. Die Lage der Bahn im Wald hat den Vorzug, daß Schneeverwehungen nicht zu befürchten sind. Großen Vorteil bietet die Nordlage, die ein Schmelzen des Schnees durch die Sonne völlig ausschließt. Die Kurvenüberhöhungen werden mit einem aus Schnee und Wasser bestehenden Mörtel ausgepolstert, mit Wasser bespritzt und völlig vereist. Deshalb wurde die ganze Bahn mit Wasserleitung versehen, an der sich alle fünfzig Meter Hydranten befinden. Start- und Zielhäuschen sind durch Telephonleitung miteinander verbunden. Die Zeitnehmung geschieht auf elektrischem Weg durch eine eigens zu diesem Zweck hergestellte Stoppuhr. In der Nähe des Ziels liegt am Waldrand eine Hütte zur Aufbewahrung der Mannschaftschlitten. Die Schlitten müssen auf einem besonderen Aufgangsweg, den auch die Bobfahrer zu benutzen haben, durch Pferde zum Start befördert werden. Eine elektrische Aufzugsbahn ist geplant und soll so bald wie möglich ausgeführt werden. Auch soll eine Verlängerung der Bobbahn um weitere eintausendzweihundert Meter in allernächster Zeit erfolgen. Der November brachte in Triberg reichlich Schnee und Kälte, die bewirkten, daß die Bahn vor kurzem dem Sportbetrieb übergeben werden konnte.

Bilder aus aller Welt.

Der Kaiser besichtigte kürzlich den für den Aachener Domschatz vom Hofgoldschmied Witte hergestellten Corona-Leopardus-Schrein, der zur Aufnahme der Reliquien des heiligen Leopardus dienen soll.

Rittergutsbesitzer Robert Heine, Narkau, Mitglied des Herrenhauses, beging in körperlicher und geistiger Frische seinen 90. Geburtstag.



Der neue Corona-Leopardus-Schrein
des Aachener Domschatzes, wurde kürzlich dem Kaiser vorgelegt.

Robert Heine,
Narkau, Mitglied des Herrenhauses, wurde 90 Jahre.



Hofatel. Gebr. Hirsch.

E. v. Destouches,
München, Archivrat, wurde 70 Jahre.



Phot. Bernhard.

Gedenkstein für die Prinzessin Rupprecht von Bayern
bei St. Bartholomä am Königssee.



Miß Francis Dillon als „Caprice".



Phot. E. O. Hoppé.

Mr. Ransom als „Doctor Fraud" und Miß Tempest als „Frivol".

Von der neuen, mit großem Erfolg im Londoner Prince-of-Wales-Theater gegebenen Pantomime „Der Simulant" (The malingerer).





Vordere Reihe von links: Fräulein Kuhrt, Fräulein Panzer, Fräulein Geppert, Fräulein Blank. Mittlere Reihe von links: Fräulein Junghenn, Fräulein Hecht, Fräulein Haus II, Fräulein v. Hugo, Fräulein Petersen. Obere Reihe links: Fräulein Haus I, Fräulein Kauder, Fräulein Fetisch.

Tanzbilder „Aus deutscher Vergangenheit“: „Germanische Priesterinnen im heiligen Hain“.

Von einem Winterfest der Berliner Frauenortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland.

Der durch seine historischen Forschungen bekannte Archivrat E. von Destouches in München beging seinen 70. Geburtstag.

Der im Vorjahr verstorbenen Prinzessin Rupprecht von Bayern wurde ein Gedenkstein in Gestalt eines „Marterls“ bei St. Bartholomä am Königssee errichtet, wo die Verewigte gern weilte.

Im Prince-of-Wales-Theater macht jetzt eine Pantomime „Der Simulant“ in glänzender Ausstattung großes Aufsehen.

Die Berliner Frauenortsgruppe des Vereins für das Deutschtum im Ausland gab ein Winterfest, das Tanzbilder „Aus deutscher Vergangenheit“ zur Darstellung brachte.

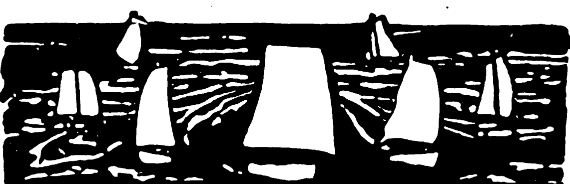
Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 4. Berlin, den 25. Januar 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 4.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

16. Januar.

Als Botschafter in Rom ist an Stelle des Staatssekretärs von Jagow der preußische Gesandte in Darmstadt Rücker Freiherr von Jenisch (Portr. S. 138) in Aussicht genommen.

Das englische Unterhaus nimmt die Home-Rule-Bill für Irland in dritter Lesung mit 367 gegen 257 Stimmen an.

Der schwedische Reichstag wird von König Gustav mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

Der türkische Kreuzer „Medschidije" läuft aus den Dardanellen aus und beschießt die Insel Syra im griechischen Archipel.

In Prizrend wird, um dem Konsul Prochaska Genugtuung zu geben, auf dem österreichisch-ungarischen Konsulat feierlich die Flagge gehißt, der eine Abteilung serbischer Truppen die vorgeschriebene Ehrenbezeigung leistet.

17. Januar.

Die französische Nationalversammlung tritt in Versailles zusammen und wählt im zweiten Wahlgang den Ministerpräsidenten Poincaré (Porträt S. 141) zum Präsidenten der Republik für die nächsten sieben Jahre.

Kronprinz Konstantin von Griechenland wird zum höchstkommandierenden der Armeen in Mazedonien und Epirus ernannt.

In Mitrowitza wird unter dem gleichen Zeremoniell wie in Prizrend die Flagge auf dem österreichisch-ungarischen Konsulat gehißt.

Aus China kommen Nachrichten über eine Verschwörung gegen die Republik. Der Monarchist Lientsching wurde erschossen, Hsientos, der dritte Sohn der Prinzen Su, verhaftet.

Die Botschafter der Großmächte in Konstantinopel überreichen der Pforte die Kollektivnote, in der der Türkei der Rat gegeben wird, Adrianopel an Bulgarien abzutreten und die Bestimmungen über die Inseln im Aegäischen Meer den Großmächten zu überlassen.

18. Januar.

Der Kreis Teltow und die Provinz Brandenburg lehnen es ab, mit Berlin in Verhandlungen über die Eingemeindung Treptows zu treten.

Der türkische Ministerrat beschließt, die Abtretung Adrianopels an Bulgarien abzulehnen.

Das französische Ministerium Poincaré gibt seine Entlassung. Präsident Fallières nimmt die Demission an und betraut den bisherigen Justizminister Briand mit der Bildung des neuen Kabinetts.

19. Januar.

Fürst Albert von Monaco verbietet als oberster Gerichtsherr die für die laufende Woche geplante Aufführung des „Parsifal" von Richard Wagner in Monte Carlo.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß vor den Dardanellen bei der Insel Tenedos ein zweistündiges Seegefecht zwischen Türken und Griechen stattgefunden hat. Beide Parteien schreiben sich den Sieg zu, doch steht fest, daß mehrere türkische Schiffe Beschädigungen erlitten haben.

20. Januar.

Prinzessin Viktoria Margarete, die einzige Tochter des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, verlobt sich mit dem Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L. (Portr. S. 139).

Der Landtag der Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt wird vom Staatsminister Freiherrn v. d. Recke mit Verlesung einer Thronrede eröffnet, die eine Aenderung der Verfassung und eine Aenderung des Wahlrechts in Aussicht stellt.

21. Januar.

Der ehemalige Staatssekretär des Reichsmarineamts, Admiral a. D. Friedrich v. Hollmann stirbt in Berlin (Portr. S. 138).

22. Januar.

Aus Konstantinopel kommt die Nachricht, daß die Regierung beschlossen hat, Frieden zu schließen, und zu einer bedingungslosen Uebergabe Adrianopels entschlossen ist.

Exportförderung und Presse.

Von Dr. G. Quandt.

Seitdem die Deutschen von 1870-71 den Welthandel entdeckt haben, sind sie mit all ihrem System und ihrer Disziplin darangegangen, die Ausfuhr zu fördern. Vorher kannte man da draußen in Übersee wohl das Hamburger Wappen und die Flagge der Hapag, im dreieckig gezeichneten blauweißen Feld den Anker, der ein Wappenschild trägt, auch Bremen und die Flagge des Lloyd, im weißen Feld die gekreuzten Anker und Schlüssel, umgeben von einem Kranz mit Eichenlaub. An den Haupthandelsplätzen der Welt saßen einige große hanseatische oder Remscheider oder Iserlohner Handelshäuser in kühner Pionierarbeit, und wenn ein Krieg drohte oder eine Saison-Revolution ausbrach, dann retteten sie sich unter den Union-Jack. Jetzt, mit dem Erscheinen der schwarzweißroten Flagge, erhielt der deutsche Ausfuhrhandel erst eine breite und geschützte Basis, kam Methode, Ziel und Nachdruck in seine Bestrebungen.

Es ist nicht zu leugnen, so wenig es den selbstherrlichen Kaufleuten damals behagte, und so mancherlei Unwirksames und Überflüssiges in dem Patronagesystem der offiziellen Fürsorge für die Ausfuhr heute noch liegen mag: Wie in Preußen die damalige Entwicklung überhaupt, so kam auch hier, auf wirtschaftlichem Gebiet für ganz Deutschland, der erste starke Impuls von oben. Und wer heute näher hinsieht, der wird zugeben, daß die amtliche Berichterstattung unserer Auslandvertreter auf wirtschaftlichem und wirt-

schaftspolitischem Gebiet nicht nur eine Unsumme von ehrlichem Fleiß und ausgeprägtem Pflichtgefühl zeigt, sondern teilweise eine bis in die letzten Details gehende Beherrschung des Stoffes, und daß die praktische Nutzbarmachung derselben seitens der zuständigen Inlandbehörden immer weitere Fortschritte macht. Heute werden in der Hauptsache gar nicht mehr Jahresberichte geschrieben — sie sind vielfach ganz aufgegeben worden — sondern es werden Spezialberichte geliefert, und von den zuständigen Behörden hier werden Artikel aus der fremden Tages- und Fachpresse übersetzt, die nahezu alle Gebiete des Wirtschaftslebens umfassen. Sie erstrecken sich auf die Tendenzen in der Entwicklung des Außenhandels, namentlich des überseeischen, auf die Handelskonjunkturen im Ausland, die Geschäftslage in einzelnen Exportländern und Exportbranchen, die Entwicklung auswärtiger Konkurrenzindustrien, das Vorkommen oder die Kultur von Rohstoffen, die Finanzen, Eisenbahnen, Zollwesen, Schiffsverkehr, Kreditverhältnisse usw. Diese Berichte werden entweder periodisch veröffentlicht oder sie werden vertraulich an Handelskammern und andere Interessenten weitergegeben, oder sie werden in der Form von Informationen fruchtbar gemacht, die, vielfach durch Muster unterstützt, an amtlicher Stelle einzuholen sind, oder sie erscheinen als Nachschlagewerke.

Neben und nach dieser amtlichen Fürsorge für die Entwicklung dieser Ausfuhr hat sich eine halbamtliche, korporative mit dem gleichen Endzweck entwickelt. Hierher zählt zunächst die Tätigkeit der Handelskammern, besonders derer mit großen Überseeinteressen, wie Hamburg, Bremen, Stettin usw., oder solcher mit starken Exportindustrien, wie Berlin, Chemnitz, Leipzig, Frankfurt a. M. usw. Es gehören ferner hierher die allgemeinen wirtschaftlichen Verbände, wie der Zentralverband Deutscher Industrieller, besonders für die Schwerindustrie, der Bund der Industriellen, besonders für Fertigwarenindustrie, die Zentralstelle für Vorbereitung der Handelsverträge, der Handelsvertragsverein, der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein u. a. m. Weiter sind hierher zu zählen die zahlreichen wirtschaftlichen Vereinigungen, die sich die Pflege des Exportes im allgemeinen oder spezieller Gebiete zur Aufgabe gestellt haben. Von den ersteren sind zu nennen: der Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, das Exportmusterlager Stuttgart, der Exportverein im Königreich Sachsen, der Süddeutsche Exportverein in Mannheim, die Vereinigung der Exportfirmen in Berlin, der Verband Deutscher Exporteure in Hamburg, die Vereine der Exportagenten in Berlin, Hamburg usw. Ferner zählen hierher die verschiedenen Wirtschaftsvereine, deren Ziel der Ausbau der Handelsbeziehungen zu einem geographisch abgegrenzten Absatzmarkt ist, wie z. B. für Rußland der Deutsch-Russische Verein und der Verein deutscher Fabrikanten und Exporteure für den Handel mit Rußland, der Deutsch-Französische Wirtschaftsverein, der Deutsch-Kanadische Wirtschaftsverein, der Deutsch-Brasilianische Handelsverband, der Deutsch-Argentinische Zentralverband, der Verein der Balkanfreunde usw. Es gehören weiter hierher die für bestimmte Industrien geschaffenen Handels- bzw. Exportvereinigungen, wie für die chemische Industrie, die Maschinenindustrie, gewisse Textilindustrien usw. Der erst kürzlich gegründete Exportverein der deutschen Qualitätsfabrikanten widmet sich der Pflege des Exportes von Qualitätsware auf allen Gebieten der Exportindustrie. Mit der Frage der Ausstellungen, den Informationen und Vorbereitungen dafür beschäftigt sich die Ständige Ausstellungskommission. Wieder andere Vereinigungen arbeiten für den Rechtsschutz im Auslande, für den Schutz gewerblichen Eigentums usw. Eine eigenartige Organisation ist das kürzlich in Bonn gegründete Deutsch-Südamerikanische Institut, das sich die Pflege aller wirtschaftlichen, kulturellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Beziehungen zwischen Deutschland und dem lateinischen Amerika zur Aufgabe gestellt hat.

Zu diesen Förderungsmitteln für den deutschen Export kommt nun last not least die Presse. Zunächst die Tagespresse mit ihren Mitteilungen im Handelsteil, dann die speziell für die Deutschen im Ausland und die deutsche Ausfuhr zusammengestellten Wochenausgaben einiger großer Tageszeitungen und schließlich die eigentlichen Export-Fachzeitschriften und die Export-Anzeiger. Leider ist die Bedeutung einer zielbewußten, großzügigen Presse für unsere Welthandelspolitik und Ausfuhrinteressen noch viel zu wenig bei uns erkannt; es fehlt hier oft am Elementarsten. Deshalb sei hier etwas ausführlicher darauf eingegangen.

Es war ganz natürlich, daß nicht alle Exportförderungsmittel von Anfang an zugleich in den Dienst unserer Ausfuhrinteressen gestellt werden konnten. Gerade die Presse hat erst ziemlich spät angefangen, mit etwas weiterem Blick für den deutschen Export und für die deutsche Weltwirtschaftspolitik zu arbeiten. Es fehlte und fehlt noch heute an Männern, die offenen Auges draußen gelebt und den Zusammenhang im Weltmarktgetriebe und in der Weltpolitik erkannt haben. Wer lange im Ausland war, der wird oft mit Schmerz empfunden haben, daß unsere Presse im Ausland heute noch fast ganz versagt gegenüber den gehässigen oder albernen Herabsetzungen und Verunglimpfungen Deutschlands durch die ausländische Presse, oder richtiger, daß wir eigentlich noch gar keine Auslandspresse haben.*) Hier gilt es, viel Versäumtes nachzuholen. Die offizielle Tätigkeit für unsere Ausfuhr kann aus mancherlei Gründen in der Oeffentlichkeit wenig oder gar nicht eingreifen. Sie würde in gewissen Fällen geradezu schädlich wirken. Die Arbeiten der Korporationen und Zweckverbände, zuweilen von wissenschaftlichem Wert, zuweilen aber auch von Eitelkeiten und einseitigem Interessenstandpunkt beeinflußt, entbehren der Resonanz besonders nach außen hin. Anders ist es mit der Presse, die in intimster Wechselbeziehung zum Gesamtleben der Nation und seiner sichtbarsten Seite, der Wirtschaftspraxis, steht und aus dieser stets produktiv wirksamen Verbindung heraus zu Tausenden spricht, öffentlich, jedem zugänglich und immer wieder.

Ganz gewiß, die Sprache allein tut's nicht. Es kommt alles darauf an, daß sie begleitet und unterstützt wird von Kulturwerten, die Expansivkraft, und von Waren und Menschen, die Werbekraft haben. Erst dann hat das Treitschkesche Wort Geltung, daß die Zukunft unseres Volkes davon abhänge, wieviel Millionen Menschen dereinst Deutsch sprechen. Wo aber diese beiden Faktoren, die kulturellen und wirtschaftlichen, vorhanden sind, da wird die Sprache zu dem Außerordentlichen Gesandten

Anmerkung der Redaktion: Vorstehender Aufsatz ist der ersten Nummer der erweiterten Exportwoche, Ausgabe B, entnommen. Sie enthält außerdem einen Artikel „Ueberhitzer" von Baurat Guillery und einen dritten über „Chirurgische Instrumente" von Paul Erdmann. Außerdem bringt sie eine Reihe von „Nachrichten und Winken für den Export" und Referate „Aus Industrie und Technik".

und Bevollmächtigten Minister, wird zum allergrößten wirtschaftspolitischen Machtfaktor. Spanien hat einst Nordafrika und die ganze Neue Welt beherrscht, und noch heute wird die spanische Sprache von mehr als 20 Millionen Menschen gesprochen. Aber der Handel Spaniens ist selbst mit den Ländern spanischer Zunge verhältnismäßig recht unbedeutend. Es fehlt dem Land eben eine lebensfähige Kultur und eine produktive wirtschaftspolitische Energie. Japan zählt noch nicht 50 Millionen Einwohner und hat sich über 400 Millionen Chinesen und über 125 Millionen Russen nicht nur militärisch überlegen erwiesen. Die kleinen Niederlande setzen in ihrem Gesamthandel ungefähr das Doppelte um wie Rußland, und das noch kleinere dreisprachige Belgien hat einen größeren Gesamthandel als ganz Afrika. Das klassische Beispiel aber dafür, daß dann, wenn Kultur und wirtschaftliche Energie vorhanden sind, die Sprache wegen ihrer umfassenden und durchdringenden Anziehungskraft von der allergrößten Bedeutung ist, sind unsere beiden Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkt: England und die Vereinigten Staaten von Amerika. Die Alte Welt ist anglisiert, und die gleichsprachige, amerikanisierte Neue Welt ist nur eine Abart der englischen. England verdankt seine Erfolge der Vereinigung von wirtschaftlicher und politischer Energie mit einer geschlossenen Volks- und Sprachenkultur. Die Vereinigten Staaten haben sich das lateinische Amerika und Teile des Orients lediglich mit ihrer Dollarpolitik und ihren ausgesprochen amerikanischen Bildungsanstalten dienstbar gemacht.

Und auch wir, die wir mit der Poetenverspätung auf dem Weltmarkte erschienen sind und daneben noch andere Schwächen haben, die einem nüchternen, großzügigen Aufbau unserer Welthandelspolitik entgegenwirken, können an der Entwicklung unseres Außenhandels sehen, welchen Wert die Sprache für wirtschaftspolitische Machtentwicklung im Ausland hat. Indirekt schon dadurch, daß wir unsere überraschend schnellen Erfolge zu einem wesentlichen Teil dem Umstand zu verdanken haben, daß wir im Gegensatz zum Engländer und Amerikaner bereitwilligst die Sprachen der fremden Völker gelernt haben. Direkt aber durch die Statistik, die uns beweist, daß der auf den Kopf der Bevölkerung unserer Exportländer entfallende Anteil an der deutschen Einfuhr um so stärker ist, je mehr deutschsprachige stamm- und kulturverwandte Elemente sich darunter befinden. Die Schweiz, die Niederlande, Dänemark und Belgien, Norwegen, Schweden und Großbritannien stehen mit großen Ziffern hier obenan. Ihnen folgen mit mittleren Ziffern die Länder mit starker deutscher Auswanderung in Südamerika, Rußland, dem Balkan, Nordamerika und Kanada. Die kleine Schweiz ist mit 482.4 Millionen einer unserer Hauptkunden. Der weitaus größte Teil davon geht aber nach der deutschen Schweiz, während wir in der französischen Schweiz verhältnismäßig wenig und in der italienischen fast gar keine Geschäfte machen. Großbritannien, das uns stamm-, sprach- und kulturverwandt, ist mit 1137.7 Millionen Mark unser bester Abnehmer. Von Oesterreich-Ungarn,, unserem zweitbesten Kunden mit 917.7 Millionen Mark deutscher Einfuhr, gilt das gleiche. Auch seine Kultur, Sprache und Abstammung ist deutsch, und namentlich befinden sich Handel und Industrie in deutschen Händen. Von den Vereinigten Staaten, unserm dritten Kunden, gilt Ähnliches wie von England; hier ist die Werbekraft von 18 Millionen deutscher Einwanderer von nachhaltigem Einfluß gewesen. In Rußland, unserm vierten Kunden mit 625.4 Millionen Mark Einfuhr, sind neben der deutschen Bevölkerung in den Ostseeprovinzen und in den Hauptstädten die 5½ Millionen deutschsprachiger Juden von Warschau bis Wladiwostok eine der größten Stützen unseres Ausfuhrhandels gewesen.

Auch die Ergebnisse des Schiffsverkehrs zeigen die Richtigkeit des oben Gesagten. In fast allen russischen Häfen beispielsweise hat England den ersten Platz im Tonnenverkehr. In Reval, Riga und Libau aber, den Hafenplätzen mit deutschem Hinterland, überwiegt die deutsche Flagge. Und daß dies nicht allein deswegen der Fall ist, weil Deutschland und Rußland hier nahe benachbart sind, das beweist Brasilien. Im Gesamtverkehr der brasilianischen Häfen überwiegt natürlich die Landesflagge, die insbesondere fast die ganze Küstenschiffahrt beherrscht; ihr folgt die britische Flagge an zweiter und die deutsche an dritter Stelle. Doch ist das Bild an der Südküste ein anderes als im Norden. Hier entspricht der Dampferverkehr dem Gesamtbild. Im Süden dagegen, über dessen Häfen sich der Hauptstrom der deutschen Einwanderer ergossen hat, überwiegen die deutschen Schiffe die englischen. Noch zahlreiche andere Beispiele ließen sich anführen. Aus allem ergibt sich als Lebensnotwendigkeit die Pflicht, unsere Sprache und Kultur im Ausland zu erhalten und zu verbreiten, und das um so mehr, als unsere Auswanderung nach Uebersee wesentlich abgenommen hat, von über 200,000 Anfang der achtziger Jahre auf einige 20,000 seit 1909. Zur Pflege der Sprache aber ist neben der Schule vor allem die Presse geeignet und berufen.

Nun werden hierbei die Wochenübersichten den wirtschaftlichen und Ausfuhrinteressen im allgemeinen weniger intensiv dienen können. Ihre Zusammenstellung wird in der Hauptsache von den jeweiligen, vorübergehenden Tagesereignissen diktiert und oft nicht genügend Rücksicht darauf genommen, ob und in welchem Maß diese den Auslanddeutschen interessieren oder nicht. Hier setzt die Fachpresse ein, die von vornherein darauf angelegt ist, im geschlossenen Rahmen nach einheitlichem Gesichtspunkt eine Berichterstattung über dauernd Wertvolles zu übernehmen. Und wenn sie es versteht, die wirtschaftlichen Realitäten und das nüchterne Geschäft in angenehmer Form zu bringen, den Stoff durch Illustrationen zu beleben und sinnfällig zu machen, dann um so besser. Wir in unseren alten Kulturzentren üben tagtäglich unbewußt das Gewohnheitsrecht aus, über unsere Zeitungen und Zeitschriften zu räsonieren. Wir wissen und ahnen nicht, mit welchen Gefühlen der Ueberseedeutsche dem Eintreffen eines Blattes aus der Heimat entgegensieht. Jede Zeitung und Zeitschrift wird da draußen willkommen geheißen, als Freund und Verbündeter begrüßt, wird zu einem Kulturträger und politischen Faktor, ganz besonders dann, wenn sie durch wirtschaftliche Fäden die Beziehungen zwischen der alten und neuen Heimat immer weiter ausspinnt und immer enger knüpft. Deshalb ist es elementarste Selbsterhaltung für unseren Außenhandel, neben Auslandschulen usw. eine gute Auslandpresse zu schaffen und auszubauen. Gerade die am Export interessierten Kaufleute und die Industriellen haben das größte Interesse daran, allerorten und immer wieder zu hören und gehört zu werden. Sprache und Kultur schaffen Nationalbewußtsein und Nationalität, und „Gleiche Nationalität", sagt Wilhelm Roscher, „ist im Welthandelsbetrieb gleichbedeutend mit der Vorhand im Handel."



Verschneite Fahrt.

Von Margot Isbert.

Irgendein verspäteter Gast brachte die Nachricht mit in den hellen Ballsaal: „Es schneit!"

Und als wir dann früh morgens um ½5 Uhr nach Hause fuhren, glitten wir auf lautlosen Rädern durch lauter weiße Straßen. — Ganz schnell und plötzlich tauchte der Plan auf: eine Autofahrt morgen! Irgendwohin in die verschneite Welt hinein.

Und dann stand wirklich kaum vier Stunden später der Wagen im tiefen Schnee vor unserem kleinen Haus und ein lustiger Hupenton flog zu meinen Fenstern hinauf. — In Pelze, Mäntel und Decken gehüllt begannen wir die Fahrt ins weite, weiße Winterland.

Erst noch durch Frankfurts verschneite Straßen kreuz und quer; über die Zeil, an der Hauptwache vorbei, die mit ihren kleinen Fenstern im ersten Stock, hinter denen sich so behaglich plaudern läßt, tief im Schnee steckt. Der Eschenheimer Turm steht grau, hoch und gewaltig und trägt seine weiße Haube mit steifer Grandezza. Mühsam arbeiten sich die Trambahnen durch den tiefen Schnee, der immer dichter fällt. Ein müder Droschkengaul trabt tapfer und pflichtgetreu von den Anlagen her. . . .

Wir lassen alles hinter uns: die Trambahn, den klingelnden Klepper, Radler und Menschen.

Als wir über die Brücke fahren, darunter das träge, dunkle Wasser des Flusses fließt, rufen wir noch einen schnellen Gruß zu dem verschneiten Frankfurt zurück, dessen Dächer, Türme und Giebel feierlich in weißgepuderten Perrücken stehen. — An der Ysenburger Warte vorbei, die dunkel in den grauen Himmel ragt, noch ein paar Häuser — ein letzter Wagen, der müde hinter uns zurückbleibt und dann — Wald.

Lautlos fliegen die Räder über die Schneedecke; nur das Rattern des Motors, nicht störend; ein frischer, forscher Ton, der das hohe Lied von Menschengeist und Menschenfleiß in die stille Natur hinaussingt.

Wir sitzen still, ganz versunken in Schauen, dicht nebeneinander; je zwei und zwei. Wie Nadelstiche brennen die Schneeflocken, die uns, vom scharfen Wind getrieben, ins Gesicht peitschen; an den Augenbrauen wachsen langsam frierende Tropfengebilde, über die Backen rinnt der Schnee, von der Wärme der Haut geschmolzen.

Manchmal gucke ich meinem Nachbar in sein rotes, frisches Gesicht; dann nickt er mir zu und wir lachen uns an: froh über die schöne Welt, die Fahrt, den Schnee, über den Wald mit seinen weißen Tannen und darüber, daß wir alle Arbeit der Woche hinter uns gelassen haben und vogelfrei und sorgenlos in den hellen Sonntag hineinfahren.

Am Steuer vorn summt der Doktor eine Melodie aus dem „Lieben Augustin" vor sich hin: „Wenn der Himmel hängt voller Geigen." . . . .

Herrgott ja! Ist's zu verwundern, wenn er uns voller Geigen hängt?! Muß er's nicht? . . . Ist das Schöne auf der Welt nicht eigens dazu geschaffen, daß wir's zu gegebener Zeit froh genießen? Einmal . . . hat's ja doch ein Ende! — Und heute ist heut! Kommt nicht wieder — nie! In alle Ewigkeit nicht. . . . .

Nun tritt die Straße hinter den letzten Stämmen des Waldes ins freie Feld hinaus, das in blendender Weiße unter dem grauen Himmel liegt. Wir schließen minutenlang die Augen vor dieser überwältigenden Helligkeit. — Ein Hügel nur hier und dort, ein einsamer Baum, der frierend die dürren Äste zum Himmel reckt. Eine Krähe, die mit leisem Flügelschlag schwarz über das weiße Einerlei gleitet, und fern drüben, dort, wo wir hinfahren, wartet wie eine dunkle Mauer der Wald auf uns.

Immer noch tanzen und fallen die dichten Flocken, weiche, kleine Schmeicheldinger, wie Samtpfötchen zart, und können's doch nicht lassen, prickelnd unsere Haut zu mißhandeln. Aber nun sind wir schon daran gewöhnt und blinzeln tapfer in die weiße Herrlichkeit hinaus. Bis an den Hals sitzen wir selbst im Schnee, der Pelze, Mäntel, Decken — alles mit seinem Puderzucker überzieht. Nur unsere Augen, sechs Paar junge, übermütige Augen, lachen noch blau und braun und schwarz aus dem Weiß hervor.

„Ist's schön?" . . . fragt mein Gefährte neben mir und schiebt seinen Arm dichter in den meinen, daß wir uns gegenseitig wärmen.

Ob's schön ist! — Hundert Saiten klingen in mir, die singen alle nur die eine Melodie: „Es ist schön! Es ist schön!" . . .

Da kommt ein hessisches Dörfchen, hinter verschneite Hecken geduckt. Der Schnee stiebt in weißen Wolken zu beiden Seiten unseres Wagens; ein paar Schneeballen, von Dorfrangen geworfen, sausen uns um die Ohren; ein paar laute, lustige Worte fliegen hin und her. — Hohe Schneewehen zu seiten der alten, kleinen Fachwerkhäuser; altersdunkel und grau die Dorfkirche mit dem kantigen Glockenturm; auf der Uhr stehen die Zeiger still, vom Schnee verweht. — Die Zeit selbst scheint stillzustehen in der weißen, glitzernden Unendlichkeit. — Nun die letzten Häuser des Dorfes, die etwas abseits stehen wie verlaufene Schäflein; ein Stück Landstraße noch — dann wieder Wald.

Nun holpert der Wagen über ein paar Bahngleise, daß die Federn hoch aufwippen; eine halsbrecherische Kurve noch und wir biegen elegant und sicher in eine Schneise ein. Am Bahndamm steht noch des Streckenwärters junge Frau mit ihrem Dreikäsehoch an der Hand und schaut uns nach, die wir, aus einer bunteren Welt kommend, sekundenlang einen fremden Ton in ihr stilles Leben gebracht haben. — Ein lustiges Wort hallt noch hinter uns her und zerflattert in der Waldruhe.

Tief im Wald, wo ein paar zarte, silbergraue Gräser zitternd aus dem Schnee ragen, steht Rehwild und äugt mit klugen Lichtern herüber zu dem ratternden Gefährt, das keine Gefahr für sie bedeutet. Der Tod sieht anders aus, das wissen sie! Der kommt gemächlichen Schrittes, ein einsamer Wanderer, das dunkle Rohr am Riemen über der Schulter.

Die schlanken, dunklen Tannen stehen festlich geschmückt wie kleine Mädel in ihren ersten, weißduftigen Ballkleidchen, mit glitzernden Brokatschleiern und kostbarem Hermelin, der schwer und tief auf geneigten Zweigen niederhängt. — Irgendein kleiner, frierender Vogel lockt tief drinnen im Wald; jetzt ganz nah — dann ferner — und wieder Stille.

Die Straße ist weiß und breit; die Gräben an den Rändern sind nicht zu sehen. Kein Fuß hat den Schnee noch betreten; unsere Wagenspur reißt die ersten, klaffenden Wunden hinein. Und auch die sind in einer Stunde



wohl schon wieder von neuen Flocken verweht und zugedeckt.

Eine Brücke mit verschneitem, verwettertem Mauerwerk; darunter ein dunkles, müdes Wasser, das in einem letzten Wehren gegen die Fesseln des Eises dahinfließt.

Dann grüßt uns am Wegrand ein freundliches Försterhaus und der Meseler Wildpark tut sein Gatter vor uns auf. — Wie in ein Märchenland fahren wir hinein; und doch ist's herrliche Wirklichkeit: die stolzen Bäume in ihrem königlichen Schmuck und die dunklen, fernen Tiefen des weißen Waldes.

Ganz langsam läßt der Doktor den Wagen gleiten und wendet den Kopf nach seinem blonden Frauchen um, das ganz verschneit tief hinten in den bequemen Lederkissen eingekuschelt sitzt.

Sie nickt ihm zu und trällert mit roten, kalten Lippen irgendein keckes, kleines Walzerlied, nach dem wir gestern abend noch tanzten.

— — — — — — — — — — —

Dann ein behagliches Mittagessen in Darmstadt. Fisch, Braten und Pudding verschwinden in unglaublich kurzer Zeit. Nur der blonde Junge neben mir hat bei allem gesunden Appetit noch Idealismus genug, zwischen Pastetchen und Geflügel der jungen Frau gegenüber tief in die schönen Augen zu sehen.

Und der goldene Wein von den rheinischen Rebenhügeln perlt in den Römern, die hell aneinanderklingen: auf das Glück und die Jugend und noch viel solch schöner Tage wie dieser. — Die Backen glühen uns nun von prickelnder Wärme; sind noch rot und frisch von Schnee und Kälte — und unsere Hände, die jetzt das schlanke Kelchglas umfassen, unsere jungen, leichtsinnigen Hände, die wollen auch das schöne, das reiche Leben fassen und halten; wie es auch komme, wie es auch sei!

— — — — — — — — — — —

Die erste Dämmerung geht über das Land, als wir die Heimfahrt antreten; die blaue, verschwiegene Dämmerung eines verschneiten Tages, der in diesem Zwielicht noch einmal tausend feine, intime Schönheiten enthüllt.

Wieder haben wir die Häuser der Stadt hinter uns; vor uns weite Felder. — Ein paar dunkle Büsche auf der weißen Ebene zerstreut, darüber ein Rabenschwarm und hoch in der Luft ein kreisender Bussard. — Das Ganze ein feines, kleines Pastellbild von unendlicher Zartheit der Farbentöne, die eine ganze Skala durchlaufen, vom tiefsten Schwarz bis zum fahlen Silberweiß — und ganz fern im Westen leuchtet am Horizont ein einziger, flammend roter Strich.

Lange, schweigsame Fahrt. — Wir sprechen und scherzen nicht mehr viel; wir sind müde und still geworden vom Schauen und Staunen. Dichter sitzen wir zusammen wie ein paar verfrorene Vögel auf einem Zweig, die sich eng aneinanderdrücken. Es ist noch kälter geworden, und der Wind bläst uns nicht übel um die Ohren. Nur ab und zu wechseln wir ein paar leise Worte, wenn eine Wildspur eine Strecke Weges neben dem Wagen herläuft oder ein Eichhörnchen mit flinken Sätzen quer vor uns über die Straße flieht.

Die blonde Frau Doktor hinter uns spinnt Pläne.

„Schatzi!" . . .

„Ja?"

„Du . . . wie wär's denn, wenn wir nächste Woche mal nach Triberg oder St. Moritz rutschten?"

„Schatzi" brummt etwas von „unmöglich" — „absolut keine Zeit".

Pause.

„Männchen, wenn wir nach St. Moritz gehen, wollen wir unsere Skier mitnehmen?"

Keine Antwort.

„Du, Karli! . . . Also ich packe alles ganz allein. Du brauchst dich um gar nichts zu kümmern. — Ich schreib morgen früh gleich mal hin, ob wir Zimmer haben können." . . .

„So?!" . . .

Das klingt noch etwas gedehnt, aber doch schon recht vertrauenerweckend.

Und ich bin nun überzeugt, daß der weitere Verlauf der Dinge mir in etwa acht Tagen eine, vielleicht auch zwei Karten von „ihr" und „ihm" aus St. Moritz bringen wird.

— — — — — — — — — — —

Mein Nachbar löst mir mit seinen nassen Handschuhen einen Eiszapfen von den Augenbrauen und verlangt zum Dank einen Platz für seine große Tatze in meinem Muff. Das muß ich nun natürlich ganz energisch ablehnen, und ich habe einen kleinen, lustigen Kampf mit ihm, dessen Ende sicherlich eine Niederlage meinerseits gewesen wäre, hätte der Doktor vorn am Steuer nicht gedroht, den Störenfried an die Luft zu setzen. — Klingend hallt der Ton von unseren lachenden Stimmen in die graue Dämmerung hinaus.

Und nun zieht rechts, etwas abseits von der Straße, das breite, ernste Portal des Sachsenhäuser Friedhofs vorbei. Ein schwarzverhangener Wagen steht davor; dunkel, steif und reglos sitzt der Kutscher auf dem Bock und die Rappen lassen müde die Köpfe hängen. . . . . Ganz unwillkürlich werden unsere lauten Stimmen leiser. Und mich packt plötzlich nach diesem Tag voller Schönheit und Lachen eine heiße, abwehrende Angst vor dem dunklen Rätsel, das am Ende unseres Lebens steht — vor dem Altwerden, wenn langsam ein Wunsch nach dem andern still wird, wenn nicht mehr jeder neue Tag irgendeine neue, schöne Frucht der Arbeit oder des Glücks bringt. — Aber noch ist ja Zeit; und so unendlich viele Möglichkeiten des Schaffens und Genießens, dazu soviel Kraft, das Schöne und Schwere gleich stark zu tragen. . . .

Stiebender Schnee zu beiden Seiten unseres Autos und hier und dort schon ein Vorstadthaus, das mit dunklem, spitzem Giebel schneebeladen gegen den grauen Himmel steht und hinter weißen Gardinchen schimmerndes Lampenlicht birgt. — Verschneite Gärten, von deren Zäunen jeder einzelne Pfahl eine lustige, kleine Pierrotmütze trägt. . . .

Und nun winken schon in der Ferne Frankfurts erste Lichter, die gelb, leuchtend und blinkend aus der kalten Dunkelheit tauchen.

Vom Münchner Presseball.

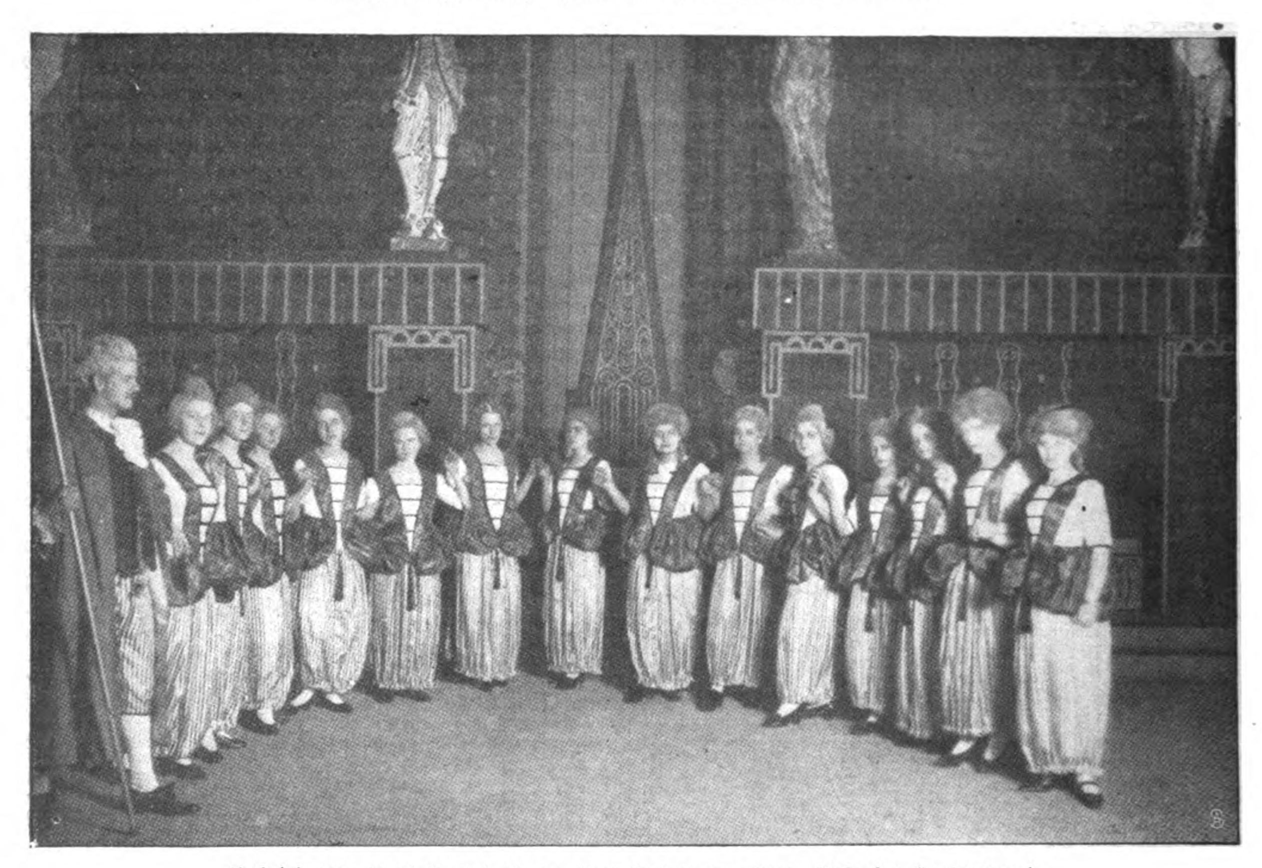
Eine Richard Strauß-Woche. Von Eva Gräfin v. Baudissin.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von W. Hümmer.

Unsere Zeit zieht aus allem gern den Extrakt, komprimiert, bringt die Essenz einer Substanz auf ihren winzigsten Teil, um schneller und intensiver genießen zu können. Das bezieht sich auf alles — und nach diesem köstlichen, streng modernen Verfahren hat man denn auch versucht, eine ganze Richard Strauß-Woche, eine Uebersicht über die berühmtesten Opern des gefeierten Komponisten, an einem einzigen Abend zu geben. Und wie glänzend ist diese Aufgabe gelöst worden! Fortan werden sich sicherlich alle Künstler, Dichter und Musiker, noch lebende wie solche, die schon von olympischen Höhen herab dem Ball der „Münchner Presse" beiwohnten, an das Kommitte dieses Festes wenden und um solch eine zusammen-



Marschallin (Frl. Wich ×) mit Modistinnen, Leibarzt und Abbé.



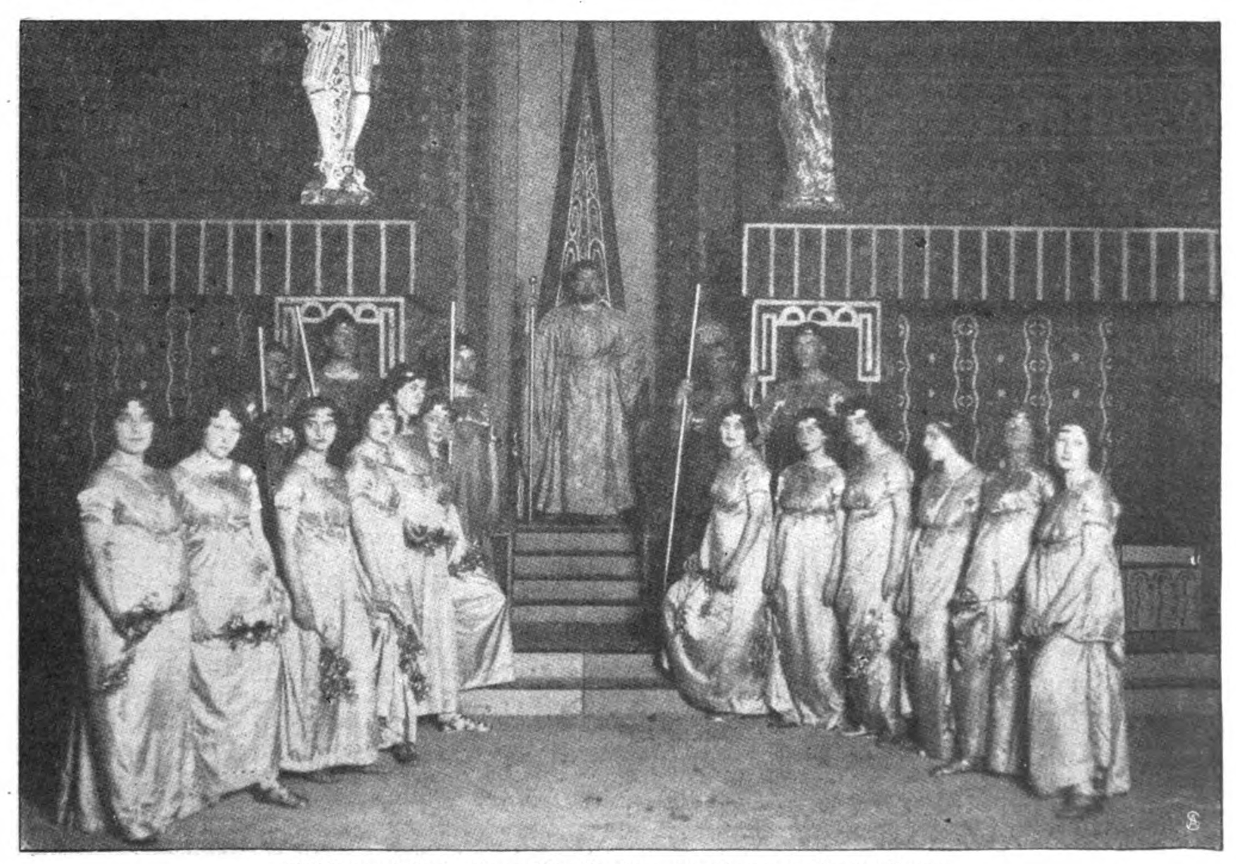
Rokokodamen in Grün und Grau, einen Reigen aus dem „Rosenkavalier“ tanzend.

Vom Münchner Presseball.

gedrängte und doch das innerste Wesen ihrer Werke wiedergebende „Belebung“ — denn Aufführung ist ein viel zu armseliges Wort! — bitten. Die Konkurrenz muß scharf werden. Denn über dreihundert Künstler und Künstlerinnen hatten sich bereitgefunden, in einem Triumphzug „Richards“, wie der Münchner der Einfachheit halber „seinen“ Landsmann nennt, unsterbliche Figuren darzustellen. Seit einiger Zeit tanzte an allen Litfaßsäulen eine in höchster Ekstase sich windende Salome um den Kopf eines Rosenkavaliers herum, dessen leicht ledierter Rumpf trotzdem in eleganter Pose ausharrte. Da setzte heftiger Frost ein — die Polizei, die in München voll hygienischer Fürsorge ist, erschien, und am nächsten Tag war die gute Salome in ein rotes Brusttuch gehüllt und eins von der gleichen Farbe um ihre überschlanken Lenden gewunden. Auch diese Metamorphose nach rückwärts, von einem schon flüggen Schmetterling zurück in die Puppe, nahmen alle, die es etwas anging, mit Freuden wahr — denn wenn sich die Polizei einmischt, dann muß etwas Großes im Werk sein! Die Nachfrage nach den Billetten stieg zu ungeahnter Hausse, und Tausende warteten daher in den schönen Räumen des Deutschen Theaters auf die Verwirklichung ihrer phantastischsten Träume. Der große Theatersaal war mit echten orientalischen Teppichen geschmückt, zwischen denen an breiten Goldbändern goldene Sträuße hingen. Eine vergoldete Ariadne bildete im schimmernden Meer der Gäste eine Insel; an ihrem schmalen Gestade sammelten sich immer neue Perlen, vom Ozean einen Augenblick emporgehoben, dann wieder untertauchend — das gab ein kleines, in seiner Vielfältigkeit ewig reizendes Bild für sich. Um halb neun Uhr begann der Zug über die in tiefem Lila gehaltene Bühne. Architekt Erich Mendelsohn und Bildhauer Theodor Pilartz hatten die künstlerische Durchführung des Festes übernommen, die Kostüme entworfen und die Gruppen arrangiert. Man sah junge, schöne Gestalten in klassischen, römischen, ägyptischen, orientalischen Kostümen, die den Körper nicht einengten oder neidisch verhüllten, sondern ihm köstlichste Bewegungsfreiheit gestatteten. Salome und Elektra mit den Gruppen ihrer Verwandt- und Gefolgschaft ziehen vorüber, auf Salo-



Alexander Sacharoff als Barock-Bacchus.



Bildhauer Pilartz als antiker Bacchus, umgeben von Bacchantinnen.

Vom Münchner Presseball.



mes Schleiertanz folgen anmutige Reigen und bacchantische Tänze, alles dem Sinn der einzelnen Opern untergeordnet — den Uebergang zur Barockzeit des „Rosenkavalier", dessen Titelheld Klotilde von Derp liebenswürdigsten Ausdruck lieh, bildet der barocke Bacchus, von Alexander Sacharoff dargestellt und getanzt. Ariadne auf Naxos mit den Kontrasten der in ihr wirkenden Personen, dem guten Bürger Jourdain, seiner Sippe und den adligen Gästen, dazu die Typen des Schauspiels und der italienischen Oper, bot den Künstlern natürlich ein besonders reiches Feld zur Entfaltung ihrer schönen und heiteren Ideen. Dann flutet die Schar griechischer und römischer Jünglinge und Mädchen, der Sklaven und Tänzerinnen, der Kavaliere des Rosenkavaliers, der Harlekine und Zerbinetten die Treppen hinab in den Saal, beginnt einen Reigen um die goldene Statue der Ariadne, löst sich auf zu einzelnen Paaren und reißt in den Jugendrausch, in den Schönheit ringsum, Siegesbewußtsein und jauchzende Lebenslust sie versetzt haben, die Gäste mit hinein. Es wirbelt und dreht sich, schleift und drängt vorwärts, läßt sich los zu ein paar graziösen Drehungen und findet sich wieder, Brust an Brust und Hand in Hand. Die Feierlichkeit, die den Festzug umschwebte und ihm eine fast zu ernste, künstlerische Note verlieh — jetzt löst sie sich auf, zerstiebt in Atome, sobald sich die Träger all der feinen, wohldurchdachten Gedanken zwischen die Irdischen, die Pallenberg so richtig „die Irdenen" nennt — mischen. Auch sie tragen ja dem Feste Rechnung; es wimmelt von weißköpfigen Hofmarschallinnen, zierlichen Rosenkavalieren, Griechen, Römern, Orientalen — köstlichen Bürgern und Bürgerinnen der Barockzeit, Watteaufiguren, Kleopatras, Negern und Sklavinnen. Gestern der „Frasseh" (Münchner „Nationaltanz") zu usehen, das war ein Genuß, den man nicht wieder vergessen wird; die Vielfältigkeit der Gestalten, der Kostüme, der Farben, welch ein kostbares Mosaik und doch harmonisch durch die eine große, herrschende Note: nichts Unkünstlerisches, kein Kitsch, keine Geschmacks- und Stilwidrigkeiten! Und getanzt wird überall; im Saal, auf der Bühne, in den Logen und Gängen, zwischen den Tischen im primitiven Bierkeller, wo jeder „von 1 Uhr ab" seine Weißwürste ißt — auf den Korridoren und Treppenabsätzen; nicht blasiert, nicht als Arbeit oder Pflicht, hier ist der Tanz ein Opfer, der Göttin der Freude dargebracht! — —

Unsere Bilder

Zum 27. Januar (Abb. S. 137). An der Seite seiner hohen Gemahlin Kaiserin Auguste Viktoria vollendet der Deutsche Kaiser am 27. Januar sein 54. Lebensjahr. Getragen von der Liebe und Verehrung seines ganzen großen Volkes, wird dieser Tag überall auf dem ganzen Erdenrund, wo überhaupt Deutsche wohnen, festlich begangen.

Zum Präsidenten der französischen Republik (Abb. S. 141) wurde der bisherige Ministerpräsident Raymond Poincaré von der Nationalversammlung mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Nach der Wahl gab Poincaré seine Entlassung; Ministerpräsident wurde Briand und Minister des Auswärtigen Jonnart (Portr. nebensteh.).



Jonnart,
der neue französische Minister des Aeußern.

Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. Martin Rücker Freiherr von Jenisch (Abb. S. 138) ist an Stelle des bisherigen Botschafters von Jagow zum Botschafter in Rom ernannt worden. Freiherr von Jenisch wurde am 8. Juni 1861 in Hamburg geboren. Er war bisher Gesandter in Darmstadt.

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen Gottlieb von Jagow (Abb. S. 143) hat sich von seinen römischen Freunden verabschiedet. Zu Ehren des zum Leiter der deutschen Auslandspolitik beförderten ehemaligen Botschafters gab der italienische Minister des Aeußern Marchese di San Giuliano in der Consulta ein glanzvolles Abschiedsdiner.

Eine Verlobung am preußischen Königshof (Abb. S. 139). Prinzessin Viktoria Margarete von Preußen, die einzige Tochter des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen und seiner Gemahlin Luise Sophie, geb. Prinzessin zu Schleswig-Holstein, einer Schwester unserer Kaiserin, hat sich mit dem Prinzen Heinrich XXXIII. Reuß j. L. verlobt. Die Prinzessin ist am 17. April 1890 geboren. Prinz Heinrich XXXIII. steht im 34. Lebensjahr. Er ist dritter Sekretär bei der Botschaft in Wien.

Die Vermählung der Erzherzogin Mechthildis von Oesterreich mit dem Prinzen Olgerd Czartoryski (Abb. S. 139) hat zu Saybusch in Galizien mit aller Feierlichkeit stattgefunden.

Die Einweihung des neuen Bremer Rathauses (Abb. S. 142) ging, der Wichtigkeit des Ereignisses entsprechend, mit einem würdigen Festakt vor sich. Senator Dr. Nebelthau hielt die Festrede, auf die der Präsident des Senats, Bürgermeister Dr. Barkhausen erwiderte. Der Schöpfer des Neubaues ist Professor Dr. Gabriel von Seidl in München.

Admiral von Hollmann (Abb. S. 138) ist im 72. Lebensjahr in Berlin gestorben. Er trat am 28. Juni 1857 in die Marine ein und hat von 1890 bis 1897 das Reichsmarineamt geleitet und die Grundlage für den Ausbau unserer Kriegsflotte gegeben.

Generalmajor Konstantin von Zepelin (Abb. S. 144) ist in Eberswalde gestorben. Er wurde am 22. Juni 1841 zu Stralsund geboren und trat im Jahr 1860 in die Armee ein. Er hat zahlreiche militärische Schriften und Werke verfaßt.

Reichstagsabgeordneter Emile Wetterlé (Abb. S. 144) hat durch einen Zyklus von Vorträgen, die er in Frankreich über elsässisch-lothringische Verhältnisse hielt, unliebsames Aufsehen erregt. Seine eigenen Parteigenossen haben ihn desavouiert.

Für die neue Bobsleighbahn in Oberhof (Abb. S. 144) hat sich Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha ganz besonders interessiert. Der junge Herzog ist bekanntlich ein eifriger Freund des Wintersports, und es ist zum großen Teil ihm zu verdanken, daß Oberhof unter den internationalen Wintersportsplätzen einen so hohen Rang einnimmt.

Das Bacchusfest des Akademischen Vereins für Kunst in München (Abb. S. 144) stellte eine überaus gelungene Veranstaltung dar. Der große Saal der Schwabinger Brauerei war zur römischen Festhalle umgewandelt, in der sich Römer und Römerinnen, Herrscher und Sklaven, Feldherren und Soldaten, Bacchanten und Bacchantinnen bewegten.

Der deutsche Meister Mercker (Abb. S. 144) hat in dem Kampf um die Berliner Schnellaufmeisterschaft den Ersten Preis davongetragen.

Personalien (Abb. S. 138 u. 140). Der schwedische Gesandte in Berlin, Graf Taube, feierte seinen 60. Geburtstag. — Der Generalinspekteur des Militärverkehrswesens, General der Infanterie Freiherr von Lyncker, ist in Genehmigung seines Abschiedsgesuches unter Stellung à la suite des Luftschifferbataillons Nr. 2 zur Disposition gestellt worden. — Dem preußischen Landwirtschaftsminister Freiherrn von Schorlemer-Lieser ist die Hofjagduniform verliehen worden. — Jacques Morvay, der bekannte Chargenspieler, der an verschiedenen Bühnen tätig war, feierte seinen 70. Geburtstag. — Senta Söneland absolvierte ein erfolgreiches Probegastspiel für das Fach der komischen Alten am Berliner Königlichen Schauspielhaus. — Der Kaiserliche Geheime Bankrat Ferdinand Strahl, Direktor des Kontors der Reichshauptbank für Wertpapiere, ist in Berlin im 66. Lebensjahr gestorben.

Die Toten der Woche

Hertha von Hausegger, ehem. bekannte Sängerin, † in Hamburg am 16. Januar.

Admiral a. D. Friedrich v. Hollmann, † in Berlin am 21. Januar im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 138).

Geh. Bankrat Ferdinand Strahl, † in Berlin am 16. Januar. (Portr. S. 140).

Generalmajor a. D. Konstantin von Zepelin, † in Eberswalde am 14. Januar im 72. Lebensjahr (Portr. S. 144).

Nummer 4.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 137.



Kgl. Hofphot. E. Bieber, Hamburg.

Kaiser Wilhelm II.

Zum 27. Januar.



Phot. Dührkoop.

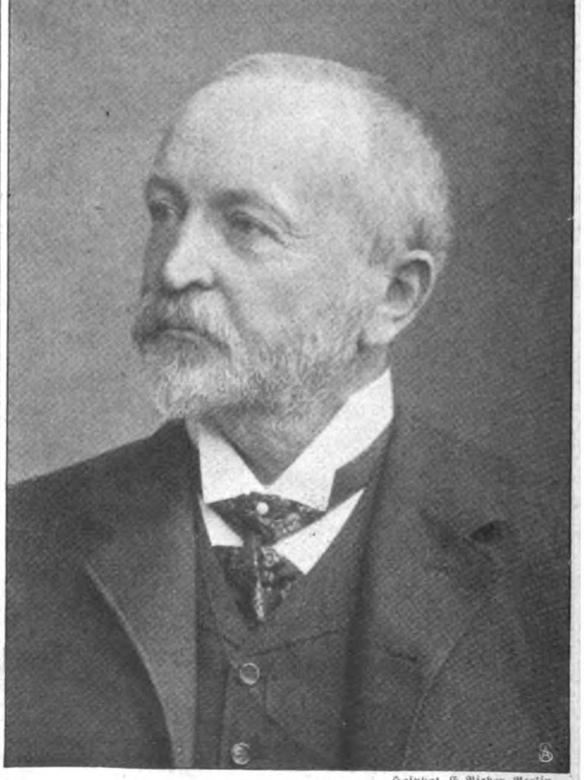
Landwirtschaftsminister Dr. Frhr. von Schorlemer
in Hofjagduniform.

Aus der Berliner Gesellschaft.



Hofphot. E. Raupp.

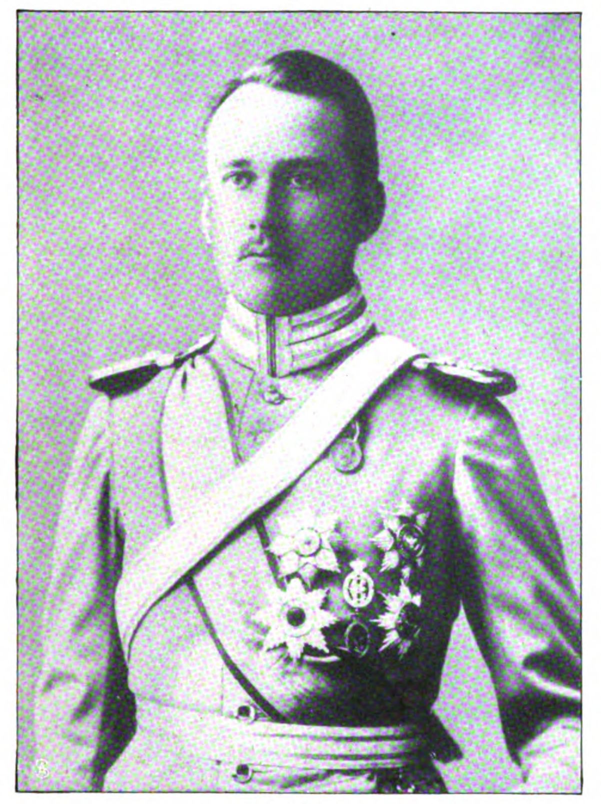
Martin Rücker Freiherr von Jenisch,
der neuernannte Botschafter in Rom.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Friedrich von Hollmann †
Berlin,
Admiral à la suite des Seeoffizierkorps.







Prinz Heinrich XXXIII. Reuß j. L. **Prinzessin Viktoria Margarete von Preußen.**

Eine Verlobung am preußischen Königshof.



Atel. Rubens, Posen.

1. 2. Das junge Paar, 3. Graf Potocki, 4. Graf Szoldrski, 5. Prinz Adam Czartoryski, 6. Prinz Lubecki, 7. Prinz Czartoryski.

Zur Vermählung der Erzherzogin Mechthildis mit dem Prinzen Czartoryski in Saybusch.



Hofphot. Sandau.

Graf Taube,
schwedischer Gesandter in Berlin, wurde 60 Jahre.



Alfred Frhr. von Lyncker,
Gen.-Insp. der Verkehrstruppen, nahm seinen Abschied





Ferdinand Strahl †
Kais. Geh. Baurat, Berlin.



Phot. Willinger.

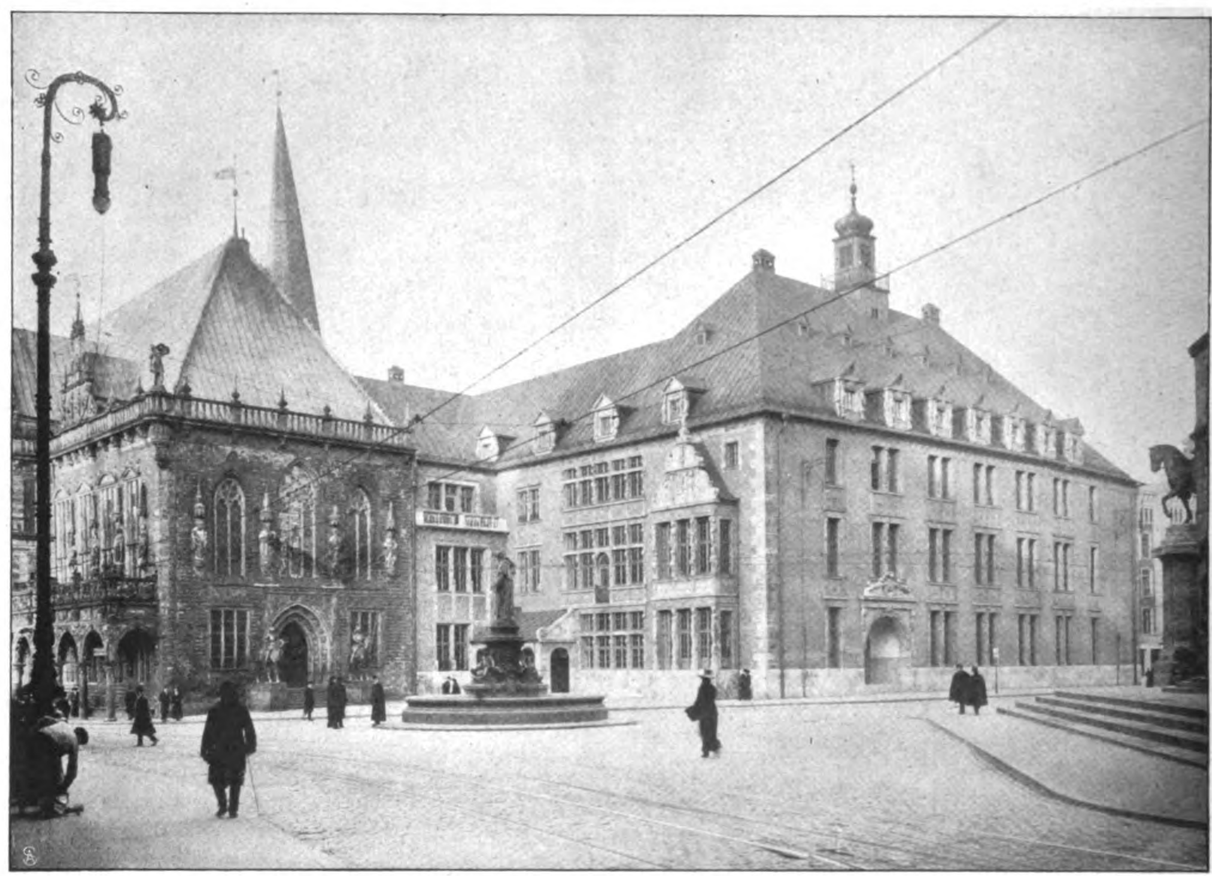
Jacques Morvay,
Schauspieler, Berlin, wurde 70 Jahre.



Senta Söneland **in „Die glückliche Hand".**
Zu ihrem Gastspiel am Berliner Kgl. Schauspielhaus.

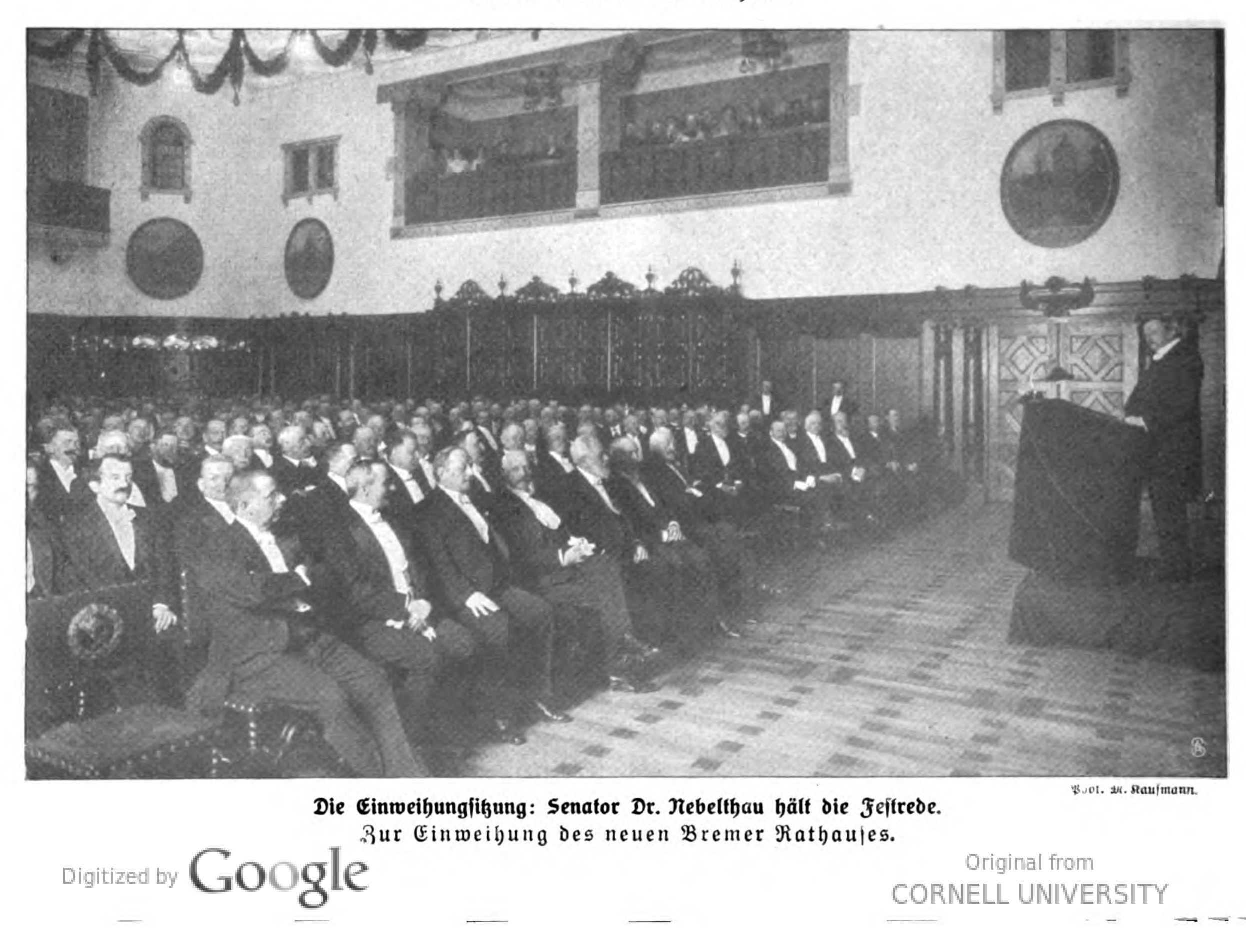


Raymond Poincaré,
der neue Präsident von Frankreich.
Nach einer Originalzeichnung von Strimpl, Paris.



Phot. M. Kaufmann.

Das alte und das neue Rathaus.



Phot. M. Kaufmann.

Die Einweihungsitzung: Senator Dr. Nebelthau hält die Festrede.

Zur Einweihung des neuen Bremer Rathauses.



Phot. Veccia Luigi.

Von links stehend: Prinzessin di Teano, Prinzessin di Sonnino, Prinz di Scalea, die englische Botschafterin Mrs. Rodd, San Giuliano, der russische Botschafter Krupenski, der österr.-ung. Botschafter Mérey, der amerik. Botschafter O'Brien der spanische Botschafter Piña y Millet, General Brusati, der englische Botschafter Mr. Rodd. Von links sitzend: v. Jagow, die Herzogin von Gallese, die Gräfin Bruschi, die Marchesa Centurione, die Marchesa Lavaggi, der türkische Botschafter Naby-Bei.

Von dem zu Ehren von Jagows durch San Giuliano in der Consulta in Rom gegebenen Frühstück.



Konstantin v. Zepelin †
Generalmajor a. D.



Phot. Lev. Schoy.
Emile Wetterlé,
Elsäss. Reichstagsabgeordneter.



Presse-Foto-Verlag.
Ein Bacchusfest im alten Rom.
Veranstaltet vom Akademischen Verein für Kunst in München.



Phot. Löhrich.
Zur Eröffnung des Oberhofer Bobsleigh-Klub-Hauses.
Das neue Klubhaus.



Illustr. Photo-Verl.
Der Sieger Mercker im Lauf.
Die Eislaufmeisterschaft von Berlin.



Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

13. Fortsetzung.

Achim von Bornim war seit längerer Zeit nicht an Wendisch-Wiesche vorbeigekommen.

Er hatte auch seine Gründe, den Ort zu meiden. Der weckte in ihm unangenehme Erinnerungen. Eigentlich das einzige an Reue und Schuldbewußtsein in seinem ganzen Leben. Und auch seine Freunde und Verwandten schonten stillschweigend sein schlechtes Gewissen. Nie hatte jemand zu ihm von Ilse Zültz gesprochen. Nur in der Zeitung hatte er vor Monaten ihre Verlobung gelesen.

Nun hing dies weiße Haus aus Tausendundeiner Nacht da oben voll von Kränzen. Girlanden umrahmten das Portal, der Kiesweg herunter war über und über mit Blumen bestreut. Zu beiden Seiten säumten Menschenreihen den Weg bis zu dem Pfarrdorf Deutsch-Wiesche in der Ferne. An der Auffahrt das Personal. Förster in neuem Grün, den Bruch am Hut. Die roten Westen von Dienern, blaue und rosa Waschkleider der Mädchen, das Weiß des Kochs, davor zwei Herolde mit Hellebarden in Landsknechttracht. Dann die Straße entlang mit entrolltem Banner der Kriegerverein, die Schuljugend, der Lehrer mit dem Taktstock vor der Front. Die Gutsarbeiter, die Bauern, die Neugierigen. Sogar ein Gendarm war da, trabte auf und nieder und hielt Ordnung und rief durch die erwartungsvolle Stille: „Schönen guten Morgen, Herr von Bornim!“

„Morjen! Was ist denn hier für ein Zauber?“

„Gleich werden die Herrschaften kommen! ... Die Trauung ist bald zu Ende! ...“

„Wo ist die Trauung? .. Drüben im Dorf?“

„Befehl! ... Aha ... jetzt!“

An der Waldecke schwenkte jemand seinen Hut. Die beiden Pferde stiegen, so nahe krachten von dem Hügel her die Böllerschüsse. Fern läuteten die Glocken, dröhnten Paukenschläge und windverwehtes Trompetengeschmetter ...

Ein langer Wagenzug. Er nahm kein Ende. Uniformgeflimmer — in den offenen Kutschen alle Regenbogenfarben von Damenkleidern, das Schwarz der Fräcke und der Zylinder, ganz vorn, im ersten Vierspänner, etwas Weißes im Schleier, das sich grüßend leise nach rechts und links neigte, Geschrei und Hüteschwenken am Weg ... Achim von Bornim biß die Zähne zusammen ... Wohin nun? Im Rücken das Haus Wendisch-Wiesche — vor sich der Brautzug ... die schönste Mausefalle! Das kam davon, wenn man zwischen seinen Kartoffeln verbauerte! Das reine Tier wurde man. Erfuhr nichts mehr, was in der Welt vorging. Keine Menschenseele verriet einem, daß gerade heute die Ilse ...

Der Schulmeister hob seinen Taktstock. Die Kinder setzten mit hellem, hundertstimmigem Krähen ein:

„Wir grü—ßen euch! Wir grüßen euch ...“

Die Stute scheute, flog über den Graben ins Stangenholz ... So ... da hatte man sie wieder an der Kandare ... hielt in einer Waldlichtung ... mußte da bleiben. Sonst wurde man von der Chaussee aus auf fluchtartigem Rückzug gesehen. Sich im Versteck halten wie ein Landstreicher ... Schon einmal hatte er so gelauert ... vor Jahren und Jahren ... im Entenluch ... als die Ilse von Sommerwerk zurückfuhr, mit der Empfehlung an das christliche Haus in Berlin, in das sie nie gegangen. Hätte man damals frei gesagt: „Laß du diese Nippolds oder wie sie heißen samt ihrer Tochter! Du bist mein ...“ ... Es war alles so anders gekommen. Da saß die Ilse an der Seite eines fremden Mannes ... Das Herz tat ihm weh ...

Ein Trompeterkorps ritt dem Zug voraus. Dragoner aus der nächsten Garnison. Er erkannte sie an den wohlgenährten Fliegenschimmeln. Sie trugen Dreispitz und gepuderten Zopf und das Königs-

blau mit den roten Aufschlägen des Siebenjährigen Krieges. Sie bliesen mit vollen Backen:

„Wir winden dir den Jungfernkranz
Aus veilchenblauer Seide ...“

Sie waren schon ganz nah. Und er hier verkrochen und verborgen, als Ritter von der Landstraße wie vielleicht ein Bornim zur Quitzowzeit ... Und eine plötzliche Wut auf sich ... Wenn so'n Kerl damals auch nichts besaß als einen rostigen Harnisch und 'ne Handvoll Läuse darunter — eins hatte er doch: Courage! ... Courage bis unter den Galgen ... Lief nicht vor einer jungen Frau in der Hochzeitskutsche davon.

Er preßte wieder die Lippen aufeinander, er ritt auf die Straße zurück, im Schritt dem Brautwagen entgegen — an ihm vorüber — die Kappe zum Gruß in der Hand. Ilse Lauckardt hob rasch den Kopf. Sie blickte ihn an. Er konnte ihre Züge durch den Schleier kaum erkennen. Er sah deutlich nur die großen Augen. Und in ihnen — schien es ihm in dem Flimmern der Luft, dem Lärm der Menschen — wie ein siegreiches Leuchten des Triumphs — eine königlich gemessene Neigung des dunklen Scheitels im Myrtengrün ... Ich brauch dich nicht ... Ich laß dich hinter mir ... Mein Weg führt aufwärts! ... Der deine ...?

Auch Otto Lauckardt, der feierlich und würdevoll, weiß wie seine Gattin, in strahlender Kürassieruniform neben ihr saß, hatte erstaunt, aber höflich die weißbehandschuhte Rechte an den Rand des Stahlhelms gelegt, auf dessen Sonnenfunkeln man das Landwehrkreuz kaum bemerkte. Achim von Bornim fühlte eine heiße, reueschwere, erstickende Eifersucht auf den dicken, blonden Kerl, während er weiterritt ... nachträgliche Eifersucht ... ohne Sinn und Verstand ... Er selbst war schuld daran ... er allein ... Und trotzdem ... Der Mensch war doch ein sonderbares Ding ...

Er sah keinen Bekannten in der langen Reihe der offenen Wagen. Lauter fremde Züge. Kluge, energische Kaufmannsgesichter — ein paar bebrillte Pastorenköpfe ... Elegante Damen ... jung und alt ... Es war wie eine Invasion vom Rhein ... gegen den Junkersitz da oben, in dessen jetzt freigeblähtem Banner der springende Panther, das Wappentier derer von der Zültz, seiner jungen Herrin und Erbin des Hauses, die gekrallten Pranken wies. In einem der letzten Wagen drehte sich Fahrenholtz der Jüngere, der neue Besitzer des Ritterguts Görtzke, um und sagte zu Oskar Lauckardt, dem Bruder des Bräutigams: „... Donnerwetter ... der Bornim da hinten reitet wie toll querfeldein ...“

„Dem passen wir wohl hier im Lande nicht!“ meinte der kleine Chemiker trocken. „Egal! Wir sind da, mein Bester! ... Wir sind die Männer von morgen! ... Uff! ... Da wären wir! ... Hoffentlich gibt's bald was zu essen! ... Nett sieht sie aus, meine blaublütige Schwägerin — nicht?“

„Reizend!“

Otto Lauckardt führte seine Gattin unter dem erneuten Krachen der Böllersalven durch das blumenumrahmte Portal in das Haus. Hinter ihm schritten seine Eltern — der Geheime Kommerzienrat, der schöne, hochgewachsene Mann mit dem grauen Schnurrbart und den lebhaften Augen, das Eiserne Kreuz auf dem Frack, Frau Lauckardt, ebenso mit dem 1870er Verdienstkreuz für Frauen und Jungfrauen auf dem Violett ihrer Seidenrobe. Es war wie ein Bild eines neuen kriegsfüchtigen und friedensfrohen Bürgertums im neuen Deutschen Reich. Von denen, die seit Jahrhunderten die Waffe an der Seite führten, von den Grafen und Herren von der Zültz, war nur einer erschienen. Ein alter Oberst z. D. als Vertreter des Familienverbands. Ein peinlich höflicher, in der ungewohnten Umgebung noch besonders zurückhaltender Herr. Er meinte zu Ilse: „Das ging ja ungeheuer schnell, verehrte Frau Cousine! ... Sie kannten sich nur ganz kurze Zeit — nicht wahr?“

„In Berlin hat mein Mann um mich angehalten. Und in St. Moritz haben wir uns vierzehn Tage darauf verlobt! ...“

„Vortrefflich! ... Vortrefflich! ...“

Der grauköpfige Haudegen räusperte sich höflich beistimmend. Ein innerlicher Stoßseufzer der Erleichterung. Gottlob: der alte Zültz, Ilses Vater, wurde wenigstens nicht gezeigt! ... Wenn man den noch hier herumreichte .... Aber er hatte selber gar nicht kommen wollen ... hatte aus seinem neuen Pensionopolis, einem Städtchen am Rhein, einen Brief geschrieben, voll schauspielerischer Würde: „Ich bin kein Edelmann mehr, sondern ein armer Sünder. Ich habe kein Recht, mein einstiges Haus zu betreten. Ich bleibe fern und bete für mein Kind ...“

„Und eine Hochzeitsreise wollen Sie wirklich nicht machen, Frau Cousine?“

Die junge Frau lachte.

„Nur bis hierher, Herr Vetter! ... Ich bin von Kind an so viel in der Welt herumgeschubst worden und hatte nie ein Heim. Ich möchte nun mein eigenes Dach über dem Kopf haben und still dasitzen ... weiter nichts!“

Ihr Mann machte ihr ein geheimnisvolles Zeichen, ihm zu folgen. Während die Gäste sich in den Gesellschaftsräumen versammelten, stieg er mit ihr die Treppe hinauf und zeigte ihr das neu eingerichtete Nest. Das war die große Überraschung. Sie hatte es bisher noch nicht sehen dürfen. Nun gingen sie von Zimmer zu Zimmer. Immer neuer Luxus. Neuer Komfort. Sie schlug bewundernd die Hände zusammen. Er strahlte.

„Na ... gefällt es dir, Schatz?“

„Oh ... es ist wundervoll!“

„Fühlst du dich schon wieder ein bißchen zu Hause?“

Ilse Lauckardt überlegte. Dann sagte sie offenherzig: „Nein. Weißt du: das ist ein wunderschönes, neues Haus. Viel zu schön für mich. Das alte Wendisch-Wiesche ist es natürlich nicht!“

„Wie schade!“

„Ja. Das ist doch natürlich. Sieh mal: damals war doch alles voll Staub und Schimmel, und es roch überall mulmig, und wo jetzt der Seidenstoff gespannt ist, da hing die Blümchentapete in Fetzen herunter. Es ist doch so viel besser. Wenn's noch so wäre wie früher, da würde ich, wenn ich die Augen zumache, glauben, ich hörte Papa unten mit seinen Gläubigern zanken ...“

Sie fröstelte leicht in ihrem mattweißen Atlaskleid zusammen, das ihre tannenschlanke Gestalt umspannte.



„Komm, Otto — wir wollen weiter!"

„Ist dir etwas nicht recht?"

„Alles, Schatz! ... Nur — gerade in dem Zimmer hat Mama gelegen — mit dem Nervenchok — ehe man sie nach Berlin in die Anstalt brachte.... Und bitte ... bitte, Ottochen ... diese Tür da mach nicht auf ... nur die nicht ... heute nicht ... bitte." ...

Sie standen im Flur. Er ließ verwundert und in seiner leicht bereiten Empfindlichkeit die Hand von der Klinke sinken.

„Gerade da hab ich einen so schönen Balkon anbauen lassen. Die Aussicht ist wundervoll." ...

„Ja. Aber da drinnen ... da war es doch seinerzeit ... Ach ... ich möchte heute nicht davon sprechen." ...

Es durchfuhr ihn siedeheiß: Herrgott ... da hätt ich selber daran denken können ... vorher irgendwen fragen. In einem von den Räumen muß sich ja seinerzeit der Alte die Kugel vor den Kopf.... Also gerade in diesem! Er zog den Schlüssel ab und steckte ihn in die Tasche.

„Es bleibt verschlossen, Ilse!" sprach er weich und legte zärtlich den Arm um sie. Engverschlungen schritten sie weiter und besichtigten den Rest der Gemächer. Ilse lobte alles. Lobte es, ehe sie es noch recht gesehen, um ihm eine Freude zu machen. Sie war ein bißchen blaß geworden. Die frühe Dämmerung des Herbstabends brach herein. Schatten nisteten in den Ecken des alten Herrenhauses, kauerten hinter den Winkeln der schweren Eichenschränke, im Flur, lauerten hinter den Falten der Vorhänge. Draußen hatte sich Wind erhoben. Es stöhnte in den Kaminen. Ihre Tritte hallten, während sie dahingingen, durch die Stille, und von unten, aus dem lichterhellten Erdgeschoß, tönte das Lärmen und Lachen der Gäste.

Der Wind wuchs an diesem düsteren Oktoberabend, wurde zum Sturm, pfiff über die Heide, durch deren Föhrenkuscheln und Sandkuhlen Achim von Bornim langsam, fröstelnd dahinritt. Um ihn das luftbewegte Dunkel. Alles Nüchterne von der Nacht vernichtet. Nicht mehr die sandige Selbstverständlichkeit der Mark. Geheimnisse überall. Man war wie in einem fremden Land. Unbekannte Laute im Brausen der Windsbraut — Käuzchenschrei und Bäumeknarren ... zerrissener, pechschwarzer, goldgeränderter Wolkenflug vor der unheimlich großen, grellen Mondscheibe am kalten Himmel, das wilde Sichwiegen windgepeitschter Wipfel an dem dämmerigen Horizont — mochte der Teufel wissen, wo man eigentlich war — wieviel Uhr es war — war ja auch ganz egal. Zu Hause war doch nichts los als Ärger und Sorge. Man verlor nichts, wenn man sich hier bis in die Mitternacht hinein von Wind und Wetter umtreiben ließ.

Die Hufe sanken unhörbar ein ... geisterhaftes, lachendes Geraschel im Röhricht ... Achtung ... umgedreht ... ein Luch ... den Hügel hinauf, von dem die Windmühle mondübergossen wie ein aufgeregter Riese mit ihren Sauseflügeln winkt. Achim von Bornim ritt so nahe heran, daß er den wirbelnden Luftzug spürte. Unten blinkten da und dort Lichter. Brannte es da in der Ferne? ... Ein roter Schein? ... Bengalische Beleuchtung ... Raketen im Park. Feuerwerk in Wendisch-Wiesche, zur Abfahrt der Gäste. Da feierten sie ihr Fest. Die Ilse war die Königin. War Siegerin für alle Zeit...

Von einem Mädel geschlagen zu werden, im Wettlauf des Lebens! Tiefsinnig ritt der Junker weiter. Es gab eine gewisse Kunst, sich zwischen den Zügeln, gegen den Wind, die Zigarette anzuzünden. So. Das glimmte wenigstens. Eine brotlose Kunst. Man war doch ein Kerl. Konnte auch mehr. Höheres. Stärkeres. Aber was man konnte, half einem nichts. Das Beste, was in einem lag, brach wie die Scholle da unter den Pferdebeinen. So zog man durch die Nacht, auf müdem Gaul, als Ritter von der traurigen Gestalt. Man hätte sich auch beizeiten nach 'ner Frau umsehen müssen, wie die Ilse nach 'nem Mann. Schon früher. Im Glanz des Gardekragens. Oder auch jetzt. Bald! Man verwilderte schon sachte. Was man schon für Hände hatte. Braungebrannt, mit kurzgeschnittenen Nägeln. Der bessere Bauer... Und dagegen die Ilse ... die Ilse jetzt als große Dame...

Eigentlich zum Lachen! Er warf die Zigarette in weitem Funkenbogen durch die Nacht. Da war wieder Wald. Die ganze Mark bestand, scheint's, nur noch aus Wald. Man ritt pfadlos ins Dunkel. Schaufelschatten auf der Lichtung ... schwere Sprünge ... ein Schnauben ... die Damböcke waren jetzt ganz närrisch ... in der Brunft ... wieder Stille ... vorwärts...

Schön hatte sie ausgesehen ... die Ilse... Und wie ruhig sie einem ins Gesicht geblickt hatte ... gleichgültig und sicher ... hatte ja allen Grund...

Wie hatte der selige Vater in einer Abendstunde gesagt: In jedes Menschenleben tritt einmal die Schuld. Und erlösen müssen wir uns selber...

Aber wie? ... Ringsum Nacht...

Das ermattete Pferd stolperte über eine Wurzel, stürzte nach vorn, schnellte wieder auf, blieb zitternd stehen. Achim von Bornim lag vor ihm lang auf dem Rücken, in seiner Träumerei über den Hals weg zu Boden gesegelt. Der Schädel brummte ihm, so war er an das knotige Wurzelgeflecht geprallt. Über sich sah er den stumpfsinnig hängenden Pferdekopf, zwischen den Ohren den Mond. Das erste, was ihm einfiel, war: Im Schritt heruntergefallen! ... Famos. ... Das kann auch nur dir passieren! ... Das ist wie ein Gleichnis: Andere schießen im Galopp Kobolz! Du brichst dir im langweiligsten Alltagsritt, ohne Wagnis, ohne Kampf, ohne Größe, sang- und klanglos das Genick.

Er sammelte seine Knochen. Im Aufstehen griff er mit der Hand nach der schmerzenden Schläfe. Alles da naß und warm. Verdammt... Schweißte man auch noch! Ein Gutes hatte der Sturz: der freistehende Gaul hatte sich von selbst nach links gedreht. Er war klüger als sein Herr. Er wußte, wo der Stall lag. Also los! Jetzt mußte man doch unter Menschen. Das Zeugs rieselte einem so lau und klebrig ins Genick.

Da lag ein großes Gebäude. Die Fenster noch hell. Ein Hirschkopf am Eingang. Wütendes Teckelgekläff und Pointergewinsel. Das Gebell lockte den königlichen Oberförster selbst auf die Schwelle. Ein großer, blondbärtiger Herr, stand er, die Augen mit der Hand



schirmend, unter seinem Sechzehnender und lachte: „Nanu? . . . Sie, Herr von Bornim? . . . Kleiner Rumpler? . . . Steigen Sie nur ab. . . Wird meine Frau schon besorgen. . . Die ist vereidigte Samariterin. . . he . . . Friederike . . . komm doch noch einmal runter!"

„Nee — nee — um Himmels willen . . . stören Sie die Gnädigste nicht! Ein reines Taschentuch um den Deetz genügt! So. Danke. Ein Glas Grog zur Stärkung? . . . Na . . . wenn es schon sein muß . . . Da bin ich kein Unmensch." . . .

Sie saßen beisammen und rauchten.

„Was treiben Sie denn eigentlich zur Geisterstunde da draußen in den königlichen Forsten, Herr von Bornim?"

Der Junker leerte mißmutig sein Glas.

„Wenn ich daheim in der Klappe lieg, lieber Baron, davon wird der Roggenpreis auch nicht höher!"

Der Oberförster nickte. Er markierte äußerlich den treuherzigen Weidmann. Aber er war ein sehr gerissener Herr, von altem Adel, oft in Berlin und ein großer Politikus.

„Ja. Es sind schlimme Zeiten! Ihr laßt euch zu viel gefallen, ihr Leute! . . . Schreien müßt ihr! . . . Andere schreien auch! . . . Radau im Reichstag! . . . Unser guter Machwitz-Rosenrade . . . der ist 'n Leisetreter . . 'n Wadenstrümpfler. . . Da brauchten wir 'ne ganz andere Sorte! . . 's Bellen macht's nicht, sondern das Beißen!"

„Wen sollen wir denn das nächstemal wählen?"

„Sie?"

Der Oberförster lachte zu Achims erstaunten Augen unter der weißen, blutbefleckten Binde.

„Ja, Sie! . . . Das ist nicht nur meine Meinung. Die haben auch viele andere. Wissen Sie, warum: der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Seit der Gründung des Reichs haben unsere Bauern den Herrn von Bornim in den Reichstag geschickt. Jetzt eben den Sohn. Jeder fremde Name erschreckt sie. Das letztemal haben wir den Kreis ja nur grade noch gehalten." . . .

„Aber man muß den Klimbim doch auch verstehen!"

„Sie würden's schon schaffen!" sagte der Oberförster, sich erhebend. „Draufgänger tun uns not! . . . Sie sind ja in Ihrem Elternhaus sozusagen in Politik aufgewachsen . . . Nee — nee — ich spreche im Ernst, Herr von Bornim! Sie sind schließlich der größte Grundbesitzer des Kreises, der Träger des ältesten Namens . . . und bis 93, bis zur nächsten Wahl, auch noch zwei Jahre älter, was auch nichts schaden kann . . . Also wollen Sie jetzt wirklich durch Nacht und Nebel heim? . . . Schön. Des Menschen Wille . . . Gehorsamste Empfehlungen an Ihre Exzellenz." . . .

Wieder Dunkel und Wind und Einsamkeit. Aber jetzt auf der Chaussee. Da konnte man den Weg nicht mehr fehlen. Müde im Sattel. In einem die wehrlose Wut: alles legt einem das Leben bereit. Man hat es zum Greifen nah. Große Aufgaben harren. Man rechnet auf ihn, den noch nicht Dreißigjährigen. Eine weite Laufbahn tut sich auf, reich an Pflicht und Ehren wie die des Vaters. Eines Mannes, eines Bornim wert. Und alles nur eine Luftspiegelung. Man faßt ins Leere. Sinkt ins Dunkel. Der Boden unter den Füßen fehlt. Das törichte bißchen Kleingeld, um das sich noch nie ein Bornim gesorgt. Und deswegen mit Schimpf und Schande untergehen — der Letzte des Geschlechts auf eigener Scholle — der ruhmlose Erbe — ein Kerl, dem sie noch nach hundert Jahren fluchen und die Faust ballen, wenn ein verarmter Bornim des Weges vorbeikommt und fremde Menschen auf der Schloßterrasse von Sommerwerk sieht . . . Nein . . . und tausendmal nein . . . Zähne zusammen . . . Kopf hoch . . . obenbleiben . . . durchhalten um jeden Preis . . . Himmeldonnerwetter: Was ein dummes Mädel kann, das kann ich auch noch . . .

Verbissen, erschöpft, schlaftrunken lenkte er den Gaul in den Hof seines Hauses, lüftete schwerfällig die Beine aus den Bügeln und trat sporenklirrend, vom Sturz beschmutzt, mit blutiger Stirn wie ein Freibeuter aus Räuberzeit in den hinteren Flur. Der alte Diener war noch wach. Er schnob ihn an: „Plinkere nicht so mit den Augendeckeln wie'n oller Papagei. Kleiner Aderlaß! Macht nischt! . . . Viel gesünder als die Schweinerei hier! . . . War das Gewächse, der Rehfisch, da?"

„Das Gewächse ist noch da!"

Der Agent erhob sich grinsend von seinem Stuhl, auf dem er in der Ecke gesessen. . . . Achim von Bornims Augen blitzten wild.

„Was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Wollen Sie bei mir übernachten?"

„Soll ich morgen wieder den weiten Weg von Berlin heraus? Ich hab mir gesagt: Einmal kommen Sie ja doch nach Hause." . . .

Der Diener war gegangen. Achim stand, die Hände in den Taschen der Reithosen, die Peitsche unter dem Arm, breitbeinig vor dem kleinen Mann. Der schaute treuherzig zu ihm auf.

„Was los ist? Ein gutes Geschäft!"

„So?"

„Aber es eilt! Deswegen bin ich hiergeblieben. Zum ersten Januar brauchen Sie doch wieder eine Menge Geld! M. w.! . . . Aber wir müssen's als Hypothekenzedierung befingern . . . Sie kaufen morgen in Berlin ein goldsicheres Eckhaus in der Müllerstraße. . . Zwei Mille Überschuß. . . Kosten entstehen Ihnen nicht. . . Wir besorgen alles. . . Lassen's auf Ihrem Namen eintragen. . . Später" . . .

„Später wird feste gekündigt und Zwangsversteigerung, ohne daß man Euch wegen Wuchers an die Nieren kann!" sagte Achim von Bornim. „Kinders . . . ich kenn doch Eure Schliche! Ich bin doch auch nicht von gestern! . . . 'nen andern hättet Ihr überhaupt schon längst zur Strecke gebracht. Aber ich wehr mich meiner Haut." . . .

Wohl war ihm doch nicht zumut. Ruck! . . . Da zog sich die Schlinge um den Hals wieder einen Zoll fester. Er fuhr sich unwillkürlich mit der Hand zwischen Kragen und Kinn.

„Puh . . . hier stinkt's!" sprach er. „Teuerster Rehfisch . . . Sie sehen: ich bin blessiert . . . ich habe heute keinen Sinn für die scherzhaften Ausgeburten Ihrer Phantasie. Legen Sie lieber die Männerhand auf Ihr Herz und beantworten Sie mir so wahrheitsgemäß, als es Ihnen möglich ist, eine Frage: Sie haben mir vor



Jahr und Tag einmal von einer wohltätigen Dame gesprochen, die die Ehen statt im Himmel in Berlin W. vermittelt? . . . War's nicht eine Baronin Aich? . . . Lebt die noch? Existiert sie überhaupt?"

Rehfisch wand sich überrascht in den Schultern.

„Roonstraße 40!" versetzte er nach kurzem Besinnen geschäftlich und knapp.

„Kennen Sie sie wirklich?"

„Wo soll ich denn so feine Leute kennen? . . . Eine Baronin? . . . Ein einfacher Geschäftsmann wie ich . . . ich bitt Sie . . . Ich weiß es überhaupt nur vom Hörensagen. Vom Flissak!"

„Also ist Herr von Flissak das Karnickel, an das man sich zu wenden hat?"

„Gott . . . der Flissak ist doch auch kein feiner Mann. Der hat es wohl auch aus dritter Hand. . . Es spricht sich eben so herum. . . Nachmittags im Kaffeehaus. . . Aber da ist kein Verlaß drauf. . . Das sind keine seriösen Menschen! In so was müssen die hohen Herrschaften schon selber sehen, wie sie sich verständigen."

„Kinder . . . aus Euch werd der Teufel klug!" sagte Achim von Bornim und wandte sich ungeduldig ab. Sein nächtlicher Besuch wurde plötzlich ängstlich.

„Aber so dürfen Sie nicht hingehen. . . . Ehe Ihr Kopf nicht wieder heil ist. . . Man kann sich ja vor Ihnen fürchten, wenn Sie so hereinkommen und mit den Augen rollen. . . Sie müssen recht solide ausschauen . . . ja, lachen Sie nur! . . . Wissen Sie was? Warten Sie acht Tage! . . . In der Zeit hört die Frau Baronin vielleicht durch Zufall von Ihnen. . . So was läßt sich doch nicht übers Knie brechen.". . .

„Jetzt kennt Ihr sie doch auf einmal wieder!" Der junge Gutsherr zuckte die Achseln. Dann gähnte er. „Ja — wenn Ihr selber nicht wißt, was Ihr wollt. . . Ich leg mich jetzt schlafen, Herr Rehfisch! Ich bin müde. Sie auch? Der Philipp soll Ihnen ein Zimmer anweisen! Gute Nacht!"

Am nächsten Morgen, als der ungebetene Gast wieder aus dem Hause war, ärgerte sich Achim von Bornim über die Versuchung dieser Geisterstunde. Das fehlte noch: meistbietend seinen alten ehrlichen Namen verkloppen. . . Unsinn! . . . Heiraten — ja! Aber auf eigene Faust. Es würde sich schon was finden! . . . Das Dumme war nur: wo? . . . In seinen Kreisen hatten die Mädchen nun mal meistens kein Geld. Und wo wirklich die Millionen locker saßen — zu den Schatzkammern von Berlin fehlte einem der Schlüssel. Komische Person . . . diese olle Baronin Aich . . . die wußte da wohl Bescheid. . . Schließlich: Fragen kostete ja nichts.

Achim von Bornim stand im Abenddämmern vor seinem Haus. Das welke Eichen- und Buchenlaub tanzte im herbstlichen Wirbelwind, fegte raschelnd über den Boden. Im Osten war es schon ganz dunkel. Dort lag Berlin. Früher hatte er Berlin geliebt. Sich sorglos darin getummelt. Als Herr der Dinge gefühlt. Jetzt fürchtete er die Macht des großen steinernen Meeres. Es waren andere Zeiten. So klein waren die Zeiten geworden. So voll von erbärmlicher Plackerei, Pfennigfuchserei, Knickerei hinten und vorn. Der Anfang vom Ende für Sommerwerk und die Bornim auf ihm.

Sommerwerk retten. . . . Für das Geschlecht der Bornim! Auf einen selbst kam es nicht an, sondern auf den ewigen Grund und Boden unter den Füßen. Mochte man sich dafür opfern und heiraten! Achim von Bornim mußte lachen: Nur keine Schwachheiten! Mit denen betrüg ich mich nicht! Ich will einfach selber nicht unter die Räder kommen. Das ist's. Und sehe keine andere Rettung. . . .

Er hatte in den nächsten Tagen in der Kreisstadt auf dem Landratsamt zu tun und ging nachher über den Marktplatz in den „König von Preußen" frühstücken. Dort hatte der Adel, der vom Land her hier ausspannte und einkehrte, sein Gastzimmer für sich. Ein niederer, holzgetäfelter, verräucherter, patriarchalischer Raum. In ihm saß nur der von Leggien auf Vernöwel vor einer Stulle mit Gänseschmalz und mit einem Glas Portwein und rechnete. Der dicke, kleine Junker hatte immer Geschäfte mit Gott und der Welt. . . .

„Zum Schweinezüchter muß man geboren sein, bester Bornim!" erklärte er. „Das ist . . . wissen Sie . . . höhere Sendung. . . . Ich schau so 'ner rosigen Sau durch ihre vier Zentner Speck bis in ihr biederes Herz! . . . Aber Ihr spielt einen Landwirt, weil Ihr müßt! . . . Ja . . . wenn der Mensch nicht mit seinem ganzen Mumm hinter 'ner Sache ist, dann fleckt's heutzutage nicht mehr." . . .

Er nahm einen kräftigen Schluck.

„Jetzt ist das ein Geschäft wie jedes andere. Ob ich Kattun fabriziere oder Spiritus, Seife oder Schinken, ist doch dieselbe Couleur in Grün. Kaufmännisch denken, Herrschaften . . . kaufmännisch rechnen . . . ich predige es immer und immer wieder. . . . Alles andere sind Quarkspitze! . . . Meinen Sie denn, es legt Ihnen einer auf der Berliner Produktenbörse für Ihre edle, mittelalterliche Gesinnung auch nur 'nen Taler auf die Tonne Roggen zu? . . . Nee — man muß gerade so niederträchtig sein wie die Kerle dort. Das ist's! . . . Halten Sie nur die Ohren steif. . . . Es ist Sturm im Anzug." . . .

„Glauben Sie denn, daß sich die Preise noch verschlimmern?"

„Das glaub ich allerdings!" sagte Herr von Leggien. „Fritze, 'nen Kognak! . . . Aber vom billigen! Lieber Bornim . . . was kernfaul ist, fällt. Es wird manches in den nächsten Jahren fallen. Wer da nichts zuzusetzen hat, sondern so schon auf der Kippe steht, der muß schon Talent haben und das Große Los gewinnen . . . sonst . . . Hauptsache: Bar Geld in der Tasche! Sie wollten mir doch früher immer so gern das Entenluch verkaufen! Wie ist's damit? Ich nehm's!"

„Und ich behalt's! Adieu!" — — —

Wieder das Schweigen von Sommerwerk. Das Abenddämmern. Eine lange Woche. Wieder Sorgen am Morgen, Ärger bei Tag, Bangen und Rechnen bei der Lampe. Und immer der Gedanke: Das ist erst der Anfang der schweren Zeit! Leggien, der Schlaueste der Schlauen, sagt's selber: Das dicke Ende kommt noch nach . . .

Und immer das Gefühl der Nähe von Berlin wie der Nachbarschaft einer großen feindlichen Festung. Aber diese Festung hatte Hinterpforten, durch die man den Eingang fand. . . .



Es stimmte wirklich! So, wie's Rehfisch gesagt! Woher nur diese Wanzengesellschaft so was wußte? Nummer vierzig in der vornehmen Roonstraße. Allerdings drei Treppen hoch. Aber ein stilles, würdevolles Berliner Haus aus der guten alten Zeit. Oben ein Schild: A. Freifrau von Aich auf Gumpenried. . . .

„Frau Geheimrat läßt bitten!"

Achim von Bornim schüttelte den Kopf und folgte dem Mädchen. Auch noch Geheimrätin... Komisch das alles!... Na... Beaugenscheinigte man eben mal die alte Schartete . . .

Aber was da nach kurzem in den kleinen, mit schönem altem Familienbesitz ausgestatteten Salon hereinrauschte, war eine gar nicht betagte, schlanke, hochgewachsene, distinguierte Dame, höchstens in der ersten Hälfte der Vierzig. Lebhaft und liebenswürdig. Ganz unbefangen. Ganz Welt.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Bornim!"

Sie setzte sich ihm gegenüber. Sie hatte ein heiteres, in angenehmen, regelmäßigen Linien geschnittenes Gesicht. Sehr kluge Augen darin. Das fiel ihm auf...

„Ihr Name ist mir natürlich bekannt, Herr von Bornim! Sie sind doch der Sohn des verewigten großen Parlamentariers... auf Sommerwerk... Es soll ja ein entzückender Besitz sein..."

„Gnädige Frau sind also orientiert?..."

„Mein Gott... wenn man zehn Jahre in Berlin lebt — und so viel ausgeht wie ich! . . . Und was führt Sie zu mir, Herr von Bornim?"

Ja, kolke du nur! dachte er sich, ärgerlich über ihre glatte Sicherheit. Wir werden uns hier noch lange Komödie vorspielen! Dann sagte er laut und kühl: „Gnädige Frau! . . . Ich langweile mich auf dem Lande. Ich fühle mich einsam. Ich weiß nicht recht, was anfangen. Den ganzen Tag dem Kartoffelbuddeln zuschauen, macht mir keinen rechten Spaß. Auf die Jagd gehen kann ich auch nicht. Die ist verpachtet. Denn es ist brennend nötig, daß das Gut was bringt. Bringt immer noch viel zu wenig. Ich hab für Mutter und Schwestern zu sorgen. Aber für keine Frau. Das letztere ist aber doch das natürliche. Besonders da draußen. Und wo ich doch nun in dem Alter bin. So bin ich auf den Gedanken gekommen, zu heiraten..."

Er machte eine Pause. Nun mußte sie ihm doch ein bißchen weiterhelfen. Aber sie fragte beistimmend lächelnd, konventionell, wie irgendeine Dame von Welt: „Und darf man schon wissen, wer die Glückliche ist?"

Achim von Bornim sah die elegante Witwe vor sich mit großen Augen an. Endlich meinte er langsam: „Darüber wollt ich ja gerade mit Ihnen sprechen!"

„Mit mir?"

„Ja, gewiß!"

„Aber wie kommen Sie denn darauf, Herr von Bornim?"

„Es wurde mir gesagt... ich bin wirklich ganz verlegen, gnädige Frau... mir scheint, es ist da ein Irrtum..."

„Ja, was wurde denn gesagt?..."

„...Sie interessierten sich für dergleichen... ich bitte sehr um Verzeihung, gnädige Frau!... Ich sehe, Sie lachen... Es ist mir wirklich in hohem Maß unangenehm . . ." (Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftliche Aufgaben bei Freiballonaufstiegen.

Von Professor Dr. H. Sieveking, Karlsruhe.

Es ist eine sehr verbreitete, aber irrige Annahme, daß Aufstiege im Freiballon nur zu Sportzwecken oder zum Vergnügen der Fahrgäste ausgeführt werden. Dem Luftschiffer haftet leicht etwas Flatterhaftes an, als ob er selber wie sein Fahrwasser einen luftigen Anstrich habe und nur um des Genusses oder auch des Ruhmes wegen die Fährnisse einer Freifahrt auf sich nehme. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß jeden, dem es einmal vergönnt war, mühelos in den Äther hinaufgehoben zu werden und noch oben über dem Dunst der Erde im reinen Licht zu schweben, die Sehnsucht nicht wieder losläßt. Das Dahingleiten über Wälder, Dörfer und Flüsse, der dauernde Wechsel des Panoramas, das Emportauchen aus dem Wolkenschleier und andere Abwechslungen bieten an Reiz so viel, daß auch ein kräftiger Stoß bei der Landung gern in den Kauf genommen wird.

Wer aber öfter fährt, der lernt gar bald, daß es mit dem beschaulichen Genießen nicht getan ist, und daß die Ansprüche an seine Person rasch steigen. Auch wenn man nicht wie der Führer das unbeschränkte Kommando und die Verantwortung hat, so bekommt man doch eine Aufgabe angewiesen, sei es die Orientierung auf der Karte oder die Beobachtung der Instrumente. Die Höhenmessung mit dem Barometer, die Beobachtung des Steigens oder Fallens, der Bewölkung, der Strahlung, der eventuellen Gewitterstimmung, alles das wird ständig kontrolliert, zum Teil automatisch aufgezeichnet, zum andern Teil im Fahrtenbuch durch den Beobachter notiert. Das Bordjournal enthält infolgedessen eine Fülle wertvollen Materials, und es ist dafür Sorge getragen, daß alles an die zuständige Zentralstelle gelangt. Es ist somit kein großer Schritt mehr von einer einfachen Fahrt bis zu einer wissenschaftlichen Fahrt, d. h. von einer solchen, bei der die Beobachtungen Begleiterscheinungen, bis zu einer, wo sie Hauptzweck sind.

Die Luftschiffahrt verdankt ihre Entwicklung in erster Linie dem Eingreifen der Männer der Wissenschaft. Der Erfinder des Gasballons Charles ist auch der Mitbegründer der Fahrten zu wissenschaftlichen Zwecken. Neben ihm verdient der amerikanische Arzt Dr. J. Jeffries genannt zu werden. Damals galt sogar das Bergsteigen noch als ein kühnes Unterfangen; die erste Besteigung eines Berges zu Untersuchungzwecken, die Pascals Schwager ausführte, weckte bei Charles den Gedanken, sich des Ballons zu bedienen, um rasch und mühelos in große Höhen aufzusteigen und oben Messungen zu machen. Es gehörte unbestreitbar ein großer Mut dazu; wenn auch der erste Luftschiffer nicht wie der erste Bezwinger des Meeres das von Horaz besungene dreifache Erz um die Brust hatte — es wäre das ja auch sehr unpraktisch gewesen — so ist ihm doch der gleiche kühne Wagemut nicht abzusprechen. Charles hat es sogar

über sich gewonnen, nach Zwischenlandung und Ausbootung seines Passagiers eine Alleinfahrt zu unternehmen.

Die Entwicklungsgeschichte der Luftschiffahrt zeigt nun deutlich, wie die wissenschaftlichen Ziele mit den sportlichen Hand in Hand gehen. Es ist ja nur zu natürlich, daß beide Zweige sich gegenseitig unschätzbare Dienste leisten mußten. Die systematische Verarbeitung der Beobachtungen ergab gewisse Regeln und Gesetze, deren Befolgung und Kenntnis für den Piloten unerläßlich waren. Und umgekehrt lieferten die Aeronauten der Wissenschaft ganz neues Material. Wir erinnern hier an zwei hochberühmte Forscher Gay-Lussac und Franklin. Ersterer machte systematische Untersuchungen über die Zusammensetzung der Luft und führte dazu eine Reihe sehr kühner Fahrten aus, die ihn in sehr große Höhen brachten; letzterer ließ zur Erforschung des elektrischen Zustandes der Erde und ihrer Lufthülle Drachen steigen, die die Elektrizität der Wolken zur Erde leiten sollten.

Die Eroberung des Luftmeeres ist in den letzten Jahrzehnten in den Vordergrund des Interesses getreten; entsprechend dem oben erwähnten Prinzip von der Gegenseitigkeit wird zurzeit mit größtem Eifer an der Erfüllung der doppelten Aufgabe, Kenntnis der Atmosphäre und Sicherheit der Luftschiffer, gearbeitet.

Ein kurzer Überblick über das, was als Ziel der wissenschaftlichen Luftschiffahrt heute gelten kann, mag in dieser Zeit, wo die Wogen der Begeisterung für Aviatik und Aeronautik besonders hoch gehen, wohl angebracht erscheinen.

Was wissen wir eigentlich von unserer Atmosphäre? Sie ist eine gasförmige Hülle, die nach oben hin rasch an Dichte abnimmt und auf Montblanc-Höhe nur etwa die Hälfte ihrer Dichtigkeit besitzt. Das totale Gewicht ist bekannt; eine Schicht Quecksilber von 76 Zentimeter Höhe würde das gleiche wiegen; daraus läßt sich berechnen, daß die Luft, wenn sie überall die gleiche Dichte und Zusammensetzung hätte, eine Ausdehnung von 8 Kilometer haben müßte. Dieser Wert ist aber ein rein theoretischer; in Wirklichkeit nimmt das spezifische Gewicht nach oben ab, und die Atmosphäre erstreckt sich zu weit größeren Höhen. Freilich ändert sie ihre Zusammensetzung. Theoretisch läßt sich das voraussagen. Je weiter man nach oben kommt, um so mehr herrschen die leichten Gase vor. In 70 Kilometer Höhe ist der Sauerstoff so gut wie verschwunden; in 100 Kilometer gilt das gleiche vom Stickstoff, dem andern Hauptbestandteil der Luft. In 200 Kilometer herrscht der Wasserstoff in Gemeinschaft mit dem auf der Erde noch nicht gefundenen, aber aus optischen Beobachtungen schon bekannten Geocoronium, und in 500 Kilometer Höhe endlich ist nur noch letzteres vorhanden.

In der Höhe von etwa 11 Kilometer ist eine Trennungschicht. Unterhalb dieser Grenze spielt sich alles das ab, was man als Wetter bezeichnet. Winde, Verdampfung, Regen, Gewitter, alles das geht in der Troposphäre vor sich, d. h. in den der Erde benachbarten elf Kilometer. Jenseit davon, in der Stratosphäre, herrscht ewige Ruhe und eine durch das Gleichgewicht der Strahlung bedingte, ziemlich konstante Temperatur von etwa —60 Grad. Bis an die erste Grenze ist der bemannte Freiballon gekommen auf der denkwürdigen Höhenfahrt des Ballons „Preußen", der mit Berson und Süring am 31. Juli 1901 bis zu einer Höhe von 10 800 Meter gelangte. Die unbemannten Ballons haben viel größere Höhen erreicht und sind bis etwa 30 000 Meter in die Atmosphäre vorgedrungen. Die automatisch registrierenden Instrumente zeigen den Eintritt in die Stratosphäre durch typische Knicke im Gang der Temperaturkurven, sogenannte Inversionen, an, wo die regelmäßige Abnahme der Temperatur mit steigender Höhe eine Unterbrechung oder Umkehrung erfährt. Die zweite Grenze bei 70 Kilometer ist noch nicht erreicht; man hat aber Kunde von ihr durch die Nordlichter. Diese bestehen nach der neueren Auffassung aus gewaltigen Kathodestrahlen, die von der Sonne ausgehen und im magnetischen Feld der Erde spiralig gekrümmt werden. Genau wie im Entladungsrohr von Hittorf erregen diese Strahlungen die auf Bruchteile von Millimetern verdünnte Luft zu schwachem Leuchten; bis in die Erdnähe gelangen sie nicht, da die dichte Luft sie verschluckt. Auch Meteore, Dämmerungserscheinungen und kosmischer Staub verraten uns etwas von den Geheimnissen jener Zonen, in die noch niemand gedrungen ist oder je vordringen wird.

Vom Ballonfahrer verlangt man nun eine möglichst weitgehende Bestätigung aller dieser theoretisch abgeleiteten Resultate. Vor allem soll er Luftproben aus großen Höhen herabbringen. Hierzu ist ein sehr sinnreicher Apparat konstruiert. Eine starkwandige luftleere Flasche endet in einen langen kapillaren Ansatz. Von der Gondel des Ballons aus wird durch einen Elektromagneten an der tief unter dem Ballon hängenden Flasche durch das Loslassen einer Feder der kapillare Ansatz abgeschlagen, so daß die Luft in das Vakuum einströmen kann. Nach einiger Zeit wird dann ebenfalls elektrisch von der Gondel aus mit einem feinen glühenden Platindraht die Kapillare wieder zugeschmolzen. Luftproben aus großen Höhen über 25 Kilometer werden augenblicklich im Laboratorium analysiert.

Von großer Wichtigkeit, aber nicht ganz einfach ist die Messung der Temperatur. Man muß sich sorgfältig vor Fehlern der Strahlung hüten. Wer je im Winter auf größeren Höhen war, kennt die Intensität der Sonnenstrahlung, die trotz großer Luftkälte herrschen kann. Ein gewöhnliches Thermometer würde, dem Einfluß der Sonnenstrahlung ausgesetzt, ein total falsches Resultat ergeben. Ein dunkler Gegenstand kann sich nur auf 40 Grad erwärmen, während die Luft unter Null Grad kalt ist. Genaue Angaben über Lufttemperaturen bei Ballonaufstiegen waren daher erst möglich, als der bekannte Aerologe Aßmann das Aspirationsthermometer konstruiert hatte, ein Instrument, bei dem die zu messende Luft mittels eines Ventilators an der vor jeder Strahlung geschützten Thermometerkugel vorbeigesaugt wird. Auch für Feuchtigkeitsmessungen wird das Aspiratorprinzip verwandt. Man kann wohl sagen, daß von der Einführung dieser Instrumente an eine neue Epoche der wissenschaftlichen Ballonfahrten datiert. Man kombiniert jetzt Baro-, Thermo- und Hygrometer, letztere zwei nach dem Aspirationsprinzip, läßt alle drei automatisch auf einer durch ein Uhrwerk gedrehten Trommel sich aufzeichnen und entziffert in aller Beschaulichkeit den Fahrtbericht der drei Instrumente. Das ist eine nicht ganz leichte Aufgabe. Einen ganzen Roman bringen die gezackten Linien mit herunter. Auf- und Abstiege, Temperaturinversionen, Wärme und Kälte, kurz eine Fülle von Erlebnissen.

Ein weiteres Untersuchungsfeld ist die Bestimmung des Staubgehaltes der Luft. In der Nähe einer großen Stadt, zumal mit Industrie, enthält ein Kubikzentimeter



Luft mehrere Millionen fester Teilchen; auf Bergen sinkt der Gehalt bis auf weniger als 100. Aitken hat einen Apparat ersonnen, mit dem man die Teilchen zählt. Sie werden durch Wassertröpfchen gefangen und auf einer geteilten Platte unter dem Mikroskop gezählt, ähnlich wie die Blutkörperchen.

Ferner gilt es, zu untersuchen, wie das Himmelslicht sich verhält; ob es mehr oder weniger polarisiert ist. Dazu dient der Pendelquadrant von Jensen, mit dem man die Höhe der sogenannten neutralen Punkte bestimmt. Dies ist von großer, stets wachsender Wichtigkeit. Der abnorme Witterungscharakter des letzten Jahres geht Hand in Hand mit den Störungen der atmosphärischen Polarisation, die im Sommer 1912 einsetzten. Das weißliche Licht, das der Himmel statt des normalen Blau zeigte, verriet dem bloßen Auge, daß etwas nicht in Ordnung war, und der Pendelquadrant läßt die Unregelmäßigkeiten im Gange der Polarisation erkennen. Vulkanausbrüche auf fernen Inseln, bei denen große Mengen feinsten Staubes nach oben geschleudert werden, sind wohl die unmittelbare Veranlassung. Abnorme, teilweise sehr prächtige Dämmerungserscheinungen begleiten die Phänomene. Hier bietet sich ein ganz neues Feld für Wetterprognosen großen Stils. Die Beobachtungen müssen natürlich organisiert werden, eine Bewegung dazu ist im besten Gange. Auch hier ist es wünschenswert, daß im Ballon Beobachtungen ausgeführt werden. Das von Störungen freie Beobachtungsfeld ist geradezu ideal zu nennen.

Das letzte, aber wohl das wichtigste Problem für physikalisch-meteorologische Untersuchungen bieten die Fragen nach dem elektrischen Zustand der Atmosphäre.

Hier ist die Erforschung des Luftmeeres praktisch wie theoretisch von gleich großer Bedeutung. Gilt es doch, dem uralten Problem näher zu kommen, wie die großen atmosphärischen Störungen, die Gewitter, zustande kommen. Und ein weiteres Ziel ist, den Luftschiffer vor den Gefahren der Elektrizität zu schützen. Freilich wird man es nicht wagen, bei Gewittergefahr weiter zu fahren, sondern man schreitet unverzüglich zur Landung, wenn die hohen Kumulustürme sich drohend zusammenballen. Doch auch das normale elektrische Feld will studiert werden und bietet eine Fülle interessanter Probleme. Auch in ihm sind Gefahren verborgen, und manche Entzündung eines Ballons ist auf Aufladung und dadurch bedingte Funkenbildung beim Landen zurückzuführen. Genaue Messungen des Spannungsgefälles nach der Methode von Ebert liefern hier brauchbare Werte. Die Untersuchung wird dadurch erschwert, daß der bewegte Ballon das Feld deformiert. Zumal bei einer raschen Bewegungsänderung tritt durch die sogenannte Influenz eine Trennung der positiven und negativen Elektrizität auf. Wenn nun die eine entweichen kann durch Spitzenausstrahlung oder auf irgendeine andere Weise, so lädt der Ballon sich auf. Das muß unbedingt vermieden, zum mindesten kontrolliert werden.

Als weitere Aufgaben für Messungen im Ballon seien die Untersuchungen der Strahlung, die Verteilung der radioaktiven Emanation in der Luft sowie Beobachtungen allgemein meteorologischen Charakters erwähnt.

Auch die Geographie, die Geologie und endlich die Medizin und Hygiene finden ein reiches Feld der Tätigkeit. Leider sind solche Luftfahrten heutigestags noch immer recht kostspielig. Es ist darum sehr zu begrüßen, wenn Luftvereine, wie es der Karlsruher Verein tut, für solche Zwecke wesentliche Erleichterungen schaffen. Eine wissenschaftliche Kommission hat darüber zu befinden, die sich aus einem Meteorologen, einem Geologen, einem Physiker, einem Ingenieur und einem Arzt zusammensetzt. Genaue Messungsprotokolle, vorher ausgearbeitet, so daß nur die gefundenen Zahlen eingesetzt werden brauchen, sind dringend anzuraten. Die Beobachter sind von den notwendigen Handreichungen natürlich tunlichst zu entbinden. Dann wird der Luftschiffer nach der Landung außer dem unbeschreiblich schönen Gefühl, das jede gelungene Fahrt auslöst, noch die Befriedigung genießen, einen Beitrag zur Erforschung des Luftmeeres geliefert zu haben. Wenn diese kurzen Ausführungen dem schönen Ballonsport neue Freunde gewinnen und die Überzeugung verbreiten, daß ein tiefer Ernst damit verbunden sein kann, so haben sie ihren Zweck erfüllt.

Karnevalspredigt.

Von Eugen Stangen.

Laßt doch den lustigen Jungen los,
laßt ihn hinein in den bunten Saal,
Augen hat er, blau, lachend und groß,
ach, und sein Name heißt: „Karneval!"

Ist ein so fröhlicher, herziger Schelm,
ist ja der Tollste vom tollen Chor,
stülpt auf das Haupt sich den klingelnden Helm,
bindet dem Leid selbst ein Lärvchen vor.

Leben ist oft wie 'ne grämliche Frau —
Unglück nur spinnend, trübselig und bös —
laßt's uns vergessen in schimmernder Schau,
Lethe heut schlürfen! — O — das ist pompös!

Denkt doch zurück an die Kinderzeit,
wenn wir uns Nasen aus Pappe gemacht,
harlekinartig im Pumphosenkleid
über das nichtigste Scherzchen gelacht.

Setzt euch ein Schelmenhütlein nur auf —
fort mit der Sorge, der ewigen Qual —
lachend naht einer in stürmischem Lauf —
laßt nur den Tollkopf herein in den Saal.

Festlich geschmückt mit dem Narrenspitz,
seidig sein Wams — und golden besternt —
Karneval will, daß ein jeder voll Witz
wieder einmal das Herzfröhlichsein lernt.

Glücklich der Mensch, der trotz Mühsal und Plag,
alltaggefesselt, doch innerlich frei
einmal helläugig zu sagen vermag:
„Frohsinn — herbei!"

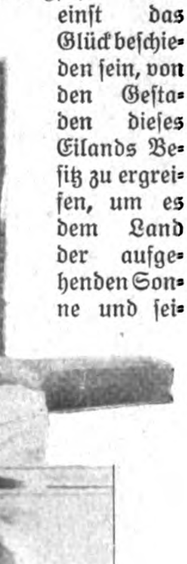
Kamtschatka.

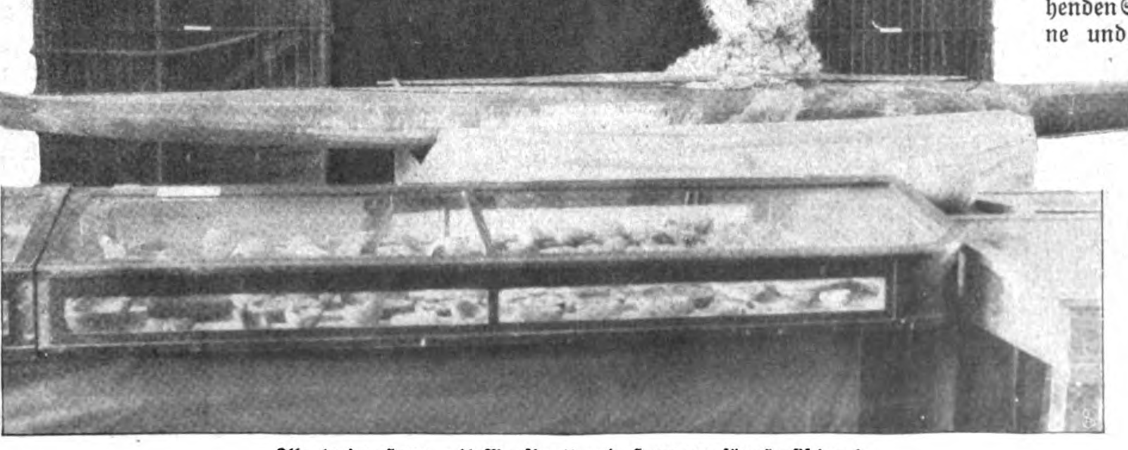
Von Freiherr Richard von Behr. — Hierzu 7 Aufnahmen von A. v. Bochmann.

Kamtschatka — den meisten eine Reminiszenz aus der Geographiestunde, ein bloßer Name, der an die Eisgefilde der Arktis erinnert, ein Begriff von Unkultur, Oede und ungewöhnlicher Rauheit des Klimas, den wenigsten eine Vorstellung von außerordentlicher Schönheit der Natur! Und doch ist diese entlegene Halbinsel, die als die nordöstlichste von ganz Asien auf der einen Seite von den Fluten des Stillen Ozeans bespült wird und der Größe Italiens gleichkommt, immer wieder das Ziel kühner Forschungsreisender, die es gelüstet, diese fast der Vergessenheit verfallene, mit Naturschätzen aber reich ausgestattete russische Besitzung aufzusuchen. Mit reicher Ausbeute wissenschaftlicher Studien sind diese Pioniere, die meistens Ausländer waren, aus jener arktischen Zone heimgekehrt, die mit dem gewaltigen sibirischen Komplex das gleiche Schicksal teilt, einem Reich und einer Regierung unterstellt zu sein, der es an kraftvoller Initiative zur kulturellen Erschließung ihrer Gebiete gebricht, die aber auch anderseits ein allzu geringes Verständnis für fremde Unternehmungslust an den Tag legt.

Kamtschadale in Schneeschuhen.

So ist es denn erklärlich, daß Kamtschatka seit den Tagen, da Peter der Große es von einem Häuflein Kosaken der russischen Krone unterwerfen ließ, bis in die Jetztzeit Ansätze zu einem kulturellen Aufschwung nur in äußerst geringem Maß zeigt und mit seinen immensen Naturschätzen noch den Dornröschenschlaf schläft, aus dem es einst ein Prinz erwecken wird. Ob dieser Prinz russischen Geblüts sein wird, erscheint nach vorstehendem freilich fraglich. Kenner der Verhältnisse in jenen Küstenstrichen prophezeien, einem japanischen Königsohn werde einst das Glück beschieden sein, von den Gestaden dieses Eilands Besitz zu ergreifen, um es dem Land der aufgehenden Sonne und sei-

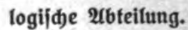




Aleute im Kanu mit Wurfbrett und Harpune für Seefischerei.



Blick in die ethno- logische Abteilung.



ner Kultur dauernd anzugliedern. An Versuchen zu solch kühner Meerfahrt japanischer Unternehmer hat es bereits nicht gefehlt, und noch vor wenig Jahren, bald nach Tschuschima und Mukden, kreuzten japanische Kanonenboote vor der Halbinsel, angeblich um die Interessen der von der Fischerei lebenden japanischen Landsleute besser wahrzunehmen, was im Zarenreich eine gewisse Unruhe hervorrief. Denn die Russen hegen die vielleicht nicht unbegründete Besorgnis, Japan könnte nach den glänzenden Erfahrungen, die es in dem von seinen früheren Besitzern vielgeschmähten Sachalin gemacht, eines



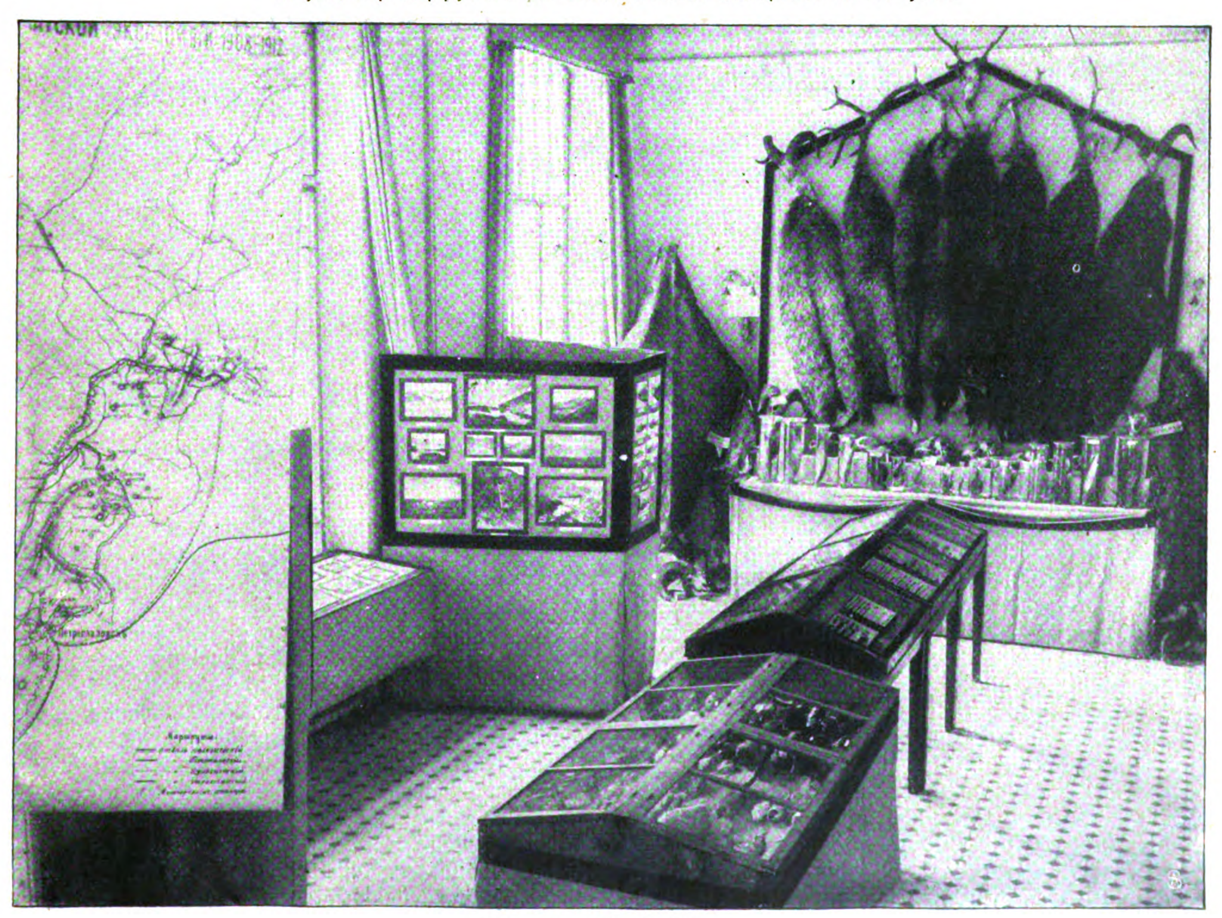
Tunguse und Tungusin in gestickten Sommerkleidern.

Tages Lust verspüren, nun auch seine „Interessensphäre" bis in das Land der Kamtschadalen zu erweitern.

Aber auch friedliche Eroberer, Kaufleute und Vertreter der Wissenschaft, haben den langwierigen Weg nach Kamtschatka nicht gescheut, um hier ihren Zwecken nachzugehen. So waren es am Ende des achtzehnten Jahrhunderts englische Kauffahrteischiffe, die vor Petropawlowsk, der bescheidenen Hauptstadt des Gebietes, Anker warfen, um Handelsbeziehungen mit den noch halbbarbarischen Bewohnern anzuknüpfen. Denn bereits damals war das Pelzwerk, das Bär, schwarzer Fuchs,



Korjäke auf Reiseschlitten mit einem Renntier-Treibstecken in der Hand.



Die zoologische Abteilung.

Otter und vor allem der wertvolle Zobel lieferten, ein begehrtes Tauschobjekt. Andere Seefahrer, wie Cook, ließen sich von den Naturschätzen der Halbinsel und ihren interessanten geologischen Formationen anlocken und hatten hier Gelegenheit, den Ausbruch eines der zahlreichen Vulkane, die das Land durchziehen, zu beobachten. Unter den Besuchern Kamtschatkas im Anfang des vorigen Jahrhunderts ist noch Otto von Kotzebue erwähnenswert, der in Begleitung des Dichters Chamisso in Petropawlowsk an Land ging.

In späterer Zeit haben noch eine Anzahl ausländischer Forscher die Halbinsel besucht, so 1865 zwei Amerikaner, die im Auftrag der russisch-amerikanischen Telegraphenkompagnie feststellen sollten, ob der Bau einer Telegraphenlinie durch Sibirien über Kamtschatka nach Amerika möglich sei. Die Untersuchungen fielen indessen in diesem abgelegenen und unwirtlichen Land völlig negativ aus.

Trotz des rauhen Klimas ist die Pflanzen- und Tierwelt reich vertreten. Das gilt besonders vom Süden, wo herrliche Laubholzwälder mit saftigen Wiesen abwechseln. Was der lange Winter mit Eis und Schnee bedeckte, verzaubert der kurze Sommer in blühende Gefilde. Ganz eigenartig berührt aber den Reisenden, wie aus den vielfachen Berichten hervorgeht, die überraschende Tatsache, daß sich hier die arktische Fauna mit der des sonnigen Südens vermischt. Neben dem Schrei des Polarfuchses ertönt der Ruf des Kuckucks und das Gezwitscher der Schwalbe, und an den Gewässern, wo das Walroß lebt, laicht der Lachs seine Brut.

Von der eingeborenen Bevölkerung, die berufen ist, in diesem von der Natur so mannigfach ausgestatteten Stück Erde ihr Leben zu fristen, lebt aber nur noch ein kleiner Bruchteil. Teils ausgestorben, teils mit dem Blut fremder Volksstämme vermischt, zeichnet sie sich auch heute noch durch eine äußerst niedrige Kulturstufe aus. Die im Süden der Halbinsel lebenden Kamtschadalen zählen an die viertausend Seelen und sind trotz Annahme des Christentums dem Wesen nach heute noch Schamanen, während die im nördlichen Teil hausenden dreitausend Korjäken als unkultivierte Jäger und Fischer den Indianern Nordamerikas ähneln.



1. Senator P. P. Semenow-Tjän-Schansky, Vizepräs. der Russ. Geogr. Gesellschaft. 2. T. K. Rjäbuschinskaja, Witwe des Herrn Th. P. Rjäbuschinsky. 3. N. G. Kehl, Teilnehmer der Expedition. 4. S. A. Konradi, Chef der geolog. Abteilung der Expedition. 5. Gräfin E. W. Schuwalowa. 6. J. M. Schokalskij, Vorsitzender der Abteilung für physikal. Geographie der Geogr. Gesellschaft. 7. S. P. Rjäbuschinsky. 8. A. A. Dostojewsky, Sekretär. 9. W. J. Jochelsohn, Chef der ethnolog. Abteilung der Expedition.

Gruppe des Ausstellungsausschusses und der Teilnehmer der Expedition in der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesellschaft.

Daß dieses gewaltige Gebiet trotz oder vielmehr wegen seiner fast kulturellen Unberührtheit auch heute noch das begehrte Ziel von Expeditionen aller Art ist, lehrt die jüngste Forschungsreise einer russischen Gesellschaft, die nach fast dreieinhalbjähriger Dauer kürzlich ihr Ende gefunden und deren ebenso reiche wie interessante Ausbeute zu einer Ausstellung Veranlassung gegeben hat, die zurzeit im Gebäude der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft zu Petersburg, von der die Reise organisiert worden war, untergebracht ist. Die Expedition verdankte



ihre Entstehung dem Moskauer Mäzen und Kaufmann Th. P. Rjäbuschinsky, für deren Ausrüstung er gegen eine halbe Million Mark stiftete; bald darauf aber starb er in der Blüte der Jahre. An der hochbedeutsamen Forschungsexpedition nahm eine Reihe namhafter russischer Bergingenieure, Botaniker, Zoologen und Ethnologen, im ganzen gegen zwanzig Gelehrte teil.

Vielleicht darf man sich der Hoffnung hingeben, daß die ungewöhnlich reichen Erfolge dieser Forschungsreise den leitenden Kreisen des Zarenreichs Veranlassung zur Entfaltung einer größeren staatlichen Unternehmungslust geben, ehe die herrliche Halbinsel der fernen russischen Ostküste wieder der Vergessenheit anheimgefallen oder gar die Beute anderer geworden ist.

Maskenkostüme.

Hierzu 10 Abbildungen.

Sobald der Fasching mit seinem Mummenschanz in Sicht ist, fühlt beinah ein jeder die Verpflichtung, originell zu sein. Dabei fällt gerade das den meisten Menschen recht sauer, und ihre krampfhaften Anstrengungen enden häufig mit traurigen Geschmacklosigkeiten. Eine gute Maske wählen, ist wirklich nicht so ganz leicht, und wer im täglichen Leben bestrebt ist, sein Aeußeres nicht nur modisch zurechtgestutzt, sondern auch ein wenig persönlich wirken zu lassen, den locken ebensowenig die üblichen Maskenkostüme mit ihren begrenzten Variationen wie die meist phantasielosen Phantasiekleider. Da ist es weit reizvoller, sich in den Geist vergangener Epochen zu vertiefen und teilweise vergessene Moden aufleben zu lassen. Hier finden wir eine Fülle köstlicher Anregung. In der galanten Zeit des 18. Jahrhunderts verstanden es die soignierten Frauen, sich mit Esprit zu kleiden. Ihre Puderfrisuren zeigten nicht nur die Kunst des Coiffeurs, sondern sie plauderten häufig recht indiskret aus dem internen Leben der Trägerinnen. Aus den tausend Finessen ihres Anzugs sprach Geist. Man legte jeder Kleinigkeit eine heitere oder pikante, jedenfalls aber eine anregende Bedeutung bei, so daß die Moden, wenn auch als solche anerkannt, nicht zu totem System erstarrten. In dem Königreich der Farben, von denen man jede einzelne Nuance mit einem Scherzwort aus der Taufe hob, finden wir einen Reichtum an lustigen Zusammenstellungen, die, ohne grell oder bewußt karnevalistisch zu sein, sich erfolgreich dem Rahmen eines frohen Festes einfügen. Die strengen Vorschriften einer Courtoilette werden vor uns lebendig. Wir müssen uns klar sein, zu welcher Vermessenheit an Würde wir uns vergreifen, um die Länge der Schleppe festzustellen. Abb. 5 zeigt eine Courtoilette aus der „Galerie des Modes“. Die Toilette ist nur demi-gala und in einer bräunlichen Farbe geschaffen. Seitlich steigt aus dem tiefen Ausschnitt ein Bukett auf, das zur Etikette gehört. Ueber den weitgespannten Reifrock ziehen sich Seidenrüschen und Rosengirlanden. Auf der aparten Lockenfrisur thront eine kleine, weiße Kopfbedeckung mit Blumen und Schleifen. Der Kavalier ist ebenfalls nur in halber Galatoilette, deshalb ist auch nicht der ganze Anzug, sondern nur die Ränder bestickt. Der Degen an der Seite ist ebenso unerläßlich wie der mit Federn garnierte Hut, der stets unter dem Arm getragen wird. Spitzenjabots und Manschetten, weiße Handschuhe und schwarze Schuhe mit roten Absätzen vervollständigen seinen Anzug. Aus der gleichen Epoche stammt die Toilette

1. Französische Modenverkäuferin.



2. **Maskenkostüm „Chinesin".**

„à la Grenadière" (Abb. 7), die ihren Namen nach der Insel Grenade trug, die man den Engländern abnahm. Das Kleid ist sehr galant. Dem tiefen Dekolleté schließen sich kurze faltige Aermel an. Den weiten Reifrock aus goldgelber Seide schmückt eine hohe Bordüre aus einem mit Blumenmotiven bemalten Band. Auf den verhältnismäßig kleinen Hut, der auf den Locken schwebt, ist ein Reichtum von Blumen, Bändern und Federn getürmt. Einer späteren Zeit ist Toilette „Chemise à la Reine" entnommen (Abb. 6). Nach dem Auf-



4. **Strohhut zu Lockenfrisuren.**



3. Origineller Strohhut für junge Mädchen.



5. **Courtoilette aus dem Jahr 1778.**



6. Chemise à la reine mit Hut und Nachtmütze.



7. Elegante Toilette über großen Paniers.

wand, den bekanntlich die luxuriöse Königin Marie Antoinette trieb, ging sie zur Einfachheit über. Nach ihr trägt das Kleid aus blauem „Taffetas de Florence" seinen Namen. Der Umfang des Rockes ist bedeutend geringer geworden und umschließt in Falten die Figur. Ein weißer Kragen und farbige Seidenbandschleifen bilden seine Garnitur. Die Coiffüre ist von einem großen Hut mit Bandschleifen bedeckt. Darunter trug man eine meist aus Seiden und Spitzen kombinierte Mütze, die nachts zum Schutz der Haare und des Puders aufbehalten wurde. Da die Herrichtung der Frisur meist viel Zeit beanspruchte, nahm man nicht immer die Mütze



8. Junge Dame aus der romantischen Zeit.

ab, sondern setzte einfach den Hut darauf. Recht scherzhaft ist der Anzug einer Modenwarenhändlerin (Abb. 1), die ihre Schätze zum Verkauf bringt. Ueber dem besonders großen schwarzen Tafthut ist schwarze Gaze gelegt. Der weite Mantel ist so geschickt arrangiert, daß er nicht die Eleganz der Figur verdeckt. Das weite, hellblaue Seidenkleid in runden Falten erscheint durch den hohen Volant aus orangegelber Seide recht lebendig. Daß die Maskenkostüme von den herrschenden Moden berührt werden, zeigt das aparte Kleid der Chinesin (Abb. 2). Die Abbildungen der Empiretoiletten auf Abb. 9 sind dem „Journal des Luxus" aus dem Jahr



9. Empiretoiletten.

1787 entnommen. Es erklärt den Leserinnen das helle Kostüm auf folgende Weise: „Die Dame trägt auf der Frisur ein kleines Käppchen, von schwarzem Atlas mit schwarzen Spitzen und schmalen goldenen Tressen besetzt, die oben auf dem Kopf eine Art Rosette bilden. Hinten herab hängt ein schwarzes Flortuch. Der Aufsatz ist mit fünf weißen Federn in verschiedenen Richtungen dekoriert. Die Chemise ist von feinem buntgeblümtem Musseline, vor der Brust weit offen, die Aermel aber hochgeschürzt, so daß der halbe Oberarm entblößt ist. Die Schuhe von gelbem englischem Leder, sehr spitzig und ohne Absätze, werden schwarz geschnürt. Auch die beiden Hüte weisen auf die Eigenart jener Moden hin. Der große englische Strohhut mit ganz plattem Kopf ist weit hinaus auf das lockige Haar, das zwei blaue Bänder fesseln, gesetzt. Er ist an beiden Seiten angesteckt und mit einem Blumenstrauß garniert. Die zweite Abbildung zeigt einen sogenannten decoupierten gelben Strohhut, mit blauem Taft gefüttert und eingefaßt und so geschnitten, daß zu beiden Seiten lange Spitzen bleiben, die dann mit Band, das sie einfaßt, unter dem Kinn zugebunden werden. Der Kopf des Hutes ist mit Puffen von blauem Taft und Bandschleifen garniert. Unter diesem Morgenhut werden keine Linonhauben getragen." Interessant und anregend ist das Kostüm der „Epoche Romantisme" der französischen Biedermeierzeit (Abb. 8). Die Zeichnungen des Pariser Malers halten sich genau an die Modelle, die in jenen Tagen von der Pariserin getragen wurden.

Ola Alsen.



10. Sommertoilette aus dem Jahr 1787.

Hennys Scheidung.

Skizze von Annette Kispert.

Ich hatte Besorgungen in der Stadt gemacht und war auf dem Heimweg, als ich plötzlich Henny Morreck auf mich zukommen sah, quer über den Fahrdamm eilend und schon von fern mit den lustigen kleinen Augen zwinkernd. Ich hatte sie sechs Jahre lang nicht gesehen. Damals, auf ihrer Hochzeit, hatten wir uns zum Abschied ewige Freundschaft geschworen, so wie man das tut mit siebzehn Jahren, aber als dann Henny in der entlegenen süddeutschen Universität saß, wo ihr Mann Privatdozent war, schlief unser Briefwechsel ein. Und nun stand Henny vor mir: vergnügt, beweglich, lebensfrisch, genau wie vor sechs Jahren. Und die Kleidung sehr schick, aber alles ein wenig schief aussehend, wie zu eilig angezogen, was übrigens typisch für Henny war.

Wir schüttelten uns die Hände und lachten uns an, und Henny rief: „Wenn ich geahnt hätte, daß du hier bist! Ich lebe schon seit einem Jahr in Berlin."

„Wie? Ihr seid hierher übergesiedelt?"

„Wir?" Henny machte große Augen, dann sagte sie rasch: „Ach so, du weißt noch gar nicht — wir haben uns scheiden lassen."

Ich wurde etwas verwirrt. Nein, allerdings, ich hatte keine Ahnung. Unwillkürlich entfuhr es mir: „Ich habe geglaubt, ihr wärt sehr glücklich miteinander."

Henny sah mich nachdenklich an und sagte ehrlich wie ein kleines Kind: „Weißt du, ich dachte es auch."

Verblüfft starrte ich sie an; Henny aber steckte ihren Arm in den meinen und zog mich rasch mit sich fort. „Ich werde es dir erzählen. Aber nicht hier auf der Straße. Komm, wir gehen in ein Café. Du hast doch Zeit, nicht wahr? Ich bin ja so froh, daß ich dich erwischt habe!" Und sie lachte über ihr ganzes kleines Gesicht. „Weißt, ich konnte dir immer so gut alles sagen, schon als wir noch in die Schule gingen. Besinnst du dich? Wir mit unsern braunen Lederranzen mit den Schwämmchen dran. Und ich band dir so gern das Schwämmchen an

den Zopf! Ja, schon damals hab ich dir immer mein Herz ausgeschüttet. Oh, du kennst mich gut — du wirst auch verstehen — sicher!" Und sie plapperte weiter, blitzschnell, ohne eine Antwort abzuwarten — ganz und gar wie früher.

In einem kleinen Café fanden wir in einer Ecke einen gemütlichen Platz. Und Henny fing an: „Du besinnst dich auf meinen Mann, nicht wahr?"

„Gewiß. Das heißt, ich habe ihn damals ja nur flüchtig kennen gelernt. Soviel ich mich erinnere, war er ein sehr stiller, ruhiger Mensch."

Henny machte ein tiefsinniges Gesichtchen. „Wenn ich mir überlege," sagte sie, „daß ich fast fünf Jahre ahnungslos dahingelebt habe, immer in dem Glauben, wir sind glücklich; daß ich vergnügt dahingetänzelt bin, gedankenlos wie man halt eben ist als Mensch, und wenn nicht plötzlich — ja, wie soll ich sagen? Also, wenn nicht plötzlich eine Erleuchtung über mich gekommen wäre ... Ich bitte dich, Otto und ich, wir säßen heute noch einträchtig beieinander und hätten's wahrscheinlich noch bis zur silbernen Hochzeit oder zu sonst etwas gebracht." Sie schwieg und rührte bekümmert in ihrer Schokolade.

„Ich verstehe nicht ..." sagte ich zögernd.

Sie blickte auf und war im Nu wieder die alte fidele Henny.

„O, ich werde dir richtig der Reihe nach erzählen, so wie es vernünftige Leute tun, und wie es mir furchtbar schwer fällt. — Besinnst du dich auf unsere deutsche Lehrerin? Weißt, die Hick mit der schiefen Nase! Die sagte jedesmal, wenn sie mir meinen Aufsatz zurückgab (Henny imitierte die schnarrende Stimme der seligen Hick): ‚Aberr, Henny, du hast wiederr die ganze Entwicklung durcheinanderr geworrfen.' Und sie hatte recht, die gute Seele, meine Aufsätze waren schauderhaft kunterbunt. Und das ist nicht bloß mit den Aufsätzen bei mir; nein, alles, was ich anfasse, geht leicht ein bißchen durcheinander. Ich bin halt so, und ich werde es bleiben bis an mein Lebensende. Das heißt, was meine Scheidung betrifft" — sie sah mich stolz an — „das habe ich gut gemacht, vernünftig, ordentlich."

Ich schwieg — es war mir ja alles noch völlig unklar — aber Henny erwartete, scheint's, auch keinerlei Bemerkung meinerseits. Sie sprach bereits weiter: „Siehst du, die Sache fing schon auf unserer Hochzeitsreise an. Ein kluger, überlegter Mensch hätte sich vielleicht da gleich gesagt ... Aber ich? Ah, pah! Gar nichts hab ich dabei gedacht. Also in Florenz, gleich am ersten Tag, wollten wir in eine dieser Galerien gehen, und es goß in Strömen, und ich konnte meinen Schirm nicht finden. Otto sah mich verwundert an und sagte: ‚Du mußt doch wissen, wo du ihn hingestellt hast.' Mein Gott, als ob ich überhaupt jemals wüßte, wo ich etwas hingestellt oder hingelegt habe. Und wenn ich's wirklich mal weiß, dann irre ich mich. Aber für Otto war das etwas Unbegreifliches. Nun, wir suchten den Schirm, zuerst nur Otto und ich, dann half das Zimmermädchen, dann noch ein Kellner, und schließlich kroch noch solch Liftjunge mit herum. Natürlich fand sich der Schirm nicht, er war einfach nicht da. Wahrscheinlich war er überhaupt nie in dem Zimmer gewesen, sondern ich hatte ihn tags zuvor im Zug stehen lassen. Und wir gingen dann und kauften einen neuen. Und Otto war ganz ruhig; nicht einen Ton hat er gesagt — aber sein Gesicht?! Weißt, als wenn er es persönlich übelnähme, daß ich mich nicht erinnern konnte, wo der Schirm geblieben. Und mit diesem gekränkten, schmerzvoll reservierten Gesicht ging er den ganzen Tag umher." Henny trank einen Schluck Schokolade und fuhr dann schnell fort: „Ich erzähl dir das nur, damit du dir vorstellen kannst, wie Otto veranlagt ist. Er kann ja nichts dafür, der arme Kerl, er stammt aus einer so entsetzlich ordentlichen Familie. Seine Mutter erzählte mir ganz stolz, daß Otto, als er kaum ein Jahr alt war, schon genau wußte, in welcher Ecke des Wäscheschranks seine Windeln lagen. O, du machst dir keinen Begriff, wie ordnungsliebend dieser Mann!! — Und ich? Bitte, sag selbst: habe ich jemals die geringste Neigung zur Pedanterie gezeigt?"

„Nein, Henny," sagte ich voll tiefster Überzeugung, „das kann dir kein Mensch nachsagen."

Sie nickte bestätigend. „Siehst du, ich habe überhaupt gar kein Verständnis für dergleichen, und dann — gewiß, ich bin etwas vergeßlich, das ist wahr, und auf Pünktlichkeit gab ich nie viel. Zu Haus bei meinen Eltern ... nun, Papa neckte mich, und Mama rang wohl ab und zu die Hände, aber mehr aus Gewohnheit als aus ehrlicher Verzweiflung. Dagegen Otto — oh, Otto?!" Sie seufzte. „Er war einfach die personifizierte Ordnungsliebe. Wenn z. B. ein Knopf an seinem Anzug fehlte, und wenn er den Anzug auch gar nicht anhatte, dann ging er direkt beunruhigt umher und sah immerzu nach, ob der Knopf noch nicht wieder dran sei. Oder wenn ich mal in der Eile eins von seinen Taschentüchern statt von meinen nahm — was ist dabei, nicht wahr? — aber wenn er das merkte, dann bebte er innerlich, glaub ich, denn jedes Stück seiner Wäsche hielt er heilig. Und als ich ihm erklärte: ‚Wir sind doch miteinander verheiratet, Otto, da ist's doch gleich, ob ich mich mit meinem oder deinem Monogramm schneuze', da starrte er mich ganz verwirrt an und sagte: ‚Vielleicht ziehst du auch mal eins meiner Hemden an, wenn du deine nicht gleich finden kannst.' Und, weiß Gott, ich glaube, er hatte wirklich Angst, daß ich das mal täte. — Oh, ich könnte dir Hunderte solcher Geschichten erzählen. Aber du kannst dir jetzt schon vorstellen, wie es bei uns zuging, nicht wahr?"

„Gewiß, ich kann mir denken, zwei so verschiedene Menschen ... es kommt da leicht zu unangenehmen Szenen."

„Szenen?!" Henny riß ihre kleinen Augen verwundert auf. „Nein, du, so etwas gab es bei uns nicht. Niemals! Otto machte ein gekränktes Gesicht, ja, das schon — aber heftig werden? Lag ihm gar nicht. Er sagte wohl bisweilen: ‚Dies dürfte in einem ordentlichen Haushalt nicht vorkommen', aber sonst sprach er sich nie groß drüber aus. Und ich hatte mich an sein Gesicht gewöhnt und sagte mir: ‚Er ist halt so!' — Oh, es war wirklich ein Glück, daß mir eines Tages einfiel, eine Stütze zu engagieren."

„Eine Stütze?" fragte ich verwundert.

„Nun ja, eine Stütze. Ich hatte gerade mit meinem Mädchen viel Pech gehabt. Ich weiß nicht, wie es kam, immer taugten sie nichts und belogen und betrogen mich schandbar. Otto behauptete, ich müßte mehr aufpassen, alles abschließen. Aber ich sagte: ‚Ich danke für eine Wirtschaft, wo ich jedes Stückchen Butter persönlich beaufsichtigen und jeden Harzer Käs hinter Schloß und Riegel setzen soll.' Und da kam mir eben der Gedanke mit der Stütze. Otto wollte zuerst nichts davon wissen. Ich glaube, er hatte die fixe Idee, die Stütze könnte mir ähnlich sein, und es könnten dann zwei Frauen seine Taschentücher benutzen. Aber wie sie dann da war ..."



„Wie war sie denn?"

Henny zog die Schultern leicht in die Höhe. „Wie soll ich sagen? Nicht gerade jung und schön schon gar nicht, aber recht nett und brav und sehr ruhig und unglaublich tüchtig im Haushalt und dann — von einer Ordnungsliebe! Sie übertraf Otto noch. Ich hätte so etwas gar nicht für möglich gehalten. Aber Otto war glücklich. Er blühte direkt auf. Und wenn ich ihn manchmal im stillen beobachtete, wie er sich von Fräulein Roden — so hieß die Stütze — bemuttern ließ, und wie er dabei förmlich strahlte vor Behagen und Zufriedenheit — ja, weißt du, da hatte ich immer die Empfindung, als wenn er sich eigentlich erst jetzt richtig ‚zu Hause' fühlte in seiner eigenen Wohnung. — Und da ... siehst du, da fing ich an, nachzudenken über unsere Ehe — ich hatte es nie getan in diesen fünf Jahren, nein, wirklich nicht — aber nun dachte ich alles durch, von Anfang an, und da kam eine ..." Sie stockte und fragte hastig: „Du, wie nannte ich es doch vorhin?"

„Eine Erleuchtung", half ich ein.

Sie nickte eifrig. „Ja, richtig, eine Erleuchtung. Siehst du, ich sagte mir: Was ist das überhaupt für eine Ehe? Wir passen ja gar nicht zusammen. Allerdings, ich habe mich ganz wohlgefühlt all die Zeit; nun ja, ich geh leicht und vergnügt über vieles weg, wo ein anderer ... Über Ottos Pedanterien zum Beispiel habe ich gelacht und mich nicht um sie gekümmert. Und überhaupt habe ich mir nie weiter unangenehme Gedanken gemacht. — Aber Otto?! Und nun habe ich mir überlegt, wie er die ganzen fünf Jahre lang so viel in sich hineingefressen hat — oder wie man's nennen soll — und dann ist mir eingefallen, wie er manchmal herumgegangen ist und ganz verbittert ausgesehen hat, und dann habe ich weiter gedacht, daß mein ganzes Wesen — ich bin nun mal lebhaft und ein bißchen laut, und ich rede viel — ja, daß ihm das alles wahrscheinlich nicht sehr sympathisch ist, daß es ihn nervös macht, und dann — ach" — Henny unterbrach sich plötzlich — „ich kann nicht alles lang und breit erzählen, was ich noch gedacht hab; es ist mir da so furchtbar viel mit einem Mal durch den Kopf gegangen. Und wie mir alles klar war, weißt du, so klar, daß mir's vorkam, als sei ich fünf Jahre lang eine blinde Gans gewesen, da bin ich zu Otto gestürzt und habe ihm gesagt: ‚Wir müssen uns unbedingt scheiden lassen.'"

„Und dein Mann?"

„Denk dir, er wollte nicht! Ich hätte nie geglaubt, daß es so schwer sei, jemand klarzumachen, daß er unglücklich verheiratet ist. Aber ich gab nicht nach, ich blieb fest, ganz fest. Auch gegen Fräulein Roden!"

„Wie? Gegen die Stütze?"

„Ja, sie kam und redete mir ein wirres Zeug vor: sie wolle die Stellung sofort aufgeben, es läge ihr fern, den Frieden unseres Hauses zu stören; und dabei war sie so außer sich —"

„Und — ging sie?"

Henny sah mich ganz entrüstet an. „Ich bitte dich, das hätte gerade gefehlt. Ich habe ihr gesagt: ‚Liebes Fräulein, tun Sie mir den einzigen Gefallen und verlassen Sie meinen Mann nicht. Er muß eine ordentliche Frau um sich haben. Davon hängt sein ganzes Glück ab.' Und sie versprach mir's dann unter tausend Tränen, und ich schluchzte auch, denn ich war ein bißchen nervös geworden in dieser Zeit. — Und dann bin ich heimlich auf und davon. Weiß Gott, es blieb mir nichts anderes übrig! Man mußte energisch vorgehen, sonst wäre nie etwas Rechtes aus dieser Sache geworden. Nur so brachte ich Otto dazu, nachzugeben." Sie schwieg, senkte den Kopf etwas und setzte dann rasch hinzu: „Und seit acht Tagen sind sie nun verheiratet."

Ich hatte Hennys Hand ergriffen und wollte etwas sagen, aber bevor ich den Mund aufgetan, rief Henny in flehendem Ton: „Nein, bitte, sag nichts! Ich meine: nicht mit solch ernstem Gesicht! Ich mag das nicht! Ich vertrag das nicht! Und dann, weißt, du mußt doch begreifen, daß ich froh bin, daß ich einfach ‚affig' bin, wie wir als Kinder sagten, weil ich die Geschichte so ordentlich bis zu Ende durchgeführt habe." — Sie sah mich an, stolz und heiter. — „Nicht wahr, es war gut, daß mir die Erleuchtung kam? Denk doch, wie schrecklich, wenn ich gar nichts gemerkt hätte! Denn Otto?! — Oh, der gute Kerl wär ja lieber erstickt, als daß er mir jemals eingestanden hätte ..."

Und sie nickte mir zu mit einem kleinen, fast verschmitzten Lächeln und trank den Rest ihrer Schokolade.

Yvette Guilbert.

Von Paul Schlesinger. — Hierzu 3 Abbildungen.

Wie fast alljährlich, so hat die große französische Diseuse auch für diesen Winter ihren Besuch in Deutschland angesagt. Aber man begrüßt sie nicht mehr als den seltsam bezaubernden fremdartigen Gast, als der sie uns früher gelten mochte, wenn sie im Tabaksqualm des Variétés zwischen Drahtseilkünstlern und Jongleuren im weißen Kleid und schwarzen Handschuhen auftauchte und nun etwas offenbarte, was auf der Stätte artistischer Kultur sonst nie zu finden war: das geniale Herz. Und auch sie gab es nur nebenher, zwischen prickelnden Couplets, deren ätzenden Witz niemand knapper und schlagender zum Ausdruck bringen konnte. Selbst beim Vortrag der frechen Pariser Straßenlieder klang in ihrer eigentümlich gepreßten, fast scharfen Stimme etwas durch von dem, was sie auf ihrem weiten Weg zum Erfolg an Schmerzen tausendfach erlebt, was sie mit dem Blick der genialen Künstlerin gesehen und in instinktivem Erfassen auch gestalten konnte. Dann aber kam jenes Lied von der unsterblichen Liebe des Menschenherzen, und das Brettl wurde zum Tragödienhaus. Denn das war das Merkwürdige. Die mundartlich stark gefärbten Texte der Chansons verstanden die wenigsten der Hörer. Aber der eigentlichste, tiefste Sinn übertrug sich mühelos von der Künstlerin auf das Publikum. Ihre Sprache mußte verstanden werden, da sie der Ausdruck allgemeinsten Gefühls war.

Einige Jahre war Yvette der gefeierte Star der Variétés, bis sie sich zum großen Erstaunen ihrer Freunde einer neuen Kunst zuwandte. Sie flüchtete aus dem Qualm der Singspielhallen in die reinere Luft der Konzertsäle, umgab sich mit den besten französischen Instrumentalkünstlern, sie suchte ihre Chansons nicht mehr auf den lärmenden Boulevards, sondern in den





Yvette Guilbert. Nach der Zeichnung von H. Vogel, Paris.

Archiven der Musikgeschichte und trällerte mit ihrer eigentümlich gebrochenen, trotz aller Gebrechlichkeit so reizvollen Stimme die alten Volksgesänge, die verliebten Weisen der Schäferinnen, das zierliche Lied des alten Regimes, da die Guillotine noch nicht ihr grausames Werk verrichtet hatte.

Man hat Yvette ein bißchen zum Vorwurf gemacht, daß sie ihre lebendige Kunst gegen eine gewisse Gelehrsamkeit eingetauscht hat. Es ist wahr: bewußter ist Yvette geworden. Sie holte sich ihre neuen Erfolge aus dem Schatz eines erworbenen reichen Könnens. Aber ihre Liebe zu den verklungenen Liedern der Vergangenheit ist keine philologische. Es ist die Liebe eines Künstlers, der auf der Höhe seines Schaffens sich auf die eigene Geschichte seiner Künstlerschaft besinnt und zu den Quellen seiner eigenen Kraft niedersteigt.

Denn enger als bei uns besteht in Frankreich ein Verhältnis zu dem Volkslied. Das aus dem Herzen des Volkes dringende Lied ist noch nicht gestorben. Der Kleinbürger, das Ladenmädchen, der Soldat, der Arbeiter — sie bleiben stehen, wenn sie das Gezupfe der Gitarre, den heiseren Klang einer billigen Violine hören, und eine Frau oder ein junges Mädchen des Volkes singt die neue und meistens doch uralte Melodie vor, die im Kreise

mitgesummt wird. Und mitten in diesem Volk stand einst Yvette Guilbert, unscheinbar und doch irgendwie eigenartig aufgeputzt wie ihre andern Kolleginnen aus dem Schneideratelier, wo sie ihre armseligen drei Frank mühevoll verdiente. Manche ihrer Freundinnen mag sich im Getriebe der Lichtstadt verloren haben; sie aber brachte es zu einem eigenen Schneideratelier — und hatte doch noch all die lustigen und schwermütigen Rhythmen der Chansons im Ohr.

Yvettes übermagere Gestalt fiel auf. Ein Zirkusdirektor wollte sie zur Kunstreiterin erziehen und weissagte ihr ungeheure Erfolge. Yvettes Eitelkeit war geweckt, aber sie folgte dem Rat der vorsichtigen Mutter und blieb der Schneiderei treu. Vorerst wenigstens. Aber als ein bekannter Theaterkritiker sie kennen lernte und ihr den Weg zum Theater ebnete, konnte sie nicht länger widerstehen. Zuerst freilich wurde sie grausam verlacht. Das Publikum der Vorstadtbühnen, auf denen sie debütierte, hatte für ihre bizarre, noch stammelnde Kunst keinen Sinn. Das Volk, aus dem sie eben sich emporgerungen hatte, verstand sein Kind nicht. Dann versuchte sie es auf dem Varieté, im



Yvette Guilbert. Nach dem Gemälde von Antoon van Wélée.



Phot. Camus.

Yvette Guilbert als Volkssängerin.

„Eldorado" trat sie zum erstenmal vor die breitere Oeffentlichkeit — aus Sparsamkeitsrücksichten hatte sie zum einfach weißen Kleid schwarze Handschuhe angezogen — und ihr Ruhm war geboren.

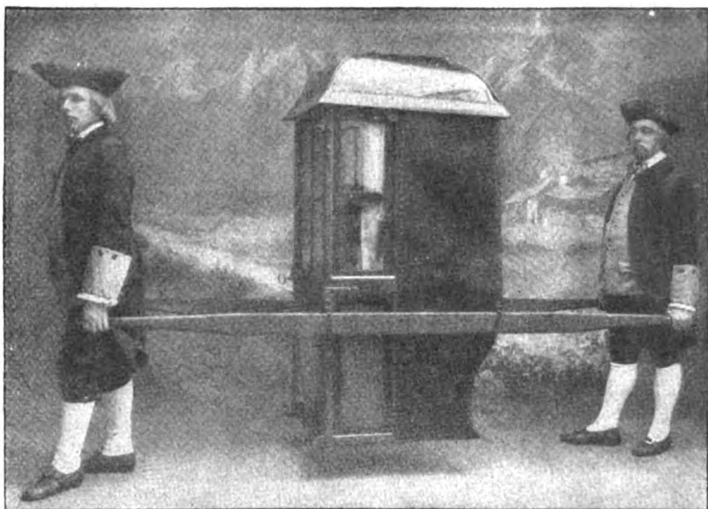
Sie stellte einen neuen Typ dar. Paris, das bisher nur der zärtlichen Anmut Erfolge bieten mochte, hob die damals in ihrer Magerkeit fast groteske Sprecherin bitterer Späße, grausamer Lustigkeiten in den Himmel. Wie eigentümlich wußte dieser sonderbare Mund zu lächeln, wie vorwitzig strebte diese Nase empor! Das rote, flimmernde Haar, das weiße Kleid, die schwarzen Handschuhe — das war der neue verführerische Akkord, der Tausende und aber Tausende anzog, der Yvette Guilbert binnen kurzem zur europäischen Berühmtheit machte.

Das ist nun lange Jahre her. Sie würde noch heute ihr Publikum und ihre Erfolge auf dem Brettl finden; aber es ist nur ein Beweis für die Wahrhaftigkeit ihres Künstlertums, daß sie ihre Richtung änderte, als ihre Lebensumstände andere geworden waren.

Wenn heute Yvette wiederkommt, ist sie die große Künstlerin, die sich nicht mehr spezialisiert. Sie gibt Altes und Neues, schwingt den Bogen zwischen der ewig neugestaltenden Gegenwart und einer unsterblichen Vergangenheit. Sie ist voller geworden, ihr Wesen ist behaglicher, freundlicher, ihr Blick beruhigter und sicherer. Aber die Stimme ist noch die gleiche, wie sie in früheren Jahren war, so kunstgerecht und verständnisvoll sie heute behandelt wird — die gebrochene Stimme des kleinen Mädchens, das da mitsummt, wenn irgendwo eine Geige tönt oder eine Laute gezupft wird.

Die Sänfte.

Von Adelheid Weber. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.



Phot. E. Rost.

Dresdner Chaisenträger.

Die Sänfte stammt aus dem Land der Ueppigkeit und der Sklaverei: aus dem Orient. Sie war aus Holz gebaut, das, natürlich reich vergoldet, mit Bildwerk und allerlei Zierat geschmückt war, und wurde von zwei Menschen, auch wohl von zwei Maultieren gezogen. Die vornehmen Aegypter indes ließen sich schon tragen, und wenn Kleopatra den Antonius besuchte, so schaute ihr stolzes, braunes Antlitz zwischen den Purpurvorhängen einer Sänfte hervor, die üppig mit weichen Kissen gepolstert, mit Rosen bestreut, auf den Schultern zweier Sklaven so sanft getragen wurde, daß die Herrin nicht die leiseste Bewegung spürte. Als die Römer dem Orient ihr Joch auf den Rücken legten, nahmen sie mit seinen unermeßlichen Schätzen auch seine Ueppigkeit in ihre stolze Stadt — mit ihr die Sänfte. Sie war nun meist für mehrere Personen eingerichtet, bald offen, bald mit Vorhängen oder Fenstern versehen und innen mit





Die schlittenähnlichen Sänften des Dauphinée. Oberes Bild: Eine moderne Sänfte (Phot. Adèle).

Matratzen ausgestattet. Besondere Sklaven trugen die Sänfte an langen Stangen auf den Schultern. Cicero donnert in fünf seiner Reden gegen Verres, den Prätor von Sizilien, der aus dem Bett gleich in seine Sänfte stieg und sich in der Sänfte wieder bis ans Betttragen ließ.



Aus Aix-les-Bains: Auf dem Wege zu den Bädern.



Phot. Chusseau-Flaviens.
Spanische Königsänfte.

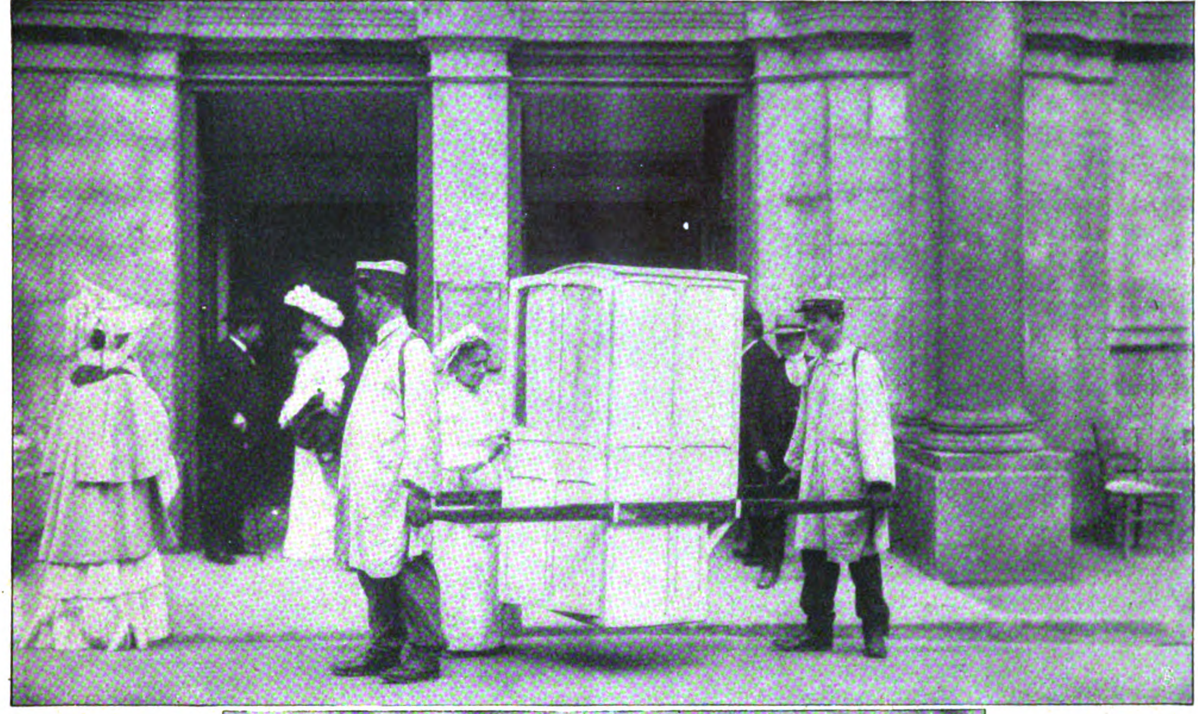
Aehnliche Sänften benutzt man noch heute zu längeren Reisen in Gegenden, die nur Fußgängern zugänglich sind: in Ostindien. Sie sind für etwa vier Personen eingerichtet, offen, aber mit Vorhängen zum Schutz gegen Mücken und Staub versehen, und bestehen aus einem auf vier Füßen ruhenden Gestell unter gewölbter Decke.

Und wer sieht nicht die zierlichen Gestalten in den reizenden bunten Gewändern, die niedlichen, hochfrisierten, mit Nadeln gespickten Köpfchen, die schmalen Aeuglein und die kleinen — ach, zu kleinen Füßchen einer chinesischen oder japanischen Schönen zwischen den zierlichen Holzstuben auf den Schultern der Kulis schaukeln, wenn er an eine Sänfte denkt? Es haftet an dem Wort nun einmal der Duft von Exotischem, Ueppigem, Geheimnisvollem, pikant Reizendem. Und auch als die Sänfte nach den Kreuzzügen vom Orient nach Europa kam, zeigte sie sich ihres Ursprungs würdig. Denn recht in Aufnahme brachte sie erst Ludwig XIV. und alle Nachahmer seiner Ueppigkeit, vor allem August der Starke von Sachsen. Das süße blonde Gesichtchen der Lavallière, das edle der schönen Aurora von Königsmark, die üppige Schönheit der Gräfinnen Kosel und Dönhoff und alle die zierlichen Gestalten in Stelzenschuhen, mit Puder in den Locken, Schönpflästerchen und Schminke auf den Wangen und leichtsinnigem, süßem Lachen um den roten Mund ließen sich in der Portechaise (so hieß die Sänfte jetzt) zu ihren königlichen Freunden tragen. Sie war jetzt ein mannshoher Kasten mit einem Sitz an der Hinterseite. An der Vorderseite befand sich die Tür,



Die Benutzung der Sänfte im Riesengebirge.





an den Seiten Fenster. Sie wurde an langen, durch Ringe geschobenen Stangen von zwei Männern getragen, gerade wie sie es noch jetzt wird (Abb. S. 165). Noch jetzt — denn in Dresden hat sich die Sänfte bis auf den heutigen Tag erhalten, und zwar als öffentliche Institution. Vor 200 Jahren, im Mai 1705, stiftete der Kaufmann und Senator Johann Friedrich Landsberger das Institut der Sänftenträger zu Nutz und Frommen des Armenwesens, dem ihre Einkünfte zufielen. Zehn Sänften und zwanzig Mann Bedienung stellte er unter seine eigene Inspektion. Nachher übernahm der Stadtrat selbst den Besitz der Chaisen. Sie behaupteten sich lange siegreich gegen die Fiaker; ihre Träger schafften sich selbst Livreen an, und die Ratschaisenträger tragen heute einen Dienerfrack in Schwarz mit gelben Paspeln (Abb. S. 165) und die Hofchaisenträger gelben Frack mit blauen Aufschlägen. Und wieder (Abb. 165) tritt aus der Portechaise ein reizendes Figürchen, dessen schelmisch lachendes Gesichtchen von Lenz und Liebe plaudert.

Und wieder von Genuß und Freude erzählt unser Bild auf S. 166. Aber es ist anderer, modernerer Art. Denn erst die letzten Jahrhunderte haben ja den Menschen die Freude an der Natur gebracht, der sich die würdige, aber durchaus gut bürgerliche Dame hin-



Phot. Gyussean-Flaviens.

Krankensänften in französischen Kurorten.

die auf ihrem Stuhl ebenso bequem, aber viel ehrbarer die Schönheit der Welt genießt als die Schönen des Orients und des Rokokos.

Und nun die ernsthaften Kontraste.

Schon die schlittenähnlichen, durch einen Mann gezogenen Sänften der Dauphinée (Abb. S. 165) erregen wehmütige Betrachtungen, denn sie bringen Leidende von der Höhe herab zu den Bädern. Ernster noch stimmt das Bild aus Aix-les-Bains auf S. 166. Es zeigt eine kranke Dame, die, frostig, in Tücher gewickelt, sich von zwei Trägern zur Dusche bringen läßt. Auf Abb. S. 167 verläßt die Patientin die Portechaise, um sich in eine der eleganten Badezellen zu begeben, die auf die mit Marmor bekleidete, schöngewölbte Halle münden. Zwei Badefrauen eilen hilfreich herbei. Zum Arzt begibt sich der Patient, dem die Schwester die Tür öffnet (Abb. S. 167 oben). Wird er die gehoffte Heilung hier finden? Alle menschlichen Empfindungen: helle Luft, stille Freude, weinendes Leid, haben Raum in der uralten, noch immer lebenden Sänfte.

Bilder aus aller Welt.

In Wien starb im 85. Lebensjahr Karl Mayerhofer, der einstige beliebte Sänger der Wiener Hofoper, der er 41 Jahre lang angehörte. Er war in Wien als Sohn des Hofburgschauspielers Mayerhofer geboren und ein Schüler Liszts.



Phot. Servais.

Karl Mayerhofer †

Wien, bekannter Sänger, früher an der Wiener Oper.



Phot. L. Lößl.

Prof. Dr. Ritter v. Wiesner,

Wien, bekannter Botaniker, wurde 75 Jahre.

Phot. Sperling.

Bau der großen Ausstellungshalle.

Vorbereitungen zur Jahrhundertfeier in Breslau.

Der durch seine wissenschaftlichen Arbeiten und durch seine Lehrtätigkeit gleich bekannte Botaniker Hofrat Professor Doktor Julius Ritter von Wiesner an der Wiener Universität beging vor wenigen Tagen seinen 75. Geburtstag.

Breslau rüstet sich zu einer imposanten Jahrhundertfeier. Eine große Ausstellung wird die Basis der Veranstaltungen bilden. Unser Bild zeigt die große Ausstellungshalle im Bau.

Der „Verein zur industriellen Entwicklung der Südeifel e. V." in Trier hat eine Trachtenpuppenausstellung veranstaltet, und zwar in Köln. Durch diese Ausstellung, deren Hauptobjekt, einen Alt-Eifeler Hochzeitzug, wir im Bild geben, sollte besonders für die weibliche Bevölkerung, Frauen und Mädchen, der Südeifel ein lohnendes Arbeitsgebiet eröffnet werden.

Prof. Riedinger in Würzburg hat den dort eingerichteten Lehrstuhl für Orthopädie übernommen.

Der berühmten italienischen Tragödin Adélaide Ristori soll in ihrer Geburtstadt Cividale ein Denkmal gesetzt werden. Unser Bild zeigt das Modell. Zwischen zwei



Alt-Eifeler Hochzeitzug.

Puppenausstellung des Vereins zur industr. Entwicklung der Südeifel in Trier.



Prof. Riedinger,

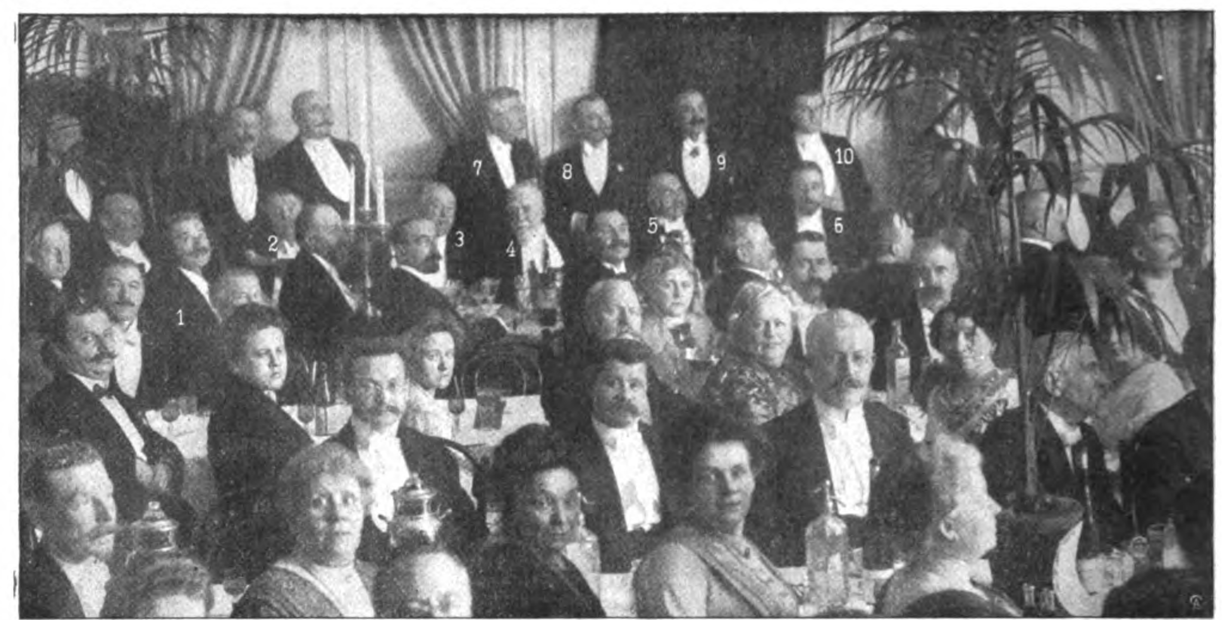
Würzburg, übernahm den neuen Lehrstuhl für Orthopädie in Würzburg.



Phot. Scavalli-Beccia.

Ein Denkmal für Adélaide Ristori.

Modell des Denkmals der italienischen Tragödin Ristori für ihre Vaterstadt Cividale.



Phot. Bulla.

1. Deutscher Generalkonsul Beermann. 2. v. Lucius, deutscher Botschaftsrat. 3. Kommerzienrat Tillmanns. 4. Graf Pourtalès, deutscher Botschafter. 5. Exzellenz Dr. E. Schmidt. 6. Baron von Grunelius, bayrischer Gesandter. 7. Nebe. 8. Blasczyk. 9. Dettloff. 10. Tobin.

Vom 50jährigen Jubiläum des Deutschen Vereins „Palme“ in Petersburg: Das Festmahl.

mächtigen, 7 Meter hohen Säulen auf einem Quaderunterbau steht die Idealgestalt der großen Schauspielerin.

Der für das Deutschtum in Petersburg ungemein tätige und erfolgreiche Deutsche Verein „Palme“ konnte vor kurzem auf ein segensreiches Bestehen von 50 Jahren zurückblicken. Unter allgemeiner Beteiligung der ersten Kreise Petersburgs wurde dieser Tag durch ein gemeinsames Mahl festlich begangen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 5. Berlin, den 1. Februar 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 5.



Die sieben Tage der Woche.

23. Januar.

In Konstantinopel unternehmen die Jungtürken einen Staatsstreich. Der Großwesir Kiamil-Pascha wird gezwungen, mit dem ganzen Ministerium zu demissionieren. Der Sultan ernennt Mahmud Schewket-Pascha zum Großwesir. Während der Vorgänge auf der Hohen Pforte, die sich nicht ganz ohne Kampf abspielen, wird der Generalissimus der türkischen Armee Nasim-Pascha erschossen. (Portr. S. 180).

Aus Washington wird gemeldet, daß die Vereinigten Staaten den Protest Englands gegen die Gebührenfreiheit amerikanischer Schiffe auf dem Panamakanal zurückgewiesen haben.

24. Januar.

Halbamtlich wird eine neue Militärvorlage für die laufende Tagung des Reichstags angekündigt.

Der neue Staatssekretär des Auswärtigen Amts von Jagow übernimmt die Dienstgeschäfte.

Im Reichstag erklärt Geheimrat Lehmann aus dem Auswärtigen Amt auf eine Anfrage, daß der Reichskanzler nicht beabsichtigt, die Entsendung einer Kommission zur Untersuchung der auf dem Balkan während des Krieges vorgekommenen Grausamkeiten bei den Großmächten anzuregen.

Die französische Deputiertenkammer erteilt dem neuen Ministerium Briand ein Vertrauensvotum mit 324 gegen 77 Stimmen bei 174 Stimmenthaltungen.

25. Januar.

In Wien wird eine Verordnung des Ministeriums des Innern veröffentlicht, die Galizien und andere größere Gebiete der österreichisch-ungarischen Monarchie als für private Luftfahrtzeuge verbotene Zonen erklärt.

In Bukarest wird ein Kronrat zur Besprechung der auswärtigen Lage abgehalten, in dem eine Verständigung über die Richtung zustandekommt, in der Rumänien vorgehen muß, um die seit längerer Zeit schwebenden Verhandlungen mit Bulgarien schnell zum Abschluß zu bringen.

26. Januar.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß auf Befehl der neuen Regierung 193 Anhänger des alten Regimes, darunter mehrere Mitglieder des Ministeriums Kiamil, verhaftet worden sind.

Die in Malta liegenden englischen Schlachtschiffe „König Eduard VII." und „Zealandia" erhalten den Befehl, nach dem Osten in See zu gehen.

Der rumänische Gesandte in London Mischu erhält den Auftrag, dem bulgarischen Friedensdelegierten Dr. Danew zu erklären, daß Rumänien dringend eine amtliche Mitteilung über das Ausmaß der bulgarischen Zugeständnisse erwarte.

27. Januar.

Kaiser Wilhelm vollendet das 54. Lebensjahr.

Die italienischen Panzerschiffe „Regina Elena", „Vittorio Emmanuele" und „Roma" gehen nach dem Aegäischen Meer in See.

In Wien stirbt, 86 Jahre alt, der Erzherzog Rainer von Oesterreich. (Portr. S. 182).

Im englischen Unterhaus zieht der Ministerpräsident Asquith das von der Regierung eingebrachte Wahlrechtsgesetz zurück, nachdem der Sprecher erklärt hat, daß die Annahme jedes Antrages auf Einfügung des Frauenstimmrechts die Bill zu einer neuen und damit ihre Zurückziehung notwendig machen würde.

28. Januar.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß in der Armee vor Tschataldscha Zwistigkeiten zwischen den Anhängern der Jungtürken und denen des getöteten Ministers Nasim-Pascha entstanden seien.

29. Januar.

In Toulon werden vier französische Panzerkreuzer bereitgehalten, um Ende dieser Woche nach den türkischen Gewässern abzudampfen.

Theaterfragen.

Von Julius Hart.

Die Theaterkunst der Gegenwart wird von genau den gleichen Gegensätzen beherrscht, die sich durch alle Jahrhunderte zurück verfolgen lassen, und wenn die eine Künstlerschule immer wieder alle Kunst in Natur verwandeln will und nach dem Lessingschen Sprüchlein die Natur nur in Erfüllung dieses Wortes mit Kunst gehandelt hat, so besteht man auf der gegenüberliegenden Seite darauf, daß es allein darauf ankommt, Natur in Kunst umzugestalten. Doch nur selten steigt die Entwicklung in die Höhen des ganz reifen Goetheschen Kunstgefühles empor, dem der Widerwillen dieser Gegensätze entschwunden ist:

> Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen
> und haben sich, eh man es denkt, gefunden ...

Unsere Theaterkunst von heute ist in diesem Sinn keine goethereife und fertige Kunst, sondern, hin und her geworfen zwischen den Szyllen und Charybden jener beiden Schulen und Richtungen, steckt sie voll innerer Kämpfe und Krämpfe, und all das Zerrissene, Tastende und Experimentierende, in sich selbst Unbefriedigte, Unbefriedigende, das sie uns nur allzu deutlich merken läßt, erwächst schließlich aus diesem Streit der zwei großen Parteien, die sich gegenseitig nicht verständigen können, nicht mit- und ineinander zu leben versuchen. Das Absichtlich-Gewollte, auf dem Verstandesweg Erklügelte, Reflektierte überwuchert die intuitiv schöpferische und naiv künstlerische Gestaltungskraft und läßt nur

nicht die gegenseitige Anziehung von Natur und Kunst verspüren, die gerade nur gefunden werden kann, „eh man es denkt“.

Doch wie zu allen Zeiten, so macht auch heute unsere Theaterkunst all die großen Bewegungen mit, die sich überhaupt im Gesamtleben unserer Kunst vollziehen, und es kann nur nicht von einem ganz besonderen eigenen Willen und Streben einer ganz besonderen und eigenen Theaterkunst gesprochen werden. Wie die deutsche Dichtung in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sich stilistisch, charakteristisch umformte, so zugleich auch die schauspielerische Darstellung und die szenerische Gestaltung, und bahnbrechend ging hier zunächst einmal der Geist voran, der die Kunst in Natur verwandeln wollte. Während der neunziger Jahre herrschte im großen ganzen so gut wie ausschließlich dieser naturalistische Wille auf der Bühne. Die „Freie Bühne“ in Berlin, bei deren Begründung im Anfang auch wesentlich mitbestimmend der Gedanke war, den Gefahren und Schäden des ständigen Geschäftstheaters, eines berufs- und brotkünstlerischen Betriebes gegenüber, gewissermaßen eine Zufluchtstätte dem Pegasus zu bieten, der nur nicht im Joch gehen will und mag, und alle finanziellen Erwerbs- und Gewinnmöglichkeiten auszuschalten — diese „Freie Bühne“ wurde zur Pflanzstätte der modernen naturalistischen Theaterkunst, die, was die schauspielerische Darstellung angeht, sich aus einer Volks- und Dialektkunst entwickelte, und deren unmittelbarsten und nächsten Vorläufer die oberbayrischen Schauspiele waren — als glänzendste Namen darunter Neuert, Albert, Hofpaur, die Amalie Schönchen, Hartl Mitius — sowie das plattdeutsche Hamburger Theater mit Lotte Mende als Stern der Sterne. Freilich am allerraschesten zerfiel die ideale Gesinnung, die sich gegen die Geschäfts-, Brot- und Berufskunst gekehrt hatte, und am wenigsten wurde das Ideal verwirklicht, das aus der „freien Bühne“ eben eine freie Bühne, eine Art von einem Bayreuther Theater gestalten wollte, das jedoch nicht auf einem Namen nur gegründet, dem immer wieder neuen jungen bahnbrechenden Künstler, dem höchsten, aber auch zumeist am schwersten ringenden, das Asyl sein sollte und nur selten seine Pforten öffnen kann. In den wenigen Jahren des Kampfes um die „freie Bühne“ stand das Theater wirklich einmal im Brennpunkt ernster, tiefster, geistiger Interessen, war ein Gegenstand lebendigster kultureller Anteilnahme. Doch es fehlte am Geist einer großen, weit ausschauenden Kunstpolitik, man hatte sich eben ganz eingeschworen nur auf die Umwandlung von Kunst in Natur, und als die naturalistische Strömung sich für einige Zeit lang siegreich durchgesetzt hatte, da konnte auch die „freie“ Bühne zum Geschäftsunternehmen werden, und sie hatte sich ausgelebt. Das „Deutsche Theater“ wurde nunmehr zur Burg des naturalistischen Kunstprinzips und Kunstschaffens. Als eine allerernsteste und allerwichtigste Theaterfrage aber ergibt sich aus dem Verlauf dieser Bewegung auch die Frage, ob nicht alle unsere heutigen Kämpfe um Stil und Technik minder wichtig sind, und die ganze Erfahrung lehrt nur das eine, daß alle solche stilistischen, technischen Erneuerungen, Versuche, Experimente, immer nur modische Werte, sehr beschränkte Geltung besitzen, „der Geschmack“ von heute ist morgen wieder ein ganz anderer „Geschmack“ geworden, und diese Geschmäcker von gestern, heute und morgen verspotten und verlachen sich gegenseitig in einem fort, und nichts wirtschaftet sich gerade heute so rasch ab wie diese Stile, Schulen und Richtungen. Doch eine einzige „freie“ Bühne, nur im Gegensatz zu den vielen Geschäftstheatern, eine Bühne, die alle finanziellen Gewinnmöglichkeiten ausschaltet — und die Organisation der neunziger Jahre war hier mustergültig — ist und bleibt einzig das Idealtheater, das man immer doch neben den anderen sich erhalten muß, denn alle schlimmsten und tiefsten Kunstübel, gewiß ganz unausrottbare, erwachsen eben aus dem Betrieb, der den Pegasus ins Joch spannt, unabwendbar die am wenigsten dazu geeignete Künstlernatur in einen homme machine vergewaltigt — und eine Stätte sollte stets für ihn offenstehen, wo er sich auf sein Eigenstes, Höchstes und Bestes besinnen kann.

Verhältnismäßig rasch, bei der Unrast unserer Zeit wohl allzurasch, wurde der Alleinherrschaft der naturalistischen Theaterkunst wieder ein Ende gemacht, und manche nicht ganz ungesunden Keime kamen so recht überhaupt nicht zur Entfaltung. Die alten Antipoden erschienen recht bald auf dem Schauplatz, denen alles darauf ankommt, Natur in Kunst umzuwandeln, und die Stilkünstler im noch ganz besonderen Sinn des Wortes, die abstrahierenden, ideengestaltenden Aestheten, erlangten den größten Einfluß. Wie der Naturalismus, so hatte auch dieser Aesthetizismus seine unmittelbarsten stärksten Anregungen vom Ausland her empfangen, und auf seinen Fahnen stand die französische Formel L'art pour l'art. Für die Bühnenkunst hieß das „le théâtre pour le théâtre“, und wieder einmal wurde die Szene gründlich umgebaut und umgestaltet, und jedenfalls noch gründlicher und entschiedener als in den neunziger Jahren; die neuen Bühnenbilder hoben sich von den alten und gewohnten noch mehr ab als damals die der naturalistischen Theaterkunst. In dem Buch des Münchner Dramaturgen Georg Fuchs „Die Revolution des Theaters“ kamen die Theorien und Prinzipien, von denen diese neue Bewegung sich leiten lassen wollte, wohl am radikalsten und schroffsten zum Ausdruck.

Le théâtre pour le théâtre! Der uns so geläufige, darum vielleicht oft ganz gefährliche Satz und Glauben vom Selbstzweck all unseres Wissens, Schaffens, Tuns und Handelns, Produkt abstraktesten philosophischen Denkens, bei dem man nur zweifeln kann, ob er gerade für das Leben tauglich ist, ob der Philosoph gerade dem Künstler zum Führer dienen kann, führt auch unsere modernsten und jüngsten Regiekünstler und Dramaturgen dazu, daß sie uns von einer absoluten Theaterkunst geheimnisvoll etwas ins Ohr raunen, vom Theater, das sich Selbstzweck ist. Über das, was nun dieses Absolute ausmacht, reden unsere Künstler hin und her, in Wahrheit vollkommen hilflos, hoffnungslos, uns jemals gerade über ihr Absolutes klaren Wein einschenken zu können — doch was nun unsere heutigen Vorkämpfer der absoluten Bühnenkunst darunter im ganz besonderen verstehen, wie sie das Wort sich in Willkür und Laune auslegen, das ist schon leichter zu fassen. Der Selbstzweck des Theaters ist danach ein Rausch, und ihre höchste Aufgabe sehen sie darin, einen großen Sinnenrausch zu erzeugen. Unwillkürlich wird man dabei an den Makartrausch in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erinnert, der allerdings gar bald in einem großen Katzenjammer endete, und viele Anzeichen deuten schon darauf hin, daß er auch für unser théâtre pour le théâtre in recht naher Aussicht steht. Ein wichtigstes und charakteristischstes Symptom besteht hier darin,



daß man nur mit einem Achselzucken und der geringschätzigsten Miene vom Literaturtheater spricht und die Herrschaft, die hier der Literat ausübt, brechen will. Nun haben wir uns ja allerdings gewöhnt, daß wir unter den sehr vielen Theatern, die wir besitzen, der Akrobaten-, Varieté-, Rennfahrer-Schaubühnen usw., dem Theater des dramatischen Dichters den allerersten Rang einräumten, als dem Theater, das mehr noch als nur einen Sinnenrausch erzeugen wollte, sondern auch geistige Welten darstellen wollte. Die Grundüberzeugung ging doch dahin, daß der Dichter, der Literat, der eigentliche Spiritus rector sei, und auch Schauspieler, Regisseur waren als Diener seines Wortes in erster Reihe dazu berufen, seine Sinne und Absichten möglichst treu und wahr in seinem Geist zum Ausdruck zu bringen. Nächst der Dichtkunst galt die Schauspielkunst als die, worauf es vor allem ankam — doch als nebensächlich, vielleicht auch wohl als zu nebensächlich wurden die malerischen und dekorativen Bühnengestaltungen, der Kulissen- und Leinwandzauber gewertet wie auch Kostüm- und Toilettenkunst. Der „Literatengeschmack" achtete jedenfalls nicht besonders auf diese „Äußerlichkeiten", und das Wichtigste erschien ihm an dem Dichtertheater der Shakespeare, Schiller, Goethe und Genossen, daß ihnen der Rausch doch nicht der Selbstzweck war, sondern ein Mittel, um, wie die höchste Idealforderung lautete, einen neuen und besseren Menschen heranzubilden.

In Uebereinstimmung mit dem Geist unserer ganzen Gegenwartskunst, die, vom Inhaltlichen, Geistigen ablenkend, ihre besten Triumphe suchte im Formalen, Stilistischen, Technischen, brachte auch die moderne Theaterkunst seit Beginn dieses Jahrhunderts zusehends schärfer ihre Tendenz zum Ausdruck, nicht nur den Dichter, sondern auch den Schauspieler aus dem Mittelpunkt des Bühnenorganismus herauszudrängen, und der Regisseur wollte als der eigentliche Herrscher auf der Szene angesehen werden. Damit aber kamen auch die Werte zu besonderer neuer Geltung, in denen zuletzt gerade die Regiekunst sich selbstschöpferisch eigenartig, autokratisch betätigen kann, um als so eine Allerweltskünstlerin, als eine Kunst höchster An- und Nachempfindungsfähigkeit all die verschiedenen und mannigfachen Künste, die sich auf der Bühne ein Stelldichein geben können, zu einem möglichst bunten Reigen organisatorisch zusammenzuführen. Die bildenden Künste, die sich heute gewiß einer besseren Blüte erfreuen als die Dichtung, diese aus der führenden Stellung verdrängten, wurden herangezogen, und sie suchten auch im Theater einen spezifisch literarischen Anschauungsgeist gegenüber einem spezifisch malerischen zur Geltung zu bringen. Aus der alten Guckkastenbühne wurde mehr oder weniger eine Reliefbühne, am meisten wohl die Kunst der Bühnenperspektive umrevolutioniert, und die Theaterbilder sollten nicht mehr naturalistisch-realistisch uns anmuten, sondern „stilisiert", abstrakt schematisiert, in symbolischen Andeutungen dastehen. Ein starker, lebendiger Kolorismus mußte die Sinne berauschen und darüber hinwegtäuschen, daß am allerwenigsten eine solche stilisierende und schematisierende Darstellungsweise gerade eine Kunst des Orgiasmus und Theaterrausches stets war und sein wollte. Sondern umgekehrt. Eine Ideenmalerei ausgeprägtesten „literarischen" Geschmacks gerade ist diese Kunst der nackten ornamentalen Linie, des strengen radikalen Stilisierungsprinzips, die sich zuletzt damit bescheiden kann, mit einer Kinderhand eine Wellenlinie hinzuzeichnen und uns dann zu versichern, das wäre das Meer. Tanzkunst und Pantomime gelangten im Zeichen der neuen Theaterkunst auch auf der Schauspielbühne zu höherem und reicherem Ansehen, und liebäugelnd blickte das Auge auch wohl nach Japan hinüber, wo von jeher der dramatische Darsteller mit dem Akrobaten in innigster Berührung geblieben, und die Kampf- und Fechtszenen zu vollkommenen Kunst- und regelgerechten Gladiatoren- und Ringerschaustellungen auszubilden, blieb ein Ziel innigsten Sehnens und Wünschens.

Das Theater der neunziger Jahre und der letzten und jüngsten Entwicklung, der Kunst, die Natur werden will, und der Natur, die sich in Kunst verwandeln möchte — in den beiden Antipoden Otto Brahm und Max Reinhardt stehen die beiden Richtungen am markantesten, in stärkster Persönlichkeit, in Fleisch und Blut verkörpert vor uns. Zweifellos ist der Kampf zwischen Naturalisten und Aestheten noch nicht ausgetragen und zu Ende gefochten, und die nächste Generation wird wohl erst noch die schärfsten Zusammenstöße erleben, die prinzipiellen Gegensätze noch tiefer und stärker empfinden müssen, bevor die neue Theaterkunst aufsteigen kann, die mehr noch gibt und bedeutet als die sehr ungeklärten, wesentlich nur experimentierenden und als Modeströmungen sich sicher rasch abwirtschaftenden Bewegungen des letzten Vierteljahrhunderts. Gleich einseitig, befangen und beschränkt sind zuletzt beide nur nicht fähig, uns den Totalcharakter einer Kunst zu repräsentieren. Und den Vorzügen stehen zuletzt die Fehler, Schwächen und Gebrechen in größerer Anzahl gegenüber. Man könnte wohl sagen, daß der Naturalismus, der doch seinem innersten Wesen nach keine Stilkunst sein will, gerade deswegen zu einem klaren und scharf ausgeprägten Stil gelangte, und das so einseitig Strenge, Prinzipienfeste, die theoretisierende Kraft in der aus der Gelehrtenstube und von der Wissenschaft herkommenden Persönlichkeit Otto Brahms, seine „Literatennatur", brachte alle Vorbedingungen dazu mit sich. Umgekehrt bringt die Kunst des théâtre pour le théâtre, die unaufhörlich vom Stil redet, uns nur die alte Erkenntnis zum Bewußtsein, daß man von dem am lautesten spricht, was man am wenigsten wirklich besitzt. Und die ungewöhnlich reiche, vielseitige, durch und durch virtuosenhafte, in allen Sätteln gerechte, phantasievolle Regisseurkunst Reinhardts irrt von einem Stil zum anderen, durchläuft mit rapider Schnelligkeit sämtliche möglichen Entwicklungen und fühlt sich ebenso wohl auf der mittelalterlichen Mysterienbühne wie im Maskentheater der italienischen Commedia del arte, im alten Hellas wie bei Ibsen, Strindberg und den Russen, bei Molière und bei Shakespeare; sie führt den denkbar größten Stil-Eklektizismus geradezu in einem Triumphzug an unserem Auge vorüber, und von dem Reinhardt-Stil kann man nur sagen, daß er gerade einzig und allein darin besteht, keinen zu haben. Mit den Dichtern und Dichtungen, auch den Werken der heiligsten Überlieferungen, spielt er zuletzt Fangball wie mit den Schauspielern, und selten nur geht es bei ihm ohne Bluff ab, und uns recht pervers die Dinge auf den Kopf zu stellen, macht ihm zweifellos mancherlei Spaß und Vergnügen. Die Meininger Kunst, die von der englischen Theaterprunk- und Ausstattungskunst Irvings gelernt hatte, dann eine Zeitlang der sparsamen und nüchternen Naturalistenkunst gewichen war, erlebte bei Reinhardt eine neue Auferstehung, und die besondere Freude des Regisseurtheaters an den dramatisch im Grunde und zumeist recht

belanglosen Volksszenen führte von neuem dazu, die Bühne mit Menschenmassen zu überschwemmen, die allerdings nicht mehr realistisch-meiningisch, sondern idealistisch-griechisch stilisiert sich betrugen. Aber gerade die ureigensten neuesten Schöpfungen Reinhardts, die Zirkusspiele, die Sumurumkunst, das Spiel von jedermann, in denen die Ideen vom théâtre pour le théâtre, von dem Regisseur, als dem eigentlichen Puppenspieler, der Dichter und Schauspieler an seinen Drähten laufen läßt, zum vollkommensten Ausdruck gelangten, die Launen und Willküren, mit denen zuletzt an sehr feststehenden, fest eingewurzelten Traditionen unserer großen Dichtkunst gerüttelt wird, dürften dem Reinhardt-Kultus schließlich am gefährlichsten werden und zu einer unausbleiblichen Reaktion führen. Eine Kunst größter Theaterbesonnenheit und von strengstem Ernst wieder kann auf diese Orgien- und Rauschkunst nicht ausbleiben, und sie wird auch wieder der Zeit ihren Spiegel vorhalten, der der Ästhetenkunst des théâtre pour le théâtre ganz aus der Hand gefallen ist. Daß aber auch im tiefsten Grunde die Reinhardtbühne zu viel Nacktes und Nüchternes an sich hat, wird um so mehr hervortreten, je mehr der Reiz des Neuen, Ungewohnten verblaßt.

Saison.

Von W. von Eckardtshausen.

Nicht nur berufsmäßige Pessimisten, sondern auch solche, die dies von Haus aus gar nicht sind, hatten eine schlechte Saison für diesen Winter prophezeit. Noch war der Friede zwischen den Balkanvölkern nicht geschlossen, noch stand Oesterreich in Wehr und Waffen, noch mußte man mit der Möglichkeit rechnen, daß das im Osten tobende Gewitter heraufziehen und sich über ganz Europa entladen würde. Die Männer hatten andere Dinge im Kopf und wenig Lust, mit ihren Frauen über zu besuchende und zu gebende Feste Beratungen zu pflegen. Die Zeiten waren schlecht, und auch die, die nicht ängstlich den Groschen umzudrehen haben, begannen unruhig zu werden und es für besser zu halten, ihr Geld einzusperren, anstatt es für Bälle und Feste hinauszuwerfen.

Aber die Frauen stimmten nicht zu. Ein jedes Jahr hat nur eine einzige Saison. Besonders in der Stille des Landlebens, auf den Gütern unserer Grundbesitzer freut man sich lange vorher auf die paar Winterwochen, so daß ein Verzicht darauf schwer fallen würde. Die Mutter möchte dem Töchterchen die stolze Freude, sich vor dem Kaiserpaar verneigen zu dürfen, nicht verderben und es nicht der Chance berauben, auf den folgenden Bällen und Empfängen vielleicht dem Mann zu begegnen, der es einst heimführen darf.

Und schließlich ist alles genau so geworden wie in den vergangenen Jahren auch. Vor Weihnachten war es immerhin zu bemerken, daß die Einladungen spärlicher gesät waren als sonst, daß manches gastliche Haus seine Pforten noch nicht geöffnet hatte. Aber mit dem 1. Januar setzte der volle Betrieb des gesellschaftlichen Lebens wieder ein, insonderheit für die, die sich zur Hofgesellschaft rechnen dürfen. Vor allem gilt es die vom Hofmarschallamt zugestellten Listen zu studieren und an ihrer Hand die üblichen Antrittsbesuche bei offiziellen und offiziösen Persönlichkeiten zu machen. Vor den Palais der obersten Hofchargen, den Botschaften, den Ministerien, den Häusern der Finanzaristokratie halten endlose Reihen von Wagen und Automobilen. Lange kann man nirgends verweilen. Die Nachmittagstunden verfliegen nur zu rasch und reichen kaum aus, alle angesetzten Empfänge zu besuchen. In den großen Sälen flutet es herein und heraus, und ein solcher Nachmittagsempfang stellt nicht geringe Anforderungen an die Kräfte und das Geschick der Damen des Hauses. Denn ein jeder Gast verlangt, wenn auch nicht eine längere Ansprache, so doch eine liebenswürdige Begrüßung und ein freundliches Wort. Im Vorzimmer werden dann noch die Karten deponiert und die Namen der Besucher in ein Buch eingetragen, damit der Besuch im Laufe der nächsten Tage zum mindesten durch Abgabe der Karten erwidert werden kann.

Daß der Weg zum Weißen Saal durch die Gemächer der Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff geht, ist fast zu bekannt, um noch besonders erwähnt zu werden. Niemand darf sich vor den Majestäten verneigen, niemand auf den Hofbällen tanzen, der nicht vorher von ihr auf Herz und Nieren geprüft worden ist. Zwar ist man bei uns um vieles toleranter als an anderen Höfen, besonders am österreichischen Kaiserhof. Bei uns erlangt die bürgerlich geborene Frau die Hoffähigkeit, sobald sie einen adligen Mann heiratet, während in Österreich sie selber von Haus aus die Hoffähigkeit besitzen muß. Am leichtesten wird es noch den Etrangers de distinction gemacht. Sie sind bei Hofe gern gesehen, und die Einführung wird ihren Missionen in keiner Weise erschwert.

Der Abend der Schleppcour ist wohl das Glanzvollste aller Bilder. Wieviel Aufregung, wieviel Beratungen und Proben gehen ihm bei den Novizen voran. Die Angst: wird mein Knicks auch tief genug ausfallen? Werde ich mich nicht in meine Schleppe verwickeln? Werde ich auch keine ungeschickte Figur machen, wenn ich am Thron vorbeidefiliere? Wenn dann aber der Moment gekommen ist,wenn der ernste Blick des Kaisers, die gütigen Augen seiner Gemahlin auf den Debütantinnen ruhen, ist die Aufregung überwunden, und nachher im Hotel, wo sich seit einigen Jahren die Hofgesellschaft ein Stelldichein gibt, kommt das erregte Glücksgefühl zu seinem Recht. Vom Zwang der Courschleppe befreit, wird doch noch getanzt. Alle Welt kennt sich. Die glänzenden Uniformen, die reichgestickten Fracks der Diplomaten, die Hofgalauniformen bilden die rechte Folie zu den schlanken Gestalten der Frauen und Mädchen, in deren Haaren fabelhafte Diademe blitzen, und um deren Glieder sich köstliche alte Spitzen und wundervolle Seidenstoffe schmiegen.

Und wenn der große Abend vorüber, wird die Courschleppe wieder verpackt, um frühestens in einem Jahr von neuem das Licht der Welt zu erblicken. Ihren Trägerinnen aber werden durch Hofkuriere die großen goldumränderten Karten zugestellt, in denen auf Befehl ihrer Majestäten der Hofmarschall zum Ball in das Kaiserschloß ladet.

Seit langen Jahren ist die Saison nicht so kurz gewesen wie in diesem Jahr. Der Aschermittwoch bedeutet für die offizielle Geselligkeit wenn auch nicht das Ende der Diners, so doch das Ende von Tanz und Scherz, und daher häufen sich die Einladungen zu den Bällen im Ja-



nuar. Besonders glanzvoll gestalten sie sich, wenn die Kaiserin mit ihrer anmutigen Tochter sie durch ihre Gegenwart auszeichnet, und die Augen der jungen Prinzessin leuchten ebenso fröhlich beim Tanzen auf wie die irgendeines Landedelfräuleins, das nach Berlin gekommen ist, sich zu amüsieren.

Außer den ganz offiziellen Häusern gibt es noch eine Anzahl halboffizielle, wo alles, was zur Gesellschaft gehört, ebenfalls Karten abgibt und verkehrt. So z. B. das Haus des großen Finanzmagnaten in der Tiergartenstraße, dessen berühmt schöne blonde Frau mit besonderer Grazie die Honneurs macht; das Haus am Pariser Platz, dessen Gastfreundschaft ebenfalls bekannt und dessen glänzende Feste großen Ruf haben. In den Häusern ist man stets sicher, interessante Persönlichkeiten zu treffen, und die wundervollen Räume, von deren Wänden die Bilder alter Meister niederblicken, bilden den richtigen Hintergrund für die Toiletten der eleganten Frauen, an denen Berlin wahrlich nicht arm ist.

So groß die Reichshauptstadt auch geworden, so mannigfaltig die Kreise sind, irgendwie haben sie doch immer untereinander Fühlung, und es wird schwer sein für jemand, der viel ausgeht, irgendwo hinzukommen, ohne wenigstens einige Bekannte zu finden. Es müßte sich dann schon um ein Haus handeln, das gänzlich außerhalb der Gesellschaft steht.

Recht hohen Anforderungen hat auch die höhere Beamtenschaft zu genügen. Zwar stellt ihnen der Staat manchmal eine Dienstwohnung zur Verfügung, aber sie beziehen nicht das hohe Gehalt ausländischer Vertreter, verfügen nicht über die Mittel der Finanz und Industrie, und daher kommt bei ihnen die alt preußische Einfachheit, die mancher schon als verschwunden beklagt, noch am ersten zu ihrem Recht.

Eine wirkliche Faschingslust kennt unser nüchternes Berlin nicht, wenn auch allwöchentlich eine Menge von öffentlichen kostümierten Bällen stattfindet. Einige Privathäuser bemühen sich, ebenfalls die Reihe der Diners oder Bridgeabende mit einem Kostümfest zu durchbrechen. Aber nur selten gelingt es, eine wirkliche Karnevalstimmung dabei zu erzeugen, weil der harmlose Frohsinn, die Lust an Scherz und Tollheit uns Norddeutschen nun einmal nicht im Blut steckt. Die einzigen, denen es noch immer glückt, gehören zu jener Schar namhafter Künstler und ihrer Freunde, die fast sämtlich besonders hübsche Frauen voll Temperament und Lebenslust haben. Die lassen sich dann nicht die Mühe verdrießen, ihr ganzes Haus auf den Kopf zu stellen und den künstlerisch vollendeten Rahmen für das schöne und lustige Fest zu schaffen, von dem alle, die es mitgemacht, dann auch noch monatelang erzählen und schwärmen. Den Mut zur Nachahmung finden trotzdem nur wenige, scheuen auch vielfach die Mühe, die ein solcher Abend verursacht, und kehren zur Norm, dem Diner, zurück.

Eine große Rolle im gesellschaftlichen Leben spielen die Wohltätigkeitsfeste. Wer dazu Lust hat, kann an jedem einzigen Abend zu irgendeinem wohltätigen Zweck sich amüsieren und tanzen. Die führenden Damen der Gesellschaft können natürlich nicht vermeiden, einer Anzahl dieser Feste als Lady patronessen vorzustehen und ihnen durch ihre Gegenwart zu besonderem Glanz zu verhelfen. Einige dieser Veranstaltungen sind schon zur feststehenden Institution geworden und haben sich eine große Popularität erworben. Die jungen Offiziere sowohl von der Garde sowie die Kriegsakademiker, Zentralboxer und wie die Kommandos alle heißen begrüßen gern die Gelegenheit, nach einem steifen Diner, oft allerdings in drangvoll fürchterlicher Enge, noch ein paar Stunden zu tanzen.

Dadurch, daß die Riviera etwas aus der Mode gekommen und man vorzieht, ein paar Winterwochen in St. Moritz und Oberhof zu verleben, von denen man durch die Schneeschmelze wieder vertrieben wird, bringt der März noch eine Nachsaison. Getanzt wird offiziell längst nicht mehr, aber er ist so recht der Monat der Diners und besonders der großen abendlichen Empfänge, die die Minister, der Reichskanzler an der Spitze, veranstalten. Im März häufen sich die parlamentarischen Abende, wo sich bei einem reich besetzten kalten Büfett und einem Glas Bier, das in Wirklichkeit meist Champagner ist, die Männer zusammenfinden, in deren Händen die Fäden unseres politischen und öffentlichen Lebens zusammenlaufen. Dort treffen sich alle, die in Politik, in der Diplomatie, der Finanz, Industrie und Kunst etwas bedeuten. Hier, wo die Frauen fehlen, haben sie Zeit, wichtige Themata zu behandeln und ganz anders zu behandeln, wie es während der Amtstunden möglich ist. Man gewinnt untereinander Fühlung und tritt sich näher, als dies bei den Festen möglich ist, deren Herrscherin die Frau ist. Manches Wort von weittragender Bedeutung wird dort gesprochen, mancher Anstoß zu wichtigen Entschlüssen gegeben und mancher Stein ins Rollen gebracht.

Die jungen Damen vom Land sind mit der Mama dann wohl schon auf die heimatliche Scholle zurückgekehrt, und nur durch ihre Gedanken ziehen noch die lockenden Weisen der Gavotte, und sie träumen dem Tag entgegen, an dem sie einst nicht mehr als Mädchen, sondern als junge Frau sich wieder im Weißen Saal vor dem Kaiserpaar neigen dürfen.

* * *

Aus der Gesellschaft.

Vier Gedichte von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Winterpromenade.

Heiteres Leben auf der Promenade,
Leuchtende Sonne und glitzernder Schnee
Rosige Wangen, Toilettenparade.
Suchend durchdringt der Blick die Allee.

Sport ist die Losung, man spricht nur vom Schlitten,
Redet vom weithintragenden Ski.
Wer nicht mitrodelt, heut wird er geschnitten:
Gnädiges Fräulein, wo rodeln Sie?

Im großen Hotel.

Vornehm elegantes Treiben,
Blumen, Frauen, Lachen, Sekt,
Austern, Kaviar, Toast in Scheiben,
Dort ein Liebespaar versteckt.

Vom Nebentisch in ihr Gekicher
Dringt die hohe Politik,
Doch jeder redet frei und sicher,
Denn alles überlärmt Musik.

In der Oper.

Gespanntes Erwarten, Schönheit und Namen,
Reichtum und Kunst, gedrängt im Foyer.
Aus prächtigen Mänteln enthüllen sich Damen.
Jetzt schon ein Urteil? Welch ein „Toupet!“



Tief in der Loge sitzt er im Düstern,
Selig die Dame lehnt sich zurück.
Unten Ariadne — oben ein Flüstern,
Unten ein Triller — oben ein Glück.

Nachmittagstee.

Silberblinken, Tassenklirren,
Matte Perlen, Zobel, Nerz,
Leises Lachen, Stimmen schwirren
Und ein frisch gewagter Scherz.

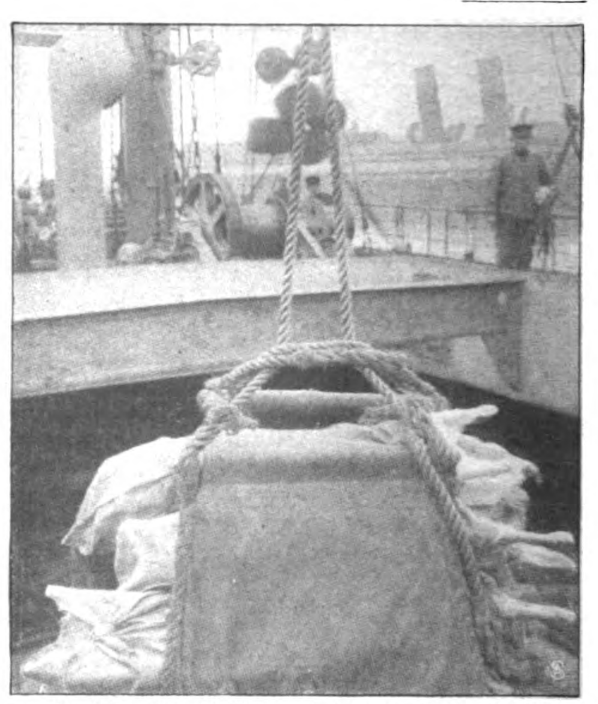
Dort ein Klatsch und hier Entrüsten,
Steif ein Jüngling wie ein Stock,
Heitre Mienen, stolzes Brüsten,
Kommen, gehen: Five o'clock.



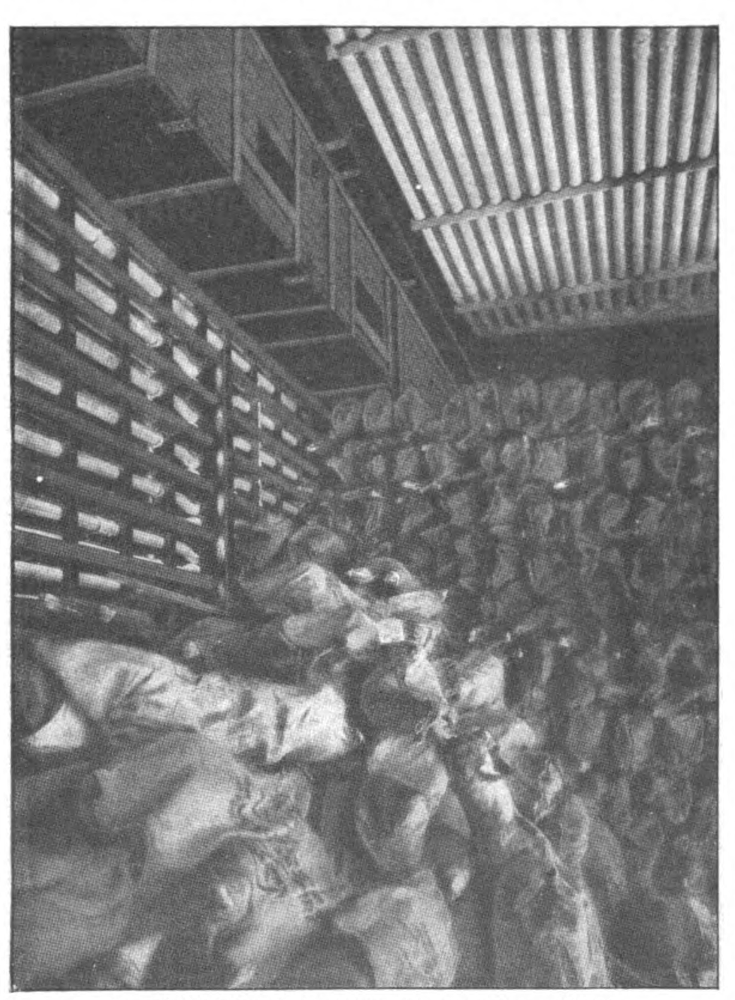
Australisch. Gefrierfleisch in Deutschland.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Die erste Sendung australischen Gefrierfleisches ist in Deutschland eingetroffen; der von Adelaide entsandte Transport langte in Berlin gut an, wo er zunächst in die Zentralmarkthalle in der Neuen Friedrichstraße übergeführt wurde. Der Verkauf dieses gefrorenen Hammelfleisches erfolgte jedoch nicht in Berlin, sondern in Wilmersdorf in einer vom dortigen Magistrat eingerichteten Halle durch städtische Angestellte. Der Transport geschah durch den Norddeutschen Lloyd in Bremen auf dem Dampfer „Elsaß". Nach dem ersten Transport werden solche in regelmäßigen Zwischenräumen von 14 zu 14 Tagen erfolgen. Wenn seit der ersten nach Chemnitz gelangten Sendung so geraume Zeit bis zu einer weiteren und umfangreicheren Verfolgung dieser Sache verstrich, so lag dies an der Schwierigkeit, geeignete Transportdampfer und für den Landverkehr passende Eisenbahnwaggons zu finden. Die Schwierigkeiten sind jetzt behoben. Das Urteil der Hausfrauen geht dahin, daß das Fleisch durch den Transport keinerlei Veränderungen im ungünstigen Sinn erleidet. Auch in andern Städten Deutschlands, so in Karlsruhe, hat man das Fleisch der australischen Gefrierhammel zum Verkauf gebracht und gute Erfolge erzielt.



Ausladen des Fleisches aus dem Dampfer „Elsaß" des Norddeutschen Lloyd.



Das Fleisch im Gefrierraum des Dampfers „Elsaß".



Wintersportkostüme.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen

Weitab vom lebhaften Verkehr, inmitten einer großartigen schweigenden Natur die letzten und originellsten Modelaunen eleganter Frauen! Wirklich nur Launen, lustige Launen, guter Humor, der sich so recht ausleben kann, da unberufene Blicke nicht zu fürchten sind und die Gefahr, Nebenbuhlerinnen mit ebenfalls noch nicht dagewesenen Kostümideen zu treffen, beinah ausgeschlossen ist. Im Stil des Schweizer Bergführers huscht eine weibliche Gestalt auf Schneeschuhen vorwärts. Knapp anliegend die wollene kurze Jacke, die Eskarpins aus Lodenstoff, die festen Gamaschen, Fausthandschuhe, warmer Halsschal und eine Banditenkappe — das ist die Ausstattung einer kühnen Skiläuferin, die am Abend in Tüll und Flitter über das Parkett schwebt. Nicht weit davon, die Schneedecke mit ihren Skistöcken zerreißend, zwei jugendliche Erscheinungen in weißen, faltigen Knieröckchen, die bei jeder Bewegung flattern und



fliegen. Dunkle Jacken mit Umlegekragen über die weißen Sweater gezogen; Zipfelmützen, die aus dem Neapolitanischen ins Nordische übersetzt werden. Zur Erhöhung der Südpolforscherstimmung ein kleines Gefolge von Hunden, natürlich „Polarhunden“, die aber scheinbar lieber ihrer Herrin auf dem Schoß schlummern, als sich kalte Pfoten im Schnee holen.

Und im Gegensatz zu diesen etwas „phantastischen Kostümen die vornehme Engländerin in schlichtem, weißem Tuchkleid, dessen Schnitt sich geflissentlich von allen Extravaganzen freihält. So bewahrheitet es sich selbst im entlegensten Hochtal, angesichts der Bergriesen, daß die Extreme sich berühren, und daß sich über den Geschmack nicht streiten läßt. T. D.



Ill. Foto-Verlag.

Die Wilmersdorfer Städtische Fleischhalle, in der das australische Gefrierfleisch verkauft wird.

Unsere Bilder

Die Feier des Geburtstages unseres Kaisers (Abb. S. 181) ist alljährlich ein großer Festtag für die gesamte Bevölkerung der Reichshauptstadt. Ungezählte Tausende harren geduldig des Augenblickes, wo es ihnen vergönnt ist, den Kaiser mit seinen stattlichen Söhnen zu sehen. Ein Glanzpunkt ist es immer, wenn sich der Kaiser zu Fuß vom Schloß nach dem Zeughaus begibt. Hier erwarten ihn die Generalität, die Kommandeure und militärischen Abordnungen, und der Stadtkommandant Generalleutnant von Boehn erstattet hier die Meldung. Der Kaiser nahm diesmal mit großem Interesse die zu einer hübschen, übersichtlichen Gruppe um die Borussia herum vereinigten Neuerwerbungen des Zeughauses in Augenschein.

Enver-Bei und das neue türkische Kabinett (Abb. S. 179 u. 180). Enver-Bei, der türkische Nationalheld, hat die Militärrevolution in Konstantinopel organisiert. Infolgedessen wurde das Kabinett Kiamil gestürzt, wobei auch der türkische Generalissimus und Kriegsminister Nasim-Pascha den Tod fand. Das neue Kabinett wurde in folgender Zusammensetzung konstituiert: Großwesirat und Krieg Mahmud Schewket, Präsidium des Staatsrates Prinz Said Halim, Inneres Hadji Adil,



Phot. Rapid.

Schneeschuhläuferin in einer „Hosenrolle“.



Phot. Rapid.

Skiläuferinnen in kurzen Faltenröcken.





Die Herzogin von Westminster beim Eissport.
(Zu dem Artikel „Wintersportkostüme".)

Aeußeres der frühere Gesandte in Athen Mukhtar. Dieses Kabinett der Jungtürken dürfte noch kein Definitivum sein. Enver-Bei, der fanatische Führer der Jungtürken und Talaat-Bei, der geistige Organisator des jungtürkischen Staatsstreichs sind zur Tschataldscha abgereist, um die Moral der türkischen Truppen zu stärken. Kiamil-Pascha hat infolge der Aufregung einen Schlaganfall erlitten. Der bisher beiseite geschobene Izzet-Pascha dürfte unter dem neuen Regime eine hervorragende militärische Rolle spielen.

„Kerkyra" (Abb. S. 181) heißt die neue Festdichtung von Joseph Lauff, Musik von Prof. Josef Schlar, die zum Geburtstag des Kaisers im Königlichen Opernhaus in Berlin unter ungeteiltem Beifall aufgeführt wurde.

Der neue französische Kriegsminister Eugène Etienne (Abb. S. 183) steht im 69. Lebensjahr und ist in Oran (Algier) geboren. Er war bereits einmal Kriegsminister und ein andermal Minister des Innern.

Erzherzog Rainer von Oesterreich (Abb. S. 182) ist nach schwerem Leiden in Wien verschieden. Er war am 11. Januar 1827 in Mailand geboren, wo sein gleichnamiger Vater als Vizekönig über die damals österreichischen Gebiete Venetiens und der Lombardei residierte.

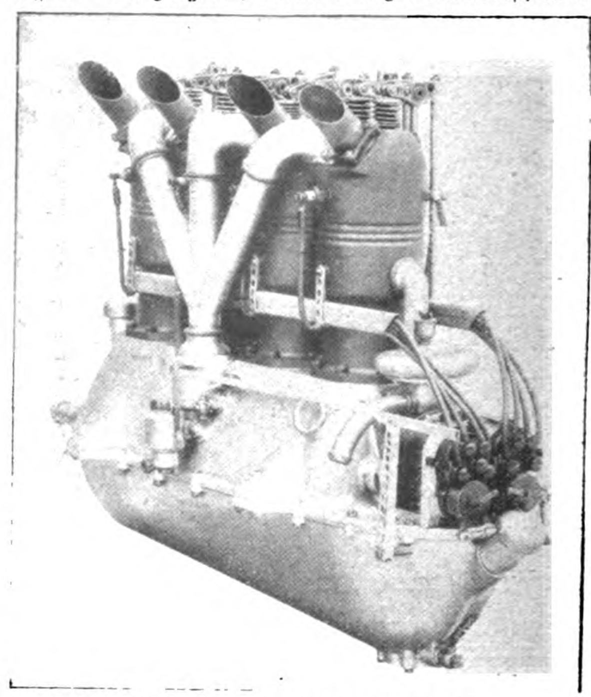
Die mongolische Gesandtschaft in Petersburg (Abb. S. 182). In Petersburg ist eine Abordnung von mongolischen Fürsten eingetroffen, die Rußland den Dank für seine Anerkennung der Unabhängigkeit der Mongolei aussprach.

Maskenbälle im Zeichen des Orients (Abb. S. 185) sind in der Londoner Gesellschaft augenblicklich sehr beliebt. So wurde kürzlich ein Maskenfest veranstaltet, bei dem Damen der Gesellschaft und bekannte Bühnensterne in orientalischen Kostümen erschienen.

Der Mainzer Jubiläumskarneval (Abb. S. 185) wird auch in diesem Jahr in der fröhlichsten Weise verlaufen. In der „Narrhalla" wurde als Eröffnungsspiel „Unter dem Narrenbanner" von R. Wasserburg und K. Weis aufgeführt.

Den Kaiserpreis des Flugmotorenwettbewerbes (Abb. obenst.) in Höhe von 50000 Mark erhielt die Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A.-G. Benz & Co. in Mannheim für den besten deutschen Flugmotor.

Personalien (Abb. S. 182 u. 184). Der Wirkliche Geh. Rat und frühere Staatssekretär Otto von Braunbehrens, Vorsitzender der Berliner Hypothekenbank, feiert seinen 80. Geburtstag. — Professor Hermann Amandus Schwarz, der Ordinarius für Mathematik an der Berliner Universität, beging in voller Rüstigkeit seinen 70. Geburtstag. — Der wagemutige Flieger Bielovucic hat seinen Vorsatz, den Simplon zu überfliegen, ausgeführt. Er überflog in einer durchschnittlichen Höhe von etwa 2500 Meter den Simplon und landete wohlbehalten in Domodossola. — Der Flieger Ch. Boutard und Frl. Melli Beese, die bekannte deutsche Fliegerin, haben sich vermählt. — Professor Dr. Richard Bier, der langjährige Leibarzt des früheren Sultans Abd ul Hamid, war zum Leiter des Roten Halbmondes nach Konstantinopel berufen worden. Er hat sich dort um das türkische Kriegssanitätswesen hohe Verdienste erworben.



Zum Flugmotorenwettbewerb:
Der mit dem Kaiserpreis ausgezeichnete Motor von Benz & Co.

Die Toten der Woche

Erzherzog Rainer von Oesterreich † in Wien am 27. Januar im Alter von 86 Jahren (Portr. S. 183).

Gunda Beeg, bekannte Schriftstellerin, † in Berlin am 27. Januar im Alter von 57 Jahren.

Major z. D. Carl von Gerhardt † in Rabenau in Schlesien am 18. Januar im Alter von 83 Jahren.



Phot. H. Hermann.
Ada v. Liliencron †



Ministerpräsident S. Moret †

Ada v. Liliencron, bekannte Schriftstellerin, † am 23. Januar im 69. Lebensjahr. (Portr. obenst.).

Gustav Lüders, bedeutender Operettenkomponist, † in London am 24. Januar im Alter von 48 Jahren.

Ministerpräsident a. D. Sigismund Moret, † in Madrid am 28. Januar im 76. Lebensjahr. (Portr. obenst.).

Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Enver-Bei, der Held der Jungtürken.

Der Staatsstreich der jungtürkischen Partei in Konstantinopel.



Talaat-Bei,
hervorragender Führer der Jungtürken.



Schükri-Pascha,
der heldenhafte Verteidiger Adrianopels.



Izzet-Pascha,
der neue Generalissimus



Nasim-Pascha,
der erschossene Kriegsminister.

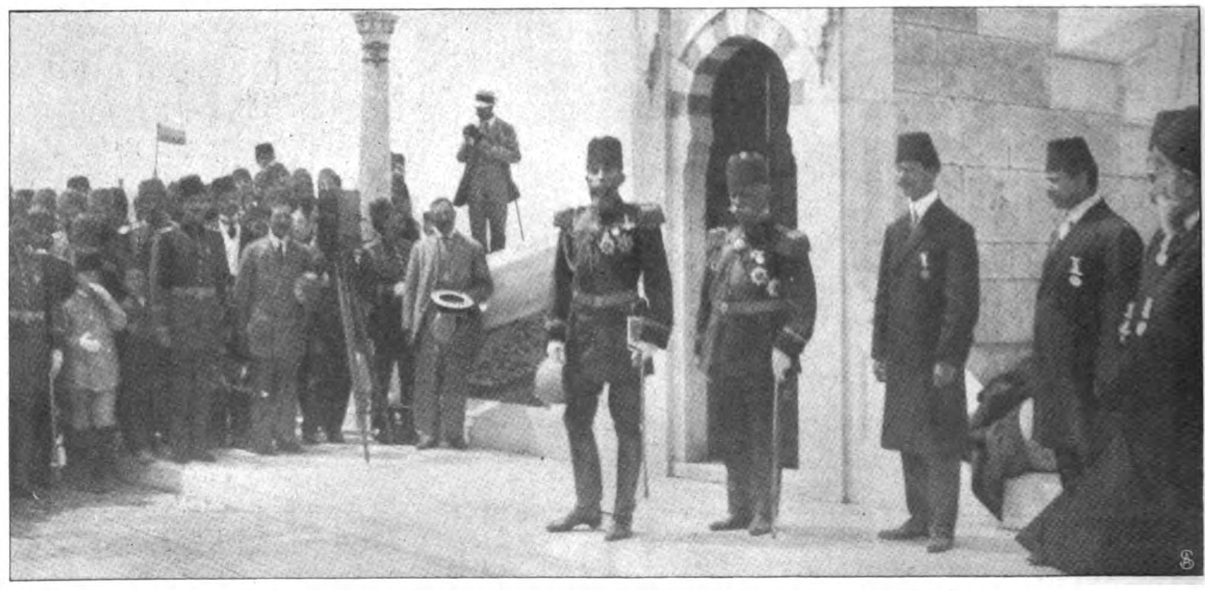


Mahmud Schewket,
der neue Großwesir und Kriegsminister.



Phot. Trampus.

Kiamil-Pascha,
der abgesetzte Großwesir.



Mahmud Schewket-Pascha verkündet selbst seine Ernennung zum Großwesir.

Zum jungtürkischen Staatsstreich in Konstantinopel.



Der Kaiser nimmt vor dem Zeughaus die Meldung des Stadtkommandanten Generalleutnant von Boehn entgegen.



Szene aus dem ersten Bild des Joseph Lauffschen Festspiels: „Kerkyra".

Zur Kaisersgeburtstagsfeier in Berlin.





Von links sitzend. 1. Sekretär Zerep Darschy, Geheimrat Schyschmarjeff, Minister des Auswärtigen Fürst Chaudo Derschy, Botschafter Fürst Schernyn Damdin, 2. Sekre'är Baba Darschy — Stehend von links: Dolmetscher Zerentyloff, —, Dolmetscher Dabdanoff. — Phot. Bulla.

Zur Anerkennung der unabhängigen Mongolei durch Rußland: Eine mongolische Dankgesandtschaft in Petersburg.



Erzherzog Rainer †
von Oesterreich.



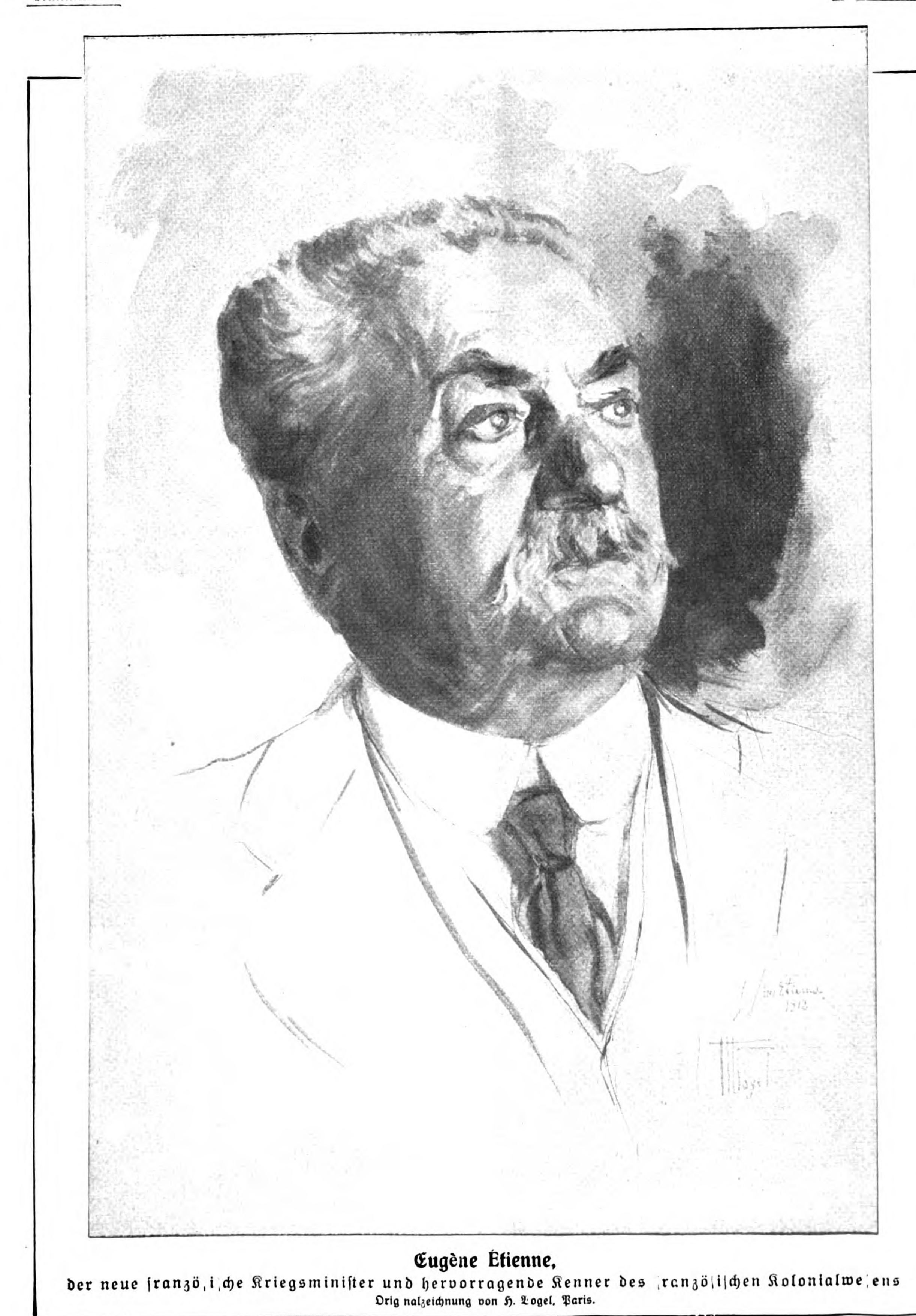
Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Generalmaior v. Hänisch,



Herr Boutard und seine Gattin Melli, geb. Beese.
Ein Fliegerehepaar.





Eugène Étienne,

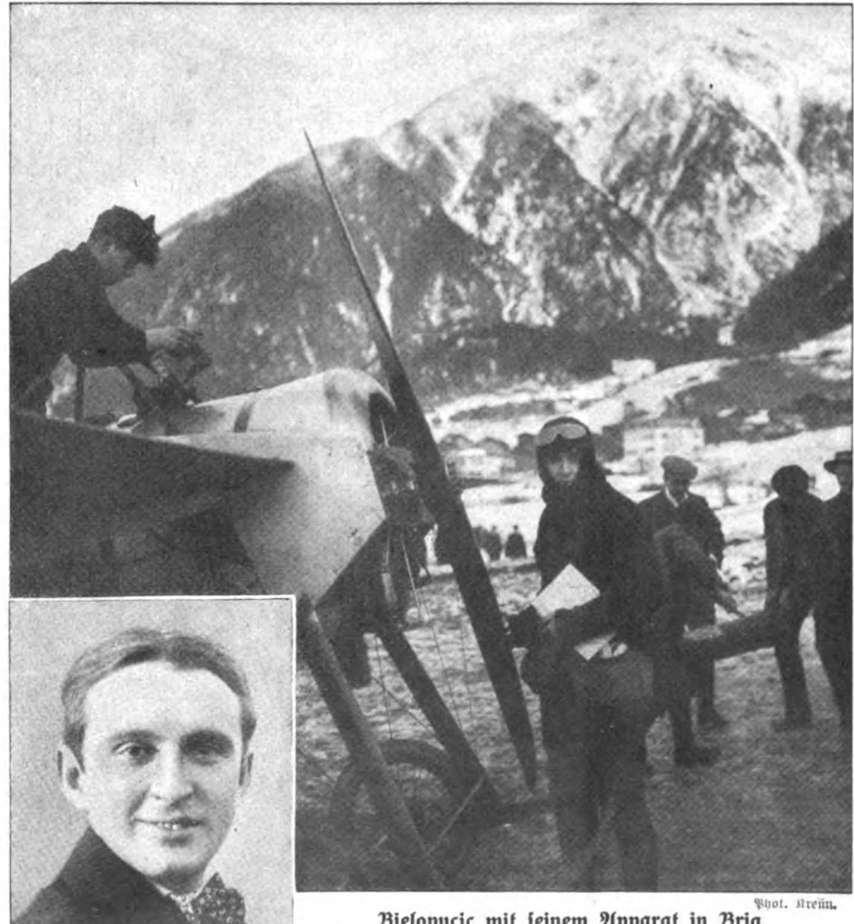
der neue französische Kriegsminister und hervorragende Kenner des französischen Kolonialwesens

Originalzeichnung von H. Vogel, Paris.



Stehend von links: Wefik-Bei, 1. Assistent; Militärärztl. Schüler; eine belgische Dame als Pflegerin; Militärärztl. Schüler; Schwester Margret aus Bergen; Fatma Hanum, Pflegerin; Kemal-Bei, 2. Assistent; Bèdié, eine schöne Türkin als Pflegerin; Prof. Bier. Sitzend: Geheilte schwerverwundete Bulgaren, Türken, Araber und Kurden.

Aus dem Gülhané-Militärhauptlazarett in Konstantinopel.



Phot. Kreün.

Bielovucic mit seinem Apparat in Brig.

Zum Simplonflug des Fliegers Bielovucic.



Hof-phot. E. Bieber, Berlin.

Wirkl. Geh. Rat von Braunbehrens,

Berlin, wurde 80 Jahre.



Geh. Rat Prof. Dr. H. A. Schwarz,

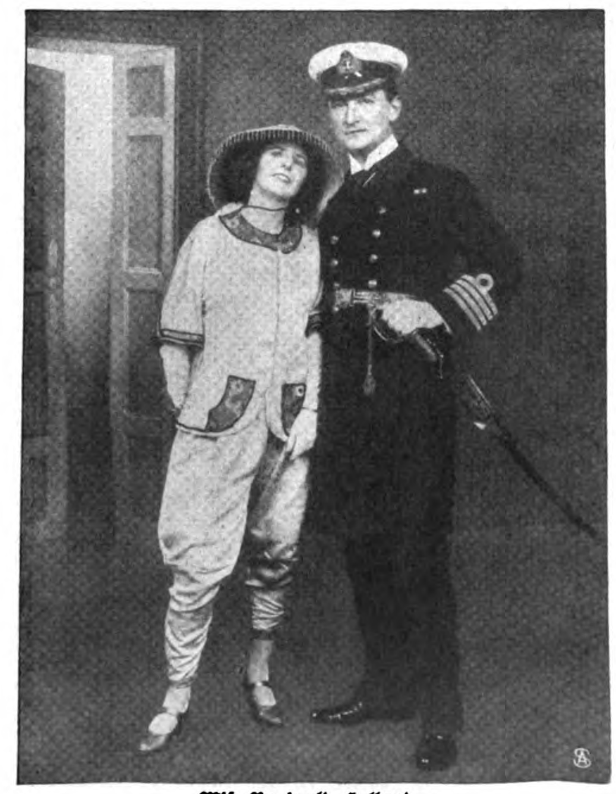
Berlin, wurde 70 Jahre.



Miß Fanny Ward,
eine bekannte Schauspielerin, als persische Prinzessin.



Miß Desmond,
ein Londoner Bühnenstern, als vornehme Türkin.



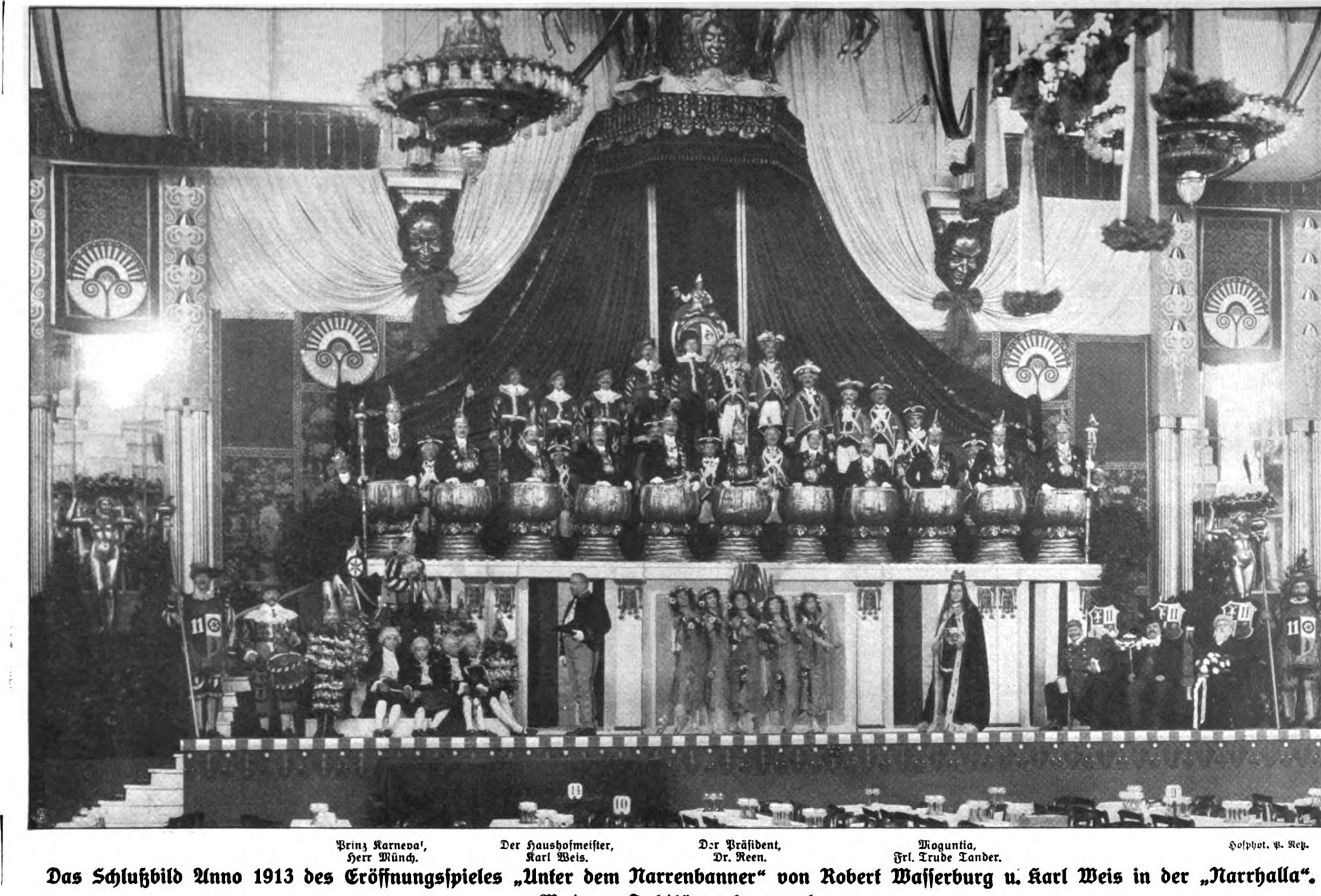
Miß Reginald Kelland
als Javanerin und Mr. Mac Grath.



Miß Sylvia Gauntlet
als Inderin.

Aus der Londoner Gesellschaft: Ein Faschingsball im Zeichen des Orients.
Photographische Aufnahmen von Warning.





Prinz Karneval, Herr Münch. — Der Haushofmeister, Karl Weis. — Der Präsident, Dr. Reen. — Moguntia, Frl. Trude Lander. — Hofphot. P. Retz.

Das Schlußbild Anno 1913 des Eröffnungsspieles „Unter dem Narrenbanner“ von Robert Wasserburg u. Karl Weis in der „Narrhalla“.

Mainzer Jubiläumskarneval.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

14. Fortsetzung.

Achim hatte sich erhoben, den Hut in der Hand. Die Baronin von Aich lachte, vor ihm sitzend, herzlich und sah zu ihm auf: „Das ist freilich ein arges Mißverständnis, Herr von Bornim!... Aber Sie können nichts dafür!... Es ist mir schon ein paarmal passiert!... Wenn sich in Berlin einmal solch ein Gerede festgesetzt hat... Ich und Heiraten vermitteln... zu komisch!... Nein. Ich danke wirklich!"

„Nochmals meine gehorsamste Entschuldigung, Frau Baronin! Und nicht wahr, ich darf wohl bitten: Es bleibt unter uns?"

Sie war, immer noch lachend, aufgestanden und begleitete ihn bis zur Tür. Dort blieb sie stehen und sagte in einer feinen und einfachen Art: „Verehrter Herr von Bornim: der beste Heiratsvermittler ist immer der Zufall. Und durch den die Liebe. Dem Zufall muß man freilich ein Türchen offen lassen. Sich unter Menschen zeigen! Warum sieht man Sie denn gar nicht mehr? Als Offizier gingen Sie doch so viel aus!"

„Woher wissen Sie denn das, gnädige Frau Baronin?"

„Ach — ich weiß manches!" sagte Frau von Aich anscheinend harmlos. Da war wieder etwas in ihren Augen. Wie ein Lächeln. Ein Einverständnis. Sie fuhr fort: „Ich bin doch ständig mit der Öffentlichkeit in Berührung. Ich bin in einer Menge von Wohltätigkeitsvereinen. Meistens im Vorstand. Jetzt kommt der Winter mit seinen Basaren und Wohltätigkeitsveranstaltungen. Interessieren Sie sich für charitative Zwecke?"

„Für was?... Ca—ri—. Das ist wohl auch so etwas Wohltätiges?"...

„Ja, natürlich!... Nächstenliebe... Für Suppenanstalten... Verschämte Arme"...

„Danke sehr!" sagte der Junker mißmutig. „Ich bin selbst ein verschämter Armer! Und mir hilft keiner!"

Sie lächelte so, daß er plötzlich auch lächeln mußte. Etwas ahnte... Herrgott, war das Frauenzimmer schlau...

„Ich möchte Ihnen doch raten, einmal zu kommen, Herr von Bornim. Da haben Sie doch eine kleine Abwechslung gegen das Landleben!... Zum Beispiel nächsten Mittwoch ist der große Basar des Vereins für Fürsorge an der schulentlassenen Jugend; Herr Regierungsrat von Nippold, der Vorsitzende, hat die beste Gesellschaft dafür interessiert."...

Nippold.... irgend einmal hatte er den Namen schon gehört. Frau von Aich wiederholte, anscheinend absichtslos: „Ja.... Herr von Nippold."... Und nun wußte er es: Das war ja dies streng fromme Haus, in das einst die Ilse als Gesellschafterin der Tochter hatte kommen sollen....

„Da wird man wohl schön ausgeplündert, gnädige Frau?" sagte er nachlässig.

„Ja... stecken Sie sich nur ordentlich Kleingeld bei! Wir nehmen alles!... Ich bin auch dort!... Also: wenn Sie Zeit haben... nächsten Mittwoch!... Vergessen Sie es nicht!"

„Ich werde sehen, ob es mir möglich ist."...

Achim von Bornim verbeugte sich steif und förmlich auf der Schwelle und stieg langsam, in tiefen Gedanken, die drei Treppen hinab.

* * *

„Uff, Kinder! An den Juni 93 werd ich denken!" Der kleine dicke Herr von Leggien auf Bernöwel trocknete sich die Schweißtropfen von dem schlauen, krebsroten Gesicht und faltete dann die Hände über dem Bäuchlein auf der strammen weißen Weste. „Reichstagswahlen sind an und für sich 'n Unfug! Und nu noch mitten im Heu!... Na.... Gott sei Dank! Morgen ist Stichwahl! Morgen ist's überstanden! Dann werden wir endlich Ruhe haben!"

Der Wahlausschuß, ein Dutzend Herren, tagte heute in Permanenz in dem Hinterzimmer des „Königs von Preußen" in der Kreisstadt. Die Mittagsonne schien hell durch die offenen Fenster. Aus ihnen quoll der blaue Zigarrenrauch hinaus nach dem Garten und der Kegelbahn. Es war ein ewiges Kommen und Gehen. Der junge Zotzen-Rhinow, der Schriftführer, öffnete ein paar Stichwahldepeschen: „Wieder zwei Mandate für uns! Die Schlacht steht nicht schlecht!"

„Ein Segen, wenn wir anderswo gute Geschäfte machen", sprach der

dicke Bernöweler. Aber unsern Kreis hat der verflossene Machwitz mit seiner Leisetreterei rein kopfscheu gemacht. Nu schmollt der Mann auch noch, weil wir ihn nicht wieder haben wollen, sondern den Bornim. Sitzt auf seinem Schloß. Blecht nicht mal! Blecht ums Totschlagen nicht! ... Ja, Herrschaften. ... Pinke-Pinke ist die Seele von's Janze. ... Morjen, Herr Quilling! Na?"

Der Drucker und Verleger des Kreisblatts war eingetreten.

„Ja. Ich kann's noch schaffen! 20 000 Exemplare von dem Flugblatt, wenn's sein muß! ... Wir drucken eben die Nacht durch." ...

„Zeigen Sie mal das Flugblatt her, Herr Quilling!" Der kahlköpfige, riesenhafte Herr von Breitfus las phlegmatisch, die Zigarre im Mund: „Hm ... ‚Der Name Bornim hat einen ehrwürdigen Klang in unsern Landen, solange die Mark steht!' ... Bildschön ausgedrückt. ... Ein edles Pathos haben Sie an sich, lieber Böhmer. ... Alle Achtung!" Er nickte zu dem Rechtsanwalt Böhmer hinüber, der dem Drucker auf dem Fuß gefolgt war. ... „‚Seit der Gründung des Reiches hatte die unvergeßliche Persönlichkeit des Oberpräsidenten z. D. von Bornim unsern Wahlkreis vertreten. Wie können wir das Andenken des teuren Mannes, des aufrechten Christen und deutschen Patrioten besser ehren als im Vertrauen zu seinem Sohn!' ... Donnerwetter ja, einen Stil schwingt der Böhmer! ... Hätten Sie sich neulich so in meinen Prozeß mit dem Inspektor hineingekniet." ...

„Weiterlesen!"

„Hm ... ja ... ‚zu seinem Sohn, der unter den Augen des Vaters aufgewachsen, im Kreise geboren und angesessen, trotz seiner Jugend als tüchtiger Offizier, als eifriger Landwirt, als begeisterter Verfechter unserer guten Sache, in Hohenzollerntreue, in Vaterlandsliebe, im Muster eines glücklichen Familienlebens sich seines großen Erbes würdig erwiesen hat und im Reichstag noch mehr erweisen wird.' ... Sie, Böhmer, wenn mich der liebe Gott mal zu sich nimmt, müssen Sie mir 'nen Nachruf schreiben! Dann merkt die Mitwelt erst, was sie an mir verloren hat!"

„Weiter! Weiter!"

„Ja — nun kommt das übliche: ‚Alle Mann auf Deck! Mann für Mann morgen an die Urne!' ... Na — bei mir ist die ‚Urne' 'ne olle Zigarrenkiste — weiter nischt! — ‚Jeder, ohne Unterschied der Partei, stimme in der Stichwahl für unseren Kandidaten, den Mann des Rechts und der Ordnung, der bürgerlichen Gesittung und wahren Freiheit' ... Famos! ... Famos! ... ‚den Rittergutsbesitzer und Leutnant d. R. Achim von Bornim auf Sommerwerk!' ... Wo steckt er denn eigentlich?"

„Nebenan! Er arbeitet mit dem Parteisekretär und den Stenographen schon wieder seit fünf Uhr morgens!"

„Nerven hat der Kerl!" sagte Herr von Lestenar auf Gefug. „Alle Achtung!"

„Und das geht nun seit der Auflösung des Reichstags ... Wochen und Wochen." ...

„Vorgestern hat er seine hundertste Wahlrede gehalten!" lachte Herr von Thielecke.

Durch die Nebentür hörte man eine kurze, scharfe Kommandostimme in Absätzen: „Bei einem heutigen Weizenpreis von 154 Mark ... haben Sie's ... und einem Roggenpreis von wenig über 140 ... kann die Landwirtschaft ... Was haben Sie da? Den Mahnzettel für die säumigen Wähler in letzter Stunde? ... Lassen Sie sehen ... Um Gottes willen: Wie fängt das an? ‚Überblicken wir das bisherige Wahlbild des heutigen Tages, so. . .' Ach, Quatsch! Gedruckter Landregen! ... Das ist ja, wie wenn's 'ne olle Tante verfaßt hätte! Stenographieren Sie mal."

Achim von Bornim ging in dem kleinen Raum auf und ab. Er diktierte laut und herrisch: „Herrn X. Es ist vier Uhr nachmittags. In zwei Stunden schließt die Wahl. Wenn Sie Ihren Gott, Ihren Kaiser und Ihr Vaterland verraten wollen, so bleiben Sie auch jetzt noch daheim. Ihre Stimme gibt den Ausschlag. Unten wartet der Wagen. Kommen Sie! Das Reich ruft! — So schreibt man so was, Verehrtester! Anders kitzelt man die Spießer nicht heraus... Depesche? Durchfallskandidat Lauber nannte Sie in gestriger Versammlung verkrachten Junker, der sich vor anderthalb Jahren mit dem Geld seiner Frau wieder in die Höhe gerappelt hat! ... Empfehlen sofortige Klage! Örtliches Wahlkomitee! ... Wird gemacht!"

Er stieß die Tür zum Sitzungzimmer auf.

„Herr Doktor Böhmer, sind Sie da? ... Nehmen Sie bitte mal den Wisch und verklagen Sie den Kerl! Jeden, der sich in dieser Form um meine Privatverhältnisse kümmert! Wieviel Injurienprozesse haben wir jetzt?"

„Vierzehn!"

„Und sechsundzwanzig Gegenklagen!" sagte Jobst von Zotzen.

Achim von Bornim lachte. Mit seinem Eintritt war Leben in die etwas müde, vom Wahlkampf dumpfe Runde gekommen. Er fragte: „Wie ist's mit den Relais nachher? ... Die Herren müssen für Wagenpferde zum Wechseln sorgen! ... Wenn überall welche bereitstehen, kann ich bequem heute nachmittag noch ein Dutzend Ansprachen in den verschiedenen Dörfern halten!"

„Alles in Ordnung! Aber seien Sie um Gottes willen abends rechtzeitig zu der großen Versammlung hier zurück. Wir müssen heute noch Sturm auf das Städtchen laufen!"

„Die letzte Strecke reit ich! Da kann ich galoppieren, wenn's brennt! Inzwischen mag Pfeiffendorf-Pfiffel sprechen. Er kommt bestimmt aus Berlin herüber. Fürst Elch auch und noch zwei, drei schon gewählte Herren. Ich hab ihnen so lange telegraphiert, bis sie mir ihr Wort gegeben haben..."

Herr von Lestenar stürzte mit einer Depesche herein: „Neue Fälschung! Drüben an der Havel wird allgemein das Gerücht verbreitet, Bornim, Sie seien gestern abend mit dem Gaul gestürzt ... Genick gebrochen ... Kandidatur alle! Was macht man denn da?"

„Ich reite hin und dementiere mir, wie der alte Wrangel sagte!"

„Aber wann denn?"



„Jetzt gleich!" ... Die Versammlungen fangen doch erst um drei Uhr an! ... Es ist auch ganz gut, wenn ich drüben noch einmal an den Pfarrhäusern anhalte und der Geistlichkeit ein bißchen einheiz ... Machen Sie nur die Kriegervereine morgen tüchtig mobil, Herr General!"

„Da können Sie sich drauf verlassen, lieber Bornim!"

„Und daß die Herren daran denken, nicht wahr, daß ja morgen an allen vier Stationen genug Wagen zum Abholen der Herren vom Verein deutscher Studenten bereitstehen. Ich war in Berlin. Es kommen an zweihundert als Schlepper!"

„Famos!" sagte Herr von Leggien. „Da kutschiert meine Frau eben im Städtchen rum und ängstigt die Krämer: Wenn's morgen hier mit 'ner Schweinerei endet, so kommt künftig jedes Pfund Kaffee und jeder Zuckerhut direkt aus Berlin! So was schreiben sich die Brüder schon hinter die Löffel ... Die Hauptsache ist jetzt: Sind alle Säle im Wahlkreis für heute abend gesperrt?"

„Gemietet sind sie! Aber zum Teil noch nicht bezahlt!"

„Geld! ... Geld! ... Bornim! ... Sie sind doch der Mann, den's am nächsten angeht! Können Sie denn Ihren Schwiegervater nicht dazu bringen? ... Herr von Nippold ist doch so reich!" ...

Achim von Bornim zündete sich eine Zigarre an.

„Nee!" sagte er ehrlich. „Ich tu hier, was ich kann! ... Aber das geht über meine Kraft! ... Wenn Sie Geld für 'ne Brüdergemeinde oder so was von ihm brauchen ... oder für hungernde Waisenknaben in Australien ... gern! ... Aber für so weltliche Dinge wie 'ne Wahl — da schmeißt man mich einfach aus dem Nippoldschen Haus raus!"

„Ja — aber woher nehmen und nicht stehlen? ... Die Kriegskasse ist leer!" Der Bernöweler schaute im Kreise umher. „Hallo! ... Ich seh da was! ... Herr Lauckardt macht da eine Bewegung ... eine höchst verdächtige Bewegung nach seiner Brieftasche. ... Hurra! ... Sie hat uns Gott geschickt! ... Hurra!"

„Brüllen Sie doch nicht so, Leggien!"

„Herr Lauckardt wird ja ganz verlegen! Man muß sich ja eigentlich schämen, ihn noch einmal um Geld anzugehen! Er hat schon so viel getan!" ...

Otto Lauckardt auf Wendisch-Wiesche saß oben am Tisch zwischen den Junkern. Er hatte sich die ganze Zeit in dem Geschrei und Gespaße der kriegerischen Wahlstimmung still verhalten.

Jetzt räusperte er sich und meinte, etwas verlegen und beklommen, da alle Augen auf ihm ruhten, und doch mit der Gönnerhaftigkeit des Gebenden: „Oh, bitte! ... Wenn es nötig ist! ... Wieviel, Herr von Leggien?"

Der kleine, dicke Schweinezüchter überlegte. ... Nur immer dreist und gottesfürchtig. ...

„Zehntausend Märker! ... Was schreit ihr? ... Unverschämt? ... Kinder: Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr!" ...

„Aber das heißt Herrn Lauckardts Opferwilligkeit mißbrauchen!"

„Pst! ... Er schreibt ja schon den Scheck!"

Der Bernöweler blinzelte hinter Otto Lauckardts Stuhl, die Hände in den Taschen, den andern schlau und selig aus seinen wässerigen Äuglein zu. Dann verbeugte er sich tief und ernst: „Ich danke im Namen des Vaterlandes, Herr Lauckardt! Wenn wir Sie nicht hätten ... der Bornim da — das ist ein gottloser junger Mann! Der denkt, er macht das Rennen mit seiner natürlichen Frechheit! I wo! ... Nutzt nichts ohne metallischen Beigeschmack! Er steckt tief in Ihrer Schuld!"

„Ich bin mir der wertvollen Unterstützung unserer guten Sache durch Sie voll bewußt!" Achim von Bornim stand auf und ging zu Otto Lauckardt an das Ende des Tisches. „Gestatten Sie mir nochmals meinen Dank als Kandidat" ...

Er reichte dem andern die Hand. Es war doch Kühle und Förmlichkeit zwischen ihnen. Eigentlich immer um Otto Lauckardt herum. Man wurde nicht recht mit ihm warm. Der Bernöweler schrie: „Herrschaften ... ich hab Hunger! ... Angerichtet, Fritze? ... Famos! ... Kommen Sie! ... Setzen Sie sich an meine grüne Seite, Sie grüner Kandidat!"

„Zu Pferd setz ich mich jetzt, und nicht zu Tisch!" sagte Achim von Bornim.

„Ohne Mittag?"

„Das Essen ist nur 'ne schlechte Angewohnheit! Ich bringe jetzt noch mal Leben in die Dörfer! Auf Wiedersehen abends, meine Herren!"

Er stürmte hinaus. Herr von Breitfus schaute ihm, bedächtig kauend, nach und nickte: „Das ist der Vorteil, wenn man 'nen fünfjährigen Gaul aus dem Stall zieht. So'n alter Knackstiefel wäre in der Mordskampagne schon längst draufgegangen! ... Hören Sie mal, Lestenar! ... Telegraphieren Sie doch lieber an das Landratsamt drüben, daß genügend Gendarmerie da ist!" ...

„Es ist ja schon aus Berlin Verstärkung unterwegs!"

„Aber bis die kommt! ... Der Bornim ist doch so leichtsinnig! ... Er fährt doch immer ohne Waffen über Land und reizt die Leute noch durch höhnische Zurufe!" ...

„Mit dem werden wir noch was erleben!" sagte kopfschüttelnd der alte Thielecke. Herr von Leggien schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Suppe spritzte.

„Haben Sie schon wieder Angst vor der eigenen Courage? ... Die Sorte brauchen wir jetzt! ... Sturm, Kinder! ... Die Ohren steif! ... Nur immer morgen alles flott von den Gütern auf Leiterwagen zur Wahl! Der Inspektor zu Pferde daneben. Die Herren immer im Lokal anwesend! Jeder Berliner Fritze, der da nischt zu suchen hat, raus an die frische Luft! ... Hübsch väterlich zu unseren Leuten: So! ... Da hast du deinen Zettel, mein Sohn! ... Und da tust du ihn rin! ... Und daheim Freibier! ... Aber nicht zu knapp! ... Donnerwetter ja! ... Wir wollen doch mal sehen, ob wir hier noch die Herren im Lande sind! Was hat da der Bengel?"

Ein Druckerjunge kam und brachte den noch feuchten Wahlaufruf: „In letzter Stunde!" unterzeichnet von allen Größen des Kreises.

Der Bernöweler warf einen Blick hinein und fuhr in prustendem Zorn empor: „Reitet denn die Gesellschaft der Deubel? Da! ... Da steht groß und deutlich: ‚Graf von der Eck, Landrat'! ... Ausgerechnet ‚Landrat'. Was das heißt, verehrter Herr Lauckardt? Wahlkassierung



heißt es, wenn der Amtstitel daneben steht! Der Graf von der Eck kann sich äußern, wie er will! Aber der königliche Landrat nicht! Der königliche Landrat schwebt über dem politischen Getriebe! Lachen Sie nicht so, meine Herren — wenn wir auch hier unter uns Pfarrerstöchtern sind! Ein Segen, daß ich's noch bemerkt hab! Sonst blüht uns in 'nem halben Jahr die ganze Schweinerei noch einmal!"

Er durchstrich erbost den „Landrat" kreuz und quer und setzte sich. Der Tafelfrieden beruhigte die Gemüter. Das Gespräch schweifte vom Kampf des Tages ab. Es wirrte durcheinander. Spiritus loko kontingentiert . . . Milzbrandentschädigung . . . Nee — wirklich, zwei starke Sechserböcke — da, wo die Birken an der Straße stehen! . . . Miquel . . . absolut sicher; zum ersten Oktober kommt das Regiment Augusta von Bonn nach Spandau . . . Ich such eben auch 'n Regiment für meinen Sprößling . . . Wie? . . . Zu Ihrem Vetter Breitfus . . . Jawoll — der hat ja bis dahin längst 'ne Brigade . . . Ach so . . . Sie meinen Paulchen Breitfus — der 'ne Bornim zur Frau hat? . . . Den kenn ich nicht! . . . Ach, Herr Lauckardt — geben Sie doch, bitte, mal das Brot rüber! . . . Danke gehorsamst!

Otto Lauckardt saß, groß, blond und schwer, mit seinem weichlichen und verwöhnten Lächeln zwischen den Herren. Er sprach nicht mit. Er hätte immer fragen müssen, sich nach Menschen und Dingen erkundigen, die jenen von Kindesbeinen an vertraut waren. Nicht nur den Junkern, sondern auch den Bürgerlichen am Tisch, den Pfarrern, den Rechtsanwälten, den Besitzern. Sie verstanden sich alle in ihrem Altpreußentum. Trotzdem fühlte er sich wohl in diesem Kreis. Er hatte sein stilles Glück für sich, mit dabei zu sein. Zwei-, dreimal sah er auf die Uhr, bis er sich entschloß, sich zu erheben.

„Entschuldigen die Herren, bitte, wenn ich mich beurlaube! Ich muß meinen Vater von der Bahn abholen. Er kommt gerade jetzt zu mir auf Besuch. Heute abend melde ich mich wieder zur Stelle!" . . .

Als er gegangen, herrschte einen Augenblick Schweigen. Herr von Leggien-Bernöwel blinzelte ihm pfiffig nach, wie er, breit und stattlich, in seinem grauen Sommeranzug über den Marktplatz dahinschritt. Die gute Erziehung verbot jedes Wort über einen, der eben erst die Tür hinter sich zugemacht. Der dicke, kleine Agrarier faltete denn auch nur liebevoll den Scheck über die zehntausend Mark zusammen und meinte endgültig: „Ich wollt, ich hätt daheim auch so 'n Dukatenmännchen!"

Otto Lauckardt hatte inzwischen den nahen Bahnhof erreicht. Hier schlug schon der Wahlkampf seine Wogen. An den Telegraphenmasten hingen halb abgerissene rote Fetzen: „Wählt Schulze!" Leute mit Leiter, Kleistertopf und Papierpaketen unter dem Arm hefteten Maueranschläge an und überklebten einander gegenseitig die noch feuchten Aufrufe. Aus dem eben eingelaufenen Zug quoll es grün und rot von Gendarmerie mit Pickelhauben und umgeschnallten Revolvern. An der Rampe hinten führten die Berittenen unter ihnen vorsichtig ihre Gäule aus den strohgepolsterten Güterwagen. Haufen Männer und junge Leute aus Berlin, die Taschen vollgepfropft mit Wahlzetteln und Flugblättern. Genossen aus der Kreisstadt holten sie ab, redeten leise und leidenschaftlich auf sie ein. Es war eine schwüle Stimmung. Die Equipage der beiden Lauckardt, Vater und Sohn, rollte staubaufwirbelnd mitten durch in der Richtung nach Wendisch-Wiesche.

Der Großindustrielle war immer noch der lebhafte, eindrucksvolle, schöne Mann von früher. Trotz seines graugewirbelten Schnurrbartes und seines graugelockten Haares hatte er, mit seinem raschen, rheinischen Blut, neben Otto Lauckardts kühler Blasiertheit mehr etwas vom älteren Bruder als vom Vater.

„Was ich in Berlin mache? Geschäfte, mein Sohn — Geschäfte! . . . Wir stehn nicht still wie die Welt hier! Wir dehnen uns aus! . . . Wir sind entschlossen: Wir verlegen jetzt endgültig einen Teil unserer Produktion nach Berlin. Wir wollen von da aus das russische Geschäft mit Volldampf entwickeln. Auch in Skandinavien. Na — diese Einzelheiten sind ja wohl unter deiner Würde! Sag mal: Wie steht denn das mit dem vielberufenen Kanalprojekt hier in eurem Kreis?"

„Ach. . . . Es wird manchmal davon geredet. Zustande kommt es ja doch nie!"

„Hättest du einen Vorteil davon?"

„Ich lieg zu weit ab. Es geht durch Rhinow — da drüben — und mehr an Sommerwerk vorbei — aber, wie gesagt — wir Landwirte wollen davon nichts wissen!"

„Wir Landwirte!" Der Geheimrat Lauckardt lachte still vor sich hin und warf seine ausgerauchte Zigarre über den Kutschenschlag. „Na . . . Otto . . . wer baut denn bei euch hier nun die größten Kartoffeln? . . . du am Ende? . . . Herrjesus — nun ist das Kerlchen schon wieder gekränkt! . . . Jede Zwiebel hat sieben Häute und du kaum eine! . . . Wie machst du es denn da nur unter den Agrariern hier? Die sind doch weiß Gott nicht so zart besaitet!" . . .

„Ich fühl mich hier sehr wohl! . . . Nur . . ."

„Nur? . . . Also schon wieder ein ‚Aber'? Ich dachte, nun säßest du mal endlich warm und sicher auf deinen vier Buchstaben! Was fehlt denn nun wieder?"

„Gar nichts. Nur . . . Es geht natürlich langsam, bis man sich seine Position schafft. Geduld muß man haben!"

„Aber deine Frau ist doch aus diesen Kreisen!"

„Das hilft mir ja auch sehr! Ich tu ja mein möglichstes, mich einzuführen! . . . Die Regierung ist mir wohlgesinnt . . . Es ist nicht ausgeschlossen . . . Vorläufig ist ja natürlich nicht dran zu denken . . . aber im Lauf der Jahre . . . Vielleicht werde ich doch noch einmal geadelt . . ."

„Dann vergiß uns nur nicht ganz!" sprach der Vater trocken und zündete sich eine neue Zigarre an. „Junge, ich will dir mal was sagen, was immer im Leben Gültigkeit hat: Es ist ein Unsinn, Symptome zu erzeugen, wenn die Ursachen dazu fehlen! . . . Damit betrügt man sich, aber nicht die anderen! . . . Die anderen sind seit 'ner Ewigkeit hier! Du seit zwei Jahren, und ich, dein Vater, verkaufe Chemikalien um gutes Geld an Heid und Christ . . . Glaubst du, daß das ‚von' daran etwas ändert?"

„Aber wenn man nun einmal sich so dazu hingezogen



fühlt ... Das hier ist doch der Kern des Staates und des Heeres, das auf den Schlachtfeldern ..."

„Ich hab auch das Eiserne Kreuz, mein Sohn! Wir haben alle gekämpft und geblutet, ohne Ansehen der Person! ... Wenn du diese Leute hier so bewunderst — glaubst du, daß von den Junkern ein Sohn vor seinen Vater hintritt: ‚Ich hab meinen Lebensberuf entdeckt! Ich muß Seifenfabrikant werden! Bitte, gib mir das Geld, daß ich in Mannheim oder Magdeburg eine Firma aufmache!' ..."

„Das nicht, aber ..."

„Aber du, der Sohn eines Fabrikanten, bist glücklich, wenn dich der Haufen Sommerfrischler da drüben für einen Agrarier hält ... Denke nur nicht, daß ein Reich auf die Dauer ohne einen starken Bürgerstand bestehen kann! ... Jetzt soll die Armee vermehrt werden! Ich bin ganz dafür, hab dafür gewirkt, wie ich konnte. Aber wer liefert die Soldaten? Wir geben den überzähligen Bauernsöhnen, die früher nach Amerika auswanderten, Arbeit in der Industrie, halten sie im Lande, erhalten sie dem Heer. Und wer liefert das Geld für das Heer? Wieder wir. Die Landwirtschaft kann es nicht erschwingen. Die klagt ja über ihre Not. Die exportierte früher Menschen ins Ausland und kriegte nichts dafür. Wir exportieren Waren ins Ausland und kriegen dafür gutes Geld und geben davon dem Kaiser, was des Kaisers ist ..."

„Ja ... ja ... Papa ..."

„Ich klag nicht dich an, mein Sohn, sondern unsere Zeit. Uns selbst. An uns fehlt's! Bürgerstolz vor Adelsthronen! ... Warum heiraten unsere Töchter, wenn sie nur irgend können, Offiziere und Aristokraten, warum wollen alle unsere Söhne Leutnants und Assessoren werden, wenn man sie nicht mit Gewalt ins Kontor sperrt? Du stehst doch nicht allein. Du hast bei uns leider nur zu viel Brüder und Schwestern im Geist."

Er legte seinem Sohn die Hand auf die Schulter.

„Ich bin ja noch kein Mummelgreis. Ich werd es ja noch zum Teil miterleben! Es kommen Zeiten herauf, wie wir sie selber kaum noch ahnen, Zeiten, gegen die die Hansa ein Kinderspiel war. Unser Handel umspannt die Erde. Unsere Flotte wächst über Nacht. Die Schornsteine schießen bei uns aus dem Boden wie die Pilze. Es wird ein goldener Regen über Deutschland niedergehen. Durch uns! ... Da wünsch ich uns nur eins: Ein steifes Genick, so wie es die Kerle da, deine Freunde, haben! ... Daß wir mal selber was sind und nicht nur für die andern! ... Den Einfluß im Volk gewinnen, der uns zukommt!"

Der Geheimrat Lauckardt verstummte. Im Sommerwind wogte um sie das ährenschwere Korn. Still standen da und dort in der weiten märkischen Ebene die Herrensitze. Dann trat bei der Wegbiegung ein mächtiges, weißschimmerndes Gebäude auf flachem Parkhügel hervor. Eine schlanke, dunkelhaarige, junge Frau in Weiß stand am Eingangsgitter und wehte mit dem Tuch. Die Züge Lauckardts des Älteren hellten sich auf. Er mußte wieder lachen und sagte zu seinem Sohn: „E i n e n Geniestreich hast du doch fertiggebracht! Du hast eigentlich die hübscheste Frau, die ich kenne!"

Er war trotz seines Graukopfs nichts weniger als unempfänglich für Schönheit und Jugend. Er küßte beim Aussteigen Ilse Lauckardt erst ritterlich die Hand, dann, mit dem Recht des Schwiegervaters, den frischen, roten Mund. Sie schob unbefangen ihren Arm unter den seinen und ging schlank und flüchtig, ihrem Mann leicht zunickend, neben ihm den Kiesweg hinauf.

„Wie nett, daß du da bist, Papa!" sagte sie. „Auf die Weise krieg ich doch auch mal was von meinem teuren Gatten zu sehen! ... Glaubst du, der Otto wohnte hier? .. Ja, Kuchen! Im ‚König von Preußen' hat er sein Hauptquartier! Mir scheint, er vergißt manchmal ganz, daß er verheiratet ist! ... Die Wahl macht den Mann rein verrückt!"

Sie hatte eine lachende, oberflächliche Art, von ihm zu reden. Es war weniger Ernst dahinter, als ihrem Schwiegervater lieb war. Otto Lauckardt schien den Ton schon gewöhnt und meinte in seiner selbstzufriedenen Ruhe: „Morgen ist's ja überstanden, Ilschen!"

Sie wandte den dunklen Kopf im Gehen über die Schulter nach ihm zurück: „Und übermorgen haben sie was Neues für dich! ... Sie räubern ihn aus, Papa! ... Sie denken: So 'nen guten Kerl kriegen wir nicht leicht wieder! ... Na ... Er ist ja auch ein guter Kerl ... Wart ... So!"

Sie steckte ihm eine weiße Rose, die sie vom Strauch schnitt, ins Knopfloch, dann dem Schwiegervater, prüfte den Eindruck und nickte: „Er kann sich doch sehen lassen, Papa ... nicht? ... Dünner müßt er freilich sein! ... Er hat zu viel Phlegma! Er ist überzeugt, daß alles herrlich ist, was er tut! ... Du, Ottchen: Übermorgen kommen Landrats. Da müssen wir uns anstrengen! ... Sonnabend haben wir das große Gartenfest ... Hast du wegen der Lampions telegraphiert? Natürlich vergessen ... Er vergißt alles, was nicht Wahl ist ... Das Herrenfrühstück am Sonnabend wahrscheinlich auch ..."

„Na ... bei euch geht's ja, scheint's, zu wie in 'nem Taubenschlag!" sagte der Geheimrat, und die junge Frau lachte in ihrer burschikosen Art.

„Wir geben uns wenigstens krampfhaft Mühe, Leute zu kapern! 's ist nicht so leicht! ... Zu mir kommen sie gern! Aber der Otto langweilt sie, weil er nichts sagt und immer so feierlich dasitzt ... So ... Nun wollen wir aber gleich essen! ... Ich hab 'nen Mordshunger! Ich wart schon seit einer Stunde auf euch! ... Da ist dein Zimmer, Papa!"

Beim Händewaschen hörte Lauckardt der Ältere fortwährend draußen ihre helle Stimme. Sie schwatzte in einem Zug auf ihren Mann ein. Welterschütterndes kaum. Denn er brummte nur zuweilen eine gleichmütige Antwort. Maulfaul war er ja immer gewesen, vom Bewußtsein einer stillen Überlegenheit durchdrungen. Überlegenheit und Verlegenheit zugleich. Ein komischer Kerl! ... Eigentlich ganz gut, daß er so 'ne leichte Fliege zur Frau hatte, die nur so obenhin über die Dinge fuhr und ihn mit sich riß ... Ein bißchen zu salopp ... Ein bißchen zu sehr alles im Hui — kein Ernst in dem bildhübschen Kopf ... Dabei nicht dumm ... Der Geheimrat zuckte gedankenvoll die Achseln und begab sich zu Tisch.

Frau Ilse war sehr aufgeräumt. Gegen ihn voll



liebenswürdigen Respekts der Schwiegertochter. Auf ihrem Mann stichelte sie herum. Das Zehnte war ihr recht, was er meinte und plante. Sie sagte: „Ich möchte nur um Gottes willen wissen, was wir dieses Jahr auf dem Familientag verloren haben, Otto! Das vorigemal haben sie uns schon elend behandelt in Berlin ..."

„Du bist doch eine Zültz!"

„Ich war's! Ich heiße Lauckardt ... Wir sind schlichte Bürger!" hustete sie vor Lachen über sein steif abwehrendes Gesicht. „Papa, da ist der Otto nun selig, wenn er Familientag mitspielen darf! Oder vielmehr hinterher mit den Damen zum Essen kommen, wenn sie glücklich den Kurator wiedergewählt und ein paar Leutnants ihre Schulden bezahlt haben! Weiter ist's ja doch nichts! Stumpfsinn! Nee — danke!"

„Ihr seid ja hier fürstlich eingerichtet!" versetzte der Schwiegervater ablenkend, um etwas Freundliches zu sagen. Aber in Ilse regte sich schon wieder der Widerspruchsgeist. Sie schwenkte das silberne Messer, mit dem sie eine Treibhausananas zerschnitt.

„Nicht wahr? ... Unheimlich fein, Papa! ... 's geht nur noch in Rosenrade feiner zu, bei den Machwitzens! ... Das ist der große Kummer unseres Lebens, daß sie nicht mit uns verkehren wollen. Nur in Berlin. Bei Hof. Und jetzt ist Machwitz natürlich doppelt geladen, weil sie ihn nicht mehr im Reichstag haben wollen und der Otto Feuer und Flamme für die Neuwahl ist ..."

„Wer ist denn jetzt euer Mann?"

„Ein Herr von Bornim!" erwiderte Otto kurz.

„Und von dem erwartet ihr mehr?"

„Das Blaue vom Himmel!" sagte die junge Frau und bot die Ananasscheiben an. „Die Männer sind wie verrückt mit ihm. Er hat so 'ne Macht über sie ... Eigentlich ein ziemlicher Taugenichts ..."

„Aber liebe Frau, das kannst du doch nicht sagen!"

„Kennst du ihn denn, Ilse?"

„Gott, Papa, wir waren doch Nachbarskinder! ... Wie ich drei Faust hoch war, hab ich ihn schon verdroschen, weil er mir sein Butterbrot nicht abgeben wollte! ... Einmal hat er mich als kleine Kröte am Zopf aus dem Ententeich gezogen! ... Lieber Himmel ja ... der Achim! Den nehmen sie nun ernst ..."

„Gut, daß er nicht auf deine Stimme angewiesen ist!" lachte der Geheimrat.

Ilse Lauckardt überlegte einen Augenblick.

„Ich würde sie ihm vielleicht doch geben! ... Schon bloß, um die andern zu ärgern. Das sind ja alles solche Tranlampen ... Es kribbelt einem, wenn man sie sieht ..."

Wieder nach einer Weile streckte sie den weißen Zeigefinger gegen das verwöhnt lächelnde Antlitz ihres Mannes aus. „Der Otto hat doch so dicke Backen, Papa! Und die Narbe mitten drin — die hat er eben vom Bornim!"

„Ach — das ist d e r !"

„Ja, so ist er! ... Haut seinen Nächsten! ... Dafür bewundern sie ihn! Er ist kein guter Mensch ... Der Otto ... das ist ein guter Mensch! Der holt für ihn die Kastanien aus dem Feuer ..." Sie lachte wieder. Ihr Mann zog nachsichtig die Augenbrauen hoch.

„Es handelt sich natürlich um die Sache und nicht um die Person, Papa! Davon versteht Ilse nichts. Wie? Ob wir mit ihm verkehren? ... Ich seh ihn jetzt häufig ... Sozusagen dienstlich ... zu uns ins Haus kommt er nicht."

„Ich hab ihn nur zweimal aus der Entfernung gesehen, seit ich wieder hier im Lande bin!" sagte die junge Frau plötzlich feindselig. „Zucker in den Kaffee, Papa? ... Gott ... da wird schon wieder so 'n Wahlmensch gemeldet! Nun ist's mit Otto alle!"

Otto Lauckardt erhob sich.

„Entschuldige mich jetzt, Papa! Ich bin morgen Wahlvorsteher hier im Gutsbezirk! ... Ich muß noch einmal die Listen durchsehen und alles richten ..."

Er ging hinaus. Man hörte, wie er draußen aufgeregt sagte: „Also für meine Leute hier leg ich die Hand ins Feuer! ... Es sind nur zwei unsichere Kantonisten da ... Der eine hat morgen zufällig in der äußersten Ecke meines Guts, fünf Viertelstunden von hier, eine Waldwiese zu mähen! Ich glaube nicht, daß der Kerl bei der Hitze untertags den weiten Weg zum Wahllokal läuft ... Der andere will ein Kartoffeldeputat von mir ... Na, kommen Sie, bitte!"

Die Schritte verloren sich. Schwiegervater und Schwiegertochter saßen beisammen im Rauchzimmer. Ilse Lauckardt hielt eine türkische Zigarette zwischen den Lippen und beugte sich mit ihr zu dem alten Herrn vor, damit der sich seine Importe daran anzünden möge, mit der harmlosen Koketterie einer schönen jungen Frau, der es Spaß macht, daß sie dem Vater ihres Mannes gefällt.

(Fortsetzung folgt.)

****

Wilderer.

Von H a n s H y a n.

Eine einsame Waldwiese, über der funkelnd der Morgen schwebt. . . . Und aus der Kiefernheide, über den gelben Sand, der bis in den moorigen Luchwiesengrund fällt, zieht ein Sprung Rehe. . . . Unter den letzten Kiefern, wo Farngebüsch den Hang säumt, da machen sie halt, heben den schlanken Hals, stehen wie prachtvoll rote Flecken im goldgetupften Grün und heben die feinen, spielohrigen Köpfe, daß die schwarze Nase prüfend in den Wind geht. . . .

Als sie sich sicher fühlen, setzt das Altreh zuerst die gedrechselten Läufe, ihr Kitz vom Vorjahr und der gute Gabler folgen ihm beide gemächlich. . . . Die Köpfe gehen herunter in die süße Äsung und schnellen empor, achtsam, sichernd, ewig auf der Hut. . . .

Da drüben, über das Luch weg, steht der junge Gefreite von den „Jägern", der für eine Offiziersgruppe, die hier Jagdeigner sind, das Revier hütet. . . . Der kaum zwanzigjährige Förstersohn, dem die Liebe für Wald und Wild im Blut steckt, beschaut sich durchs Glas seine Lieblinge, die jetzt in aller Ruhe das saftige Wiesengras aufnehmen.

Da bricht in die Stille ein Knall. . . . Der Gabelbock überschlägt sich, kommt wieder auf die Läufe, flüchtet zu Holz und bekommt dicht an den Kiefern das zweite-



mal Schrot. Er klagt und will sich helfen, aber der Kerl, der hinter den Farnen und Brombeerranken vorstürzt, macht schnell mit seinem Nicker der Not ein Ende. . . . Scheu wie ein Wolf späht der Frevler in die Runde. . . . Aber den Jäger, der, von den Stämmen gedeckt, näherpirscht, sieht er nicht. . . .

Er will schon den aufgebrochenen Bock in einen alten Sack stopfen — sein Gewehr liegt in Griffnähe — Da: „Halt! . . . Waffe weg! . . . oder ich schieße!"

Aber der andere in einem Ruck den verwachsenen Körper herauf, die Flinte hoch und: „Wat weß du?"

Es knallt! Nicht bei dem Jäger, dessen Menschlichkeit den Finger so gleich nicht an den Abzug brachte. . . . Der junge Förster, dem der grobe Hagel mitten drauf schlug, der liegt mit blutüberströmtem Gesicht in der Wiese . . . tot? — nein. . . . Aber vier Monate braucht er im Krankenhaus, ehe sein wunder Leib wieder sich emporrichten und vorwärts kann. . . . Und der Winter geht hin für ihn mit Schmerzen und Leiden. . . . Aber wie im Mai die Erde jung wird und die Felder und Wälder grün, da pirscht auch der junge Heger wieder und betreut sein Wlid. . . . An der gleichen Wiese, nur ein wenig mehr nach der Ziegeleibahn hin, deren Rollen leise herklingt, überrascht er den Kerl von damals beim ersten Sonnenstrahl, der zu neuem Frevel leuchtet. . . .

„Halt!!"

„Wat, heſt du noch nich 'naug?" . . .

Aber diesmal steht die Partie anders! . . . Ehe noch der Wilderer die Rohre an der Backe hat, knallt's drüben. . . . Der Verwachsene läßt sein Gewehr fallen, wirft die Arme in die Luft und stürzt auf sein verzerrtes Angesicht. . . .

Schaudernd tritt der junge Grünrock näher. . . . Die Kugel hat Kinn und Hals und die Wirbelsäule durchschlagen. . . . Er kann den Knall nicht mehr gehört haben, der Tote. . . . Dem Förster wird's eiskalt, der Angstschweiß steht ihm auf der Stirn, und seine blassen Lippen murmeln: „Er oder ich . . . einer war dran!" . . .

Und dann geht er heim, schweren Herzens, und meldet die harte Tat, die leider in Wirklichkeit geschehen ist, deren Notwendigkeit keiner bezweifelt. . . .

Das ist der Kampf, der harte Kampf, dem jeder, der den grünen Rock trägt, an jedem neuen Tag entgegensieht. . . . Denn das Besitzrecht am Wild ist dem Eigentum an sonstigen Dingen in der Anschauung des Volkes noch durchaus nicht gleich. . . . Das Wild läuft doch frei umher, warum soll sich nicht jeder, der geschickt dazu ist, seiner bemächtigen?! Da kommen uralte Instinkte und Rechtsauffassungen in Frage. . . . Darum sieht die Landbevölkerung im Wilddieb keinen direkten Verbrecher. . . . Der sagenhafte Nimbus eines bayrischen Hiesel umwebt auch heute noch den Mann, der heimlich, mit unterm Rock verborgener, auseinanderzunehmender Flinte hinausschleicht in den Wald, der ihm, zu jagen, doch kein Recht gibt. . . . Und eine gewisse Vorliebe fürs Jagen, ein Hang zum Draußen-Umherstreifen, ein Stück jener atavistischen Beutelust, die die Vollnatur selten verleugnet, ist wohl den meisten Wilderern eigen. Aber im großen ganzen ist doch der ganz rohe und gemeine Erwerbsinn die Haupttriebfeder ihres Handelns; eine allzu große Sentimentalität, die da im Grunde noble und edle Instinkte suchen möchte und sie geschont wissen will, ist nicht am Platz.

Die Jagdverhältnisse haben sich eben seit dem Jahr 1848, wo, wenn auch nur für kurze Zeit, die Jagd dem ganzen Volk freigegeben wurde, total verschoben. Vordem waren die Jagden und auch das Recht, zu jagen, ziemlich ausschließliche Reservate der grünen Gilde und der Großgrundbesitzer. Nachdem beginnt sich die Macht des in Deutschland immer mehr erstarkenden Industrialismus auch darin fühlbar zu machen. . . . Noch waren ja die Jagden billig, aber sie wurden bereits von den Bauern verpachtet und kamen so langsam auf die Preishöhe, die sie heute mit steigender Tendenz nach oben einhalten. . . . Das Recht, zu jagen, wurde allgemein, heftete sich jetzt aber an den Geldbeutel. . . . Und da kommt nun der fremde Herr aus der Stadt, dessen Interessen dem des Landmanns weltenfern sind, und geht — weil er seinen Pachtschilling bezahlt, darf er das unbestritten! — über die Saaten, schleicht durch die Heide und jagt und schießt, wann's und wo's ihm einfällt. . . .

Gewiß, sein Geld nimmt man gern! Aber er selbst ist und bleibt ein Fremdling, ein Eindringling! Was schadet's dem, wenn einer von den Ortseingesessenen heimlich ausgeht und holt sich auch ein Reh oder einen Hasen?! . . .

Zu dieser wenn auch grundfalschen, aber in ihren Ursprüngen verständlichen Auffassung des Bauern kommt sein alteingewurzelter Haß gegen das Wild, das ihm jahrhundertelang die Saaten zerstampfen und jede Frucht seines Fleißes zerstören durfte, ohne daß er selber den geringsten Anspruch auf Entschädigung hatte. . . . Lange schon hat dieser unwürdige Zustand sein Ende gefunden, längst fließt oft sehr reichlicher Wildschaden in des Bodenbesitzers Tasche. . . . Und trotzdem, der Hase nagt am Kohl, das Reh steht in der Wiese, geht auch gern in den reifenden Haber — was tut das Zeug da?! Weg damit! Und der Jagdpächter schont womöglich noch, soviel er kann! Wie sollte der Bauer da dem zürnen, der ihm seine Feinde verjagen hilft?! Und dann, der arme Kerl will doch auch leben! . . .

So sitzt der Wildfrevel als der am schwersten auszurottenden Übel eins in der Volksseele fest! Und erschreckend groß sind die Verbrechenzahlen, die jährlich konstatiert werden. Allein das Jahr 1909 brachte einige 60 Zusammenstöße zwischen Forstschutzbeamten und Wilderern. Die Deutsche Jägerzeitung sammelt mit großem Fleiß das nötige Material, das der bevorstehenden Strafprozeßreform zur Grundlage in dieser Materie dienen soll. Allein zehn Forstbeamte, zum Jagdschutz berufene und Jagdberechtigte, sind danach in dem einen Jahr in Deutschland dem Wildererunwesen zum Opfer gefallen. Etwa ebensogroß ist die Zahl der erschossenen Wilderer; doch sind mehr oder minder schwere Verwundungen außerdem sehr zahlreich.

Soll nun durch solche Subsummierung das Bedürfnis nach einem höher geltenden Strafrecht als das bisherige dargetan werden, so muß diese Ansicht als abwegig entschieden bekämpft werden. Den gewerbsmäßigen Wilderer trifft heute schon Gefängnisstrafe nicht unter drei Monaten und eventuell Ehrverlust. Jede Gewaltshandlung, der Widerstand gegen die Staatsgewalt usw. fällt außerdem unter einen besonderen Paragraphen. . . . Nein, der Schwerpunkt dieser ganzen Kalamität liegt einzig in der durchaus diffusen und recht mißverständlichen Strafanwendung vieler Richter. Selbst im Juristen lebt etwas von dem Gefühl der Entschuldbarkeit dem Wilderer gegenüber. Deshalb sind die Anfangstrafen oft überraschend mild; und zwar nicht nur in leicht liegenden, tatsächlich entschuldbaren Fällen, sondern auch bei Gelegenheiten, wo die Frevler alte, gesiebte Verbrecher



sind, die nur ihrer Schlauheit die späte Entdeckung verdankten. . . .

Weiterhin ist die heute noch so gut wie straflose Ausübung der Jagd auf wilde Kaninchen mit dem Frettchen eine der stärksten Wurzeln des deutschen Wilderertums. Das Kaninchen unterliegt dem freien Tierfang, es gilt nicht als jagdbares Wild im Sinn des Gesetzes; deshalb wird diese obenein stille und darum viel schwerer zu inhibierende Raubjagd von unseren Gerichten nur als ein leichtes Vergehen angesehen, das mit wenigen Mark gebüßt wird. Daß aber der Frettierer sich nur allzu leicht zum Wilderer größeren Stils entwickelt, übersieht der nicht jagdkundige Richter. . . . Es wäre nicht schwer, das Kaninchen als jagdbares Wild zu behandeln und dadurch seinen Fänger zum Jagdfrevler zu stempeln. Gegen das Überhandnehmen der Karnickel würden die Landbesitzer sich schon durch ihre Jagdpachtverträge schützen.

Vor allen Dingen muß in den ländlichen Schulen auf die volkswirtschaftliche Bedeutung der Jagd und auf die gegen früher so ganz veränderten Jagd- und Pachtverhältnisse hingewiesen werden, damit das Rechtsbewußtsein hinsichtlich dieser Dinge im Volk geweckt und gestärkt werde! . . . Das Verbrechen des Wilddiebstahls hat wie alle Kriminalität seine tiefen Ursachen in wirtschaftlichen Depressionen, im Alkoholismus und in der Unbildung. Hier muß der Sozialpolitiker einsetzen und dem Strafrichter nur das überlassen, was trotz aller Vorsorge schlecht geworden und entartet ist. . . .

Schneeluft.

Schneeluft, feine Schneeluft lag,
Als mit dir ich einstens ging,
Doch mir war's wie Frühlingstag,
Da mein Herz an deinem hing.

Ach, und heute? Jeder geht
Einsam hin in stummer Pein,
Doch wenn solche Schneeluft weht,
Ruft's in mir: Es kann nicht sein!

Meine ganze Seele taucht
Tief in Sehnsucht hin zu dir,
Und ein Frühlingswehn, es haucht
Selig zwischen dir und mir.

Josef Kitir.

Die japanische Seidenindustrie.

Von Dr. Fritz Wertheimer. — Hierzu 9 Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Japan ist ein großes Agrarland. Man sollte, wenn man von seiner gewiß bemerkenswert zielbewußten und energischen Industriepolitik spricht und aus ihr stellenweise schon eine gelbe Gefahr konstruieren will, nie vergessen, daß nahezu vier Fünftel des Volkes in der Landwirtschaft und ihren Nebenbetrieben beschäftigt sind. Ein flüchtiger Blick in die japanische Statistik zeigt das und weist vor allem nach, daß der Seidenindustrie dabei die Hauptrolle zufällt. Gerade diese Industrie aber ist noch immer kleine Heimindustrie geblieben, ein Nebenerwerb der Frauen in der Landwirtschaft, der gleichzeitig mit der Reisbestellung der Felder und der Obstzucht ausgeübt wird. Stete Arbeit der Regierung hat diesen Handelszweig ausgebaut. Im letzten Jahrzehnt 1902 bis 1911 stieg die Zahl der ausgebrüteten Eierkarten von 3,9 auf 5,1 Millionen, die Menge der Kokons von 4,7 auf 7,8 Millionen Hektoliter, die Zahl der Webereien von 347 auf 451, 000, die der Webstühle von 720 auf 752 000. Bei dieser verhältnismäßig geringen Steigerung ist allerdings zu bedenken, daß die Zahl der Handstühle von 703 auf 684 000 zurückging, während die Zahl der natürlich viel leistungsfähigeren Maschinenstühle von 16 auf 69 000 stieg. Die einfachere Handhabung der Maschinenstühle hatte denn auch einen Rückgang der männlichen und weiblichen Weber um 30 000 auf 761 000 zur Folge. Der Wert der Seidengewebe hob sich jedoch von 145 auf 229 Millionen Mark, wozu noch für 8 Millionen Mark japanischer Gürtel, der bekannten Obii, traten, und wobei die Gewebe gemischter Art (Seide und Baumwolle) gar nicht gerechnet sind. Und so stieg in der japanischen Ausfuhr der Wert der Rohseide von 88 auf 269 Millionen Mark, der Seidengewebe (Habutae) von 25 auf 63 Millionen Mark, der Wert der Seidengewebe überhaupt von 239 auf 374 Millionen Mark. Der Export an Seidengeweben aber macht nahezu ein Drittel der gesamten japanischen Ausfuhr überhaupt aus, und das diplomatisch geschickte und zielbewußte Japan hat in seinen jüngsten Handelsverträgen z. B. gerade mit Deutschland einen billigen Vertragseingangsatz für seine seidenen Habutaewaren gesichert, also für weitere Steigerung seiner Ausfuhr Sorge getragen! Und eine solche Steigerung ging vor sich, obgleich die japanische Regierung nach dem siegreichen, aber finanziell schwer führbaren Krieg mit Rußland im Jahr 1905, unter den „drei ungerechten Steuern", eine Gewebesteuer einführte, die in Form einer Abgabe von 10 Prozent des Wertes der Gewebe bei dem Herauskommen der Ware aus der Fabrik erhoben wird, und die von der Webereiindustrie zunächst schwer drückend empfunden wurde. Allerdings tat die Regierung auf der andern Seite wieder alles, um die Seidenindustrie zu heben. Sie errichtete zunächst in verschiedenen Landesteilen Seidenzuchtanstalten, in denen sie Wanderlehrer ausbildete und praktische Versuche anstellte. Daneben ermunterte sie die Lokalverbände und lokalen landwirtschaftlichen Vereine zu gleichem Vorgehen. Mehr gezwungen als freiwillig erfolgte im Jahr 1896 in Jokohama die Begründung einer Prüfungsanstalt für Rohseide, weil der Export infolge der Klagen der Abnehmer über mangelhafte Beschaffenheit der Seide, über Betrügereien im Maß und ungebührliche Verfälschung der Ware nachzulassen drohte und der Ruf der japanischen Handelsmoral gerade infolge dieser Angriffe stark herunterging. Alle Bestrebungen zur Hebung der Zucht kulminieren in einer vor kurzem errichteten Landesseidenwurmanstalt, die sich der Zucht der Seidenwürmer und der Verbesserung der Kokons widmet und wissenschaftliche Untersuchungen über die Art und Aufzucht der Raupen anstellt, auch Eierkarten an die



Seidenvereinigungen und landwirtschaftlichen Genossenschaften abgibt.

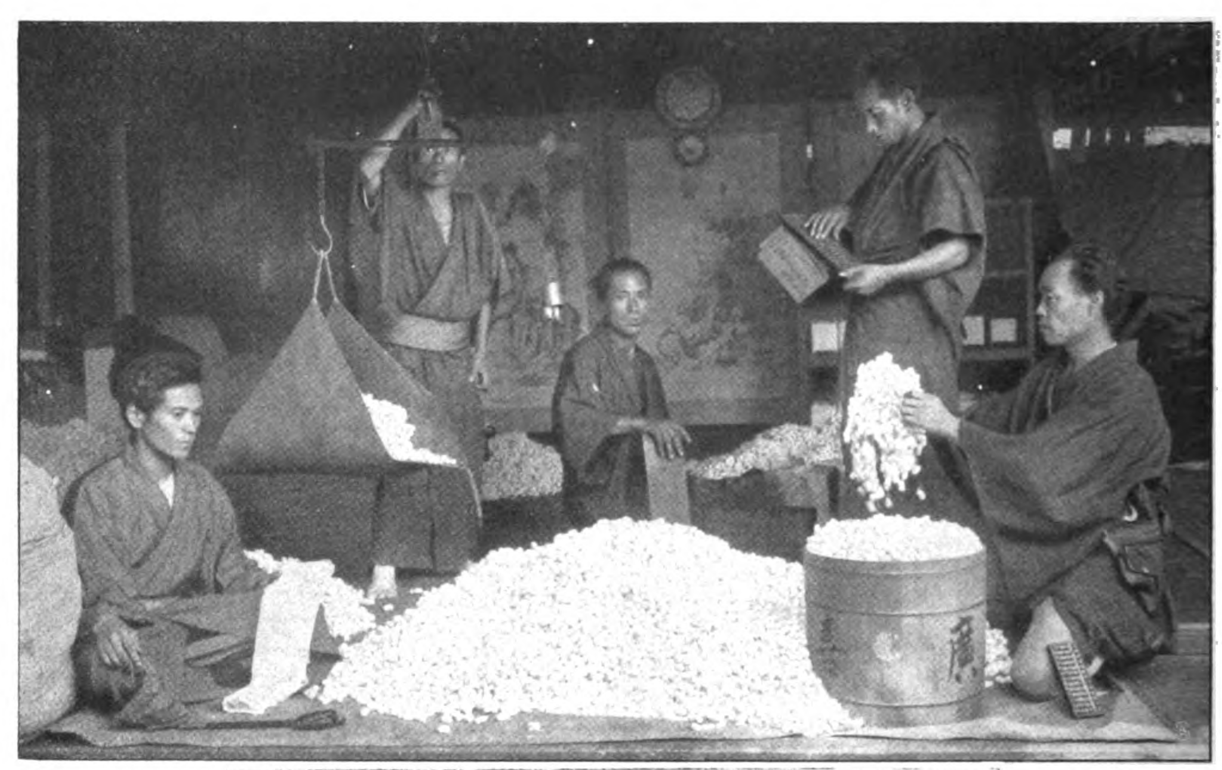
Die Seidenindustrie ist in Japan, man kann es ruhig so nennen, eine Volksgewohnheit. An den schmalen Pfaden, die die einzelnen Reisfelder voneinander trennen, pflanzt man die Maulbeerbäume an, deren Blätter zur Aufzucht der Seidenraupen dienen. Jede Bauernfamilie beschafft sich die Blätter, auf die der Seidenspinner seine Eier gelegt hat. In besonderen Kammern, deren Temperatur stets gleichmäßig gehalten sein muß, werden dann die Raupen großgezogen und gefüttert, und das ist bei der Gefräßigkeit dieser Tiere kein kleines Stück Arbeit, wenn die ganze Brut durchgehalten werden soll. Dann werden besondere Stroh- u. Matten-

Beim Sortieren der Brut des Seidenspinners.



Die Seidenraupen werden gefüttert.

geflechte auf Gestellen aufgebaut, wo die Raupen sich einkapseln, bis die weißlichen Klümpchen vollendet sind und der Händler kommt und das Zahlbrettchen dem gespannt aufpassenden Landwirt die Preise je nach der Güte und dem Gewicht der Ware verkündet. Zum größten Teil werden die Kokons in Kleinbetrieben versponnen, wo die kleinen Japanermädchen die einzelnen Kokons aus dem heißen Brühwasser herausfischen und mit feinen gelenkigen Fingern den Faden suchen und spulen. Es gibt aber auch schon große Fabriken, in denen viele Hunderte Mädchen nebeneinander diesem gar nicht leichten Handwerk obliegen. Dann schnurren die dünnen, kaum sichtbaren Seidenfädchen über den Köpfen der Mädchen weg und werden aufgehaspelt, wandern in Trockenräume und werden zu Garn verarbeitet, die Stränge werden gebunden und gepreßt, gewogen und verpackt und an die Webstühle verteilt, wo die Gewebe gefertigt werden. Dieser ganze Prozeß ist rasch geschildert, aber die ganze Mühe und Peinlichkeit dieser Arbeit ist schwer zu erklären und die Geduld und Ausdauer der Bauernbevölkerung Japans schwer in Worte zu bringen. In der ganzen Seidenindustrie überwiegt, wie gesagt, die Hausarbeit. Es ist die Regel, daß von der Aufzucht der Würmer bis zum Gewebe alles im gleichen Arbeitsraum vor sich geht, es ist alt überkommene Sitte, und man wird ihr mit altehrwürdigen Webstühlen gerecht, obgleich die Maschinen und die moderne Arbeitstellung auch hier schon Lücken in die Regel gerissen haben, besonders da das Färben der Seide eine Spezialität ganz bestimmter Bezirke geworden ist und ja auch die Verarbeitung der Seide, insbesondere das Sticken und Brokatweben, in ganz wenigen Orten, wie zum Beispiel dem altberühmten Kioto, sich spezialisiert hat.



Abwiegen der Kokons.

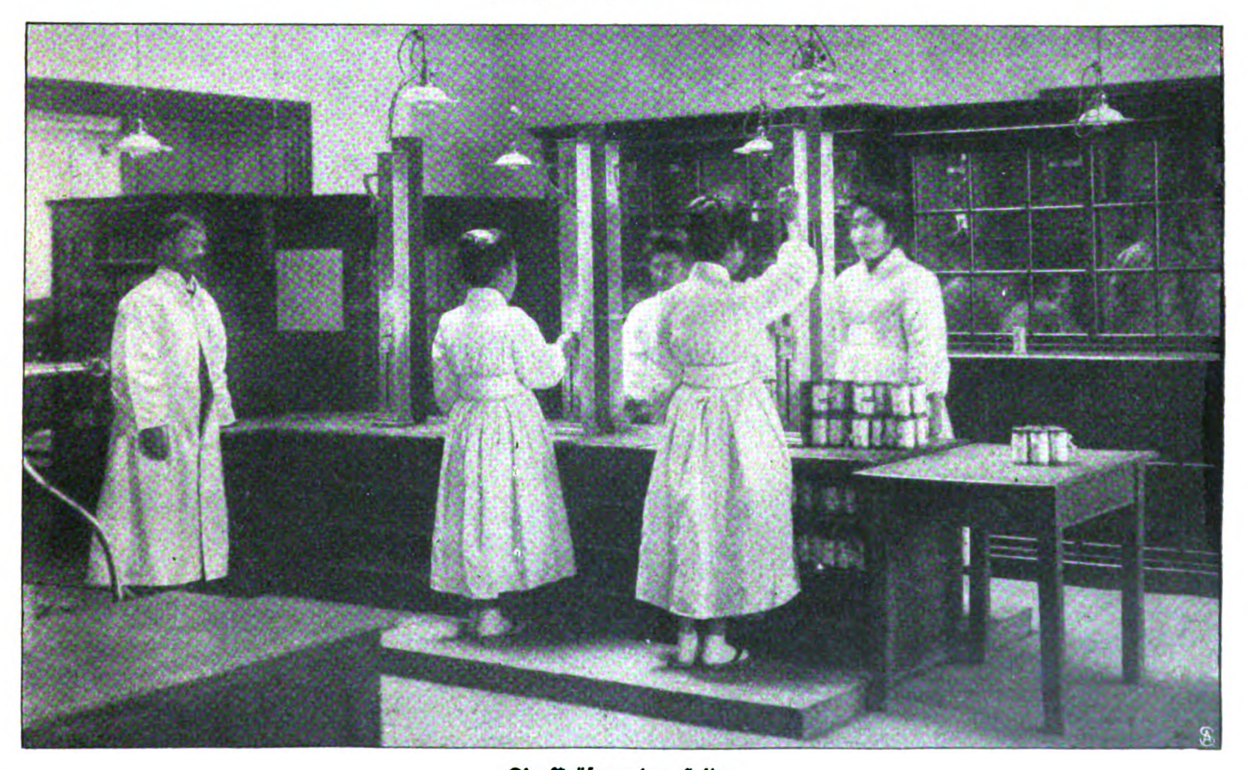


Anfertigung von Gestellen für die Kokons.

Heute ist Japan, ganz Japan ein großes Seidenland, und in Korea ist die alte Kunst ausgestorben oder vernachlässigt. Und doch hat Japan erst über Korea die Seidenzucht bekommen, wird sie im 4. Jahr-

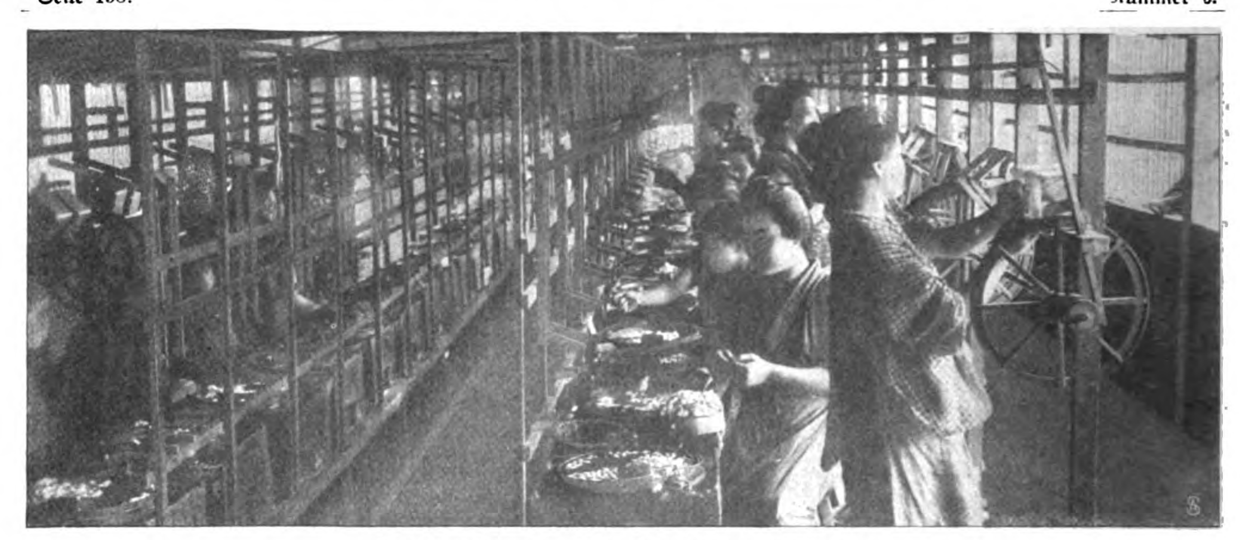


Fertigstellung der Rohseide.



Die Prüfung der Seide.





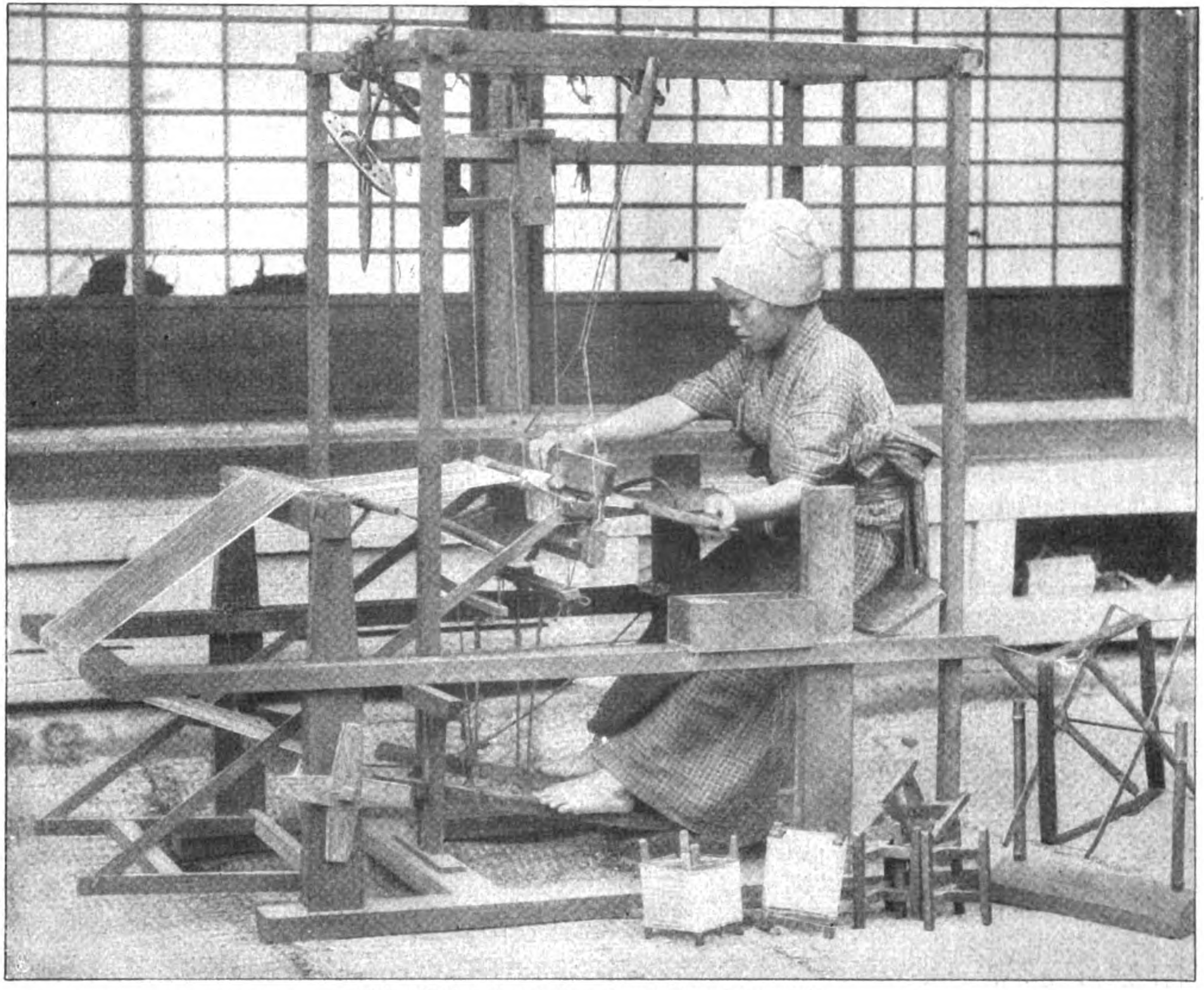
Das Abhaspeln des Seidenfadens von den Kokons.

hundert n. Chr. zum erstenmal erst erwähnt. Heute aber ist ja nicht nur der Export gewaltig, sondern der eigene Konsum der Bevölkerung, deren Kleidung bis tief hinab in die unteren Klassen aus Seide besteht, ist außerordentlich groß, 2,5 Millionen Bauernfamilien leben zum großen Teil von diesem Erwerb! Der größte Webereibezirk Japans liegt ziemlich nahe der Hauptstadt Tokio. Dort befinden sich, kaum eine Stunde voneinander entfernt, Kiriu und Aschikaga, zwei blühende Landstädte von je etwa 40 000 Einwohnern. Gibt in Tokio einmal ein Landmann viel Geld aus, so sagt man, er ist aus Kiriu, und Maler und Poeten zogen schon in früheren Jahren nach Aschikaga, allwo sie reiche Gönner in Menge fanden. Man scheint also ganz gut Geld zu verdienen in dem Seidenbezirk. Es sind richtige Weberstädte, die beiden, und in Kiriu fließt zu beiden Seiten der Hauptstraße je ein Kanal, der in seiner unübersehbaren Länge an jedem Haus ein Mühlrad treibt, das drinnen in den Häusern den Webstühlen die Räder dreht. Da schnurrt die Spindel und saust das Schifflein des Stuhles herüber und hinüber. Da gibt es Spinner, die ihre eigenen Stühle haben und auch ihre Rohmaterialien selbst herstellen, andere, die die Stühle in Pacht haben und auch das Rohmaterial einkaufen und nur vom Zwischenmeister ihren festen Lohn bekommen. Große Fabriken haben nebenbei in einzelnen Häusern ihre Heimarbeiter sitzen, im ganzen ist doch ein Zug zur Kapitalisation und Zentralisation unverkennbar. In Kiriu stellt man die feinste Seide her, in Aschikaga mehr Seide mit Baumwollfäden, die zur Herstellung japanischer Kleidung dient, eigene Künstler arbeiten dort in Zeichen- und Musterschulen und privaten Webereiverbänden, prüfen, bevor die Ware nach Jokohama zum Prüfungsamt kommt, zuerst alle Ware und bezeichnen sie nach der Qualität, so daß die Händler, die an bestimmten Markttagen sechsmal im Monat abwechselnd in beide Städte kommen, schon genau Bescheid wissen. Als Händler aber dürfen nur Personen erscheinen, die von den Webereiverbänden der beiden Städte autorisiert und zugelassen sind, und fremde Händler müssen sich dieser Vermittler zum Abschluß von Käufen bedienen. Alles ist in diesem Seidenbezirk in freiwillige Organisationen gepreßt, Kommissions- und Vermittlergebühren sind in bestimmten Sätzen festgelegt, das Ganze ist ein wenig in der Marktfreiheit und auch wohl im Preis beengt, aber alle bürgen für einen, und einer steht stets unter der Kontrolle der andern, die ihn zur möglichst besten Qualitätsarbeit anspornt. Denn in diesen Seidenbezirken steht das zur Verfügung, was der japanischen Industrie



Abhaspeln der Rohseide.





Beim Weben der Seide. Japanische Heimarbeit.

so sehr sonst fehlt: eine geschulte und gelernte Arbeiterschaft, die nicht so sehr fluktuiert, und die leicht zu ergänzen ist, weil eben die Seidenindustrie eine Volksgewohnheit ist und das junge Land des Mikado in den Stand gesetzt hat, eine beliebte und gesuchte Spezialität auf dem Weltmarkt herzustellen.

Deutsch-russisches Grenzleben.

Von Hans Ostwald. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von C. Hünich.

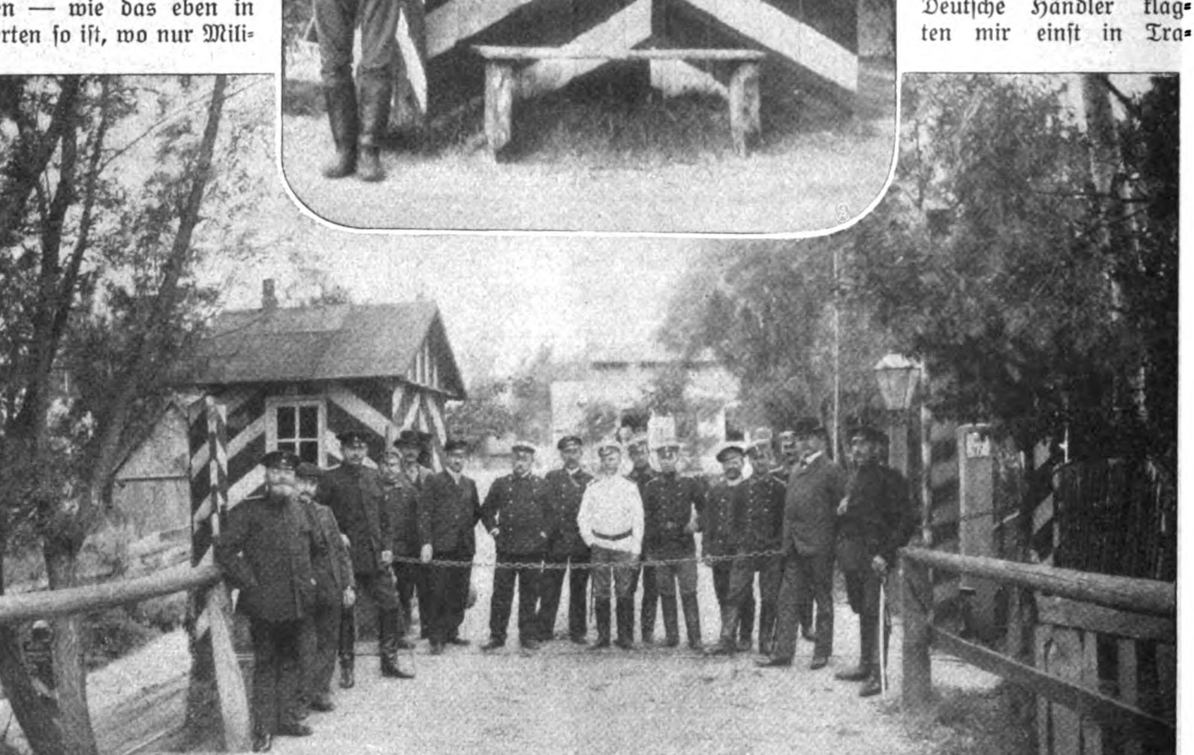
Solch ein schwarzer Strich auf der Landkarte, der zwei Reiche voneinander trennt, bedeutet nicht wenig im Volksleben. Ebensooft wie er die Grenze zwischen zwei Staaten bildet, fast ebensooft bildet er auch die Grenze zwischen zwei Kulturen, zwischen zwei Völkerschaften. Aber gewöhnlich laufen doch mehr Fäden, als man glaubt, hin und wieder über solche Linie. Und die Grenzbevölkerung versteht es, Brücken über das Hindernis zu schlagen. Die Russen suchen so viel Vorteil wie nur möglich aus den nahen Grenzübergängen zu ziehen. An schönen Tagen kommt die russische Grenzbevölkerung herüber und kauft sich diesseit den Bedarf an Kleidung und Wirtschaftsartikeln. Da sie für den eigenen Gebrauch alles ohne Zoll hinüberschaffen darf ins Zarenreich, benutzt sie gern die Gelegenheit, solche Waren diesseit billiger einzukaufen, die jenseit teurer sind, also Kleider, Manufakturwaren, Hüte, Küchengeräte und Aehnliches.

Die deutsche Grenzbevölkerung sieht auch auf ihren Vorteil. Sie hält sich an die billigeren Lebensmittel des russischen Reiches und pilgert fleißig mit leeren Körben hinüber und mit gefüllten zurück.

Besonders groß aber sind im Ausnutzen der nahen Grenze die Offiziere der russischen Grenzwache, die dafür zu sorgen hat, daß nichts Unrechtes, Gesetzwidriges geschieht, ohne deren Willen kein Mensch hinein kann in das Reich des Zaren — aber auch kein Mensch hinaus. In den deutschen Grenzorten sind stets eine Menge russischer Offiziere und Beamten zu sehen. Durch ihre reichgeschmückte Tracht, durch ihre Silberschnüre und breitgedeckelte Mütze und ihre hünenhafte Gestalt fallen sie jedem sofort auf. Sie

besuchen z. B. in Eydtkuhnen die zahlreichen Gasthäuser, sitzen bei gutem Wetter in den Vorgärten bei Kognak, Zigaretten, Konfekt und Obst und promenieren die Straßen auf und ab. Auch in Thorn, in Kattowitz und in anderen lebhafteren Grenzorten und bei wichtigeren Grenzübergängen sieht man oft ganze Trupps der in hellerem Blau gekleideten Offiziere. Sie lassen sich auch fast alle von deutschen Photographen porträtieren — bei welcher Gelegenheit solch ein Photograph auch mal einige Aufnahmen jenseit der Grenze erhascht. Das ist nicht leicht, da in Rußland auch das Photographieren nur den Konzessionierten erlaubt ist. Auf den so gewonnenen Bildern sieht man allerdings, daß die russischen Grenzgarnisonen wenig Unterhaltendes bieten — wie das eben in Orten so ist, wo nur Militär untergebracht ist. Militär ist allerdings genug an der Grenze. Da gibt es nicht nur die Grenzbeamten, die Zollwächter, wie auch wir und andere Staaten sie haben. Da gibt es Grenzsoldaten vieler Arten: Grenzkosaken, Dragoner, Infanterie usw. An der Grenze entlang gibt es überall Kasernen, natürlich alle in der bekannten Holzbauart, flach und ohne Schwung, aber sauber, gediegen und gesund. Diese Soldatenlager an der Grenze bestimmen den Ton des Ganzen. Alte Mühlen sind hergerichtet zu Kasernen. Die Mühle wird noch benutzt zu ihrer friedlichen Arbeit, indessen in den Wohnräumen des Gebäudes Krieger leben. Auf den Weiden, zwischen den Gänseherden und den äsenden Rindern, tummeln sich die Soldaten mit ihren Rossen. Die hübschen, hochgewachsenen Leute sind flotte, verwegene Reiter, die Freude haben an allen möglichen Spielen. Von der Grenze aus kann der Deutsche oft die Kosaken und Dragoner beobachten, wie sie ihre Tiere in der Gewalt haben beim Sprung über Hindernisse und in allen erdenklichen Gangarten und Kunststücken.

Den Pferdeluxus der deutschen Offiziere treiben die russischen nicht oder doch nur sehr selten. Auch die kosakischen Offiziere haben das Tier „nur zum Reiten", wie sie sagen. Deutsche Händler klagten mir einst in Trakehnen, daß der Russe gar nichts auf ein tadelloses Tier gebe. Der wolle nur ein brauchbares Pferd. Ob das hier oder da ein paar Fehler habe, sei gleichgültig, nur billig und reitfähig müsse es sein. Für ein störrisches Tier habe der Reiter die Peitsche. Trotzdem hat der Russe sein Pferd lieb, wenn er es auch nicht so verständig pflegt wie der Deutsche, wenn er es auch seltener striegelt. Aber nirgends habe ich so viele Knechte und Offiziersburschen an den Straßenrainen und Chausseegräben gesehen, die dort stunden-



Soldaten und Grenzbeamte an der deutsch-russischen Grenze. Oberes Bild: **Ein Kosak als Grenzposten.**



Reitübungen der Kosaken. Von deutscher Seite aufgenommen.

Rückseite einer russischen Kaserne, die gleichzeitig als Wassermühle dient. Rechts der deutsche Grenzpfahl.

lang die Pferde weideten, mit dem Zügel in der Hand — und so ihre freie Zeit mit ihrem Liebling verbrachten.

Sie haben natürlich auch ihre anderen Vergnügungen. Vor allem den Tanz. Wo gäbe es Russen, wo gäbe es Slawen, die nicht tanzten? Der Krakowiak, der Kosak bringen ein wenig Luft und Rhythmus in das sonst gewiß nicht aufregende Lagerleben an der Grenze. Und da es nur wenig Mädchen für die vielen Tausende von Soldaten gibt, tanzt ein Soldat mit dem andern — wie der Slawe ja überhaupt seine Tanzkunst gern in männlichem Kreise zeigt. Der gutmütige gemeine russische Soldat hat ja auch nicht die Gelegenheit, sich so viel Abwechslung zu verschaffen wie der Offizier. Er bleibt immer jenseit der Grenzkette, die an manchen Grenzübergängen nur heruntergelassen wird, wenn ein Wagen herüber- oder hinüberwill, zum mindesten aber wird sie abends neun Uhr hochgezogen. Dann dürfen nur noch Bevorzugte aus dem russischen Reich hinaus oder hinein. Nur



Ein Tänzchen der russischen Soldaten.



Vor der russischen Kaserne. Oberes Bild: Kosaken zu Pferde.

höhere Beamte und wohlhabende Russen erhalten die Erlaubnis, die Grenze zu passieren. Sie genießen die Wohltaten, die gute deutsche Gasthäuser bieten können, gern bis zum letzten möglichen Augenblick. Die Grenze ist ja inzwischen gut bewacht. Fast alle zehn Meter steht ein Soldat — mit scharf geladenem Gewehr. Und oft heißt es des Abends und Nachts in den deutschen Grenzorten: „Wurde da geschossen?"

„Unsinn!"

„Aber gewiß! Das knallt ja schon wieder! — Da — da!"

„Ja — die schießen wieder hinter einem Ausreißer her. Ganz in der Nähe!"

Alle lauschen auf die kurzen, scharfen Knalle, die erst einzeln, abgebrochen einander folgen, dann jäh sich überstürzen. Manche späten Gäste wagen sich noch hinaus. Aber nur wenige dringen bis zum Zollhaus vor, nur die starkherzigsten. Und dann spricht es sich wie ein Lauffeuer herum: „Unten am Grenzflüßchen soll ein Erschossener liegen. Man könne den Körper im Mondschein sehen."

Aber nicht immer endet das Geschieße so bitter. Oft geht die Sonne auf nach unruhigen Nächten, und die Kugeln haben nur Löcher in die Luft geschossen. Drüben am Ufer stehen die Grenzsoldaten und lächeln freundlich herüber aus der grünen Ebene, in der so wenig Bäume wachsen, und in der nur weit hinten die Wälder ihre breiten Linien ziehen.

Eine Begegnung.

Skizze von Thea von Harbou.

Sie brauchte sich nicht umzuschauen — sie kannte diesen Schritt; sie hätte ihn aus Hunderten herausgehört. Und wie immer, wenn er ihre Nähe suchte, erhob sie sich mit all der Anmut, all der Ruhe, die ihr Wesen kennzeichnete, und wandte sich zum Gehen.

Es war eigentlich nur sein Lächeln, mit dem er sie zurückhielt — ein Lächeln, das deutlicher noch als seine Worte sagte: „Ich glaube, Sie fürchten sich vor mir, mein gnädiges Fräulein . . . "

Da blieb sie stehen und bog den Kopf ein wenig in den Nacken.

„O nein, Herr von Rhoener", anwortete sie ganz sanft, und ihre reinen, ruhigen Augen, die seinen spöttischen Blick so gelassen freundlich ertrugen, bezeugten, daß sie die Wahrheit sprach.

„Warum vermeiden Sie dann so außerordentlich geschickt jedes Gespräch, jede Begegnung mit mir, Fräulein Sylander? — trotz des kupierten Geländes auf unserer schwimmenden Insel, nebenbei bemerkt eine staunenswerte Leistung."

„Ich bezweifle, daß wir uns irgend etwas zu sagen hätten, das der Mühe lohnt", meinte sie mit gewappneter Friedfertigkeit.

„Und wenn ich nun vom Gegenteil überzeugt wäre?"

„Dann würde ich Sie ersuchen, Herr von Rhoener, meine Ansicht freundlichst zu respektieren."

„Also eine Kriegserklärung auf diplomatischem Wege", sagte er liebenswürdig. „Wie bezaubernd mutig Sie sind, Fräulein Sylander! Das entzückt mich immer an einer Frau — namentlich, wenn sie graziös und geistvoll ist und einen guten Schneider hat. Vielleicht würden die Suffragetten beim Parlament mehr erreichen, wenn sie sich vorteilhafter kleideten. Aber lassen wir die Politik! Sie verdirbt entweder die Laune oder den Charakter. Was meinen Sie, verehrte Feindin — wollen wir uns nicht lieber setzen? Nach meinen Erfahrungen hängt der Genuß an solch einem kleinen Wortgefecht ganz bedeutend von der Behaglichkeit der Sessel ab, und unsere Deckstühle vertreten ein sehr empfehlenswertes Modell. Darf ich Ihnen noch dieses wunderhübsche rote Kissen in den Rücken schieben? Sie glauben gar nicht, wie versöhnlich der Mensch gestimmt wird, wenn er sich recht bequem anlehnen kann!"

„Danke!" Karin Sylander schloß einen Herzschlag lang die Augen, als sie die leichte Berührung seiner Hand an ihrer Schulter spürte. „Übrigens, Herr von Rhoener: unsere Reisegefährten bewundern die Grotten von Antiope, und das Schiffspersonal dürfte kaum Zeit haben, unser Gespräch zu belauschen; finden Sie es nicht selbst ein bißchen verschwenderisch, mit mir allein beständig in Aphorismen zu reden?"

„Ich bitte tausendmal um Verzeihung", sagte er etwas überrascht. „Das sind die Nachwehen der Hochsaison. Wenn man gewissermaßen verpflichtet ist, einen norddeutschen Winter hindurch Abend für Abend den Mann von Geist zu markieren, dann gewöhnt man sich solche Trägheiten an. Ist das der einzige Grund Ihrer Ungnade?"

„Ich sagte Ihnen schon, Herr von Rhoener, daß Sie meinem Verhalten viel zu viel Bedeutung beilegen."

„Gestatten Sie mir, daran zu zweifeln, meine Gnädigste. Ich schätze Sie zu hoch ein, um hinter Ihrer so herb betonten Abneigung nicht etwas mehr zu vermuten als die Laune einer sehr schönen Frau oder eine Variation der Koketterie. Außerdem hat es für mich den Reiz der Neuheit, schlecht behandelt zu werden. Offiziell kennt natürlich keine Frau das schlimme Buch von der schlimmen Isebell — aber die meisten zogen es trotzdem vor, seinen boshaften Verfasser durch doppelte Liebenswürdigkeit zu entwaffnen."

„Das sollte genügen, um Sie gegen Ihr eigenes Werk mißtrauisch zu machen."

„Warum denn, meine Gnädigste? Ein schlechtes Buch kompromittiert nur seine Leser. Den Autor macht es höchstens berühmt."

„Ich habe durchaus nicht behauptet, daß ‚Isebell' ein schlechtes Buch sei."

„Zu gütig, Fräulein Sylander! Darf ich fragen, wessen Fürsprache ich dieses gnädige Urteil verdanke?"

„Es ist meine persönliche Ansicht, Herr von Rhoener. Ich habe das Buch gelesen."

Er hatte sich auf die Reling gesetzt und die Mütze vom Kopf genommen; das weichgedämpfte Licht des Nachmittags ruhte mit einem weichen Schimmer auf seinem dichten blonden Haar und dem braunen Gesicht, in dem die Augen spotteten.



„An zwei Instanzen appelliert man nie vergebens“, meinte er mit einer leichten Verbeugung. „An die Eitelkeit eines Mannes und an den Mut einer Frau ... Was halten Sie also von der schlimmen Isebell?“

„O Herr von Rhoener! Es ist ein Buch, das in einem halben Jahr die vierzigste Auflage erlebt hat!“

„Das ist eine ziemlich vernichtende Kritik über das literarische Publikum, Fräulein Sylander — aber kein Urteil über das Werk. Und mir liegt daran, zu erfahren, ob Sie das Konterfei der schönen Isebell gelungen finden — da Ihnen das Original so gut bekannt war.“

Auf ihrem feinen, herben Gesicht erloschen die blühenden Farben.

„Woher wissen Sie das?“ fragte sie, und ihre Augen wurden ganz dunkel.

„Martina hat mir selbst davon erzählt, als sie noch meine Braut war. Sie sprach sehr oft von Ihnen. Vielleicht wußte sie, daß sie niemals schöner war, als wenn sie von Ihnen sprach. Sie war wie eine kleine Zigeunerin, die ihren schmalen, braunen Hals mit einer Schnur von echten, weißen, gestohlenen Perlen schmückt. Und ich liebte es als eine besondere Schönheit an ihr, wenn sie mir von der Freundin erzählte, weil ihre zwitschernde Vogelstimme in der Erinnerung an sie dunkler und zärtlicher wurde ...

„Es war eine unbeschreiblich feine und wunderliche Geschichte von einem uralten Haus, das weltfern und ein wenig zopfig hochmütig in einem uralten Garten stand. Breite, geschweifte Stufen führten zum See hinab, und manchmal klang der Schrei der Wildgänse darüber hin. Und in dem Garten blühte der weiße und der blaue Flieder wie nirgends sonst in der Welt.

„Da wohnte Karin Sylander. Da hauste auch die kleine Zigeunerin einen Sommer lang. Und wenn der goldene Tag zum silbernen Abend wurde, dann saßen sie beisammen auf der Steinbank unter der Linde, und Karin Sylander hatte ein Buch auf den Knien, in das sie mit ihrer feinen Mädchenschrift die Verse eines Unberühmten eingeschrieben. Wie andre Frauen Spitzen sammeln oder Kostbarkeiten aus fernen, fremden Ländern, so hatte sie diese jungen, törichten, heimatlosen Lieder gesammelt — und sie wurden schön und lebendig in ihrer Pflege. Denn es geht den Gedichten wie den Perlen: sie müssen an einem warmen, lebendigen Herzen getragen werden, wenn sie in all ihrem köstlichen Schimmer aufblühen sollen.

„Kennen Sie noch das kleine Gedicht vom Kastanienbaum, das wie ein Volkslied beginnt: ‚Die hellen Sommerkerzen, die heute in Flammen stehn‘ ... Ich hatte es fast vergessen. Aber eines Tages summte Martina die Worte vor sich hin nach einer schlichten, süßen Melodie. ‚So hatte Karin es gesungen‘, sagte sie. Da war's mir, als hätte ich beim Dichten jener Worte immer nur nach dieser Melodie gesucht. Begreifen Sie das?“

Sie gab keine Antwort. Sie sah an ihm vorüber nach dem palmenumsäumten Ufer von Antiope, wo in der smaragdenen Flut nackte, bronzene Kinder nach Muscheln und nach Münzen tauchten. Die Sonne war im Untergehen. Von fern, fern her schwamm ein verblassender Glockenton durch die reine, stille Luft.

Ludwig Rhoener wartete ein paar Augenblicke, und als er weitersprach, war in seiner Stimme der Pulsschlag einer fremden und starken Erregung: „Ich langweile Sie, meine Gnädigste?“

Sie schüttelte den Kopf, fast erschrocken. Ihr Gesicht war so durchsichtig blaß wie eine Magnolienblüte.

„Das lyrische Intermezzo ist auch gleich zu Ende. Unrecht Gut gedeihet nicht — das ist die melancholische Philosophie jeder mißglückten Spekulation, an der Börse wie im Leben. Die gestohlenen Perlen der Schönheit starben nur zu bald in den achtlosen Händen der kleinen Zigeunerin. Und sie fühlte, wie sie arm und schmucklos wurde. Es war manchmal ein Ton von Angst in ihrer Stimme, wenn sie klagte, daß Karin sie verlassen habe und ihr nicht mehr half mit ihrer klaren, kristallenen Kraft. Dann lachte sie darüber — und über die Schwärmerei des einen goldenen Sommers und über die zarten, kleinen Lieder, die Karin geliebt und gesungen hatte. Und mit diesem Lachen wurde sie, was sie werden mußte — das Titelbild der schönen, schlimmen Isebell ...“

„Ich meine, Sie hätten alle Ursache, ihr dafür dankbar zu sein“, sagte Karin, und ihre feinen Mundwinkel bogen sich im Spott. „Denn im Grunde verdanken Sie doch ihr allein die wachsende Berühmtheit und außerdem, wenn ich nicht falsch berichtet bin, die Einnahme von beiläufig einer Viertelmillion.“

„Ein Resultat, das zunächst gar nicht in meiner Absicht lag. Ich wollte mich nur befreien.“

Sie schüttelte den Kopf. „Es gibt Dinge, die man niederschreiben muß, um mit ihnen fertig zu werden“, sagte sie. „Aber man muß sie nicht unbedingt drucken lassen.“

„Ah — der berühmte Korpsgeist der Frauen!“ meinte Ludwig Rhoener mit einer verbindlichen Handbewegung.

„Sie irren sich“, widersprach Karin. „Als ich ‚Isebell‘ gelesen hatte — es war an einem Regentag in Newport — da dachte ich nicht an die Frauen, die Sie entkrönen wollten — ich dachte nur an Sie. Und in mir wachte die tiefe, tiefe Sehnsucht auf, die jede echte Frau in sich trägt: gutzumachen, was eine andere verbrochen hat. Ich wollte zu Ihnen gehen und Ihnen sagen: So sind wir nicht, wie du uns jetzt siehst! Du hast aus vergifteten Quellen getrunken — du bist krank, du fieberst, aber du wirst gesunden ... Ich kam nach Deutschland zurück, und ich sah Sie wieder auf dem Ball in der amerikanischen Botschaft ... Lieber Herr von Rhoener, für Weltschmerz in Lackschuhen habe ich gar kein Verständnis. Aber glauben Sie mir: es ist eine beschämende Tragikomödie, wenn man einem Menschen klares Wasser bieten will, und im selben Augenblick präsentiert ihm ein Lakai französischen Champagner.“

„Man kann sich berauschen und dennoch verdursten“, sagte der Mann.

„Weshalb verteidigen Sie sich, Herr von Rhoener — es klagt Sie niemand an. Wir sind immer selbst schuld, wenn wir enttäuscht werden. Warum überschätzen wir die Menschen so hartnäckig?“

„Sie sind sehr nachsichtig, meine Gnädigste. Aber da es durchaus nicht zu meinen Idealen gehört, von Ihnen überschätzt worden zu sein, so müssen Sie mir schon noch eine Frage beantworten. Wenn ‚Isebell‘ nach Ihrem gütigen Urteil kein schlechtes Buch ist, warum kränken Sie sich dann über seinen Erfolg?“

Sie zögerte mit der Antwort; ihre Blicke lagen fest ineinander.

„Weil es Erfolge gibt,“ sagte sie dann, „die uns innerlich zugrunde richten.“

Er schwieg. Dann stand er auf und wandte sich zum Gehen. Aber er ging nicht. Er blieb, an die Reling gelehnt, halb von ihr abgewendet, daß sie die harten Linien seines Profils wie einen Schattenriß gegen den

reinen Himmel sah. Und es war eine herzbeklemmende Stille.

„Das heißt zu deutsch," meinte er schließlich, „Sie geben die Zukunft Ludwig Rhoeners verloren, weil er sich auf den vergoldeten Lorbeeren seines Erstlings schlafen gelegt hat."

„Ich wäre ja so glücklich, wenn ich unrecht hätte", sagte sie leise. „Wenn Sie mir von einem neuen Werk erzählen könnten, das meinen Vorwurf entkräftet."

„Das weiß ich, Fräulein Sylander. Aber dieses Werk existiert nicht und wird niemals geschaffen werden."

„Niemals?"

„Nie ..."

„Und warum?" fragte sie tonlos.

Er lächelte ein wenig. „Das will ich Ihnen sagen, meine schöne Feindin. Weil Sie ein merkwürdig gescheites Mädchen sind und vollkommen recht haben. Es gibt Erfolge, an denen wir zugrunde gehen. Und es wäre sogar ein feines Problem für einen Dichter: Die Tragödie des Künstlers, der zuviel Glück hat — meinen Sie nicht auch? Ich weiß nicht mehr, wie der humorvolle alte Knabe hieß, der seine Lieblingsklaven aus besonderer Schikane in griechischem Wein ertränkte. Das Leben macht mitunter ähnliche Scherze. Sie haben es selbst gesehen, Fräulein Sylander, als Sie mir im Taumel der Feste und Huldigungen begegneten. Und Sie begreifen vielleicht, daß zwischen satten Tagen und trunkenen Nächten kein Kunstwerk entstehen kann."

„Ich habe es begriffen und bin gegangen", sagte Karin.

„Es war das Wundervollste, das Sie mir antun konnten," meinte Ludwig Rhoener, „denn als Sie nicht mehr da waren, fielen Sie mir auf. Ich fragte nach Ihnen; ich wollte wissen, wem diese unerbittlich reinen Augen gehörten, die mich mit soviel feindseliger Trauer angestaunt hatten. Man nannte mir Ihren Namen Karin Sylander. Und mit diesem Namen wachte eine feine, süße Melodie in mir auf — das Lied vom blühenden Kastanienbaum. Und die Erinnerung an einen Brief, den ich nach unserer Trennung in Martinas Schreibtisch gefunden. Ein wunderliches Dokument, dieser Brief. Es mag einer Braut nicht oft geschehen, daß ihr die Freundin schreibt: Ich liebe ihn mehr als du; ich liebe ihn, seit ich ihm begegnet bin. Er weiß nicht einmal meinen Namen, er hat mich niemals angesehen; und doch kenne ich jeden Schatten, der über seine Augen geht, und ich möchte dich all die zarten, tiefen Worte der Liebe lehren, die mit ihrer schmerzlichen Kraft auch die dunkelsten Schatten verklären. Aber ich fürchte, Martina, die siegreiche und die überwundene Liebe reden verschiedene Sprachen und können sich niemals verstehen .."

„Ich bat sie, den Brief zu vernichten", sagte Karin mit blassen Lippen.

„Sie hat es nicht getan — und ich glaube, das war die schönste ihrer Unterlassungsünden. Es ist ein merkwürdiges Gefühl für einen Mann, wenn er plötzlich vor der Erkenntnis einer Liebe steht, von der er nichts geahnt hat, die stolz und schweigsam an ihm vorbeigegangen ist, und von der er wohl fühlt, daß sie das Beste in seinem Leben bedeutet hätte. Dabei können Sie getrost tausend gegen eins wetten, daß die meisten Menschen auf das Beste ihres Daseins verzichten, weil sie ihm nicht gewachsen sind. So wäre es fast auch mir ergangen. Ich dachte manchmal an Sie in der flüchtigen Dankbarkeit, mit der Männer an Frauen denken, von denen sie sich geliebt wissen, und die ihnen gleichgültig sind. Nur starke Naturen suchen die Frau, die sie zum Höchsten verpflichtet; ich habe es nicht getan. Aber in der Stunde, da Sie zum zweitenmal schweigend von mir gingen, wuchs etwas in mir auf, das ich bis dahin nicht gekannt hatte: Sehnsucht ... Wissen Sie, was Sehnsucht ist?"

Sie neigte den Kopf, als ob sich eine schwere Hand auf ihren Scheitel legte. „Ja", antwortete sie mit geschlossenen Augen.

„Sie sind viel reicher als ich", bekannte Ludwig Rhoener. „Ich wußte es nicht. Und da war ein alter Gelehrter und Künstler zugleich, der mir sagte: Jedes erste Werk wird naiv geschaffen, es ist unbefangen und fröhlich. Das zweite ist sich schon seiner Verantwortlichkeit bewußt, es ringt sich ernster und mühsam zum Licht, und es kommt nie empor, wenn ihm nicht irgendeine Sehnsucht Flügel gibt — nach Größe, nach Reichtum, nach Wissen oder Schönheit. Jedes Blühen der Blume, jedes Reifen der Frucht ist Sehnsucht, die sich vollenden will.

„Er hatte recht, der alte Mann. Aber es gab keine Seligkeit, nach der ich mich hätte sehnen müssen. Alle Wonnen von Macht und Glück lagen mir zu Füßen. Es gab für mich nichts Fremdes als einen unerfüllten Wunsch oder eine versagte Bitte. Ich habe nie den Hunger, nie den Durst gekannt, nicht des Leibes noch der Seele; ich wußte nicht, was das heißt, in wahnsinniger Sehnsucht die Hände auszustrecken nach einem unerreichbaren Glück. Bis zu dem Augenblick, da ich Ihnen begegnet war und Sie nicht wiederfand."

Karin Sylander faltete die Hände im Schoß; sie schwieg.

„Soll ich Ihnen erzählen, wie es mir nun erging?" fragte er lächelnd. „Mir war, als hätte ich zum erstenmal einen Menschen gesehen und wüßte plötzlich, daß all die andern Kreaturen nur Tiere, Masken oder Schatten waren, und daß ich selber ihresgleichen werden mußte, wenn ich nur eine Stunde länger unter ihnen blieb. Ich lief ihnen davon in die Einsamkeit, um mit dem jungen Wunder meiner Seele allein zu bleiben. Verhext war ich — war wie trunken von dem Glück meiner Lebensfreiheit. Wie ein verschütteter Quell neu aufspringt, so sprang die Schaffensfreude neu in mir auf; und als das erste, kleine, zarte Gedicht fertig vor mir lag, bin ich die halbe Nacht durch strömenden Regen gelaufen und habe in den Sturm hinein mit Ihnen gesprochen — und Ihnen gedankt, daß Sie mir davongelaufen waren."

„Sie hätten mir nicht folgen dürfen", sagte Karin Sylander, ohne aufzublicken.

„Selbstverständlich nicht, wenn es mir Ernst war mit meinem Dichterberuf. Meinen Sie nicht, daß ich es mir tausendmal vorgehalten habe, wenn mich die Sehnsucht nach Ihnen packte und ich sie niederrang und doch nur in ihr lebte und Neues schaffte? Und schließlich habe ich Philosophie und Vernunft zum Teufel gejagt bei dem Gedanken: Während du deine Dichterträume aus Glut und Sehnsucht in die Wolken spinnst, läuft dir das Glück deines Lebens mit allen Mitteln moderner Technik auf und davon — und da bin ich nun, Fräulein Sylander! Nein, nein, bleiben Sie nur ruhig da! Wenn ein Mann einer Frau quer durch Europa nachreist, um ihr zu sagen, daß er sie liebt, dann kann er wohl verlangen, daß sie ihn wenigstens anhört. Und ich weiß, Karin, daß Sie mich lieben ..."

Karin Sylander hatte sich erhoben; sie standen sich



gegenüber. Sie war fast so hochgewachsen wie der Mann, und sie maßen sich schweigend mit den Augen.

„Ja," sagte sie endlich mit ihrer klaren und seltsam unbewegten Stimme, „ja, ich liebe dich ... aber in der Stunde, da ich es dir verschwieg, habe ich dir mehr gegeben als nun mit diesem Bekenntnis. Nun ist es, als hätte ich dir den Weg zum Gipfel gezeigt und hielte dich fest im Tal. Und ich weiß, so wirst auch du es einmal empfinden."

„Vielleicht, Karin", sagte der Mann. „Aber ich weiß auch, daß ich viel lieber mich selbst zum zweitenmal verlieren werde als dich ..."

Sie sah ihn an, und er dachte unwillkürlich, daß ihn noch niemals soviel Kraft und Freudigkeit aus Menschenaugen angesehen, in denen die Tränen standen.

„Laß mir noch etwas Zeit", sagte sie.

Er nahm ihre Hände und zog sie an die Lippen. Sie aber neigte den Kopf ein wenig und bot ihm den Mund und erwiderte seinen Kuß mit einem sanften Ernst, der ihn ergriff.

„Auf morgen?" fragte er behutsam.

Und sie nickte. „Auf morgen!"

Am andern Morgen aber war sie gegangen.

Er wartete auf sie, seit die Sonne heraufgekommen war; sie kam nicht. Der Steward, den er nach ihr fragte, sah ihn an, als ob er eine fremde Sprache redete.

„Die Dame ist gestern abend in Antiope von Bord gegangen", sagte er.

Ludwig Rhoener verstand nicht gleich. Antiope, das war ja längst unter dem dunstigen Horizont versunken — was ging das ihn und Karin Sylander an?

„Wann kommen wir dorthin zurück?" erkundigte er sich und wußte kaum, was er sagte.

„Vor der nächsten Ausreise überhaupt nicht", antwortete der Mann etwas bedrückt. Unter diesem Breitengrad pflegten nach seinen Erfahrungen Sonnenstiche sonst nicht vorzukommen.

Ludwig Rhoener fragte nicht weiter.

„So", sagte er und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „So, so ..."

Er glaubte zu träumen. Aufmerksam sah er sich um. Das Meer, das Schiff, die Menschen, alles wie sonst. Nur Karin Sylander fehlte.

„Allmächtiger!" sagte der Erste Offizier, der ihm begegnete. „Sie wollen doch nicht etwa der Wissenschaft halber bei tischglatter See seetoll werden?"

„Nein", erwiderte Ludwig Rhoener. „Nein, das ist es nicht. Ich werde etwas Chinin nehmen. Nur für alle Fälle ..."

Als er in seine Kabine trat, lag ein Brief auf dem Tisch. Er riß ihn auf, er las:

„Weil ich Dich liebe, habe ich Dich verlassen. Ich will Dir das Höchste schenken, was Liebe zu schenken vermag: Dich selbst. Suche mich nicht, folge mir nicht, Du würdest mich nicht finden; aber schaffe — schaffe mit aller Kraft und Glut Deiner Sehnsucht ein neues, ein echtes Kunstwerk — rufe mich mit Deinem neuen Werk — dann werde ich kommen. Karin."

Ludwig Rhoener starrte auf die wenigen Zeilen nieder und las darin, als wären sie ein tausendblättriges Buch.

Und dann holte er tief, tief Atem und warf den Kopf in den Nacken und reckte die Arme.

„Ich werde dich rufen, Karin!" sagte er laut und mit einem jubelnden Kraftbewußtsein. „Ich werde dich rufen ..."

Kochkunst an Bord.

Von Wera von Huhn. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Wenn die Reize einer Seereise gepriesen werden und sie in leuchtenden Farben ausgeschmückt wird, wie anregend, unterhaltend und erfrischend eine solche sei, so gipfelt dies Lob gewöhnlich in den Worten: „Aber vor allen Dingen: Essen werden Sie an Bord, essen, wie Sie noch nie in Ihrem Leben gegessen haben."

Und dann folgt eine genaue Beschreibung der vielen und abwechslungsreichen Mahlzeiten, die ein jeder Bordtag mit sich bringt, anfangend mit dem Kaffee und den knusprigen Brötchen, die schon von morgens 6 Uhr an auf den Frühaufsteher warten, bis zu den leckeren Sandwiches, mit denen der Tag seinen Abschluß findet. Und mit wie hochgespannten Erwartungen in dieser Hinsicht man auch an Bord kommen mag, sie werden gewöhnlich von der Wirklichkeit noch übertroffen. Die Mahlzeiten bilden den Höhepunkt der Bordtage und werden zu ihrem Ereignis. So nett eine Seereise ist, kann man ihr bei längeren Fahrten, da äußere Begebenheiten nicht die Zeit vertreiben helfen, eine gewisse Eintönigkeit nicht absprechen. Abgesehen von den Tagen, wo das Schiff in irgendeinem Hafen anlegt, spielt sich ein Tag ab wie der andere. Das haben die großen Schiffahrtsgesellschaften wohl bedacht und ihre ganze Mühe darauf verwendet, ihre Passagiere wenigstens einige Stunden des Tages angenehm zu beschäftigen, indem sie ihnen gut ausgewählte, hübsch angerichtete und vortreffliche Mahlzeiten servieren lassen.

Das Bild eines Speisesaals auf einem großen Schnelldampfer unterscheidet sich in nichts von dem, das die größten und elegantesten Hotels des Festlandes bieten. Silber und Kristall funkeln auf den Tischen, Blumenduft durchzieht den lichterstrahlenden Raum, die Musik spielt ernste und heitere Weisen, um die Tische sammelt sich eine erwartungsfrohe Menge, Herren und Damen in eleganter Toilette, und das Heer der Stewards eilt schüsseltragend herbei.

Der Reisende aber, der sich behaglich niederläßt und prüfenden Blickes das lange Menü überfliegt, um sich bereits im Geist auf die seiner wartenden Genüsse vorzubereiten, findet es ganz natürlich, daß ihm mitten auf dem Atlantischen Ozean oder im Roten Meer die leckersten Gerichte vorgesetzt werden, und denkt nicht weiter darüber nach, welch Aufwand an rastloser Arbeit dazu gehört, dies „Tischlein deck dich" jeden Tag von neuem erstehen zu lassen.

Den Kochkünstlern der großen Hotels stehen große, helle Räume und alles, was sie sonst zum Gelingen ihrer Künste nötig haben, zur Verfügung. Und wenn ihnen irgend etwas fehlt, so brauchen sie nur jemand ans Telephon zu schicken, schlimmstenfalls ein Tele-



gramm aufzusetzen, und das Fehlende ist bald zur Stelle. So gut haben es die Köche an Bord freilich nicht. Sie müssen vor allem die große Kunst lernen, im kleinen Raum und oft auf schaukelndem Tisch zu hantieren. Um ihnen ihr ohnehin beschwerliches Handwerk noch mehr zu erschweren, hat sich speziell auf den großen Schnelldampfern die Sitte eingebürgert, nicht mehr feste Menüs zu servieren. Um den Launen und Wünschen des einzelnen



In der Anrichte.

besser gerecht werden zu können, steht ein sehr reichhaltiges Menü zur Verfügung, aus dem sich jeder auswählen kann, wonach ihm gerade der Sinn steht. Wenn man nun bedenkt, daß beispielsweise der George Washington, der größte Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd, allein fast 800 Kajütpassagiere 1. Klasse beherbergt, von denen jeder, schlecht gerechnet, sich bei

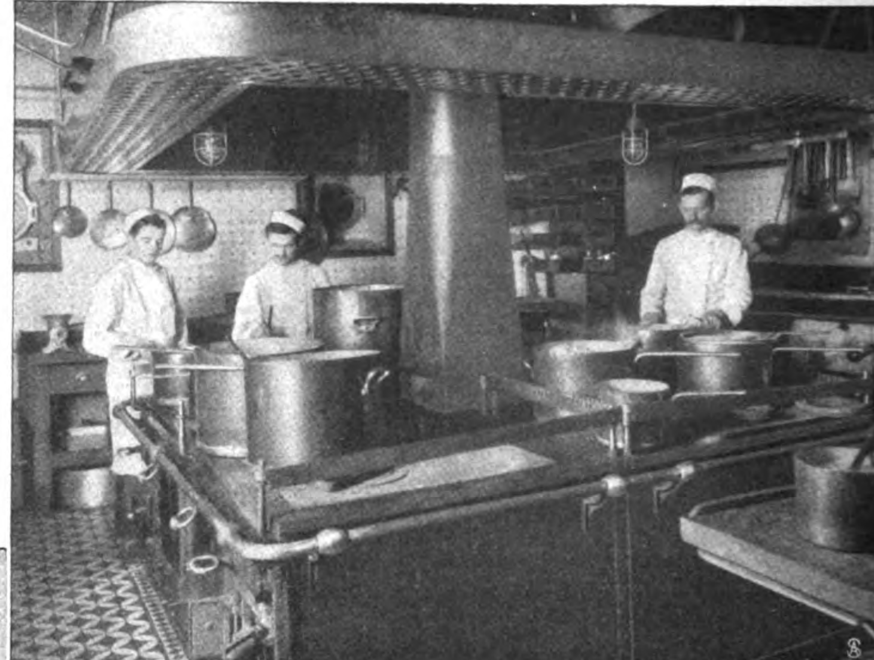


Ein Oberkoch des Norddeutschen Lloyd.



Die Stewards servieren im Speisesaal.

jeder Mahlzeit nur drei Speisen bestellt, so bedeutet das die Fertigstellung von 2400 Platten innerhalb einer Stunde. Das ist eine Anforderung, die nur in den größten Speisehäusern der Städte ebenfalls gestellt wird, wo die Bedingungen zu ihrer Erfüllung weitaus leichtere sind. Die Speisestunde ist zwar nicht für alle Mahlzeiten genau vorgeschrieben; aber die meisten Menschen verspüren um die gleiche Zeit Hunger, und wer erst den lieben Freund und Nachbar zu Tisch gehen sieht, folgt schon aus Brotneid schleunigst nach. — Die Dampfer haben aber bekanntlich außer der ersten noch die zweite, die dritte Klasse und das Zwischendeck, die Offiziere haben ihre eigene Messe, und schließlich kommt auch noch das Essen für die vielköpfige Mannschaft hinzu. Es gehört ein nicht geringes Dispositionstalent dazu, **ein Schiff mit allem, was es für** eine lange Reise kulinarisch braucht, auszurüsten. In früheren Jahren pflegte man lebendes Fleisch mitzunehmen, und zu den ständigen Passagieren der Schiffe gehörte eine Anzahl Vierfüßler: Ochsen, Kälber und Schweine. Auch das Geflügel: die Gänse, Hühner und Enten, wurde lebend mitgenommen, und im übrigen half man sich recht und schlecht, wenn der Vorrat an lebendem Inventar ausgegangen, mit getrocknetem Salzfleisch, mit Schiffzwieback und andern unerfreulichen Dingen. Seit durch Einführung der großen Kühlräume die Technik



Blick in die Küche.



Bedienung
der Seekranken.



Aufgenommen auf dem Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm II“ des Norddeutschen Lloyd, Bremen.

Das kalte Büfett.



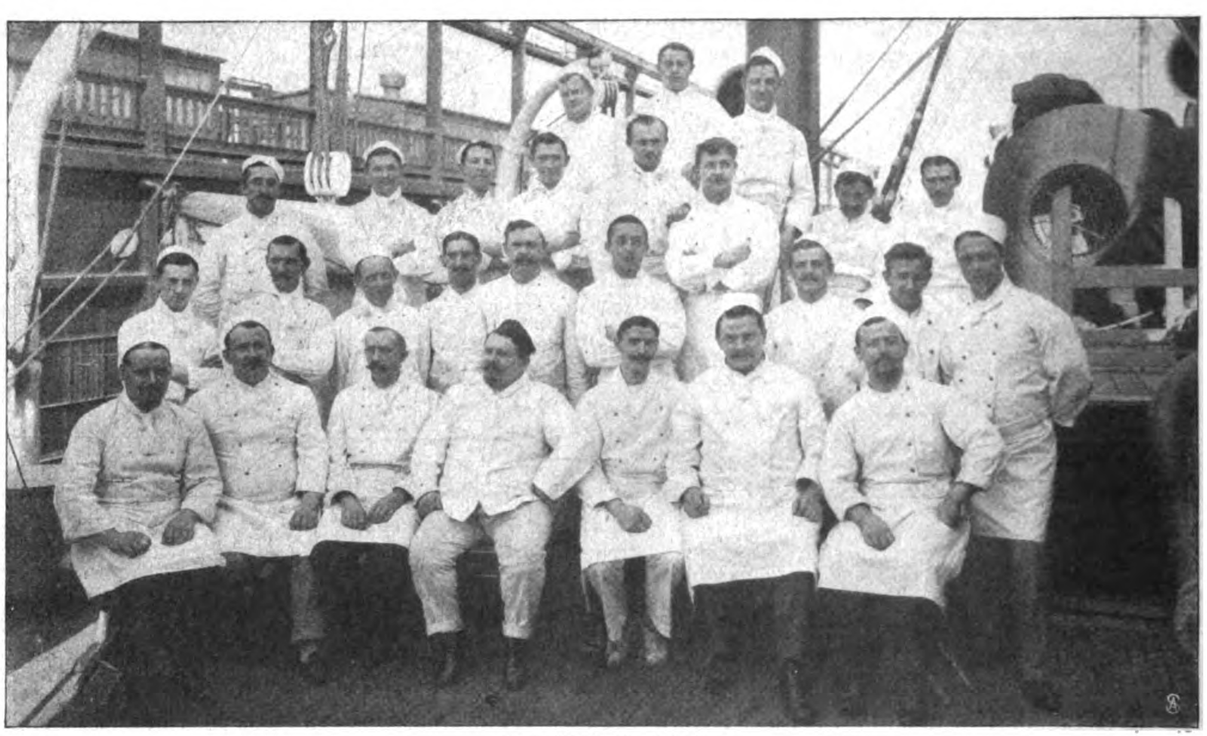
Bei den Kuchenbäckern.



Blick in die Eiskammer.

der Konservierung ungeahnte Fortschritte gemacht hat, spart man sich die Mühe des Schlachtens an Bord. In den riesigen Kühlräumen der Dampfer hängen unabsehbare Mengen von geschlachteten Kälbern, Rindern und Hammeln, hängen Puten und steirische Hühner, Gänse, Fasanen, Haselhühner, kurz von alledem, was auf der Erde kreucht und fleucht, und was der menschliche Organismus zu seiner Ernährung, was der menschliche Gaumen zu seinem Vergnügen braucht. Dann kommen die Räume, die bis oben hinauf voll Konservenbüchsen stehen, wo man alle Gemüse, alle eingekochten Früchte, die es nur gibt, findet. Vorratsräume, wo in ungeheuren Säcken Mehl und Hülsenfrüchte aufgehoben werden, die Räume, aus denen der Kaffeekoch seinen Bedarf an Kaffee, Kakao und Tee nimmt. stehen und überrascht immer wieder durch neue Torten, Speisen und Süßigkeiten. Und die Riesentabletten mit Kuchen und Zwieback, die nachmittags zur Teestunde herbeigeschleppt werden, leeren sich stets mit unheimlicher Geschwindigkeit.

Die Sparsamkeit in Ehren, aber ohne gute Zutaten kann keine gute Mahlzeit entstehen. Diese Weisheit haben die großen Schiffahrtsgesellschaften von jeher beherzigt, und es wird bei ihnen nur mit bestem Material gearbeitet. Erstklassiges Fleisch, erstklassige Konserven, vorzügliche Butter, gute Milch, Eier, kurz alles ist stets vom Besten und macht die Schmackhaftigkeit der Speisen begreiflich. Beim Lunch, das gewöhnlich um 1 Uhr eingenommen wird, figuriert neben allen Delikatessen der Saison stets ein einfaches, derbes Gericht auf der Liste: Rindfleisch mit Bouillonkartoffeln, Schweinefleisch mit Backobst und Klößen, Labskaus, und es ist bezeichnend, daß gerade diese Gerichte am meisten verlangt und gewürdigt werden. Kaviar, Hummerpasteten, getrüffelte Rebhühnerbrüstchen, das ist alles ganz gut, aber die meisten suchen sich zuerst das einfache Gericht heraus und sprechen ihm mit intensivem Behagen zu. Gewöhnlich sind dies solche Passagiere, die von Haus an sehr gutes Leben gewöhnt sind, während jene, die sich daheim mit Hausmannskost begnügen müssen, indigniert die Nase rümpfen, daß man es wagt, ihnen so ordinäre Sachen überhaupt nur anzubieten.



Das Küchenpersonal.

Dies alles vorzubereiten, dazu bedarf es sehr gründlicher Ueberlegung, einer genauen Kenntnis des Materials, eines sicheren Ueberblicks, wie weit man mit den Vorräten kommen wird. Hat ein Schiff erst einmal europäischen Boden verlassen, nimmt es keine neuen Vorräte mehr ein, mit Ausnahme der frischen Seefische, die man immer gern von neuem in den Häfen kauft, um den Passagieren das Vergnügen zu machen, neue Fischarten kennen zu lernen. Auch in einigen Häfen wird in kleineren Mengen frisches Gemüse und Obst, je nach der Jahreszeit, an Bord genommen. Doch das sind nur kleine Extrascherze, mit denen bei der Ausrüstung kaum gerechnet wird. — Auch eine eigene Bäckerei pflegt jedes größere Schiff zu haben. Ebensooft wie in der Großstadt bekommt man an Bord frisches Gebäck, und wer sich die Mühe nicht verdrießen läßt, gegen 6 Uhr aufzustehen, wird durch die warmen, duftenden, frisch aus dem Ofen kommenden Brötchen bestens belohnt. Auch der Konditor pflegt seine Kunst meist ganz vorzüglich zu ver-

Eine Meisterleistung stellt auch das kalte Büfett mit seiner Auswahl an pikanten Salaten, Mayonnaisen, Aspiks und Pasteten dar, das täglich vor dem Lunch aufgebaut wird. Der weiß gekleidete Koch, der daneben steht und diskret den erwartungsfroh sich drängenden Passagieren Ratschläge bezüglich der zu erwählenden Gerichte gibt, sieht wenigstens durch den Eifer, mit

dem seinem Werk zugesprochen wird, sich in etwas für seine Mühen belohnt. Denn sonst spielt sich naturgemäß die Tätigkeit des Küchenchefs und seines Stabes hinter den Kulissen ab. Die Anerkennung, die bei der Tafel geäußert wird, dringt nicht bis zu ihm, und er verspürt wenig vom Erfolg seiner Tätigkeit.

Die Rekrutierung und Ausbildung der Schiffsköche ist ein eigenes Kapitel. Eingestellt werden nur solche Köche, die bereits in ihrer Kunst Erfahrungen gesammelt haben und diese dann in jahrelanger Uebung nach der besonderen Schiffstätigkeit zu ergänzen haben. Vom zweiten Koch avancieren sie allmählich zum ersten und dann zum Oberkoch. Bis zu einem gewissen Grad erhalten sie auch eine seemännische Ausbildung, d. h., sie müssen in erster Linie unbedingt seefest sein und auch eine gewisse Uebung im Rudern und dergleichen besitzen.

Bilder aus aller Welt.

Der bekannte juristische Schriftsteller Landgerichtspräsident a. D. Ernst Barre in Bielefeld beging seinen 70. Geburtstag.

Die Opernsoubrette des Stadttheaters in Lübeck, Tilly Jan en, wurde nach erfolgreichem Gastspiel an das Stadttheater in Hamburg engagiert.

Eine vielversprechende Künstlerin ist die Konzertsängerin Fr. Werner-Jensen. Sie gab vor kurzem einen erfolgreichen Liederabend in Berlin.

Der dem Königlichen Theater in Hannover seit 38 Jahren angehörende beliebte Komiker Heinrich Steinecke beging das 50jährige Bühnenjubiläum.



Landgerichtspräs. E. Barre,
Bielefeld, bekannter jurist. Schriftsteller, wurde 70 Jahre.



Tilly Jansen,
Lübeck, wurde als Opernsoubrette an das Stadttheater in Hamburg engagiert.



Phot. Steffens.

Paula Werner-Jensen,
Konzertsängerin, gab einen erfolgreichen Liederabend in Berlin.



Photot. Meyer.

Heinrich Steinecke,
Hannover, beging sein 50jährig. Bühnenjubiläum.

Im Stuttgarter Bahnhof ist jetzt wie bereits in Elberfeld, Bochum, Duisburg und Leipzig ein automatischer Restaurationsbetrieb eingerichtet worden. Derselbe bewährt sich bei dem auf Bahnhöfen selbstverständlichen Schnellverkehr und der Bedienungserschwerung ausgezeichnet.

Der bekannte Kunstgelehrte Geh. Hofrat Dr. A. Philippi, der Direktor der Gehr-Stiftung in Dresden, vollendete vor kurzem sein 70. Lebensjahr.

Im dritten Hausegger-Konzert des Blüthner-Orchesters

Im Lyceum-Club in Berlin wurde vor kurzem in einem Konzert die Komposition einer jungen Pariser Tonkünstlerin Nadia Boulanger unter großem Beifall zu Gehör gebracht.

Einer der ältesten Berliner Anwälte, Justizrat Heinrich Winterfeld, beging seinen 70. Geburtstag in bester Gesundheit.



Automatischer Restaurationsbetrieb auf dem Bahnhof in Stuttgart.



Photo-Electra.
Nadia Boulanger,
Paris,
erfolgreiche Komponistin.



Else Winterfeld.
Heinrich Winterfeld,
bekannter Berliner Anwalt,
wurde 70 Jahre.



Hofphot. Hahn Nachf.
Adolf Philippi,
Dresden, bekannter Kunstgelehrter,
wurde 70 Jahre.



Hofphot. Weber.
Franz Nachbaur,
Meiningen, wurde zum Hoftheaterregisseur ernannt.



Phot. E. Gaiduff.
Alice Ripper,
bekannte Pianistin,
spielte in Berlin.



Phot. Löhrich.
Die neue Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kunsthalle in Wilhelmshaven.

in Berlin spielte die bekannte Pianistin Alice Ripper in hervorragender Weise ein Konzert des norwegischen Komponisten Halfdan Cleve.

Der Meininger Hofschauspieler Franz Nachbaur ist zum Hoftheaterregisseur ernannt worden und dürfte als Nachfolger Grubes in Aussicht genommen sein.

In Wilhelmshaven wird demnächst die Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Kunsthalle feierlich eingeweiht werden.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 6. Berlin, den 8. Februar 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 6.



Die sieben Tage der Woche.

30. Januar.

Der Reichstag nimmt mit 213 gegen 97 Stimmen bei 43 Stimmenenthaltungen einen Antrag an, in dem erklärt wird, daß die Zulassung der Enteignung polnischer Gutsbesitzer durch den Reichskanzler nicht der Auffassung des Reichstags entspricht.

Das Reichsgericht verurteilt den Kaufmann Ewald wegen Spionage zugunsten Englands zu sieben Jahren Zuchthaus.

Der türkische Großwesir Mahmud Schewket-Pascha überreicht dem Doyen des diplomatischen Korps in Konstantinopel die Antwort der Pforte auf die Note der Großmächte. Danach besteht die Türkei darauf, die Teile von Adrianopel zu behalten, in denen die heiligen Plätze der Mohammedaner liegen, ist aber bereit, die Befestigungen zu schleifen.

Die Staaten des Balkanbundes kündigen im Verfolg des Abbruchs der Londoner Friedenskonferenz den Waffenstillstand mit viertägiger Frist.

31. Januar.

In großen Teilen Deutschlands verursachen starke Schneestürme mannigfache Verkehrstörungen und Schäden.

Das englische Oberhaus lehnt die Homerulebill für Irland mit 329 gegen 69 Stimmen ab.

Die französische Kammer erteilt dem Ministerium Briand nach Erörterung der Wiedereinstellung des Oberstleutnants du Paty de Cham in die Armee ein Vertrauensvotum.

In Neuyork stirbt, 78 Jahre alt, der Senior der deutsch-amerikanischen Schriftsteller Udo Brachvogel (Portr. S. 222).

1. Februar.

Der Reichstag nimmt das Gesetz betreffend vorübergehende Zollerleichterung bei der Fleischeinfuhr endgültig an.

In Charlottenburg stirbt, 75 Jahre alt, der frühere deutsche Botschafter in Washington Dr. Theodor von Holleben (Portr. 222).

Die serbischen und griechischen Friedensdelegierten verlassen London.

Der amerikanische Senat nimmt ein Gesetz an, das die Erlaubnis zur Einwanderung in die Vereinigten Staaten von einem Mindestmaß an Schulbildung abhängig macht.

2. Februar.

Aus Sofia wird gemeldet, daß im Bezirk Seres auf Veranlassung der bulgarischen Regierung über zweihundert bulgarische Komitatschis wegen Teilnahme an Plünderungen und Metzeleien während des Krieges verhaftet worden sind.

3. Februar.

Kaiser Franz Josef sendet den Prinzen Gottfried zu Hohenlohe mit einem Handschreiben an den Zaren nach Petersburg.

Ueber London wird gemeldet, Bulgarien habe sich bereit erklärt, einen Vorschlag der Großmächte anzunehmen, daß in Adrianopel ein Vertreter des Kalifen nach der Uebergabe der Stadt an die Verbündeten residieren solle.

Die Bulgaren nehmen die Beschießung von Adrianopel wieder auf.

4. Februar.

In Wien stirbt der Kardinal Fürsterzbischof Dr. Nagl.

Die Bulgaren eröffnen morgens um 5 Uhr erneut das abends eingestellte Feuer auf Adrianopel; es wird gemeldet, daß die Stadt in Flammen steht.

Der spanische Botschafter in Paris Caballero, dessen Name mit einem spanisch-französischen Bankschwindel in Verbindung gebracht wurde, tritt von seinem Posten zurück.

5. Februar.

Der Kaiser trifft zum Beginn der Erinnerungsfeiern an die Befreiungskriege in Königsberg ein.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Feindseligkeiten auch auf der Halbinsel Gallipoli wieder begonnen haben.

Erziehung zum politischen Urteil.

Von Dr. W. Rein, Professor an der Universität Jena.

In der Reichstagssitzung vom 9. Oktober 1878 ließ Fürst Bismarck die Äußerung fallen: „Die Fähigkeit des Lesens ist bei uns viel verbreiteter als in Frankreich und England; die Fähigkeit des praktischen Urteils über das Gelesene vielleicht minder verbreitet als in den beiden Ländern.“ Diese Wahrheit dürfen wir wohl dahin verallgemeinern: Nicht nur die Fähigkeit des praktischen Urteils über Gelesenes mangelt vielfach, sondern vor allem über Geschehnisse des täglichen Lebens und über politische Vorgänge im besonderen.

Dies hängt damit zusammen, daß wir, politisch betrachtet, noch ein junges Volk sind. Um den Fehlern der Jugend zu entgehen, tritt deshalb die Forderung auf, das politische Urteil zu bilden, nachdem mit der Wiederaufrichtung des Reiches der politische Sinn eine große Stärkung erfahren hat. An der Erziehung zum politischen Urteil arbeiten vor allem die politischen Parteien und die Presse. So willkommen dieser Einfluß ist, so darf er doch nicht der herrschende sein, weil er mit gewissen Einseitigkeiten verbunden ist, die die Selbständigkeit des Urteils bedrohen. Aber nur diese Selbständigkeit hat wahren Wert, weil sie die aufrechte, persönliche Haltung des einzelnen begründet.

Diese Selbständigkeit kann nur durch eigene Arbeit erworben werden, und zwar durch Vertiefung in die Schicksale unseres Volkstums. Wem die Kenntnis der nationalen Geschichte fehlt, der ist schutzlos den partikula-

ristischen, den konfessionellen und den parteipolitischen Einflüssen preisgegeben, die ihn von allen Seiten her bestürmen. Leicht fällt er auch den Utopien anheim, die, aus dem abstrakten Begriff der Menschheit gebildet, Urteilslose nur zu leicht gefangennehmen. Wie anders der, der die Mühe nicht scheut, dem wunderbaren Aufstieg unseres Volkes aufmerksam nachzusinnen. Ist es überhaupt nicht wie ein lebendiges Wunder, daß es heute inmitten der Menschenwelt ein deutsches Volk gibt? Mit welchen politischen und geistigen Schwierigkeiten hatte unser Volk zu kämpfen, ehe es zur machtvollen Einheit sich zusammenballte! Durch Vertiefung in die Geschichte wird in bester Weise das politische Urteil gebildet. Denn die Geschichte ist die Lehrerin der Menschheit. Wer Geschichte machen will, muß zuvor Geschichte lernen, wie es unser großer Kanzler getan hat. Wer Geschichte lernt, bildet sein politisches Urteil. Es gibt keinen anderen Weg. Auf diesem Gang wird das Urteil nicht nur sicher und fest, es wird auch frei. Frei von den Engherzigkeiten der Parteiauffassungen, frei von partikularistischen Stammesüberlieferungen, von konfessionellen Gegensätzen, von utopistischen Träumereien. In allem liegt die Gefahr vor, daß das Urteil in die Enge gezogen, daß der Blick getrübt und von den großen Zusammenhängen weggelenkt wird, in denen sich unsere Volksentwicklung vollzieht. Diese beruht auf keiner von vornherein feststehenden Notwendigkeit, sondern ist eine Aufgabe, an der unser Wille mitwirkt. Daß er es in rechter Weise zu tun vermöge, dazu muß das rechte Urteil kommen und sowohl Ziele wie Wege weisen. Das rechte Urteil entspringt aber nur aus dem Wissen. Wer die Zukunft bestimmen will, muß die Gegenwart kennen; kein Verständnis der Gegenwart aber ohne Kenntnis der Vergangenheit. Man muß die Wege verfolgen, die von dem Früher her in das Jetzt einmünden; dann wird man auch Wegweiser aufstellen können, die nicht rückwärts in die Irre führen, sondern aufwärts einer besseren Zukunft entgegen.

Wir Menschen sind nicht nur erkennende, sondern vor allem auch wollende Wesen. Was wir aber wollen, hängt von Werturteilen ab. Welche sind die bestimmenden? Das ist ein schweres und tiefgreifendes Problem, bei dessen Verfolgung alsbald die Frage auftaucht, ob die politischen oder die moralischen Urteile maßgebend sein sollen.

Um diese Frage zu beantworten, bedarf es zunächst der Erinnerung, daß wir eine innere und eine äußere Politik unterscheiden. Die innere Politik bezieht sich auf die Verhältnisse, in denen der Staat zu seinen eigenen Angehörigen steht, während die äußere Politik die Beziehung des Staates zu anderen Staaten und seine Stellung im Völkerleben behandelt. Den Gegenstand der inneren Politik bildet die Verfassung und die organische Einrichtung des Staatswesens, die Vorbereitung der Gesetze, die Staatsverwaltung, in der neben dem Finanzwesen vor allem die Fürsorge für die Kulturverhältnisse des Volkes eine Rolle spielt.

In allen diesen Dingen ist das politische Urteil dem ethischen eingeordnet. Denn wenn man das Staatsleben unter dem Blickpunkt einer erweiterten Familie faßt, so kann das Handeln, das in dem größeren Kreis angewendet wird, keiner anderen Beurteilung unterliegen als das, was innerhalb der engeren Familienverbände erfolgt. Hier sollen nicht die Maximen der Klugheit, sondern die Prinzipien der Moralität bestimmend sein. Denn die alte Auffassung des Rechtsstaates ist durch die Idee des Kulturstaates überwunden, so wie die Phase der Zivilisation im Leben der Völker durch den Kulturstand überholt wird, d. h. durch die Periode, in der es zum allgemeinen Bewußtsein gekommen ist, daß das Leben des Volkes durch Ideen bestimmt werden muß, wenn es, dem Zufall entrissen, höheren Entwicklungsstufen zustreben soll. Diese Ideen sind das höchste Gut. Sie sind Musterbilder, die der Weltgeschichte entnommen, in ihrer abstrakten Höhe zeitlos geworden, nunmehr die Maßstäbe dafür abgeben, wie das Leben der Gemeinschaft und des einzelnen eingerichtet werden muß, wenn es ein Abbild der Ideen sein soll. Die praktische Philosophie ist die Verwalterin dieses Gutes, das in dem Gewissen jedes einzelnen vorhanden, durch sie zu größerer Klarheit und zu bestimmter Ordnung erhoben wird. Die Einführung in dieses ethische System bedeutet Erziehung zum politischen Urteil, das drei Stadien durchläuft: von der Unterwerfung unter eine äußere Autorität aus wendet sich der Aufstieg zur Legalität und sodann zur inneren Freiheit, die wir mit dem Ausdruck Moralität bezeichnen. Hier sind Egoismus und Gemeinsinn in das rechte Verhältnis gesetzt. Der Egoismus des einzelnen, der nur an sein privates Vorwärtskommen denkt, hat der Erkenntnis Platz gemacht, daß ein konsequent durchgeführter Einzelegoismus alle Zukunft des nationalen Gemeinschaftslebens in Frage stellt, daß soziale Instinkte und Hingabe an das Gemeinwohl notwendige Bestandteile der nationalen Entwicklung sind. Die praktische Philosophie nimmt eine Grenzregulierung von Egoismus und Altruismus vor und ist damit in der Lage, dem politischen Urteil große, maßgebende Richtlinien vorzuzeichnen. Aber ihre Kraft bewährt sie nur in der inneren Politik, da hier Familien- und Volksgenossen in den einen Begriff der ethischen Gemeinschaft zusammenfließen.

Eine ungeheure Schwierigkeit türmt sich alsbald vor uns auf, sobald wir, über die politischen Grenzen hinwegschauend, unsern Blick auf das Treiben der Völker richten und in das Gebiet der hohen Politik eintreten.

Hier stehen wir alsbald vor einem schroffen Dualismus, vor einem Gegensatz der Ansichten, der unüberbrückbar erscheint. Hier treffen Politik und Ethik, die in der inneren Politik einen innigen Bund geschlossen haben, scharf aufeinander. Im nationalen Zusammenleben gelten die ethischen Grundsätze, deren Erhaltungskraft das gesellschaftliche Zusammenarbeiten sichert. Aber im Völkerverkehr, im Wettkampf der Nationen, sollen sie aufgehoben sein. Politik heißt Streben nach Macht. Machtfragen können durch die Ethik nicht gelöst, allenfalls nur verdorben werden. Denn in der Politik gilt das Recht des Stärkeren; Recht und Gerechtigkeit müssen dagegen zurücktreten. Ethik geht auf Überwindung des Egoismus, Politik auf Kräftigung des Volksegoismus. Als Glied der Familie, als Bürger, als Beamter, als Freund unterwirft der einzelne Gesinnung und Tun moralischen Grundsätzen. Aber wenn seine Gedanken, seine Hoffnungen, seine Wünsche dem größeren Deutschland sich zuwenden, dann verschwinden die sittlichen Mächte im Hintergrund des Bewußtseins, und andere Gesichtspunkte nehmen den Vordergrund ein: Forderungen des Machtzuwachses, der Rücksichtslosigkeit, der Durchsetzung nationalen Machtbereichs.

Dafür tritt der Politiker ein. Er geht von dem Standpunkt aus, daß in dem Wettkampf und in dem Interessenwettstreit der Völker alles auf die Sicherung des eigenen Staates ankomme. Seine Erhaltung ist der höchste sittliche Zweck. Ihm müssen die Ansprüche der

Privatmoral geopfert werden. Als Politiker sei der Staatsmann verpflichtet, manches zu tun, was er als Privatmann nicht tun dürfe. Der Staat folge dem Selbsterhaltungstrieb und dem Streben nach Vermehrung und Ausbreitung seiner Macht. Er verfolge seine Interessen, so gut er nur kann, die Schwächen und Blößen des Gegners benutzend und für sich ausbeutend. Die Maximen der Klugheit sind für ihn die bestimmenden. Sie sind für das Völkerleben maßgebend. Allenfalls können ethische Rücksichten die Form des Kampfes beeinflussen und mildern. Weiter reicht ihre Macht nicht. Denn wenn die Aufgabe des Staates Selbstbehauptung ist, so ist damit Selbstverleugnung nicht vereinbar. Der einzelne kann sein Ideal im Nachgeben, im sozialen Frieden, in der leidenden Tugend sehen, aber der Staat würde dabei schlecht bestehen. Er braucht handelnde, rücksichtslose Kraft. Denn mit dem Staat kommt der Kampf. Im Kampf aber entscheidet der Erfolg, nicht die Gesinnung.

So stehen sich Erfolgspolitik und Gesinnungsethik schroff gegenüber. Was hat letztere zu sagen? Sie wirft eine Vorfrage auf. Gelten die sittlichen Gesetze ausnahmslos, oder sind Ausnahmen gestattet? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: die sittlichen Gesetze erstrecken sich ausnahmslos auf das Gesamtgebiet menschlichen Handelns. Es wäre absurd, das politische Handeln, ein Teilgebiet, davon auszunehmen. Der Staat ist ein sittliches Gut, aber nicht das höchste. Es gibt sittliche Güter, die nicht geopfert werden dürfen, Recht und Gerechtigkeit, Treue und Wahrhaftigkeit, wenn man nicht Einbuße an sittlicher Kraft erleiden will. Die Sympathie wächst zunächst in der Gemeinschaft der Familie; von da geht sie über auf den Stamm, auf das Volk, auf die Menschheit. Die aus dem Altruismus entspringenden großen Forderungen sind nicht nur die Regulatoren des nationalen, sondern auch des Völkerlebens. Nur dadurch wird wahrhafter Kulturfortschritt bedingt. Die Politik, nicht nur die innere, sondern auch die äußere, muß sich der Ethik unterwerfen. Dann erst werden wir uns dem Paradies der Menschheit, das nicht am Anfang stand, sondern den Schlußpunkt bildet, annähern.

Hören wir so die Ethik wie vorher die Politik, so scheinen beide durchaus im Recht zu sein. Aber ein Standpunkt schließt den andern aus. Wem sollen wir folgen? Der höhere ist ohne Zweifel der ethische. Das muß ohne weiteres prinzipiell zugestanden werden. Aber es ist die Frage, ob er, wie die Dinge jetzt liegen, konsequent durchgeführt werden kann.

Wie aber liegen die Dinge? Unser deutsches Volk sieht seine Hauptaufgabe darin, an der Verwirklichung der großen Menschheitziele mitzuarbeiten. Es ist ein Weltvolk geworden und hat eine Weltmacht gewonnen. Es ist zudem ein wachsendes Volk, das für die kommenden Generationen zu sorgen hat. Das ist eine Pflicht, der es sich nicht entziehen kann. Bei der Erfüllung dieser Pflicht hat es Sorge zu tragen, mit den andern Völkern, die sich in gleicher Lage befinden, sich zu einigen und in friedlichem Wettbewerb den Kulturarbeiten nachzugehen. Es wird alles vermeiden, um Veranlassung zum Streit zu geben, um nicht in inneren Zwiespalt zu geraten und sein Schild rein zu halten. Darum wird es sich an der Gestaltung des Völkerrechts beteiligen. In ihm schwebt uns das Idealbild der Völkergemeinschaft vor; ein Weltbild in großem Stil, das nur nach und nach durch die Anstrengungen von Generationen zur Verwirklichung gebracht werden kann. Sie werden Ethik und Politik in einer höheren Einheit zusammenschließen. Das menschliche und das Nationalgefühl werden dann einen engen Bund miteinander eingegangen sein.

Aber das kann nur geschehen, wenn die Völker sich in diesem Streben zusammenfinden. Ein einzelnes Volk kann nicht das Beispiel der Entsagung geben, wenn es nicht die sittliche Pflicht der Selbsterhaltung beiseitesetzt. Denn die Entsagung führt zum Untergang, weil die Gegner mit stillem Hohnlächeln die Schwäche des Entsagenden benutzen und ihn unterdrücken werden zu eigenem Vorteil. Nur in Verbindung mit gleichgesinnten, nach einem hohen Kulturziel strebenden Völkern können wir Deutsche das große Problem aufgreifen, Weltpolitik zu treiben und doch der Gerechtigkeit dabei zu dienen; Selbstliebe und Selbstbehauptung mit den Forderungen der hingebenden, sich aufopfernden Liebe zu verbinden.

Die gegenwärtige Welt ist von einer ethisch orientierten Politik noch weit entfernt. Aber darum ist sie keine Utopie. Das uralte Wort: Was hülfe es uns, wenn wir die ganze Welt gewännen und litten doch Schaden an unserer Seele, ist bei uns Deutschen lebendig genug, um das große Ziel nicht aus dem Auge zu verlieren: die Wirklichkeit nach Idealen zu gestalten, die wir als treueste Führer im nationalen wie im Völkerleben anerkennen.

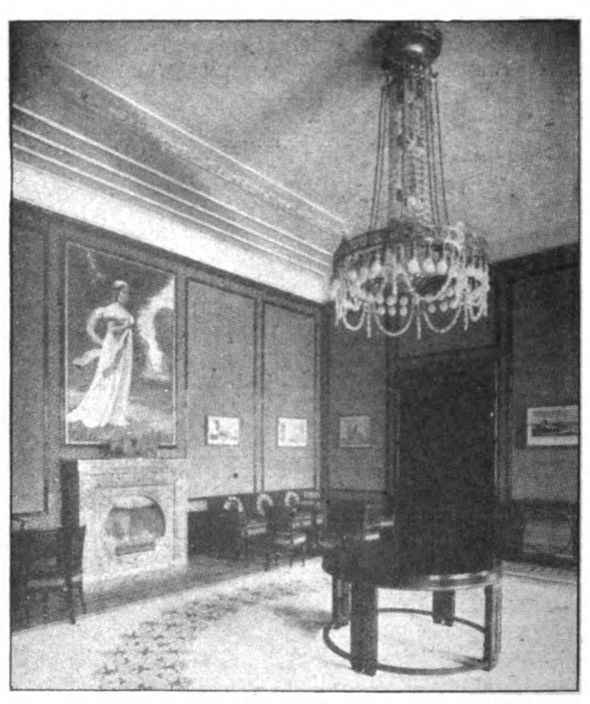
Die Erziehung zum politischen Urteil mündet in diese Gedankenreihe ein. In der Auffassung der hohen Politik wird es nach dem Gesagten die mittlere Linie suchen. Es wird sich von dem Extrem fernhalten und uns nicht in eine Eroberungspolitik hineintreiben wollen auf Grund eines wachsenden Machtgefühls; aber ebensowenig wird es sentimentalen Regungen eines schwächlichen Kosmopolitismus nachgeben, der sich allem Ausländischen in blinder Anbetung unterwirft, sich nicht scheut, das eigene Nest zu beschmutzen und den Bestand des eigenen Volkes zu unterwühlen.

Die Erziehung zum politischen Urteil ist eine schwierige Aufgabe, die in unseren Tagen mehr als je in den Vordergrund tritt. Die Masse des Volkes ist heute durch das moderne Verfassungsleben in weit höherem Grad als früher mitverantwortlich geworden für das Wohl und Wehe des Staates. Jeder einzelne ist berufen, an dem Leben der politischen Gemeinschaft sich zu beteiligen. Je reifer sein politisches Urteil, um so größer sein Einfluß. Darum fortwährende Arbeit an dem Wachstum des politischen Sinnes! Seiner Vervollkommnung sind keine Schranken gesetzt. Die Grundlagen werden bereits in der Kinderstube, sodann im Jugendunterricht gelegt; hier müssen die Augen für die Bedingungen eines gesunden Staatslebens geöffnet werden, aber erst im Treiben der Gegenwart mit ihren wirtschaftlichen und politischen Kämpfen festigt sich das Urteil in den mannigfachen Reibungen zwischen einem berechtigten Egoismus und den Forderungen des Altruismus. Der einzelne lernt sich als lebendiges und verantwortungsvolles Glied einer staatlichen Gemeinschaft fühlen, als dienendes Organ eines großen Organismus. Damit setzt die staatsbürgerliche Selbsterziehung ein, deren Notwendigkeit für unser Volk heute in besonderer Stärke sich aufdrängt. Je mehr die Kräfte des Volkes sich in den verschiedenen Zweigen der Kulturarbeit zersplittern, um so nötiger wird die Zusammenfassung in dem Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit, die keinen beredteren Ausdruck finden kann als in dem Lied: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.

Die deutsche Botschaft in Petersburg.

Von A. von Aurich. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

An einem der schönsten Punkte Petersburgs, der Morskaja und dem Isaaksplatz, war das kleine, vornehme deutsche Botschaftshotel gelegen, das sich schon seit vielen Jahren als zu eng und ungeeignet für Repräsentationen erwiesen hatte. Endlich nun ist dieser Kardinalfehler abgestellt. Der Reichstag bewilligte die nötigen Mittel, 1 700 000 Mark, zu einem würdigen Neubau, der sich in unglaublich schneller Zeit vollzogen hat. Im Spätsommer des Jahres 1911 wurde der Neubau begonnen, und heute steht er fix und fertig da. Eine Meisterleistung! Das kleine, zierliche Botschaftshotel ist verschwunden, das einst Prinz Reuß als erster deutscher Botschafter bezog. An jener Stelle erhebt sich ein großer, massiger, ernster Bau, ein monumentales Werk aus Eisen, Beton mit felsiger Granitbekleidung und Granitsäulen in dunkelrosa Farbe, das viele, viele Jahrhunderte überdauern kann. Geschlossen und einig, ohne Zierungen, nur kraftstrotzend, gleichsam ein Symbol des deutschen Vaterlandes, erhebt sich der Neubau der deutschen Botschaft am Newastrand. Sie fragen, welch einen Stil Professor Behrens, der Erbauer dieses wuchtigen Werkes, in seiner Schöpfung ausgeprägt hat? Es vertritt keine der vorhandenen bekannten Stilarten. Der Bau stellt quasi den Ausdruck unserer Zeit dar, anschließend an den Umschwung, den die deutsche Architektur in letzter Zeit genommen. Die deutsche Art wird vielfach zunächst von den Peters-



Zimmer der Königin Luise nach Vorbildern von Schloß Paretz.

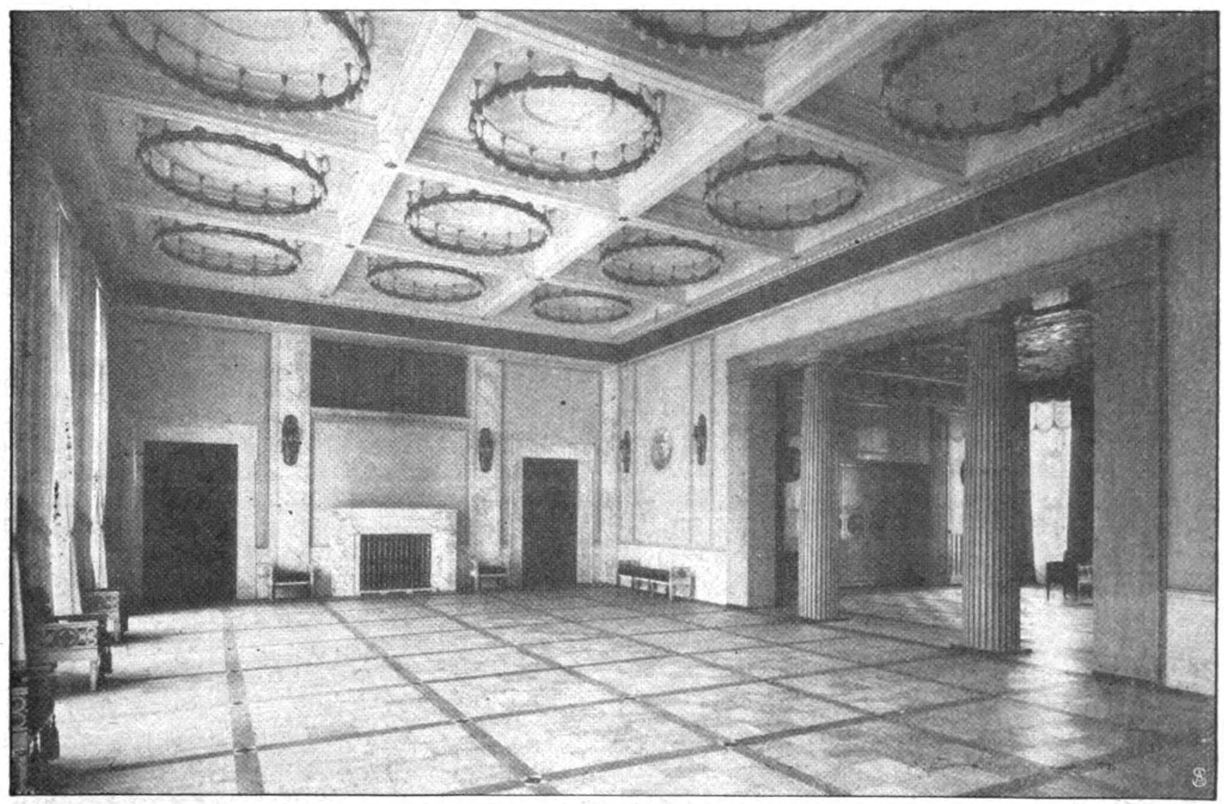


Die Fassade der deutschen Botschaft in Petersburg.

burgern nicht durchweg verstanden. Fachleute finden die Vorzüge der Bauart selbstverständlich sofort heraus, und alle die, denen es gegeben war, sich in neuer Zeit näher mit ernster Kunst zu befassen, sind über die Schöpfung Professor Behrens des Lobes voll, die zweifelsohne zu den Sehenswürdigkeiten Petersburgs zählt. Den Endakkord der Fassade mit dem Blick auf den Isaaksplatz hoch oben über dem ganzen Bauwerk bildet eine überaus effektvolle, gewaltige Gruppe des Berliner Bildhauers Eberhardt Encke: Zwei rassige Rosse werden von zwei sehnigen Schildträgern geführt, die den deutschen Schild tragen. Das wohlgelungene Werk ist die größte Kupfertreibarbeit, die je in Berlin hergestellt wurde, und erregt hier die größte Bewunderung.

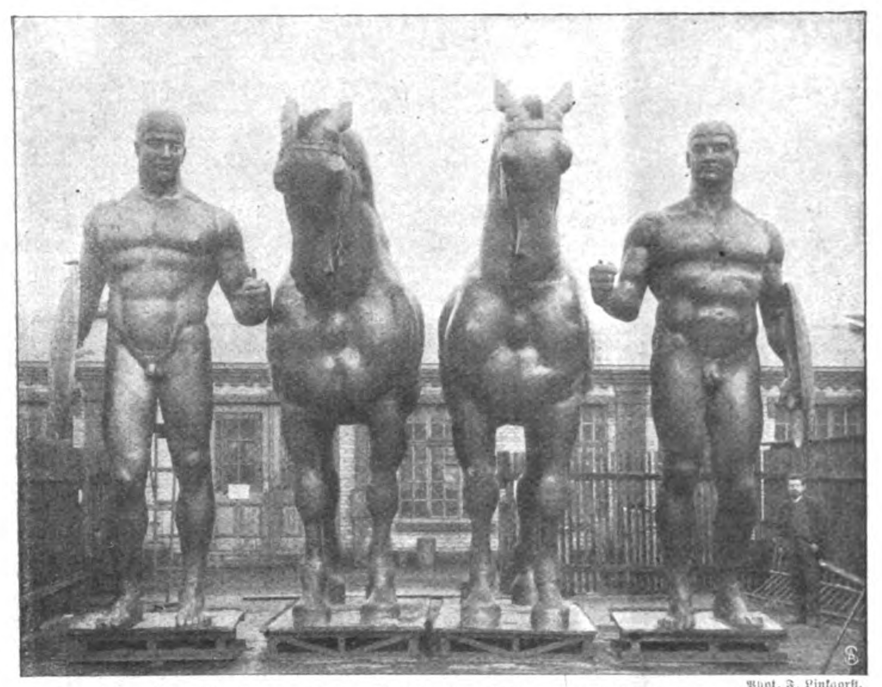
Die schwere Metalltür öffnet sich, und man betritt das Vestibül des Botschaftshotels. Hier beginnt die große Kunst Professor Behrens, bekanntlich einer der größten Meister der Innenarchitektur. Eine imposante Glaswand läßt auf den Zierhof blicken, der einem griechischen Atrium gleicht, mit Säulengängen rings herum und einem Brunnen in der Mitte. Auf farbensaftigem, blauem Pelucheteppich schreitet man die imponierende Marmortreppe hinauf, die in den zweiten Stock, wo die Prunkgemächer liegen, führt. Im oberen Treppenhaus fallen die herrlichen Sgraffitomalereien Dr. Wagners, Rom, auf, die sich am ganzen Fries entlangziehen.

Man gelangt in den Thronsaal, den vornehmsten, größten Raum des gesamten Baues. Der Saal ist ganz in Weiß gehalten mit einer schwachen Nuance ins Elfenbein. An der Kurzseite ist ein Thron aufgebaut mit einem stilvollen Sessel, darüber ein großes Porträt Kaiser Wilhelms. Ganz eigenartig ist die Wandbekleidung, die durch Malereien in Stucco lustro, ebenfalls von Dr. Wagner, hergestellt ist. Für Laien mag eine Erklärung dieses Verfahrens nicht unangebracht sein. Es ist ein Stuckmarmor, eine Mischung von Weißkalk, Marmor und Alabaster und ungebranntem Gipsstaub. Auf den feuchten Auftrag wird Fresco gemalt, darauf wird die ganze Fläche mit heißem Eisen gebügelt und mit Politur überzogen. Dem Thron gegenüber ist eine Musikgalerie, durch vergoldete Gitter dem Blick unsichtbar. Uebrigens zieht sich die Galerie auch an der Schmalseite des großen Speisesaals entlang. Beleuchtet wird der Thronsaal durch fünfzehn mächtige Kronenringe. Mächtige Klapptüren, wie sie in dieser Schwere kaum noch sonstwo existieren dürften (zusammen 24 Zentner wiegend), aus weißem Ahorn mit Ebenholzeinlage von wunderbarem Effekt, werden zur Seite geklappt und legen zwei dorische Säulen bloß, durch deren Zwischenräume man in den sogenannten zweiten Empfangsalon gelangt, der eigentlich nur eine Erweiterung des Thronsaales für große Festlichkeiten bilden soll. Die Decke des Salons ist aus vergoldeten ornamentierten Kassetten heraldischer Motive hergestellt; von ganz hervorragend anziehender Wirkung. Die Wände schmücken Bronzereliefs des Großen Kurfürsten, Friedrichs I., Friedrichs II. und Wilhelms I. (letzteres von Eberhardt Encke), den ganzen Raum erfüllt eine echt preußische Stimmung. Dazu trägt auch noch eine große Porzellanfigur des „alten Fritz“ aus der Kaiserlichen Porzellanmanufaktur wesentlich bei. Rechts von diesem Raum ist der erste Empfangsalon, in Weiß gehalten mit grünseidenen Vorhängen und Möbelüberzügen. Interessant sind die Wanddekorationen: ein Prachtstück



Der Thronsaal mit Blick ins Preußenzimmer.

Phot. E. Wasmuth.

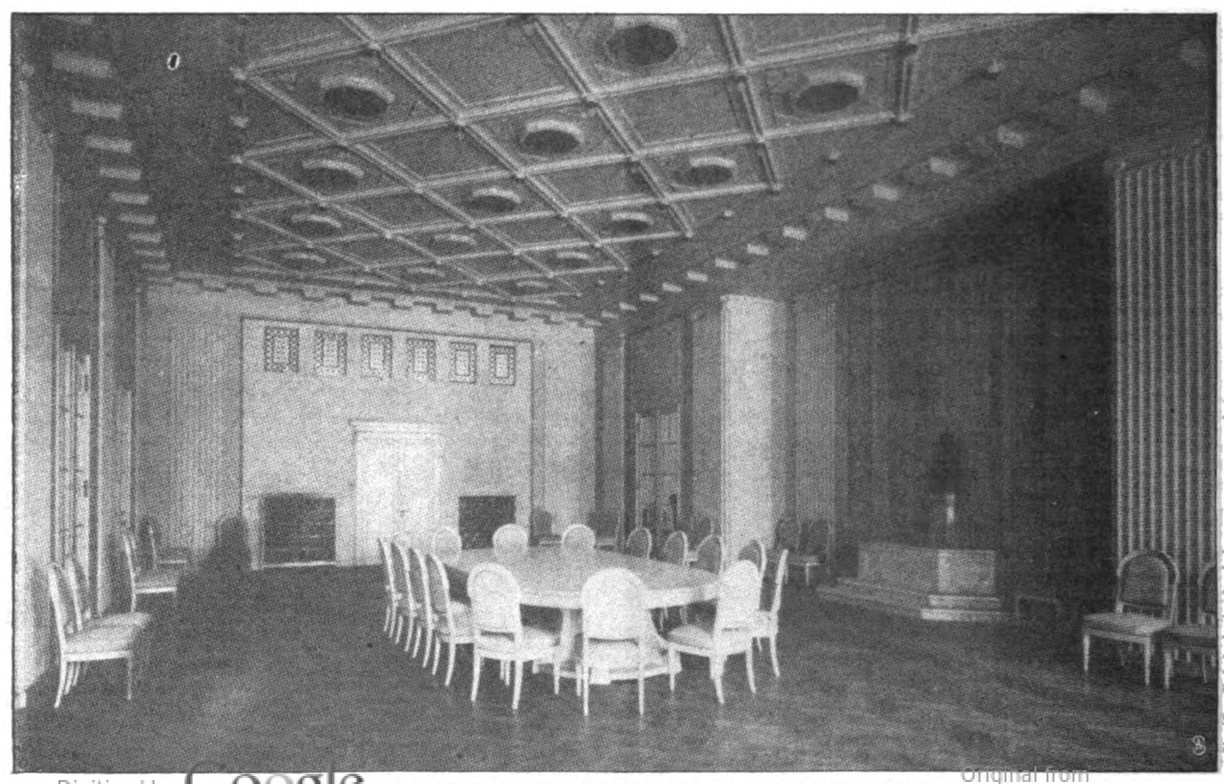


Phot. F. Linkoorst.

Die Giebelfiguren auf dem Botschaftsgebäude: Schildträger von Encke.

langt man als Fortsetzung der Zimmerflucht, nach dem Isaaksplatz gelegen, in das „Luisenzimmer". Der Blick will sich nicht trennen von dem herrlichen Bild Professor Arthur Kampfs, der die unvergeßliche Königin im Park von Paretz darstellt. Die ganze Zimmereinrichtung ist im Stil des Schlosses von Paretz gehalten. Sämtliche Diwans und Stühle sind mit handgestickten Stoffen überzogen, die Frau Professor Behrens mit einem großen Stab von stickenden Damen in monatelanger Arbeit angefertigt hat. An den Wänden hängen elf alte Stiche, die verschiedene Städte damaliger Epoche repräsentieren. An das „Luisenzimmer" schließt sich der Prunkspeisesaal, ganz in Weiß gehalten. Die Stuhlüberzeuge sind aus blauem Seidenrips seltenster Nuance hergestellt. Eine Sommertoilette der Gräfin Pourtalès, weiß mit blauem Gürtel außergewöhnlichen Farbentons, begeisterte Professor Behrens zu dieser Komposition. An der Längsseite des Saals plätschert ein Marmorbrunnen, den eine vergoldete Mädchenfigur, auf einer Schildkröte sitzend, ziert, ein Werk Renkers. Zu beiden Seiten des Brunnens liegen Silberkammern. Vom Speisesaal führt eine kleine Tür ins Teezimmer, ein entzückender, lauschiger Ort. Man kann es auch das

„Kaiser Friedrich" von Lenbach, ein feiner „Böcklin" und eine schöne Leinwand von Leistikow und Thoma, endlich ein effektvolles Bild vom Grafen Kalckreuth: „Der Imperator", das mächtige Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, auf der Hamburger Werft. In dem geschmackvollen Raum fällt noch eine Bronze auf: „Kassandra" von Klinger und zwei kämpfende Wisente von Professor Gaul. Durch den zweiten Empfangsalon ge-



Großer Eßsaal mit Brunnen und Möbeln mit weiß-blauem Bezug.

Zimmer der Berliner großen Zeichner nennen; eine überaus reiche Sammlung von Originalwerken allererster Künstler schmückt diesen Raum. Hier kann man sich mit Menzel, Schadow, Krüger, Chodowiecki und Liebermann unterhalten, von denen Werke vorhanden sind, die einen unschätzbaren Wert vorstellen.

Die Reihe der vom Reich ausgestatteten Prunkgemächer ist hiermit abgeschlossen. Nun folgen noch prächtige Räume mit der Einrichtung des Botschafters selbst. Jenseit des ersten Empfangsalons liegt das Zimmer der Gräfin Pourtalès, dessen Wände roter Damast bekleidet, von dem herab eine Anzahl Familienporträte niederblickt. Schöne chinesische Vasen und viele andere Seltenheiten, darunter ein weiblicher Torso aus der Zeit 300 v. Chr., müssen das Entzücken aller Künstler bilden. Nebenan liegt das Kabinett des Botschafters, dunkle Holztäflung bedeckt die weiten Wände. Der behagliche Raum ist eine regelrechte Kunstsammlung, die ein Thema für sich allein beansprucht: die berühmte Pourtalèssche Kunstsammlung. Herrliche alte Bronzen, Marmor, Statuetten aus der klassischen Zeit, Vasen, Teller und endlich unermeßlich wertvolle flamländische Spitzenmuster verlangen ein stundenlanges Sichvertiefen in alte, reiche Kunstschätze . . .

In der Nähe des Kabinetts befindet sich auch der kleine Speisesaal, den die Herrschaften für gewöhnlich benutzen. In dem mit grauem Ahorn getäfelten runden Raum stehen rote Ledermöbel, ein leuchtender Effekt. Die Wohnräume des Botschafters liegen im zweiten Stock, zu dem eine ganze Anzahl sichtbarer und unsichtbarer Treppen führt. Eine geschmackvolle „Diele" eröffnet einen endlosen Korridor, der ein Labyrinth von Zimmern enthält. Es ist fabelhaft, wie Professor Behrens den Raum des nicht gerade günstigen Grundstücks bei dem Neubau ausgenutzt hat. Wo heute bei festlichen Empfängen mit Leichtigkeit tausend Personen untergebracht werden können, hatte früher nicht die Hälfte davon Platz. Im Parterre liegen die Amtsräume. Ein Teil der Fenster, hinter denen wichtige Dokumente und Archive aufbewahrt werden, ist durch Eisengitter geschützt.

Ehe ich die Prunkräume des ersten Stocks verlasse, flammt die gesamte Beleuchtungskunst noch einmal in ihrer ganzen Pracht auf. Ein feenhafter Anblick, diese Räume, die moderne Kunst und Phantasie bei gediegenem Wissen und eiserner Arbeitskraft geschaffen haben.

* * *

Momentaufnahmen von unterwegs.

(Arco—Riva.)

Von Valeska Gräfin Bethusy-Huc.

Wie Riesenwellen eines steinernen Meeres drängen sich mächtige Felsengebirge hinter dem Gardasee hervor in das Tal der Sarca hinein. Als vorgeschobenste Welle, gleichsam als Brandung, liegt der Monte Brione zwischen See und Weingärten, und seltsam grotesk hebt sich der Schloßberg von Arco über dem Tal empor, schroff, fast überhängend, abstürzend nach drei Seiten hin und nur von der vierten zugänglich. Neben ihm steht ein schwarzgrauer, gelbgeaderter Felskoloß, aus dessen starren Wänden Zypressen aufragen, und beide Berge sehen so abenteuerlich aus, als stünden sie hier nicht von Natur Gnaden, als habe sie vielmehr die Phantasie eines Theatermalers erdacht. Wie eine Theaterdekoration wirken auch die malerischen Ruinen des Schloßberges, aber sie sind ernste Wirklichkeit und zeugen von dem Hausen der Franzosen unter dem Marschall Vendôme, der das Schloß 1703 in Trümmer legen ließ. Es war ein fester Sitz, im 12. Jahrhundert von den Grafen von Bogen erbaut, die dann ihren Namen in „Arco" italienisierten und Burg und Ort den Namen gaben. Wo einst wohl der Hauptbau stand, dessen zerbröckelnde Türme nun der Efeu überzieht, liegt eine sonnige Terrasse. Eine Steinbank steht unter hochragenden Zypressen, und der Blick schweift über die eng zusammengedrängte Altstadt von Arco und die eleganten, gartenumschlossenen Villen und Hotels der Fremdenstadt, die jene umgibt, über die Weingärten und immergrünen Parks hin zum Gardasee, von dessen hellem Spiegel der Monte Brione sich dunkel abhebt. Strahlend wie im jugendlichen Frühlingsfeuer lacht die Wintersonne vom blauen Himmel und läßt die Olivenwälder, die den Fuß der Berge umziehen, silbrig erglänzen, webt blaue Duftschleier um die starren Felsenleiber und schimmert goldig auf dem Schnee der Bergeshäupter. Unten im Tal, neben dem Offiziersheim, das dem Deutschen Kaiser gehört, in Sonnengold gebadet, liegt der prächtige Garten der Villa Angerer mit seinen rosenumflochtenen Palmen, seinen Zedern und Magnolienbäumen, unter denen Büsche von riesigen Winterblumen in leuchtenden Farben blühen. Die hellen Häuser von Varignona und Varone blicken freundlich aus dem Kranz der Olivenwälder hervor. Ein weißer Weg läuft an der Berglehne hinan und ladet zum Wandern ein. Weit hinauf geht es über steinige Abhänge. Dort auf einem Felskegel liegt Schloß Tennö, halb bewohnt, halb Ruine — die Sage blickt aus den „öden Fensterhöhlen", aber eine fröhliche Kinderschar lärmt auf dem Schloßhof, und der restaurierte Teil des Schlosses sieht wohnlich aus. Kirche und Ortschaft haben sich in das Hochtal hinter dem Schloß gelagert. Rings von Schneebergen umschlossen liegt der Ort im Schatten über dem lachenden Tal. Aber in der Trattoria singen und lärmen italienische Arbeiter, und ein paar hübsche, dunkeläugige Mädchen bleiben vor der offnen Tür stehen, rufen lachend ein paar neckende Worte hinein, die ebenso erwidert werden, und laufen dann behende wie die Eidechsen den steilen Weg hinab, der nach Riva führt. Daß sie dabei schwere Körbe mit Holz und Oliven tragen, stört sie nicht, sie sind die Bergwege gewöhnt von Kindheit an, und man hört ihre hellen Stimmen bald von tief unten heraufschallen. In weniger als einer Stunde haben sie Riva erreicht, wo sie ihre Körbe leeren und mit dem kleinen, dabei erzielten Gewinn vergnügt zum Hafen gehen. Die braune Pia hat einen Bruder, der als Matrose auf dem Dampfer fährt, der gerade jetzt von Gardone her kommen muß, und die Benedetta hat einen „cugino", der Hausdiener in einem der Hotels in der Nähe ist. Unter den Kastanien am Strand schäkern sie mit den Schiffern, die da stets herumlungern und ihre Boote zu Spazierfahrten anbieten, und da findet sich auch bald der „cugino" dazu. Es ist zwar Winter, aber gedeckte Tische stehen doch überall vor den vielen „Caffé-Ristorantes" in der Sonne, und der Beppo hat eine gute Trinkgelderwoche gehabt und ladet die Mädchen zu einem Glas vino santo ein. So schön es sich aber auch an dem runden Tisch sitzen und schwatzen läßt, der weiße Dampfer biegt gerade um die letzte Felsennase, die ihn noch verbarg, und der Beppo springt auf, denn er muß zum Steg bei der Stazione, wo der Dampfer landet, und er Fremde in Empfang nehmen soll. Die Mädchen laufen mit ihm durch die Arkaden am Hafenplatz, die breite Bahnhofstraße entlang, die mit jungen Palmen und Magnolienbäumen bepflanzt ist, „damit die Fremden gleich einen guten Eindruck haben", sagt der Beppo. Sie treffen noch vor dem Dampfer ein, und die Pia sieht bewundernd nach dem großen Hotel hinüber, dessen Garten sich weit am See hinzieht, und dessen Fenster in der Sonne blitzen. Einmal in solchem Haus wohnen möchte sie und unter den goldbraunen Pappeln und schwarzgrünen Zypressen spazierengehen, gerade dort, wo der große bronzene Löwe sitzt — aber da landet der Dampfer, und nun muß sie erst die Fremden besehen, ehe sie den Tomaso bemerkt, der da mit dem Gepäck herumhantiert und zunächst auch noch gar keine Zeit hat, sie zu begrüßen. Aber dem Beppo ruft er etwas zu, und der antwortet mit einem Ruf, der stark nach einem Fluch klingt.

„O was für ein feiner Herr und was für eine schöne Dame kommen zu euch ins Hotel", sagt sie zum Beppo. Der zuckt die Achseln.

„Die? Drei Kreuze haben sie!"

„Drei Kreuze? Was bedeutet das?"

„Daß sie keine ordentlichen Trinkgelder geben! Wir Hausdiener haben so eine Gewohnheit — schlechte Trinkgeldzahler kriegen drei Kreuze auf den Koffer, da weiß der nächste Kollege gleich Bescheid!" Die Benedetta lacht, aber die Pia macht ganz ernste Augen.

„Drei Kreuze! Und so eine schöne Boa hat die Signora!" Aber nun muß sie mit der Benedetta schnell zum Hafen laufen, denn dorthin fährt der Dampfer jetzt, um seine Fracht-

stücke auszuladen, und dort hat der Tomaso fast eine Stunde Zeit, ehe er zurückfährt mit dem Schiff. Da gibt's vielleicht noch einmal vino santo. Der Steg und das Hotel liegen noch im Sonnenschein, aber auf den Hafen wirft die Felsenwand, die vorspringend Riva wie eine Kulisse umschließt, ihren Schatten, und die Mädchen hüllen sich fester in ihre Tücher, denn wo die Sonne fehlt, ist's kalt. Der Himmel strahlt wie durchsichtig hinter den scharf hervortretenden dunklen Silhouetten der Berge, und hinter Torbole, das am gegenüberliegenden Ufer noch in der Sonne liegt, beginnt rötlicher Schimmer sich über die Felswände zu ziehen und steigt hinauf, bis die Schneekronen des Monte Baldo und des Monte Stivo rosig leuchten. Nun versinkt auch Torbole und das Tal von Arco in Schatten. Ein bläulicher Nebelstreif zieht über dem See auf und an der Sarca entlang — es ist Zeit, nach Hause zu gehen.

Unsere Bilder

Vizeadmiral von Ingenohl (Abb. S. 221) ist mit der Führung der Hochseeflotte beauftragt worden. Vizeadmiral von Ingenohl steht seit 1874 im Dienst der Flotte. In den Jahren 1904 bis 1908 war er Kommandant der Jacht „Hohenzollern".

Admiral von Holtzendorff (Abb. S. 222), der bisherige Chef der Hochseeflotte, ist von dieser Stellung enthoben und tritt in den Ruhestand. Nachdem an Bord des Flottenflaggschiffes „Deutschland" der Flaggenwechsel mit Flaggenparade stattgefunden hatte, verabschiedete sich der Admiral in entsprechender Weise von den Offizieren.

Der beabsichtigte Anbau an das Goethe-National-Museum in Weimar (Abb. S. 228) soll dazu dienen, verschiedene Uebelstände, die sich im Lauf der Zeiten herausgestellt haben, zu beseitigen. Es ist jetzt Platz geboten für die Aufstellung aller bisher verschlossenen und eines Teils der schon jetzt im Goethehaus gezeigten Gegenstände.

Der Rosenmontagzug in Köln (Abb. S. 223 u. 224) war in diesem Jahr besonders prächtig. Die Teilnahme an dem Festzug war bedeutend stärker als in den Vorjahren.

Die Redoute des Düsseldorfer Malkastens (Abb. S. 227) erfreut sich alljährlich der Aufmerksamkeit der weitesten Kreise des Rheinlandes. In diesem Jahr hatte man den Bückeburger Bauerntanz zur Aufführung gebracht. Bewunderung erregten die schönen Nationaltrachten.

Das orientalische Fest der Münchner „Jungen" im dortigen Künstlerhaus (Abb. S. 227) gestaltete sich zu bunten, farbenprächtigen Bildern aus dem Osten. Fast alle orientalischen Völkerschaften waren vertreten. Ganz besonderes Aufsehen erregte der Aufzug der Fürsten, der von prächtig gekleideten Geschenkträgern begleitet war.

Die bekannte talentvolle Bildhauerin Julie Genthe (Abb. S. 225) hat im Kunstsalon Schulte in Berlin eine Sonderausstellung veranstaltet, die Bronze- und Marmorbüsten von prägnanter Naturtreue und wirkungsvoller Plastik enthält.

Die deutschen Pfadfinderinnen (Abb. S. 226) haben im Grunewald eine Winterübung veranstaltet, die trotz der ungünstigen Witterung sehr anregend verlief. Es hatten sich ungefähr 200 junge Mädchen eingefunden, die sich auf verschiedenen Gebieten des Sports, selbst auf dem des Dschiudschitsu, betätigten.

Ein vom Schneesturm umgewehter Personenzug (Abb. S. 226). In der Nähe von Zittau wurde der Personenzug der staatlichen Kleinbahn am Kurort Bad Oppelsdorf vom Sturm erfaßt. Acht Waggons, die Lokomotive und der Packwagen wurden umgeworfen. Drei Personen erlitten Verletzungen, die übrigen, etwa 70 Passagiere, konnten sich retten.

Anna Pawlowa (Abb. S. 228), die berühmte russische Tänzerin, hat sich, bevor sie von Berlin abreiste, in einer poetischen Tanzszene mit der Kinoschauspielerin Henny Porten für den Verein „Berliner Presse" filmen lassen.

Maud Fay, die Primadonna der Münchner Hofbühne (Abb. S. 226), ist an dieser Bühne in der „Ariadne auf Naxos" als Ariadne mit durchschlagendem Erfolg aufgetreten.

Personalien (Abb. S. 222 u. 223). Der Vorsteher des stenographischen Bureaus im Reichstag Geheimer Rechnungsrat Schallopp feierte sein fünfzigjähriges Jubiläum als Stenograph. — Zum Kommandanten von Berlin wurde Generalmajor von Bonin ernannt. Er war am 5. April 1875 in das 4. Garderegiment zu Fuß eingetreten. — Zum Inspekteur der Verkehrstruppen ist Generalmajor von Hänisch ernannt worden. Er ist aus dem 4. Gardegrenadierregiment hervorgegangen. — In Ergänzung unserer früheren Nachrichten über das türkische Kabinett geben wir in diesem Heft die Bilder einiger Mitglieder des neuen Ministeriums, so den Auslandsminister, den Marineminister und den Minister des Innern.

Todesfälle (Abb. S. 222). Der frühere deutsche Botschafter in Washington, Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Holleben, Mitglied des Herrenhauses, ist im 75. Lebensjahr in Charlottenburg gestorben. — Der Geh. Medizinalrat Professor Dr. Arnold Ludwig Gotthilf Heller, Ordinarius für allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie und Direktor des Pathologischen Instituts in Kiel, ist daselbst im Alter von 73 Jahren gestorben. — Udo Brachvogel, einer der ältesten Führer der deutsch-amerikanischen Literatur, der sich auch als Dichter einen geachteten Namen gemacht hat, ist in Neuyork im Alter von 78 Jahren gestorben. — Der bekannte Vertreter der österreichischen bürgerlichen Demokratie Dr. Ferdinand Kronawetter ist in Pötzschach im Alter von 75 Jahren gestorben.

Die Toten der Woche

General den Beer Poortugael, ehemaliger holländischer Kriegsminister, † in Amsterdam am 30. Januar.

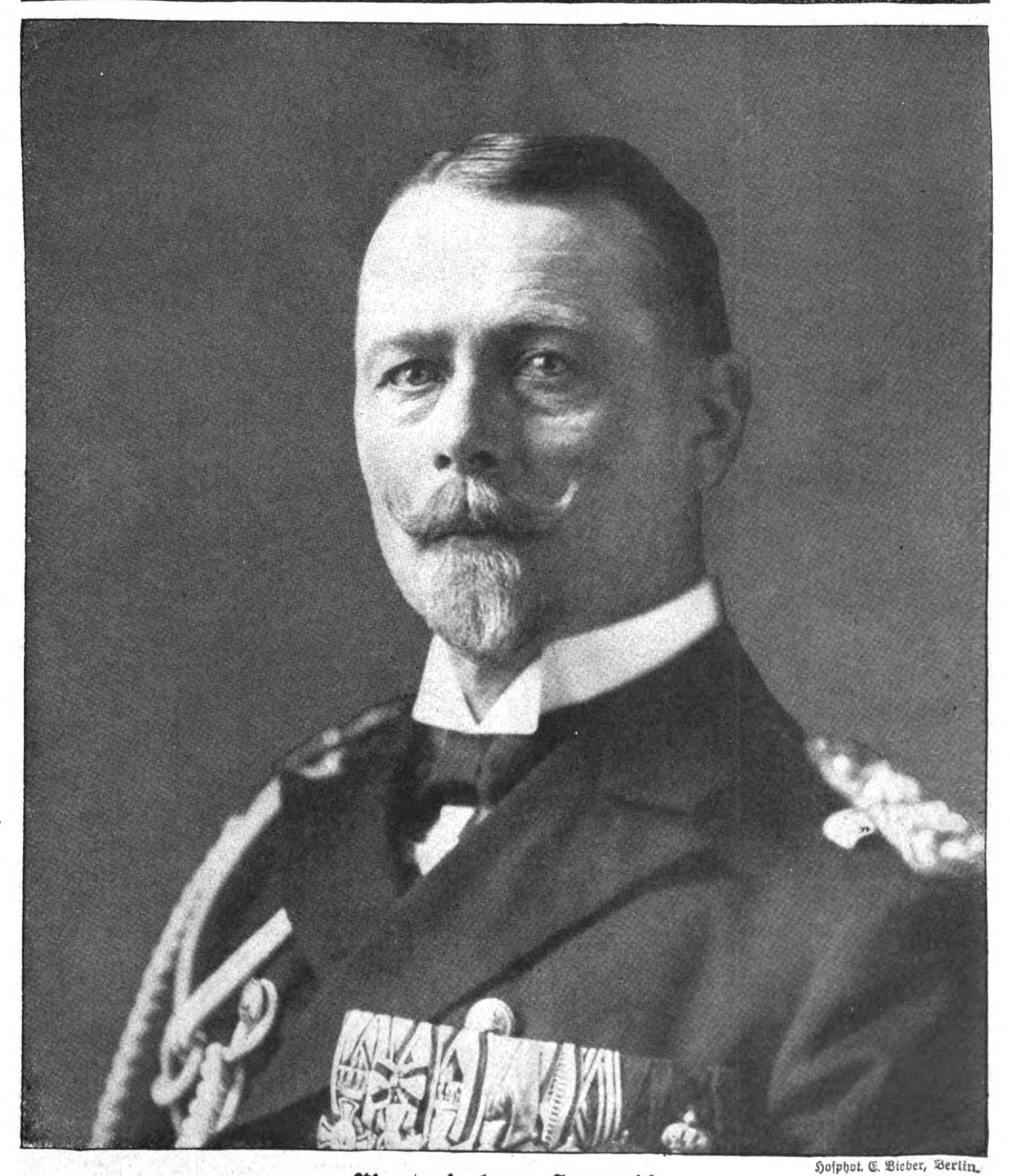
Udo Brachvogel, Führer der deutsch-amerikanischen Literatur, † in Neuyork im Alter von 78 Jahren (Portr. S. 222).

Wirkl. Geh. Rat Dr. Theodor von Holleben, ehemaliger deutscher Botschafter in Washington, † in Berlin am 31. Januar im 75. Lebensjahr (Portr. S. 222).

Dr. Ferdinand Kronawetter, ehemaliger Reichstagsabgeordneter, † in Wien am 31. Januar im Alter von 75 Jahren (Portr. S. 222).

Kardinal Fürsterzbischof Dr. Nagl, † in Wien am 4. Februar.

Hofrat Professor Richard Maria Werner, bekannter Germanist, † in Wien am 31. Januar im Alter von 59 Jahren.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Vizeadmiral von Ingenohl,

der neue Führer der deutschen Hochseeflotte.



Wirkl. Geh. Rat Dr. von Holleben †
Kais. Botschafter a. D.



Hofphot. Selle & Kuntze, Niederaltroth.

Generalmajor von Bonin,
der neue Kommandant von Berlin.



Generalmajor von Hänisch,
der neue Inspekteur der Verkehrstruppen.



Hofphot. Urbahns.

Geh. M.-R. Prof. Dr. Heller †
Kiel, pathologischer Anatom.



Geheimrat Schallopp, Berlin,
beging sein 50jähr. Stenograph.-Jubil.



Udo Brachvogel †
deutsch-amerikanischer Schriftsteller.



Phot. C. Seebald.

Dr. F. Kronawetter †
Wien, bekannter Parlamentarier.



Abschied des in den Ruhestand tretenden Admirals von Holtzendorff
von den Offizieren seines Flaggschiffes „Deutschland" in Kiel.
Phot. Renard.



Saïd Halim-Pascha, Aeußeres.



Hadji Adil-Bei, Inneres.



Mahmud-Pascha, Marine.

Mitglieder des neuen türkischen Ministeriums.

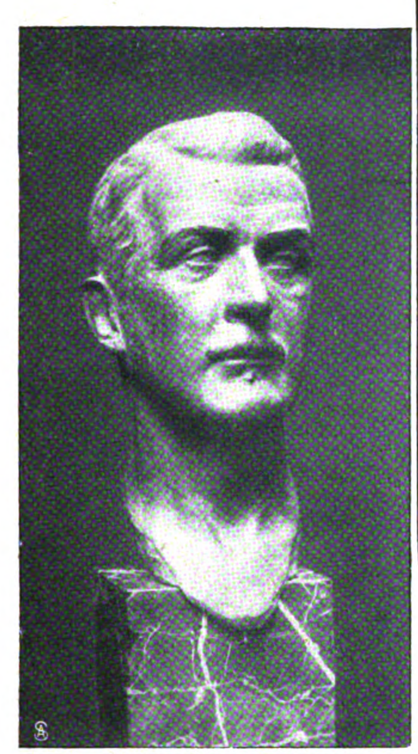
Karneval in Köln: Der Rosenmontagszug.





1. Cowboys. 2. Rokoko. 3. Ein Würdenträger des Prinzen Karneval. 4. Alte Germanen mit der Germania.

Vom Kölner Karneval. — Spezialaufnahmen der „Woche".





Männerkopf,
Marmor.

Graf zu Rantzau,
Bronze.

Knabenporträt,
Marmor.

Von der Sonderausstellung der Bildhauerin Julie Genthe im Kunstsalon Schulte, Berlin.





Phot. Hoffmann.

Frl. Maud Fay als „Ariadne auf Naxos".

Zur Premiere von Richard Strauß' „Ariadne auf Naxos" an der Münchner Hofbühne

Winterübung der deutschen Pfadfinderinnen im Grunewald.

Phot. Gebr. Haeckel.



Ein vom Schneesturm umgewehter Personenzug auf der Strecke Reichenau-Zittau.

Phot. H. Sanden.





Phot. Jaeger & Goergen.

Vom orientalischen Fest „der Jungen“ im Münchner Künstlerhaus: Geschenkträger aus dem Gefolge des Fürsten.



Phot. Benque & Kindermann. Kunstmaler Edlich und Pfannkuchen. Kunstmaler Paul und Brandenburg.

Von der Redoute des Düsseldorfer Malkastens: Generalprobe zum Bückeburger Bauerntanz.

Faschings-Künstlerfeste.



Phot. Meßters Projection.

Die Kaiserl. Russische Tänzerin Anna Pawlowa mit der Kinoschauspielerin Henny Porten
vor einer Filmaufnahme für den „Verein Berliner Presse“.



Der beabsichtigte Anbau (links) **an das Goethe-Nationalmuseum in Weimar (Goethehaus).**
Ein neues Museum für Goethes Nachlaß.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

15. Fortsetzung.

Der Geheimrat sah seine Schwiegertochter an und fragte: „Also es geht euch hier gut?“

„Mir wenigstens sehr! ... Viel besser, als ich es je hätte erwarten können! ... Es ist mir manchmal jetzt noch, nach Fünfvierteljahren, wie ein Traum!“

Es fiel dem Geheimrat auf, wieviel ernster die junge Frau seit dem Weggang ihres Mannes geworden war. Nun hatte sie auch nicht mehr das nervöse Handgefuchtel an sich, sondern saß da wie ein vernünftiger Mensch.

„Also Otto ist gut zu dir?“

„O sehr, Papa! ... Wir vertragen uns famos! Er kommt gottlob nicht leicht aus seinem Phlegma ... Ich fahr alle Augenblicke aus der Haut und wieder rein! ... Da gleicht sich's aus!“

„Und dein Mann fühlt sich auch hier wohl?“

Ilse Lauckardt antwortete nicht gleich. Sie nahm sich eine zweite der winzigen Damenzigaretten aus dem Schächtelchen und entzündete sie. Nach einigen Zügen meinte sie nachdenklich: „Er paßt eigentlich nicht hierher.“

„Hierher auch nicht?“

„Ich bin ja hier daheim! ... Aber ich hänge gar nicht an hier ... Ich bin nicht sentimental! Ich ginge mit ihm überallhin ... Mir ist's total Wurst, ob die Leute ‚von‘ sind oder nicht! Er ist viel stolzer darauf, daß ich eine Zültz bin, als ich. Wir waren doch wahrhaftig kein Ruhmesblatt für die Familie. Aber Otto denkt, er muß hier sein und eine Rolle spielen ...“

„Nun, wenn's ihn freut ...“

Die junge Frau sah vor sich hin.

„Das ist ja ganz gut und schön, wenn man's kann!“ sagte sie. „Aber weißt du ... Er hat keinen sehr starken Charakter. Er ist unselbständig. Er braucht immer Anlehnung. Etwas zum Bewundern ...“

„Dafür hat er ja dich!“

„In Politik doch nicht ... Und auch im Verkehr ... Da will er immer vorn sein, und dann kriegt er einen Rippenstoß. Ich kann ihm da so wenig helfen ... Wenn man so im Glashaus sitzt wie ich ... Immerwährend muß man was runterschlucken! Er zerrt einen ja immer nach vorn.“

Jetzt zuckte ihr nicht mehr der Mutwille um die Mundwinkel. Es war ein träumerischer Kummer in ihren großen, dunklen Augen. Der Geheimrat erkundigte sich gedämpft: „Dein Vater lebt noch am Rhein?“

Sie bejahte.

„Und was macht er da?“

„Schulden!“

Ein bißchen von dem alten Galgenhumor brach bei ihr durch: „Das wird man meinem Vater nicht mehr abgewöhnen! Das betrachtet er als ein Menschenrecht. Er denkt: Er ist fein heraus als Skelett im Hause! ... Er weiß ja, daß Otto wohl oder übel die Wechsel zahlt! ... Papa ... ich seh dir an, daß du jetzt dein Nickerchen machen willst! ... Auf Wiedersehen nachher!“

Als Lauckardt der Ältere eine Stunde später neben seinem Sohn durch den Garten schritt, sagte er plötzlich: „Du, paß auf, daß dir deine Frau nicht übern Kopf wächst! Sie überschaut dich, mein Sohn! ... Oder bildet sich wenigstens ein, daß sie's tut!“

Es machte keinen Eindruck auf Otto Lauckardt. Er lächelte nur ziemlich mitleidig.

„Papa ... du hörst die Ilse einen Tag! Da mag ihr krauses Zeug wirken! ... Mich amüsiert es ja auch. Wenn man es jeden Tag hört, verliert es seine Bedeutung. Aber völlig!“

„Schön!“ sagte der alte Herr. „Ich hab dich gewarnt!“

In der Dämmerung saß Otto Lauckardt mit Frau und Vater behaglich als Gutsherr auf der Terrasse mit dem Blick über sein weites Land, an dessen Horizont die Sonne in rotem Wolkenmeer verschwamm. Würziger Heugeruch wehte in der Abendkühle herüber. Fernes Rinderbrüllen. Drüben der alte Dorfkirchturm über bemoosten Dächern.

Man konnte sich einbilden, schon seit Jahrhunderten auf dieser Scholle ansässig gewesen zu sein, der Letzte und Lebende aus langer Ahnenreihe, der unerfüllbare Traum seines Daseins! Aber beim Rollen des unten vorfahrenden Wagens wurde er unruhig in all dem ländlichen Frieden, sah auf die Uhr und stand auf.

„Um die Zeit kriegt er sein Wahlfieber!" sagte Ilse von der Seite über ihre Stickerei her. „Ottochen ... was machen wir nur mit dir, wenn dein Freund Bornim morgen durchplumpst?"

„Er ist nicht mein Freund! Das weißt du! ..." Ihr Mann griff gereizt nach seinem Hut. „Es sind lediglich die gemeinsamen Grundsätze, die uns ..."

„Der und Grundsätze!" Frau Ilse lächelte feindselig und beugte den dunklen Kopf wieder über die Handarbeit. „Das möcht ich bloß mal mitansehen, wie der euch alle an der Nase herumführt ..."

Otto Lauckardt beachtete das weiter nicht. Er wandte sich an den Vater.

„Papa ... Es tut mir so leid ... Aber ich m u ß heute abend in die Stadt!"

„Glaub's ihm nicht! Es geht gerade so gut auch ohne ihn!"

„Und was geschieht dort, Otto?"

„Wir haben noch eine große Versammlung. Es werden Ansprachen gehalten ..."

„Sie reden immer das gleiche, Papa!"

„Warst du denn je dabei, Ilse? ... Nein ... Also bitte! ... Dann kommt die letzte Rede des Kandidaten ... Schlußwort des Vorsitzenden ..."

„Weißt du was — da komm ich mit!" sagte der Geheimrat, „euch einmal in Reinkultur zu bewundern!"

„Ja, Papa ... und wenn sie's zu toll treiben, pfeifen wir auf'm Hausschlüssel!"

Der alte Herr sah erstaunt auf seine Schwiegertochter, die mit Hilfe der Jungfer in einen Abendmantel fuhr. Ihr Mann lachte ärgerlich.

„Ilse — was willst du denn dort? Gott sei Dank lassen sie dich gar nicht erst hinein!"

„Pah! ... Ich werde mich gerade zu euch in den Zigarrenrauch setzen! ... Der Herr Kluge vom ‚König von Preußen' ist mein Freund! Der führt mich in den oberen Stock in eine von den beiden kleinen Logen rechts und links von der Bühne. Es ist nämlich eigentlich ein Theatersaal, Papa! ... Da sitz ich ganz schön im Hintergrund im Dunkeln ..."

Sie band sich einen Schleier um.

„Soll ich etwa wieder hier allein den Abend sitzen? ... Ihr geht blindlings euerm Vergnügen nach ... Nun ja ... Was ist denn da zu lachen? ... Ihr seid doch heilsfroh, wenn euch Bornim seine Weisheit verzapft! ... Ihr könnt ja nie genug davon kriegen! Du sagst immer, ich verstände nichts von Politik ... Schön — da werde ich mich heute bilden! ... So ... Setz dich da neben mich in den Wagen, Papa! Und du, Otto, maule nicht! Sitz grade! ... Mach eine gute Figur! ... Du bist doch so stattlich! ... Los!"

Sie rückte sich vergnügt zurecht. Die Pferde zogen an. Der Wagen rollte in der Richtung nach der Kreisstadt dahin. — — —

Herr von Leggien auf Bernöwel stand, den Hut im Genick, mit seiner weißen Weste weithin durch das Zwielicht des Juniabends schimmernd, am Eingang zum großen Saal des „Königs von Preußen". Um ihn seine Getreuen. Davor das Volk. Heiße staubige Luft. Gendarmeriehelme. Geschrei, Gelächter, schrille Pfiffe — zwischendurch seine knarrende, joviale Kommandostimme: „Was wollen denn S i e da drinnen im Lokal ... Sie ... Sie Berliner ... Sie ...? ... Ach ... Quatschen Sie nicht, Mann! ... Ich seh Ihnen ja auf zehn Schritte an, daß Sie aus Berlin sind! ... Hier ist Wählerversammlung ... Sind Sie Wähler? Einheimischer Wähler? ... Nee — also bitte ... Hat mich sehr gefreut! ... Ah, 'n Abend, lieber Meister!" Er schüttelte einem biederen alten Schuhmacher jovial die Hand. „Nu sehen Sie mal die Gesellschaft da draußen! ... Die rote Rotte Korah ... Das könnte den Brüdern so passen, unsere Versammlung zu sprengen! Nicht so drängeln ... Bitte die Herren Ordner aufzupassen! ... Da schlängelt sich schon wieder so'n Kunde hinein ... Bitte raus ... Kraft meines Hausrechts ... Ich habe das Lokal gemietet! Sie wollen nicht? ... Ich zähle: eins — zwei — drei — Na — dann los, die Herren da drinnen! ... Durch der Hände lange Kette um die Wette ..."

Zwei Dutzend mit weißen Binden umrahmte Studentenarme bildeten ein wirbelndes Spalier. Durch die Gasse in der Mitte des Saals flog eine sich sträubende Gestalt, landete draußen im Freien. Erneutes Geschrei, Gepfeife — der donnernde Baß des riesigen, glatzköpfigen Herrn von Breitfus, der die Schwelle schirmte: „Brüllen Sie draußen, so viel Sie wollen! Hier drinnen sind wir die Herren!"

„Frecher Junker!"

„Still, Berliner Schwefelbande!"

„Schnapsbrenner! Leuteschinder!"

„Ruhe, meine Herrschaften ... Ruhe!" Die Stimme des Wachtmeisters hoch zu Pferd. „Weg freihalten ... Schwiebe! Verhaften Sie mal den Kerl, der da hinten mit Steinen schmeißt!"

„Wie alt bist du, mein Sohn?" Herr von Leggien hielt väterlich einen jungen Burschen am Ohr fest. „Siebzehn? ... Marsch, heim zu Muttern! Und wer sind Sie? Vertreter der Presse? Bitte! Vorn die ersten Tische links ... 'n Abend, lieber Graf ... 'n Abend ... Höllenbetrieb hier ... Nee ... Verehrtester ... S i e kommen nicht hinein! .. Sie sind Wähler? ... Weiß ich ... Und Haupthahn des Umsturzes hierzulande ... Sie kenn ich und da hinter Ihnen die anderen Herren Blaufärber aus der Fabrik!" Der kleine Agrarier schaute breitbeinig, die Hände in den Taschen, zu einer Reihe stämmiger Arbeiter auf, die sich hinter ihrem Führer drängte. „Tut mir leid, meine Herren! Nicht zu machen! ... Pfarrerchen ... Warum so spät? Machen Sie schnell, Mann Gottes! Gleich werden wir ... Ja, bitte ... Herr Leutnant?" Er wandte sich an den herangetretenen Polizeioffizier. „Der Saal wird wegen Überfüllung polizeilich geschlossen? ... Na ... Gott sei Dank! Ausverkauft, meine Herrschaften! ... Gehen Sie nur ruhig nach Hause! Oder ahmen Sie meinetwegen weiter draußen 'ne Menagerie nach! Mir ist's egal!"

Innen im Flur trocknete er sich den Schweiß von der Stirn.

„Uff! ... Ich bin wie aus dem Wasser gezogen ... Kinders ... Schön ist anders! ... He! Herr Kluge! Herr Kluge! Wen schmuggeln Sie mir denn da über die Hintertreppe nach oben? Nee — Konterbande ist hier nicht! Ich muß die verschleierte Schöne schon bitten ... Ach, pardon ... S i e sind's, gnädige Frau! Hohe Ehre ..." Der Agrarier beugte sich respektvoll über Ilses Hand. „Mit Ihnen machen wir natürlich eine Ausnahme. Bringen Sie uns nur Glück! ... Herr Kluge! Führen Sie die gnädige Frau hinauf! Ich muß an den Vorstandstisch!"

In einer langen Reihe saß man da unter Ilses Augen unten auf dem Podium. Der alte Schneidermeister Jademack neben dem blonden, langbärtigen Fürsten von Elch=Altelch, der vierschrötige Besitzer Hünecke neben dem Kammerherrn von Lestenar auf Gefug, der Berliner Pfarrer Sittig von Slawetz, bleich und überarbeitet, neben dem riesigen Herrn von Breitfus, dem Bauernkönig des Kreises. Ilse kannte sie alle. Da ... Herr von Zotzen ... Herr von Thielecke ... dort, ziemlich in der Mitte, ihr Mann. Alle sahen unwillkürlich würdevoll darein. Aber so wie er keiner.

Über dem Saal selbst stand eine blaue Tabakwolkenschicht. Sie dachte sich: Meine Haare werden nett nach Rauch riechen ... Da saß Papa ... nicht weit von ihm, ein schlichter Bürger unter Bürgern, fern vom Vorstandstisch, der Königliche Landrat Graf von der Eck ... All diese Hunderte von Köpfen von Qualm umsponnen ... Die heiseren Rufe der Kellner: „Bier gefällig ... Bier ..." Dann draußen ein Massenaufschrei, ein Stimmengeprassel hinterher, als fegte man welke Blätter mit dem Besen ... „Die Gendarmerie hat 'ne Attacke geritten!" Irgend jemand rief es unten. Und aus der Mitte der Versammlung: „Bluthunde!"

„Raus!"

Ein Strudeln an der Tür. Die weißen Ärmelbinden der Ordner.

„Achtung! ... Er kommt durchs Fenster wieder reingeklettert!"

„Himmeldonnerwetter! ... raus mit dem Kerl! Meine Herren ... Ich eröffne die Versammlung ... mit unserm alten Ruf: Seine Majestät der Kaiser und König ..."

Ilse Lauckardt war als gehorsame Preußin mitaufgestanden, obwohl sie da oben kaum jemand sah. Die Herren waren auch alle viel zu erhitzt. Ganz anders wie sonst. Es fieberte in der Luft. Es zitterte. Es grollte draußen wie Gewitter ... Das alles, um den Achim in den Reichstag zu bringen! ... Eigentlich zu unsinnig! Sie lachte aufgeregt und fühlte ihren Puls rascher schlagen, von der allgemeinen elektrischen Spannung miterfaßt. Die Tür hinter ihr knarrte leise. Ihr Mann sah nach ihr.

„Na ... sitzt du hier gut?"

„Famos!"

„Fürchtest du dich auch nicht?"

„Ach, hoffentlich prügelt ihr euch noch ein bißchen!"

Er machte so ein entsetztes Philistergesicht, daß sie die Hände vor Vergnügen zusammenschlug.

„Ilse! Die Sache ist doch ernst!"

„So? Mich amüsiert's! Ich kenn euch doch!"

Otto Lauckardt schüttelte den Kopf. Er verstand seine Frau wieder einmal nicht.

„Na ... du bist nun mal so'n Kobold!" sagte er. Unten tönte ein vielfaches: „Pst! Pst!" ... Eine Stille. Und in der eine nachlässige, helle, scharfe Stimme.

„Meine Herren! ... Ich bitte gehorsamst um Verzeihung, wenn ich mich etwas verspätet habe. Schuld: Unsere Herren Gegner! ... Die kämpfen bekanntlich mit geistigen Waffen ... Meine Herren: Ich lege die geistige Waffe hier auf den Tisch des Hauses ... Sie sagen: Das ist ja ein faustgroßer Chausseestein! ... Ja ... Ich wunderte mich auch, wie ich vorhin dies politische Argument an den Kopf bekam! Hätte mich beinahe meinen schönsten Backenzahn gekostet! Na, prost ... Entschuldigen Sie, wenn ich mich auf den Schrecken stärke ..."

Er nahm unbekümmert aus dem nächsten Bierglas, dem des Herrn von Zotzen=Rhinow, einen tüchtigen Schluck. Ilse Lauckardt wandte belustigt den dunklen Kopf über die Stuhllehne zu ihrem Mann.

„Das ist doch echt der Bornim! ... Nicht?"

„Ja. Na ... ich muß jetzt wieder runter ... Adieu!"

Die junge Frau nickte zerstreut und spähte, sich so weit als möglich vorbeugend, nach unten: Da nahm der Otto eben wieder Platz und schlug mit edlem Anstand ein Bein über das andere. Gerade vor ihm, dicht an der Rampe, stand Achim von Bornim, eine Hand halb in der Tasche, voll Gleichmut: „Meine Herren! Selber mich loben kann ich nicht! Die Herren des patriotischen Vereins hinter mir sind doch nicht durch die Bank von Gott verlassen. Die müssen doch schließlich ihre Gründe haben, warum sie an Stelle von viel besseren Leuten grade mich ins Feuer schicken wollen! ... Wie? ... Zu jung ... Na ... Sie verehrter Zwischenrufer da unten — Sie scheinen mir selber auch noch reichlich feucht hinter den Löffeln ... Meine Herren! Ich bin kein Bismarck! Sie brauchen nicht erst nee! nee! zu rufen. Ich weiß es selber. Aber ich kann nur das gleiche sagen wie er 1847: ‚Zu jung? Na — Das ist ein Fehler, den ich täglich mehr ablege!'"

Zum erstenmal seit Jahren sah Ilse Lauckardt ihn wieder aus der Nähe. Er hatte sich kaum verändert. Und war doch gereift. Der Ernst des Lebens hatte sich den festen Zügen mit dem straffen Schnurrbart eingeprägt. Sorgen waren über die Stirn gegangen. Kampfeshärte wohnte in den grauen Augen. Das war nicht mehr der Leutnantsleichtsinn von einst. Sie dachte sich: Kaum vier, fünf Jahre sind's her ... Und wir waren damals noch halbe Kinder ... Ein paar Mücken vernünftiger als wir ... Das heißt: Er war ja vernünftig ... er ...

Und ich schließlich auch ...

Achim von Bornim war in seiner Rede jetzt mitten in der Politik. Sie verstand das nicht. Sie hörte, wie er trocken und sachlich sagte: „Ja, meine Herren: die Caprivische Wehrvorlage ... für mich und jeden alten Offizier — ist's 'ne harte Nuß, auf die dreijährige Dienstzeit zu verzichten: nee, diese Verantwortung tragen wir nicht! Das muß man da oben wissen. Aber dann dafür was Ordentliches! Meine Herren: diese sechzig Millionen sind eine Bagatelle für das deutsche Volk! ... Die spielen gar keine Rolle! ... Ich und jeder von uns muß sich da sagen: Das zahl ich gern!"

„Reiche Frau!" schrie ein dicker Herr ganz vorn. Stimmen hinten wiederholten im Takt: „Reiche Frau!... Reiche Frau!"

„Ruhe!"

Die Glocke des Vorsitzenden. Lachen. Wieder Zurufe: „Reiche Frau!... Kunststück!... Kann jeder... Wahlkosten... Reiche Frau!"

Achim von Bornim stand sehr gelassen während des Lärms da. Er schaute im Saal umher. Sein Blick glitt absichtlich gleichgültig über die Wände, in die dunkle Loge... Im selben Moment hatte sie oben das Gefühl: Jetzt hat er mich gesehen...

Er schaute immer noch hinauf. Sie hielt gleichmütig stand. Ihrer beider Augen ruhten durch Tabaksqualm und Wahlgeschrei ineinander. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Ebensowenig der ihre. Dann wandte er sich in der wieder eingetretenen Stille der Versammlung zu und nickte zu dem dicken Zwischenrufer hinunter: „Na... Herr Philipps... Fühlen Sie sich jetzt besser?... Meine Herren... Ich habe Herrn Philipps schon die ganze Zeit beobachtet! Er hat mir förmlich leid getan, wie er so unruhig dasaß! Nun hat er ja mit Gottes Hilfe sein Sprüchlein aufgesagt!... Mein sehr verehrter Herr Philipps: Meine Frau geht Sie gar nichts an! Aber zu Ihrer und der anderen Herren Schreier Beruhigung: Mein Schwiegervater, der Regierungsrat von Nippold, hat nicht 'nen Pfennig für Wahlkosten oder ähnliche Zwecke gegeben! Der ist gar nicht so! Den kenn ich besser als Sie. Und nun steigen wir wieder in unsere sechzig Millionen!"

Diese Ziffern des Reichshaushalts waren ihm in dem viele Wochen dauernden Wahlkampf das tägliche Brot geworden. Nur ganz im Anfang hatte der hinter ihm sitzende Parteisekretär zuweilen soufflieren müssen. Jetzt hätte er das Zeug im Schlaf von rückwärts aufsagen können. Immer das gleiche... Die gleichen Schlagworte... nun der Witz von bewährter Zündkraft... die Pause, bis das Gelächter sich gestillt... Eigentlich der höhere Humbug... Half nichts... mußte eben sein...

Und während ihm das mechanisch über die Lippen kam, ging es ihm durch den Kopf: Die Ilse!... Was macht die hier?... Kommt die mir zu Ehren?... Ihrem Mann zulieb?... Verrückt! Ein Frauenzimmer hier, wo mir's schon in der Tabakstänkerei bald zu viel wird... Er hatte sie nur undeutlich im Zwielicht gesehen... Er drehte im Reden unauffällig einmal den Kopf zur Seite und nach oben. Natürlich war sie's... hörte aufmerksam zu... mit einem sonderbaren Lächeln... als käme er ihr komisch vor, wie er da unten vor dem verehrlichen Publico seine Wahlwalze schnurren ließ. Mochte sie! Aus dem Konzept brachte sie ihn nicht. So waren seine Nerven nicht. Jetzt, wo er zum Schluß aus den Zahlen heraus war und wieder frei von der Leber weg sprechen konnte, vergaß er Ilse Lauckardt und alle Frauenzimmer der Welt. War ganz bei der Sache. Richtete sich hoch auf. Verstärkte seine Stimme: „Meine Herren! Bismarck lebt noch!... Ja, sehen Sie... bei dem Klang des Wortes geht ein Rauschen durch den Saal, wie wenn der Wind durch deutsche Eichen weht... der teure Name belebt uns alle, macht uns größer!... Bismarck lebt noch, nicht als Einsiedler, sondern als unser getreuer Eckehart drüben im Sachsenwald. Bismarck ist unser mahnendes Gewissen. Denken Sie, er wäre hier unter uns! Da säße er mit seiner Pfeife und seinen gewaltigen Augen! Und neben ihm der Tyras! Mit dem Tyras war nicht zu spaßen!... Der hat sogar einmal nach meinem Vater geschnappt, wie er beim Fürsten war... Mein Vater war oft bei Bismarck und hat sich bei ihm Rat und Belehrung geholt."

Er machte eine kurze Pause. Dann eine energische Handbewegung durch die Luft.

„Meine Herren! Ich stehe hier als der Sohn meines Vaters, als sein Erbe, dem ich alles verdanke, was ich bin. Wenn Sie mich wählen, werd ich es mir zum Grundsatz machen, mich vor jeder Entscheidung zu fragen: ‚Was hätte dein Vater in dem Fall getan?' Dann kann ich eigentlich nicht fehlgehen... Wie?... Ja, freilich kann ich nicht wissen, ob er bei diesem oder jenem Quarck ja oder nein gesagt hätte, Verehrtester! Aber mein Vater hat einmal ein goldenes Wort zu mir gesprochen: Das Entscheidende ist: Läßt sich der Mensch für seine Überzeugung totschlagen oder nicht? Tut er das, dann hat er von seinem Standpunkt aus recht!... Nun, meine Herren ... Wir tun's! Ich tu's! Ich kann Sie versichern: Fürchten tu ich mich vor niemand!... Am wenigsten vor den Herren da hinten, die schon wieder spektakeln!... Meine Herren... Das ist der Kernpunkt: Der Mut zur Tat. Und in dem Zeichen werden wir siegen..."

Herrgott!... schrien die Leute unten!... Ein Händeklatschen... es klang, als schüttelte man Erbsen durch das blaue Wolkenmeer des Saals... Ein „Hoch!" aus dem trüben Dunst voll Glatzen, Bierseideln, dunklen Röcken... Ein Hoch auf den Kandidaten... Ilse Lauckardt beugte sich neugierig vor. Unglaublich, so viel Wesens um Achim Bornim zu machen! Ausgerechnet grade um jenen! Wie er dastand! Als sei das alles selbstverständlich... Ach — er fiel ja doch durch! . Hoffentlich... Das tat ihm sehr gut! Er sollte nur nicht glauben, daß für ihn die ganze Welt immer ein Tischleindeckdich sei . . .

Sie dachte sich: Alles Gute kommt dem Achim durch seinen Vater. Noch aus dem Jenseits. Und alles Pech ist mir immer durch meinen Vater widerfahren. Und er lebt! Warum ist das immer so ungerecht verteilt? Sie war in einer zitterig grundlos aufgeregten Stimmung. Das machte die Hitze im Saal. Puh... die Luft!... die Spießbürger da unten... da kribbelte es wie ein Ameisenhaufen. Schluß der Versammlung! . . . „Diskussion" schrien hinten junge Leute in roten Schlipsen. Oben auf dem Podium hob der Pfarrer Rodenhaus den Arm als Taktstock und begann in dröhnendem, wohlgeschultem Tenor:

„Deutschland, Deutschland über alles" . . .

Alles stand. Sang mit:

„Ueber alles in der Welt" . . .

„Diskussion!... Dis—kussi—on!"

Es klang wie Hilferufe von Ertrinkenden im Hintergrunde, versank im Brausen der rauhen Männerstimmen:

„Wenn es uns zum Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält." . . .

Verrückt!... Nein verrückt sind sie... sagte sich Ilse Lauckardt. Eigentlich imponierte es ihr. Aber das wollte

sie sich nicht zugestehen. Schon, weil Achim von Bornim der Mittelpunkt war. Dann ärgerte sie sich über ihren Mann, daß er sie nicht abholte. Da kam er endlich herauf. Sie fuhr ihn nervös an: „Wo steckst du denn, Otto? ... Ich steh mir hier die Beine in den Leib und warte.... Und du machst dich da unten wichtig und vergißt ganz, daß du eine Frau hier hast ... die einzige Frau im ganzen Saal ... Denkst du, daß das angenehm ist unter fünfhundert oder tausend Männern? Warum schleppst du mich denn hierher?"

Otto Lauckardt war die Launen seiner schönen Frau schon gewohnt.

„Du hast's doch gewollt, Ilse! Wie? ... Ja.... Komm du mal hier durch! ... Unten drängt sich alles knüppeldick! Man kann nicht raus! ... Es steht 'ne Riesenvolksmenge vor dem Haus und brüllt ... da hör nur ... hörst du's klirren? ... Das sind Laternen oder Fensterscheiben!"

Ilse lugte seitlings durch das Fenster und staunte.

„Wo kommen nur alle die Leute her? So viele gibt's ja hier gar nicht! ... Wie die Mauern! Über den ganzen Markt! Horch! Da singen sie: mitten aus der Menge heraus! ... ‚Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will!' Du Ottochen ... was bedeutet denn das?"

„Die Arbeitermarseillaise oder so was Gutes!" brummte ihr Mann. „So! ... Da schafft die Polizei endlich Luft!"

„Hui! Eben hat der Wachtmeister eins an den Kopf gekriegt!"

„Nee! Nur an den Helm!"

„Jetzt wird er aber tücksch! .. Jetzt hauen sie ein!"

„Mit flachen Säbeln!"

Ilse hatte unwillkürlich aufgeschrien. Sie war ein wenig blaß geworden. Sie fragte: „Auf wen sind denn die Leute so wütend?"

„Auf Bornim! Er ist ja kolossal schroff! ... Er hat die Bande maßlos gereizt den ganzen Wahlkampf hindurch.... Du ... da steht er doch wahrhaftig am offenen Fenster und schaut sich ganz gemütlich die Geschichte an.... Die Hände in den Hosentaschen ... Zigarre im Mund.... Ein toller Kerl." ...

„Komm! ... Wir wollen nach Hause!"

Die junge Frau zog mit einem jähen Ruck den Abendmantel um die Schulter fester und stieg die Treppe hinunter. Er folgte ihr.

„Nur Geduld! ... Vorläufig sind wir hier immer noch blockiert. Von Anspannen keine Rede! ... Wenigstens kommt man jetzt hier unten durch! So! ... Da setze dich jetzt vorläufig hin! ... Ich suche Papa." ...

Der niedere, für den Landverkehr reservierte Hinterraum des „König von Preußen" war voll von Herren, stehenden und sitzenden, phlegmatischen und aufgeregten. Trinkenden und rauchenden. Zum Glück auch ein paar ihrer Frauen und Töchter, die Besorgungen in Berlin gemacht und sich vor dem Getümmel auf den Straßen der Kreisstadt in diesen sicheren Hafen geflüchtet hatten. So war man wenigstens nicht die einzige Dame. Wurde zunächst in dem Stimmengewirr kaum beachtet. Ilse saß still und blaß. Da kam ihr Mann mit seinem Vater. Der Großindustrielle lachte.

„Na ... da habt ihr euch ja ein nettes Exemplar von einem Junker aufgegabelt! ... Alle Achtung! Aber Haare hat der Kerl auf den Zähnen! Das muß man ihm lassen!"

Die junge Frau fuhr nervös auf.

„Gott, Papa — nun fängst du auch schon an? ... Es ist ja gräßlich, mit eurem ewigen Bornim! ... Der macht euch alle schon rein verdreht!"

„Du, Otto — was hat sie denn?"

„Ach — der ganze Betrieb hier ist für sie zu viel!" sagte Otto Lauckardt verdrießlich und setzte sich zu den beiden. „Ich hab's ja gewußt! Politik ist Männersache! ... Fritze! ... 'n Glas Bier! Ilse ... willst du was?"

„Nach Hause will ich!"

„Gleich! Gleich!"

In der Ecke gegenüber, um den Rundtisch vor dem ehrwürdigen, durch Generationen des Landadels kahlgescheuerten Ledersofa, saß Achim von Bornim inmitten seines Stabs, verzehrte mit der Gemütsruhe eines Mannes, der sein Tagewerk getan, ein Beefsteak und trank dazu eine Flasche Medoc. Sie sah nicht zu ihm hinüber. Aber jetzt begegnete sie doch zufällig seinem Blick. Er erhob sich halb vom Stuhl und verbeugte sich höflich. Sie dankte mit einem flüchtigen Kopfnicken. Sie dachte sich feindselig: Wenn er Manieren hätte, müßte er wenigstens herüberkommen und guten Tag sagen, nachdem uns das Schicksal schon im selben Raum zusammengeführt hat! ... Und dann: Er wird sich hüten! Warum soll er sich von mir schlecht behandeln lassen? ... Obenhin? Mehr blüht ihm doch nicht! Das weiß er.

„Gräßlich ist's hier!" sprach sie ungeduldig zu ihrem Mann. Er hörte es nicht. Er predigte mit selbstgefälligem Nachdruck eines Wissenden auf den Vater ein: „... Du kannst mir glauben, Caprivi hat keinen gefährlicheren Gegner als gerade die anderen Generale!" ... Sie hatte feinere Ohren als er. Sie vernahm, wie drüben am Rundtisch der junge von Zotzen-Rhinow zu Achim von Bornim sagte: „Das mußt du Herrn Lauckardt fragen!" Und dann lauter: „Herr Lauckardt! ... Bornim möchte wissen, ob die Saison-Ziegelarbeiter bei Ihnen in die Wählerlisten eingetragen sind?"

Otto Lauckardt sah auf, und nun blieb Bornim, da er von ihm eine Auskunft haben wollte, nichts übrig, als die vier, fünf Schritte zu seinem Tisch zu tun. Er trat unbefangen, in ungezwungener Haltung heran.

„Es sind immerhin zwanzig Stimmen!" sagte er lachend. „Gerade genug, um 'nem unseligen Kandidaten den Fangschuß zu geben! ... Guten Abend, gnädige Frau! ... Wir haben uns lange nicht gesehen ... Darf ich bitten? ... Oh ... Ihr Herr Schwiegervater! ... Na ... Hier sind Sie nun unter uns Agrarier geraten! Eine schöne Gesellschaft, werden Sie denken. Dabei sind wir eigentlich die wahren Freunde der Industrie.... Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt! Sie auch! Tiefe Weisheit.... Aber wir werden ja immer verkannt!" Er sprach mit Absicht an Ilse vorbei, in seinem beliebten Ton zwischen Scherz und Ernst, aus dessen nachlässiger Sicherheit jeder heraushören konnte, was er wollte. Otto Lauckardt hatte stirnrunzelnd sein Notizbuch zu Rate gezogen.

„Dreizehn Ziegelformer hab ich als Wahlvorsteher eintragen müssen!“ sagte er zu den anderen herangekommenen Parteigenossen.

„Ja, aber warum denn, Bester?“

„Die Wahlprüfungskommission hat wohl voriges Jahr ...“

„Ach — damals in Ostpreußen lag die Geschichte ganz anders.“ ...

Während des Streits stand Achim von Bornim etwas abseits neben Ilses Stuhl. Er stützte leicht die Hand auf die Lehne, beugte sich vor und meinte lächelnd zu ihr hinab: „Nun ... wie geht's denn?“

Sie merkte, daß er die direkte Anrede: „Dir“ oder „Ihnen“ vermied. Sie schaute ihm fest ins Auge.

„Mir? ... Oh ... ausgezeichnet!“

„Das freut mich!“

Er sprach es in einem einfachen, für seine Art herzlichen Ton. Es war wie der Nachklang alter Kameradschaft, die dem anderen nur Gutes wünscht. Es blieb nicht ohne Eindruck auf sie. Dann wieder der Gegenschlag.... Natürlich: Für ihn war das bequem, auf die Weise sein schlechtes Gewissen loszuwerden! Er hatte ja immer Glück! ... Und doch wiederholte sie, und nun war es wieder wie eine Rache an ihm: „Ich kann wirklich nicht klagen! ... Ich fühle mich so wohl und zufrieden.“ ...

„Das kann ich von mir beim besten Willen nicht behaupten!“ sagte Achim von Bornim. „Auf mir drischt alles herum. Meine alte Diana in Sommerwerk nimmt noch ein Stück Brot von mir! Das tut das Vieh aber auch nur, weil es keine Zeitungen liest! ... Die ältesten Leute im Kreise erinnern sich nicht, je einen derart unpopulären Menschen gesehen zu haben! ... Na ... morgen hat die arme Seele Ruh!“

Er neigte seinen verwegenen Kopf, der jetzt, bei dem lebhaften Sprechen, so täuschend dem Achim vor Jahren gleichgeblieben zu sein schien, noch mehr herab. Er entschloß sich nun plötzlich doch, sie unmittelbar mit „Sie“ anzusprechen, aber mit einem Lächeln dabei, das „Du“ und „einst“ hieß.

„Soll ich Ihnen sagen, was Sie denken? Sie werden heute abend vor dem Einschlafen noch recht zum lieben Gott beten, daß er mich morgen durchfallen läßt! ... Nein! Nein! ... Ich nehm es Ihnen gar nicht übel! ... Ich hab ja so viel Feinde, teils mit, teils ohne Schuld.“

„Es ist mir ganz gleich, ob Sie gewählt werden oder nicht, Herr von Bornim!“

Dieses „Herr von Bornim“ fiel wie eine schmale, trennende Schranke zwischen ihnen nieder. Achim verbeugte sich. Er reichte ihr nicht die Hand.

„Guten Abend, gnädige Frau!“

„Guten Abend!“

„Wünschen Sie ihm doch wenigstens Arm- und Beinbruch, Gnädigste!“ schrie von hinten der joviale alte Herr von Thielecke. Otto Lauckardt, der mit einer gewissen Unruhe das Gespräch der beiden mit den Augen verfolgt hatte, kam heran.

„So! Der Wagen ist da!“

Vor dem „König von Preußen“, auf dem immer noch unruhig belebten Marktplatz, harrte der schönste Viererzug des Kreises. Ilse Lauckardt stieg ein. Sie wußte, daß ihr, der elegantesten und reichsten Frau weit und breit, jetzt von drinnen alles nachsah. Achim von Bornim auch. Das Gefühl des Luxus erfüllte sie mit einer lächelnden Genugtuung. Sie zog die Wagendecke fester um die Knie und lehnte sich lässig zurück, während die Räder über das holprige Pflaster donnerten. Innen, im „König von Preußen“, meinte der alte Thielecke mißbilligend: „So ist nun der Herr Lauckardt! ... Reißt sich die Beine aus, um sich nützlich zu machen, und kostet uns nun wieder soundso viel Stimmen! ... Ja, aber liebster Leftenar ... Am Vorabend der Stichwahl fährt man doch nicht mit vieren lang durch das Nest! Ärgert doch den Mittelstand! Die kleinen Meister springen in letzter Stunde ab. Der Mann hat nie den richtigen Instinkt! ... Finden Sie nicht auch, Bornim?“

„Ich laß jetzt die Karre laufen!“ sagte Achim gleichmütig. Er saß nun, wo die paar Damen fort waren, in seiner Lieblingsstellung, rittlings auf dem Stuhl, vor dem runden Großvätertisch und hielt sich den Parteisekretär und dessen Papiere mit einer Gebärde des Abscheus vom Leibe. „Nee — nee! ... Schluß ... Ich hab die Politik dicke! ... Schlafen kann ich nicht, jetzt, wo das deutsche Volk sich rüstet, für mich in die Wahlurne zu steigen! ... Leggien ... Sie machen so ein Verbrechergesicht ... Ich seh, Sie sind einer längeren Sitzung nicht abgeneigt ... Sie auch nicht, Breitfus ... und Sie ... Fritze ... noch 'ne Flasche Medoc ... Oder lieber gleich 'n Arm voll ... Sonst müssen Sie ewig in den Keller .. “

„Heute ist er zum erstenmal ein wenig aufgeregt!“ sprach der Pfarrer Bodenhaus gedämpft zu dem Doktor Böhmer.

„Kein Wunder! ... Na ... ich muß jetzt in die Klappe! Gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Unschlüssig.

Der Weiser hat zwei Arme,
Für mich sind sie zu viel.
Ich weiß nicht, winkt zur Rechten,
Zur Linken mir das Ziel.

Kein Mensch ist da zu fragen,
So weit ich sehen mag.
Die Sonne ist bald nieder,
Zu Ende geht der Tag.

Wär heut vor fünfzehn Jahren,
Ich blieb nicht lange stehn,
Ich würd nicht nach den Armen
Des morschen Weisers sehn.

Gleichviel, wohin gegangen,
Nur in die Welt hinein! —
Heut aber muß es heißen:
Mit Schritten sparsam sein!

Leo Heller.

Umwege in der Technik.

Von Hans Dominik.

„Es zog jemand aus, seines Vaters Eselin zu suchen, und fand ein Königreich." Die alte Geschichte hat sich in anderer Form unzähligemal wiederholt. Man braucht nur an Christoph Kolumbus zu erinnern, der ausfuhr, einen näheren westlichen Seeweg nach Ostindien zu finden, und anstatt dessen einen neuen riesigen Erdteil entdeckte. Auch die Geschichte unserer Technik ist voll von derartigen Vorgängen, bietet in Hülle und Fülle Beispiele, wie schließlich anderes gefunden wurde als das, was man suchte, wie die Entwicklung ganz andere Wege ging, als man ursprünglich erwartete und wollte.

Beispiele dafür bieten bereits die Alchimisten des Mittelalters, die alle möglichen und unmöglichen Dinge in ihrem Tiegel zusammenschmorten, um Gold zu machen oder den Stein der Weisen zu finden, und dabei Dinge entdeckten, die dann doch auf Umwegen das Gold ins Land hineinbrachten. Da saß Johann Kunckel, der später noch ein schwedischer Herr von Löwenstjern werden sollte, vor 240 Jahren auf der Pfaueninsel und braute seine Mixturen und Arcana zusammen. Das Gold fand er nicht. Wohl aber das wundervolle rote Rubinglas, auch wohl Kunckelglas genannt, dessen Herstellung dann eine namhafte Einnahmequelle für Brandenburg wurde. Einige dreißig Jahre später mühte sich ein anderer Adept, Johann Friedrich Böttiger, in sächsischen Diensten ab, für den ewig geldbedürftigen König August Gold zu verfertigen. Der laborierte auch mit den Erden der Meißner Gegend und holte klingende, feinkörnige Scherben aus der Retorte. Gewiß kein Gold. Aber das erste europäische Porzellan. Und das Gold, das das Meißner Porzellan seitdem in das Land Sachsen gebracht hat, kann sich wohl sehen lassen.

Unsere moderne Technik ist zielbewußter geworden. Sie braut und brodelt und schmort nicht mehr aufs Geratewohl, sondern stellt sich bestimmte Aufgaben, die auf bekannten Wegen möglichst gradlinig erreicht werden sollen. Daß sie trotzdem häufig Umwege macht, daß der Weg gelegentlich überhaupt ganz wo anders hinführt, dafür mangelt es trotzdem nicht an Beispielen.

Recht interessant sind die Arbeiten, die den bekannten Erfinder des Gasglühstrumpfes Auer von Welsbach schließlich zur elektrischen Metallfadenlampe führten. Das Gasglühlicht beruht ja auf der Eigenschaft gewisser seltener Erden, vornehmlich des Zer- und Thoroxyds, schon bei verhältnismäßig niedrigen Temperaturen unverhältnismäßig große Lichtmengen auszustrahlen. Das Emissionsvermögen dieser Edelerden ist vielmals größer als das des Kohlenstoffes. Man kann sich leicht davon überführen, wenn man beobachtet, wie dunkel die glühenden Rußflecken auf einem verrußten Glühstrumpf gegenüber dem reinen Strumpfgewebe aussehen. Der Gedanke mußte naheliegen, diese Edelerden auch in der elektrischen Glühlampe nutzbar zu machen, den alten Kohlenfaden mit seiner mangelhaften Lichtemission in irgendwelcher Weise durch sie zu ersetzen. In diesem Sinn begannen die Arbeiten. Doch sofort zeigten sich an allen Ecken und Enden technische Schwierigkeiten, und immer entschiedener bog der Gang der Entwicklung nach einer ganz andern Richtung hin ab. Immer mehr zeigte es sich, daß die im Glühstrumpf so nützlichen Edelerden und auch die Reinmetalle dieser Erden in der elektrischen Lampe nicht zu verwenden waren. Der Weg führte vom Zer und vom Thor zum Osmium und zum Wolfram, zu den modernen Metalldrahtlampen, die heute die Kohlenfadenlampe fast völlig verdrängt haben.

Ganz nebenbei wurde wieder etwas anderes gefunden. Der Gang der Arbeiten brachte es mit sich, die Metalle der lichtstarken Edelerden, des Zeroxyds usw., rein darzustellen und ihr Verhalten in verschiedenen Legierungen zu studieren. Dabei wurde das Zereisen hergestellt und seine ungemein starke Funkenbildung entdeckt, die heute bekanntlich in ausgiebigem Maß in den Zereisenfeuerzeugen Verwendung findet.

Auch unsere Flugtechnik ist nicht arm an derartigen Umwegen; ja es fehlt nicht an Stimmen, die die ganze derzeitige Entwicklung der Aviatik für einen Abweg halten, der uns zunächst einmal recht weit von den durch die Begründer der Aviatik gesteckten Zielen abgeführt hat. Wir wissen es seit Lilienthal, daß die größten und geschicktesten Flieger, wie Störche, Albatros und dergl., die Arbeit des Windes, der unregelmäßig bewegten Luft in mustergültiger Weise für ihre Flüge ausnutzen. Je unruhiger, je böiger die Luft ist, desto mehr nimmt sie diesen Fliegern die Arbeit ab, reduziert die noch von den Muskeln der Vögel zu leistende Arbeit auf ein Minimum. Praktisch bis auf Null; denn man weiß ja, daß die großen Seevögel viele Tage hindurch im Sturm schweben, dabei sogar schlafen sollen. Daß dies Verfahren auch bezüglich der Schnelligkeit nichts zu wünschen übrigläßt, zeigen die Fluggeschwindigkeiten der Segelflieger, die bis zu 160 Sekundenkilometer gehen.

Der Mensch war daran, dies Problem zu studieren. Die Ferber, Wright usw. arbeiteten mit einfachen, motorlosen Flugvorrichtungen, als die Technik auf dem Weg über das Automobil dahin kam, endlich den lange ersehnten leichten und kräftigen Motor zu schaffen. Danach lenkt die Entwicklung mit einem Schlag in andere Bahnen ein. Man verzichtet auf die Arbeit der bewegten Luft und läßt die Aeroplane als reine Motordrachen mit Maschinenkraft durch die Lüfte gehen.

Die äußerlichen Erfolge sind unverkennbar. In fünf Jahren hat der Motordrachen Flughöhen und -zeiten, -strecken und -geschwindigkeiten erreicht, die man nicht zu ahnen wagte, als im Januar 1908 der erste Flug über ein Kilometer gelang. Aber mit der Sicherheit sieht es böse aus. Der ewig bewegte Luftozean, der treue und unermüdliche Helfer des natürlichen Segelfluges, ist für den Maschinendrachen ein feindliches und gefährliches Element. Die Liste der Ikariden spricht mit grausiger Deutlichkeit dafür, während noch nie ein Albatros durch den stärksten Seesturm aus dem Gleichgewicht gebracht wurde.

Die Zukunft wird zeigen, ob wir es hier mit einem Umweg oder mit einem Abweg zu tun haben, ob es gelingen wird, dem Maschinendrachen im feindlichen Luftmeer eine ähnliche Stabilität und Sicherheit zu verleihen, wie sie etwa Motorboote und Dampfer im Wellengang des Ozeans besitzen, oder ob man, wie es die Wrights schon vorschlugen, wieder dahin zurückgeht, den natürlichen, in sich sicheren Segelflug mit minimalster motorischer Unterstützung anzustreben. Vielleicht auch, daß beide Ziele verfolgt werden, daß man auf einem Umweg das ursprüngliche Ziel erreicht, den motorlosen Segelflug, daß der Seitenweg in weiterer Entwicklung zum stabilen Motordrachen führt.

Ein anderes hübsches Beispiel für einen technischen Umweg bietet die Industrie der flüssigen Luft. Lange Jahre war die Verflüssigung der bis dahin als unbezwingbar angesehenen, der sogenannten permanenten oder incoercibIen Gase ein physikalischer Rekord, dem man von vielen Seiten nachjagte. Dann gelang die Verflüssigung, und speziell die Arbeiten des Professors von Linde führten zur Konstruktion von Maschinen, mit denen die Verflüssigung der Luft in großem Maßstab und bequem durchführbar war. Aber flüssige Luft ist schließlich ein Artikel, für den es nur einen recht beschränkten Absatz gibt. Ihre extreme Kälte von 180 Grad wird nur in den seltensten Fällen benötigt. Da führte der Weg weiter. Man ließ die flüssige Luft stufenweise verdampfen, fraktioniert destillieren, so daß ihre einzelnen Bestandteile, Stickstoff und Sauerstoff, getrennt aufgefangen werden konnten. Die Verdampfungskälte wurde in wirksamster Weise für die Vorkühlung neuer zu verflüssigender Luft nutzbar gemacht, und so hatte man ein Verfahren, das technisch reinen Sauerstoff viele Male billiger lieferte, als es mit den bisherigen chemischen und elektrischen Mitteln möglich war. Für Sauerstoff und speziell für billigen Sauerstoff hat die Technik aber jederzeit lebhaften Bedarf, und gewisse Verfahren, wie die autogene Schweißung oder das Schneiden mit dem Sauerstoffgebläse, sind erst nach der Herstellung des billigen Lindeschen Sauerstoffes recht eigentlich lebensfähig geworden. So führt auch hier die Entwicklung im Bogen zu Dingen, an die man im Anfang nicht dachte. Von der Lösung eines physikalischen Problems zu einem Spezialgebiet der Kältetechnik und von diesem zu großen metallurgischen Problemen.

Es ließen sich der Beispiele noch manche bringen. Doch die wenigen zeigen bereits, daß auch heute noch die Wege technischer Entwicklung verschlungen und bisweilen geheimnisvoll sind. Sie zeigen, daß in manchem scheinbar ganz einfachen Problem Entwicklungsmöglichkeiten liegen, die sich beim Beginn der Arbeiten nicht ahnen lassen. Und das mag schließlich den Pfadfindern und Pionieren technischer Entwicklung und technischen Fortschrittes bei ihren nicht immer leichten Arbeiten einen gewissen Ansporn geben. Weiß man nicht immer, ob der Weg zum Ziel führt, so darf man doch immer hoffen, daß er in jedem Fall zu erstrebenswerten Dingen geht.

Bei den Mönchen auf dem St. Bernhard.

Von A. Krenn. — Hierzu 12 Spezialaufnahmen des Verfassers für die „Woche".

Unter den vielen Alpenübergängen, deren Benutzung in grauer Vorzeit Geschichte und Sage uns vermelden, ist der Große St. Bernhard einer der ältesten und bekanntesten und bis auf unsere Tage einer der meist besuchten geblieben. Während die östlichen Alpenpässe nach einer längeren oder kürzeren Blütezeit wieder in jahrhundertelange Vergessenheit zurückfielen und erst im vorigen Jahrhundert ihre Wiederentdeckung feierten, blieb der Große St. Bernhard seit mehr als zwei Jahrtausenden ununterbrochen eine der wichtigsten Verbindungstraßen für die Völker zu beiden Seiten des Alpenwalls.

Zahlreiche Funde von Münzen und andern Gegenständen verkünden, daß schon lange Zeit vor den ersten Eroberungzügen der Römer die keltischen und gallischen Urvölker den Paß zu Einfällen nach Italien benutzten. So steht u. a. ziemlich sicher, daß Brennus seinen Römerzug 390 v. Chr. über den Großen St. Bernhard unternahm, während der nicht minder berühmte Einfall Hannibals nach neueren Forschungen wahrscheinlich über den benachbarten Kleinen St. Bernhard erfolgte. Ueber die Bedeutung des Passes als Handelsweg sind wir nur auf Vermutungen angewiesen, während die geschichtlichen Ueberlieferungen ihn als die bedeutendste Heerstraße bis in die neuere Zeit darstellen. Unzählige römische Heeresmassen sind während der halbtausendjährigen Römerherrschaft nordwärts der Alpen über seine wilden Höhen und Schluchten herabgestiegen, darunter ein Heer von dreißigtausend Mann im Winter des Jahres 69 n. Chr. Den Römern folgten die Heerzüge der Langobarden und später der karolingischen Kaiser. Karl der Große soll den Paß mehrmals überschritten haben, darunter auch auf dem Weg zur Krönung in Rom und zurück, die Tradition schreibt ihm den Bau der heute noch existierenden Brücke über die Valsoreyschlucht bei Bourg St. Pierre zu. Die Kaiser Lothar, Karl der Kahle und Karl der Dicke, Arnulf, Berengar von Ivrea, die Kaiser Heinrich V., Friedrich I. und Heinrich VI., Herzog Berthold von Zähringen u. a. zogen gleichfalls mit Heeresmacht über den Berg, wie auch viele hohe und höchste geistliche Würdenträger mit Vorliebe diesen Weg benutzten.

In neuerer Zeit ist der im Mai 1800 erfolgte Uebergang Napoleons mit einem Heer von vierzigtausend Mann berühmt und wohl über Gebühr bewundert worden, während zum Beispiel der fast gleichzeitige Zug Suworows über den Gotthard-, Kinzig- und Panizerpaß, der unter fortwährenden Kämpfen stattfinden mußte, eine ungleich schwierigere und bewundernswürdigere Leistung darstellt.

Seit den napoleonischen Kriegen diente der Große St. Bernhard nur mehr friedlichen Zwecken; er erhob sich nächst dem Gotthard zu dem wohl meist begangenen Alpenpaß, trotzdem er infolge seiner Höhe nicht nur der schwierigste, sondern im Winter auch der gefährlichste Uebergang ist. Er war besonders der Paß der armen Leute, die aus dem Piemont und der Lombardei nach der Westschweiz, Frankreich, Westdeutschland auswanderten und im Herbst wieder zurückkehrten, während die wohlhabenderen Reisenden den Simplon vorzogen, der schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine prächtige Fahrstraße erhielt und somit ein rascheres Reisen ermöglichte. Mit der Eröffnung des Simplontunnels hat der Besuch des Großen St. Bernhard, der früher jährlich über zwanzigtausend Personen betrug, eine bedeutende Abnahme erfahren, da heute nur mehr die Bewohner der nächsten Talschaften den Paßübergang benutzen. Aber bereits ist eine neue, rasch zunehmende Besucherkategorie aufgetaucht: die Touristen. Einmal das Aufkommen des Wintersports in den Alpen, dann die vor einigen Jahren erfolgte Vollendung der Fahrstraße durch die an landschaftlichen Schönheiten außerordentlich reiche Gegend bringen eine rasch ansteigende Besucherzahl herbei, und diese dürfte in absehbarer Zeit

Ein Mönch verläßt mit einer Hundemeute das Hospiz, um Touristen entgegenzugehen.

auch die Ursache werden, daß eine der schönsten und ehrwürdigsten Stiftungen im Geist christlicher Nächstenliebe, die unentgeltliche Aufnahme und Pflege der Wanderer, ihr Ende findet oder doch den Verhältnissen der neuen Zeit angepaßt werden muß.

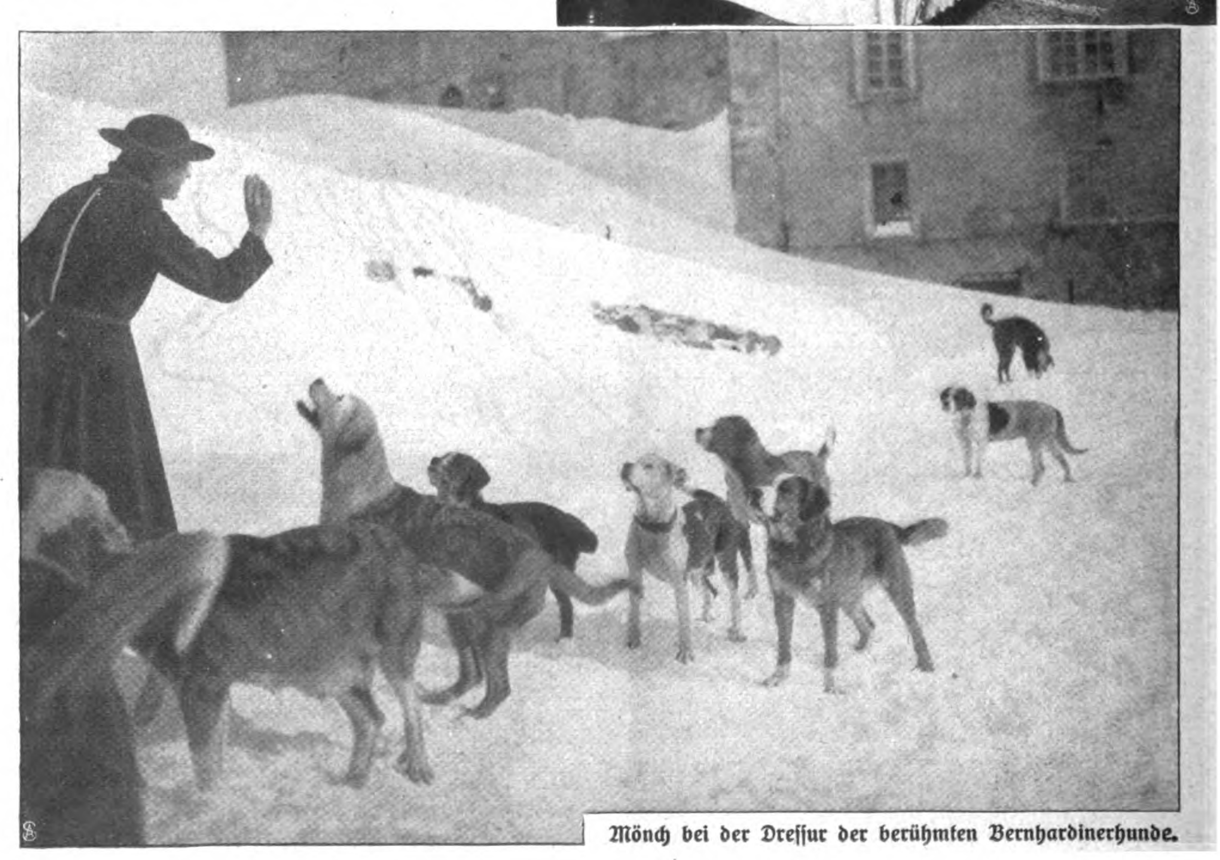
Es ist bekannt, daß das Kloster auf der Höhe des Passes fast durch ein Jahrtausend eine Stätte der Gastfreundschaft und der Barmherzigkeit gewesen ist, gegründet in erster Linie, um den armen Wanderern und Pilgern Hilfe und Unterstützung angedeihen zu lassen. Die großen Herren, Kaiser, Fürsten und Grafen, Päpste und Aebte, die seine Gastlichkeit genossen, erwiesen sich dankbar durch Zuwendung von Stiftungen, Vorrechten und Schutzbriefen, so daß es bis in die Gegenwart möglich war, dem Geist des Stifters nachzuleben. Heute aber bilden die wirklich Hilfsbedürftigen nur mehr einen geringen Bruchteil der Besucher, und es entspricht gewiß nicht dem Zweck der Stiftung, daß mehr oder weniger wohlhabende Vergnügungsreisende, die im Sommer nicht selten in Karosse und Auto vorbeikommen, tagelang die Gastfreundschaft in Anspruch nehmen, die in erster Linie für die Armen geschaffen wurde. Allerdings erwartet man von ihnen, daß sie den annähernden Gegenwert des Empfangenen als Almosen in den Opferstock niederlegen, aber es ist eine täglich festzustellende Tatsache, daß in dieser ungewohnten Höhenlage das Feingefühl der meisten Menschen sich abstumpft. Wenn die Mönche vom St. Bernhard nicht Krösusse sind, wird eines Tages von selbst die Notwendigkeit einer Aenderung des bisherigen schönen Brauches eintreten; vielleicht wählt man den Ausweg wie einst am Gotthard, wo neben dem alten Hospiz ein Gasthof entstand, in den die anspruchsvolleren Reisenden verwiesen wurden.

Das heutige Hospiz (Abb. S. 239) ist ein mächtiger Komplex von Gebäuden, die vor dem Reisenden erst

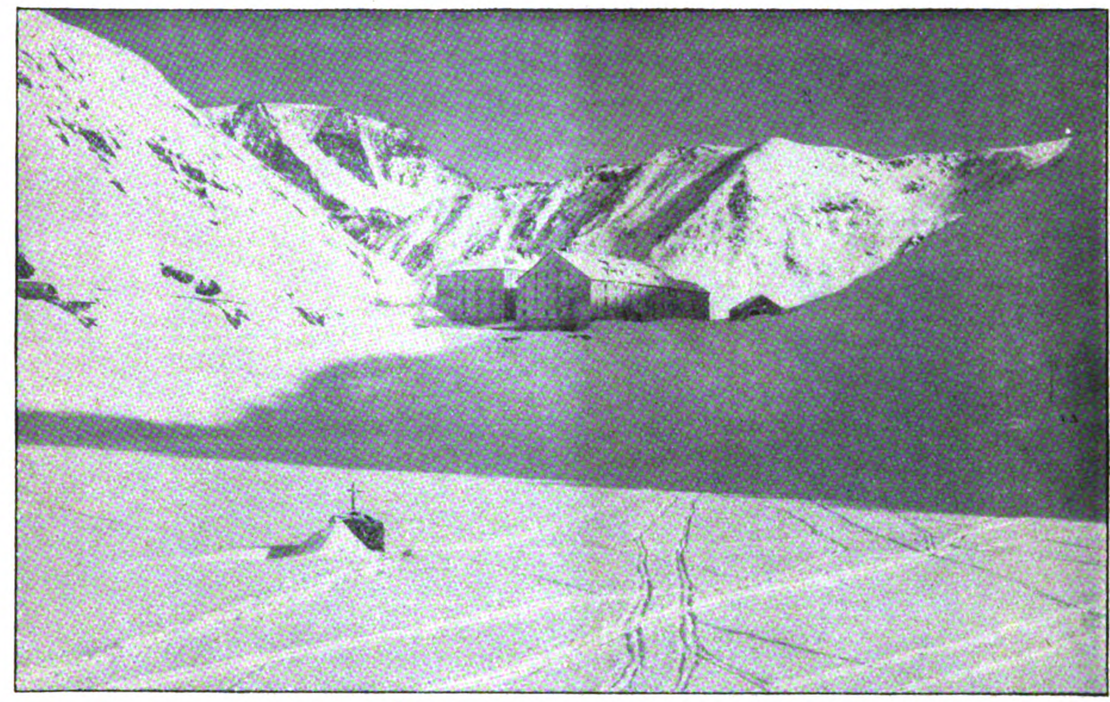


Ankunft von Touristen auf dem St. Bernhard.
Rechtes Bild:
Ansicht eines Zimmers im Hospiz.

kurz vor Erreichen der Paßhöhe überraschend auftauchen. Genau auf der höchsten Erhebung des Passes, 2472 Meter gelegen, ist es den gewaltigen Stürmen, die von Norden und Süden heranbrausen, ununterbrochen ausgesetzt und daher ein nichts weniger als wirtlicher Aufenthalt. Wenigstens neun Monate lang dauert der Winter, und nicht selten türmt sich der Schnee bis zum zweiten Stockwerk. Besonders in den ersten Frühjahrsmonaten, wenn der Lenz in den Tälern schon zu grünen und zu blühen beginnt, hält dort der Winter sein weichendes Regiment mit vermehrter Wut zusammen. Nicht genug der gewaltigen Schneemassen, die er dann noch über die Höhen hinbreitet, sendet er noch die gefährlichen Wirbelstürme und die Lawinen, die den Wanderer auf Schritt und Tritt bedrohen. Dann beginnt die eigentliche Zeit der Hilfstätigkeit der Mönche



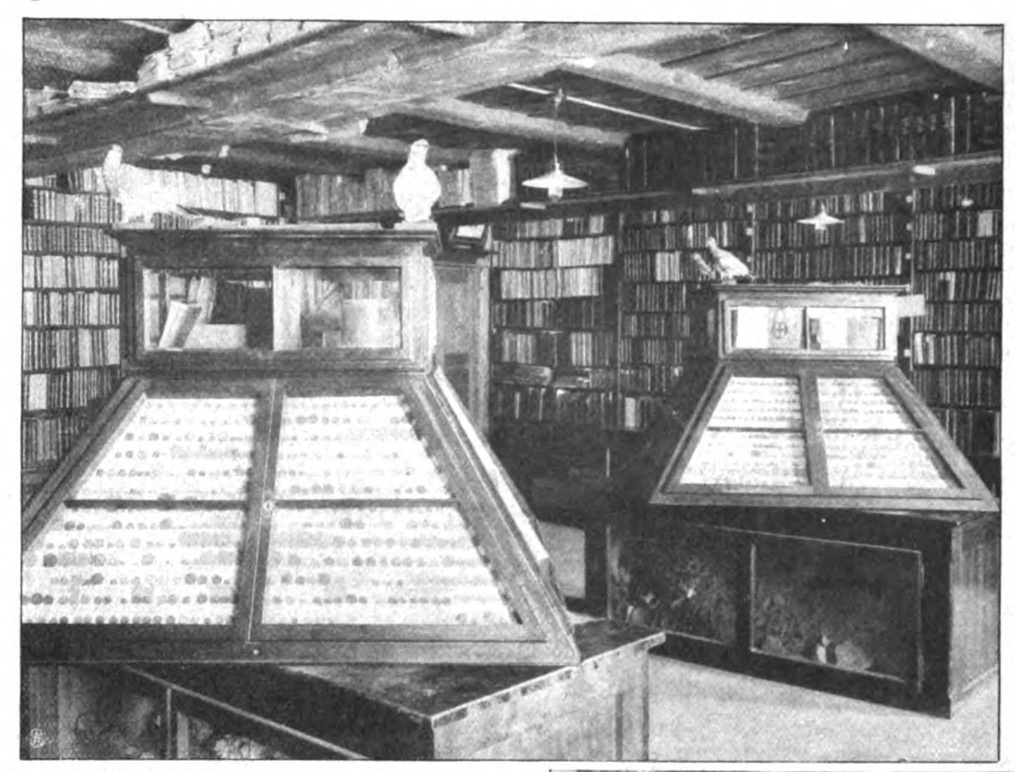
Mönch bei der Dressur der berühmten Bernhardinerhunde.





Eine Karawane, die das Hospiz bei Schneesturm verläßt und zu Tal steigt. Oberes Bild: **Das Hospiz vom See aus gesehen,** im Vordergrund Gedenkkreuz für einen an dieser Stelle Verunglückten.





Die Mönchsbibliothek und Münzensammlung.

auf dem Berge. Wohl wird auch in der übrigen Zeit jeder Wanderer, der auf der Nord- oder Südseite des Passes die letzte menschliche Ansiedlung (Abb. S. 241) passiert, telephonisch auf dem Hospiz angekündigt, damit ihm ein Knecht mit Labung entgegengeht, aber erst in dieser gefährlichen Sturmzeit erhält diese Sitte praktischen Wert, und meist geht dann auch ein Mönch mit auf den Weg, da man ja immer gefaßt sein muß, nicht nur Labung des Leibes, sondern auch Trost der Seele spenden zu müssen. Bei diesen Rettungsexpeditionen wird auch den berühmten Hunden eine große Rolle zugesprochen; leider handelt es sich meistens um sehr schön erfundene Geschichten. Vor allem ist es unrichtig, daß, wie es oft dargestellt wird, die Hunde allein auf den Weg geschickt werden. Dies wäre im Interesse der Wanderer auch gar nicht ratsam, denn die Hunde sind, besonders zur Winterzeit, eine ziemlich knurrige und bissige Gesellschaft, der man ohne Begleitung ihres Wächters besser nicht begegnet. Auch ihr berühmter Spürsinn muß erst



Standbild des hl. Bernhard, des Gründers des Hospizes.

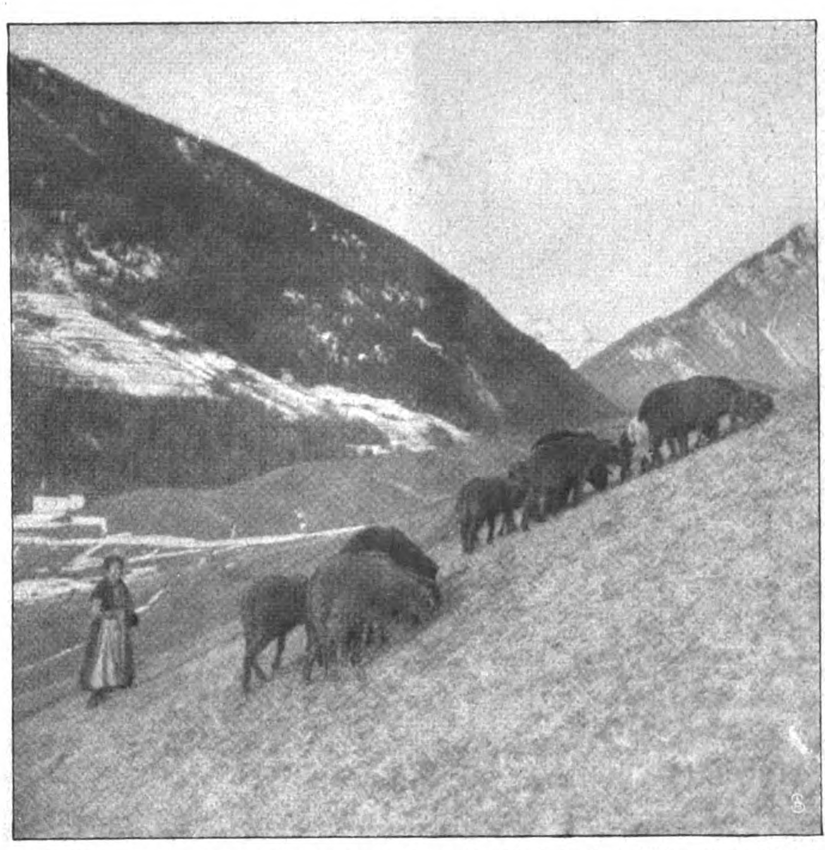


Die Klosterkirche des St. Bernhardhospizes.



mühsam ausgebildet werden. So sind gegenwärtig von den 20 erwachsenen Hunden des Hospizes nur zwei als zuverlässig ausprobiert, die bei Nacht oder Schneesturm die Wegspur mit absoluter Sicherheit behaupten. Dies ist aber von größter Wichtigkeit, da ein Abirren vom Weg zur Katastrophe führen kann.

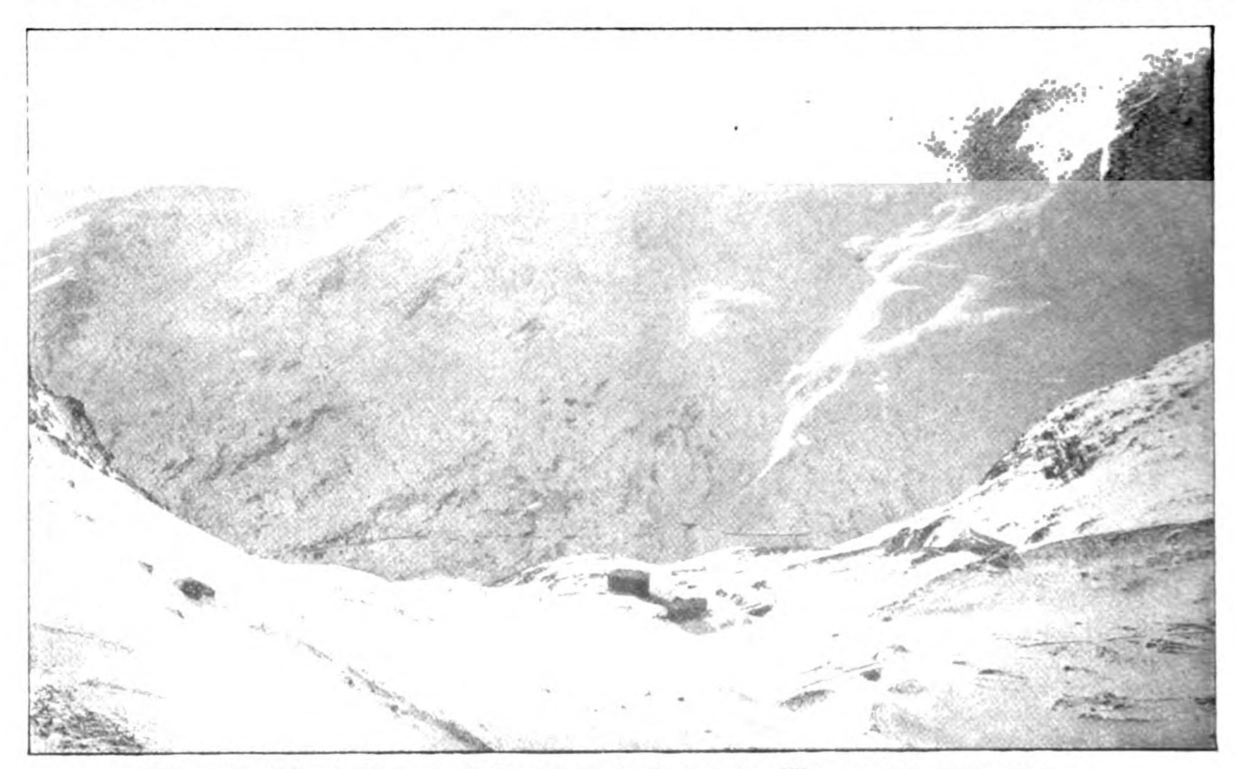
Der Ankommende wird vom Pater Almosenier empfangen und, sofern er hier verweilen will, auf ein Zimmer geführt, das durch seine Sauberkeit und seine originellen Betten (Abb. S. 238) überrascht. Die Verwunderung steigt aber noch mehr, wenn man bei näherem Zusehen nicht nur elektrisches Licht, sondern sogar Zentralheizung entdeckt — zwei Errungenschaften, die erst seit einem Jahr eingeführt sind, die aber besonders, wenn man durch schlechtes Wetter gezwungen ist, längeren Aufenthalt zu nehmen, diesen beträchtlich angenehmer gestalten. Diesen äußeren Umständen entspricht auch die Verpflegung, so daß man von dieser Gastfreundschaft alle Hochachtung bekunden und ihren Mißbrauch nur bedauern muß. Mit



Ein seltenes Winterbild vom St. Bernhard: Weidende Schafe in einer Höhe von ca. 1300 m.



Bourg St. Pierre, die letzte Ansiedlung auf der Nordseite des Passes, 1633 Meter hoch.



Niederblick auf die Paßstraße im Vallon du St. Bernhard, in der Mitte die italienische Zollkaserne.

den Unterkunftsräumen im gleichen Gebäude befindet sich die überraschend schöne und geräumige Kirche (Abb. S. 240) mit wertvollen geschnitzten Chorstühlen und an der Seite des Schiffes das Marmordenkmal des bei Marengo gefallenen Generals Desaix, den Napoleon hier beisetzen ließ. Ferner ist den Laien noch die reichhaltige Bibliothek mit der einzigartigen Münzensammlung zugänglich (Abb. S. 240), in der wiederum die Münzen der römischen Kaiserzeit von Caesar bis Theodorus II. in seltener Reichhaltigkeit vertreten sind. Sie sind alle auf dem Großen St. Bernhard gefunden worden und zeugen von dem außerordentlich lebhaften Verkehr in jener Periode.

Der Marstall der Königin von Holland im Haag.

Von Eberhard Freiherr von Wechmar. — Hierzu 7 Aufnahmen von Hofphot. Krajewski.

Im Zeitalter des Verkehrs begann der Kraftwagen die von edlen Pferden gezogene Kutsche zu verdrängen, so daß heutzutage schon ein gut gefahrener Viererzug in den Straßen der Großstadt mehr Aufsehen erregt als vor fünfzehn Jahren ein ratterndes Auto. Ueberraschend schnell haben wir uns an diesen Umschwung gewöhnt, und viele haben ihr Urteil über den Schönheitsbegriff eines Fuhrwerks revidiert. Immerhin hält



Die weiße „Kalesche", die zweimal in Gebrauch war: Bei der Einholung und der Vermählung der Königin.



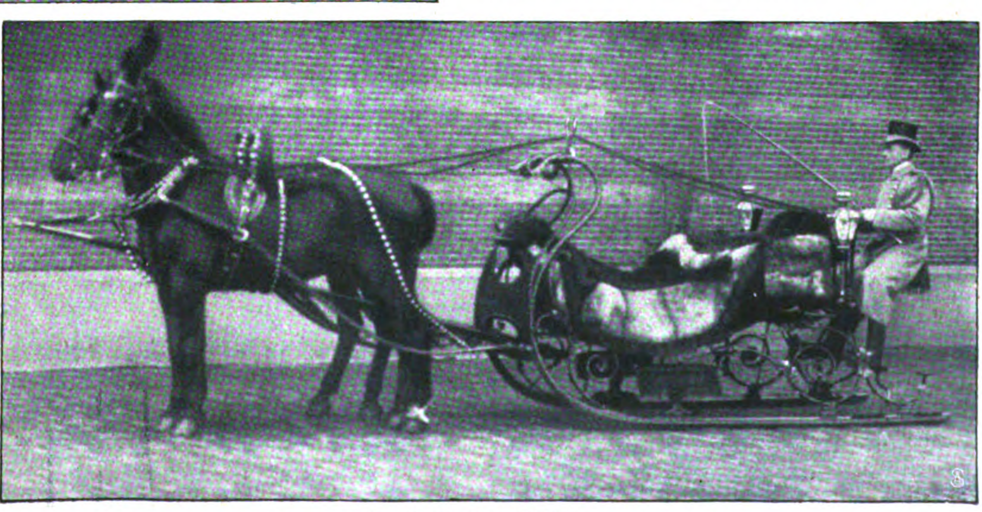
Baron Bentinck, Oberstallmeister.



Der Marstall des Prinzgemahls.



Qui vive,
Leibpferd d. Prinzgemahls.



Zweispänniger Schlitten.

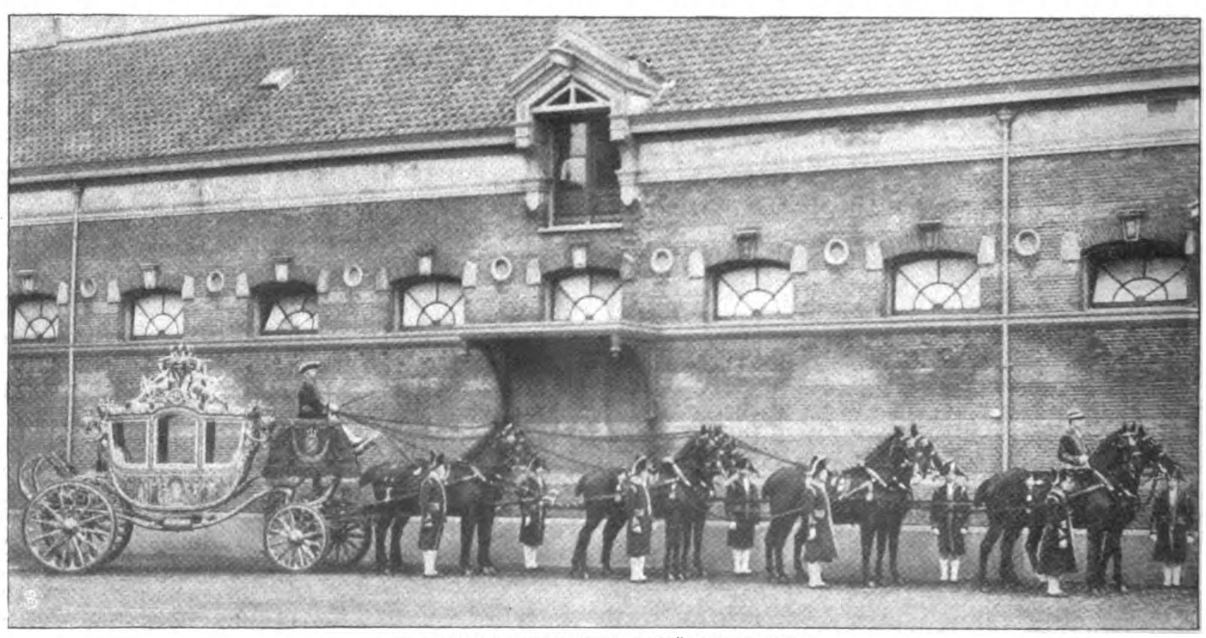
es die Mehrzahl wohl noch mit den Pferden als fortbewegender Kraft, und so blieben glücklicherweise auch an den Höfen für repräsentative Zwecke die Marställe im Betrieb. Alles zu seiner Zeit: das Auto für die Eile, der Wagen à la Daumont aber zur pomphaften Gala, und je mehr Pferde vorgelegt werden, desto feierlicher die Gelegenheit. Es gehört nicht nur Geschmack, sondern vor allem ein umfassendes Wissen auf diesem Gebiet dazu, die in jedem Fall richtige Aufmachung in der Anspannung zu wählen; das Amt eines Stallmeisters ist daher durchaus keine Sinekure, der Kenner sieht sofort an dem Zusammenpassen aller Einzelheiten, wie der Marstall geleitet wird. Eine eigenartige Erscheinung ist hierbei zu beobachten: je mehr das Automobil Verbreitung findet, desto peinlicher achtet der Pferde- und Wagenbesitzer darauf, daß sein Gefährt allen Anforderungen entspricht, die man an eine „anständige Equipage" stellen muß. Wir erleben es daher, daß wir heutzutage „besser fahren" als vor etwa zwanzig Jahren, und dies gilt nicht nur für das Privatfuhrwerk, sondern auch an den Höfen ist vielerorten ein Umschwung eingetreten. Als ein Bei-

spiel möchte ich hier unter andern den Berliner Hof nennen, der in bezug auf Pferdematerial, Wagen, Beschirrung und Anspannung nur Mustergültiges zeigt und daher vielfach auch als Vorbild genommen wird.

Auch der Marstall der Königin der Niederlande ist den Forderungen der Zeit gefolgt, wobei bei den Bauten jeder unnötige Schmuck vermieden ist. Das sehenswerte Etablissement im Haag steht unter dem Befehl des Oberstallmeisters der Königin, Baron von Bentinck (Portr. S. 243). Von den 64 Angestellten des Personals sind 20 Deutsche, die der Prinz der Niederlande aus seiner mecklenburgischen Heimat mitgebracht hat. In den Ställen für die Pferde der Königin, die Rappen bevorzugt, stehen zurzeit 86 Reit- und Wagenpferde, die in ihrer Ausgeglichenheit zeigen, daß ihre Auswahl mit dem geschulten Auge eines vortrefflichen Pferdekenners geschehen ist. Prinz Heinrich liebt mehr die Schimmel, sein Leibreitpferd „Qui vive" (Abb. S. 243) bildet hierin allerdings eine Ausnahme. Der Marstall des Prinzen untersteht dem Ordonnanzoffizier der Königin, dem Leutnant von Reigersberg-Versluis, der als vortrefflicher Reiter in Holland bekannt ist.

Der von der Königin in ihrer Jugend viel benutzte Ponywagen.

Unter den Wagen, die in allen Formen vertreten sind, nimmt als Kunstwerk der mit acht Pferden bespannte Krönungswagen (Abb. untenst.) die erste Stelle ein. Er ist in Gold gehalten und mit Malereien à la Watteau geschmückt. Auch die geschlossene Gala-„Berline", die ebenso wie der Krönungswagen achtspännig gefahren wird, und der sechsspännige Galawagen sind prächtige Gefährte, die bei Eröffnung der Generalstaaten alljährlich mit zur Auffahrt benutzt werden. Die „Kalesche" (Abb. S. 242) wurde dagegen erst zweimal gebraucht, zum erstenmal bei der Einholung, das zweitemal bei der Vermählung der Königin. Auch diese Staatskarosse wirkt mit ihrem reichen Figurenschmuck an der Vorder- und Rückseite und mit ihren schwervergoldeten Laternen bei Entfaltung außerordentlichen Prunkes durchaus würdig und zweckentsprechend. Bemerkenswert ist ferner ein vierspänniges Landaulet, das von Postillionen vom Sattel aus gefahren wird, und ein kleineres Coupé, das die Königin mit Vorliebe benutzt. Dieser von zwei Rappen gezogene Wagen ist innen mit rotem Satin ausgeschlagen, und vorn auf dem Kutscherſitz wurde das „große" Wappen der Königin angebracht. Der einfache Ponywagen (Abb. obenst.) zeigt eine besonders charakteristische Form und wurde von der Königin in ihren Jugendtagen vielfach selbst gefahren. Auch die Geschirrkammer im ersten Stock des Marstallgebäudes enthält noch zahlreiche Wägelchen, die in der Kinderzeit von der Königin bei Spazierfahrten persönlich gelenkt wurden; ein zierlicher Kinderschlitten fand daselbst gleichfalls Aufstellung. In diesem wie ein Museum



Der goldene achtspännige Krönungswagen.

ausgestatteten Saal befindet sich auch das ausgestopfte Leibpferd des Prinzen von Oranien, das er im Jahr 1815 bei Quatrebras ritt; das alte Sattelzeug ist in seiner eigenartigen Ausführung, weil gut erhalten, von besonderem, auch kulturhistorischem Interesse. Die aus Indien stammenden Sättel und Zaumzeuge aus fürstlichem Besitz, die die Geschirrkammer in großer Auswahl birgt, sind außerordentlich kostbar wie auch die Galasättel, die einst von König Wilhelm II. und Wilhelm III. benutzt wurden.

Man weiß: Die Königin ist in ihrem Land sehr populär, wohl darum auch, weil sie jedem Prunk abhold ist. Einmal im Jahr aber verlangt der Holländer seine Königin im Glanz fürstlicher Pracht zu sehen, das ist bei Gelegenheit der Eröffnung der Generalstaaten. Dann fährt die jugendliche Landesmutter in der „goldenen Kutsche" zum Binnenhof. Neben jedem der acht Pferde vor ihrem Wagen schreitet in roter, reich mit Gold verzierter Tracht ein Lakai, und in feierlichem Zug, den Kammerherren, Zeremonienmeister, Großoffiziere und andere höhere Hofbeamte zu Wagen anführen, begibt sich die Königin zu dem im Jahr 1903 wiederhergestellten „Rittersaal" im Haag, dessen Grundstein um 1520 gelegt wurde.

Geschehnis.

Ein Tagebuchblatt. Von Lo Lott.

Es ist noch früh am Morgen. Vielleicht ein Viertel nach acht. Und ich sitze auf meinem Balkon, zwischen den gelbrot blühenden Ranken des Jelängerjelieber und den dicksaftig grünen des Efeus und warte, daß die Marie den Morgenkaffee bringe. Sie wird es in drei Minuten tun. Das ist die Zeit, die ich ihr bestimmt habe. Und heute, da ich nach langer Abwesenheit mich wieder ihrer Fürsorge übergebe, wird sie ganz pünktlich sein.

Eigentlich warte ich gar nicht auf den Kaffee — ich warte auf den Briefträger — nein, ich warte auch nicht auf den Briefträger. Ich warte auf einen Brief von Dir. Er wird kommen Das weiß ich. Mit der gleichen Gewissenhaftigkeit, mit der Du einen Bericht an das Kommando auf die Minute ablieferst, wirst Du mir gestern geschrieben haben. Gestern abend zwischen acht und zehn, während die Lampe unter dem grünen Schirm brennt, den ich Dir genäht habe. Und der Bursche wird mit dem Brief an die Station gerannt sein, so schnell ihn seine Füße tragen. Denn obgleich der Zug, der Deinen stillen Hafenwinkel zweimal am Tag durchquert, erst gegen Mitternacht einläuft, wirst Du doch gesagt haben: „Eile, Jakob, eile, verstanden!"

Denn Du begehrst, daß der Brief schnell in meine Hände komme, damit Deine Worte Leben werden. Drei Wochen lang durftest Du mir nicht schreiben. Jene drei Wochen im Jahr, die ich dort unten auf der väterlichen Scholle sitze. Das Leben soll dann nichts anderes für mich bedeuten als Wald, Einsamkeit und Heimat. Ich will nicht, daß die Akkorde, die in mein Leben sonst greifen, ihre beunruhigenden und himmelhochtreibenden Sehnsüchte in den gleichmäßigen Lauf meines Gewordenseins tragen. Es ist so schön, sich wieder zu finden in dem, woraus man wurde. Es ist so köstlich, zu spüren, wie alle Seiten des erdentfremdeten Ich, der entwurzelten Pflanze gleich, sich wieder dem Mutterboden zukehren und durstig und glücksoffen neue Kraft aus altem Wesen saugen. Fühlbar gibt sich meiner Natur dort alles, woraus sie groß wurde und erstarkte. Ich bin so glücklich und reich an Zufriedenheit, so eingeschläfert im Gefühl sichersten Geborgenseins, daß ich den fernen Ton der Welt nicht hören möchte. Ich lese keine geschäftlichen Briefe — ich arbeite nicht — mein Leben steht still für mich und alle Welt in diesen Tagen. Und auch Du solltest mir nicht schreiben. Unsere Liebe gehört nicht hierher in den bodenständigen Rhythmus meiner Mädchenzeit. Sie gehört in die Tage, da die Welt mich nahm, um mich hin und her zu werfen wie einen bunten Kreisel, der zwei Seiten hat. Dorthin gehört Deine Liebe — dort brauche ich sie, mir zum Halt und mir zur Wehr.

Darum, nun seit zwölf Stunden wieder in dieser Welt, warte ich auf Deinen Brief, ungeduldig und voll von der Sehnsucht, die Dich zu mir treibt. Wie wirst Du mir schreiben? Wie immer zärtlich und gut, kein Wort zu viel und doch in allem und jedem ich als der Sinn Deines Lebens! Du wirst mich bitten, Dich zu sehen — Sonnabend vielleicht schon, wenn die Boote im Hafen liegen. Kaum daß Ihr festgemacht habt, wirst Du Dich in die Barkasse stürzen — wie Du's immer getan, heute nach der Trennung von drei langen Wochen ungeduldiger denn je — wirst Dich an Land setzen lassen, und der erste Zug trägt Dich zu mir, voller Träume in eine Ecke gelehnt, wortkarg den Kameraden gegenüber, die abenteuerlustig dein Geheimnis lüften möchten.

Damals, als ich Dich kennen lernte, Dich weltfremden Seemann mit Jünglingsidealen im Männerherzen, schwärmtest Du für junge Mädchen. Frauen, die das Leben kennen, galten Dir nichts. Du, der Du dem Sturm und den Wogen alltäglich Auge in Auge stehst, fürchtetest die Frauen der großen Welt. Du gingst über mich hinweg mit der graziösen Höflichkeit Deines Standes und wehrtest Dich. Später, als es mir gelang, Dein Vertrauen zu gewinnen, sprachst Du mir von dem jungen Mädchen, an das Du Dein Herz gabst. Unten in Trinidad war's. Ihr lagt zwei Kreuzer, die die deutsche Flagge hochhielten, im fremden Hafen. Auf den Festen Euch zu Ehren begegnetest Du ihr. Einem jungen behüteten Ding, das ihre Augen nicht anders erhoben hatte als zu dem Marienbild. Die engelhafte Reinheit ihrer Gefühle wurde Dir zum Zeichen Deiner Ideale. Mit schwerem Herzen und in einer Hoffnung, die in Deinem Willen alle Erfüllung finden sollte, kehrtest Du zurück. Da ging ich über Deinen Weg und zertrat Dir diese Hoffnung und zertrat Dir diesen Glauben. Dein Wille wurde ein anderer — so glaubte ich. Aus dem Phantasten und dem Schwärmer wurde der Erkenner der gelebten Stunde. Dir wurde die Welt Welt durch mich. An die Stelle Deines Jünglingsglaubens, der vielleicht nur ein Mangel an Zuversicht zu dem Leben war, setzte ich das Leben selbst — setzte ich die Freude und den Schmerz. Denn sie machen das Leben aus, sie sind unsere Stärke, in ihnen sind wir Gott am nächsten.

Mit welcher Inbrunst gabst Du Dich an dieses Dir durch mich gewordene Leben! In jedem politischen und sozialen Ereignis lerntest Du den großen Pulsschlag



fühlen, der, unabhängig von unserem Erdenball, barmherzig und voller Grausamkeit zugleich, die Welt vorwärtstreibt! In jedem Menschenleben, das unserm Weg begegnete, begannst Du nach dem Sinn zu forschen, aus dem heraus es wächst und steigt — oder fällt. Und aus dieser Erkenntnis für den Sinn des Lebens wurde Dir die Freude am Leben wie ein leuchtender, durchsichtiger Quell! Aber an mir selbst — an mir, mein Freund, lerntest Du den Schmerz. Denn da ist immer ein Abgrund zwischen mir und Dir; ich, ein freier Mensch, der sich das Recht am Leben nimmt, aus eigener Kraft, rücksichtslos und ohne Hemmnis — und Du — ein durch die Konvention nach jeder Richtung eingeschränkter Beamter! Ich, eine Künstlerin in phantastischen Gewändern — Du — ein Offizier in eingeschnürtem Messejackett! Ich weiß, Du hast so oft alle Beherrschung zusammennehmen müssen, Du hast Dir die Lippen wund gebissen, wenn ich in aller Gewissensfreiheit Fragen anschnitt, die Dir peinlich sein mußten. — Ich weiß, Du hast um mich gelitten — die, um die wir leiden müssen, sind unserer höchsten Liebe wert.

In diesen Wochen, in denen ich Dich nicht sah und nichts von Dir hörte, hast Du Zeit gehabt, zu erkennen, wie weit ich Dich abgebracht habe von dem Weg, den Du zu gehen bestimmt warst, wie reich Du geworden bist durch mich! Und so reich und so voll wird Dein Brief sein — und dennoch, nun da die Zeit da ist, zu der Dein Brief in meine Hände gelangt — warum zittere ich, von einer unbegreiflich inneren Angst getrieben — vor diesem Brief?

* * *

Dein Brief ist gekommen...

Als ich ihn öffnete und zu lesen begann, war es, als griffe eine kalte Hand nach meinem Herzen — bei jedem Wort griff sie fester zu — und drückte es tot.

Soviel Worte, mein Freund, freundliche, gute Worte, aber ich lese schon aus dem ersten Wort dieses Briefes nur eins: Ich habe mich geirrt — ich liebe Dich nicht, ich habe mich selbst verloren.

In meinen Händen zittert der Brief. Meine Lippen öffnen sich und möchten all das Leid herausschreien, das jedes Wort mir in mein Herz gräbt. Aber ich muß schweigen. Ich muß mich beugen vor der Erkenntnis, die aller Erkenntnisse bitterste ist: über vieles können wir, aber nichts über einen Menschen! Mit unserer ganzen großen Liebe können wir ihn nicht einen Schritt abbringen von dem Weg, den er zu gehen bestimmt ist.

Ich brauche Deinen Brief nicht zu lesen, diese achtundzwanzig Seiten, die lieb und gut sein sollen, und die das Ende sind. Ich weiß, wer den Sieg davontrug über meine Liebe: ein Mädchen ist's, ein unschuldiges, reines Ding, das Jünglingsideal Deines Männerherzens.

Und dennoch lese ich:

Ein Sommertag war's! So ein rechter Tag von Sonne und Lerchenjubel. Über die nadelglatten Waldwege radelt eine vergnügte Kavalkade. Drei Damen und drei Herren. Als Erste eilt voran, auf der blanken Maschine sitzt eine junge Dame, mit seltener Gewandtheit balanciert sie auf dem schmalen Pfad. Ihr blondes, frisches Gesichtchen lacht, und alles an ihr ist eine Freude über den schönen Tag. Dicht hinter ihr fährt ein junger, schlanker Mann, das Gesicht verbrannt von Sonne und Wind, ein Marineoffizier in Zivil — Du! Er sieht das liebliche Bild, das vor ihm schwebt, wie ein lebend gewordener Traum aus seiner Primanerzeit. Er verliebt sich sterblich in das reizende Geschöpf. Des Nachts träumt er von ihr, bis ihn in aller Herrgottsfrühe der Läufer zum Dienst weckt. Das Geheul der Sirenen, das Surren der anheizenden Maschinen können seine Lieblingsgedanken nicht verscheuchen. Er gibt die Kommandos zum Ablegen, führt sein Boot in die See, verfolgt von der Kommandobrücke den Kurs des Fahrzeugs mit scharfem Blick, liest noch einmal die Befehle, die für die zweitägige Übung von dem obersten Befehlshaber gegeben sind, und tut alles vorschriftsmäßig und exakt, was ein Kommandant zu tun hat. Aber immer wieder kehren die Gedanken zu dem keuschen Mädchen zurück, das so harmlos und unschuldig ist und noch nichts von Kämpfen und Leidenschaften ahnt. In die Garnison zurückgekehrt, verbringt er eine sorgenschwere Nacht, denn nun heißt es das Mädchen erringen und — der andern, die sein Herz ihm nahm für eine Spanne Zeit, abschreiben. Schwer fällt es ihm, denn sein Herz ist gut, und er will nicht undankbar sein. Aber die reine, keusche Liebe siegt, er schreibt ab, er zieht die Galauniform an und geht, um die Braut zu werben. — Klingt das alles nicht recht banal und alltäglich — die Geschichte Deiner Liebe?

Tote Worte und mir fremd. Wie anders wußtest Du zu reden, wenn Du von unserer Liebe sprachst, mit Worten, die nie ein Mensch vor Dir gesprochen. Da war keine Alltäglichkeit in Deinen Worten, da war nichts, was vom Leben sonst geschieht in unserer Liebe. Da war nur ein Jauchzen und ein Singen und eine Sehnsucht, die keine Erfüllung kennt und hoch hinaufführt zu dem höchsten Wollen und dem besten Können.

Das war unsere Liebe? — — —

Nein, es war meine Liebe, und alles, was an dieser Deiner Liebe zu mir einzig und köstlich gewesen, ist von mir gekommen. Weinen wollte ich, als ich Deinen Brief zu lesen begann, aufschreien im Zorn und Haß gegen Dich! Aber nun, da mir diese letzte Erkenntnis gekommen, nun kann ich nicht anders als voll tiefen Mitleids Deiner denken. Du bist arm geworden, mein Freund, so arm geworden, nun, da Deine Liebe einen andern Weg geht.

Und ich so reich —

Denn diese Welt, die still zu stehen begann für einen Augenblick, da Du sie mir zerbrachst, das weiß ich nun, sie bedarf nur eines einzigen glitzernden Funkens, den ich in sie werfe aus dem sieghaften Quell, der in mir liegt — und sie wird wieder leuchten und blenden und berauschen und Seligkeit geben. Denn wo der Quell ist — da ist die Kraft! Wie oft habe ich gedacht, daß die Stunde einmal kommen müßte, in der wir uns die Hand zum Lebewohl reichen. Eine hohe Stunde, durch deren dunkles Tor wir in freiem Einverständnis zu gehen haben, mit tiefem Dank im Herzen. Denn Bündnisse wie das unsere sind nicht für die Ewigkeit geschaffen. In Schönheit sollte unsere Liebe sterben, in jener Schönheit, in der eine Rose sich entblättert, weil die Sonne allzu heiß ihre Strahlen auf sie warf, die nicht starb, weil ein Sturm sie knickte, weil ein Regen sie zerschlug — nur weil sie reif zum Sterben war.

Du hast unserer Liebe ein alltägliches Begräbnis bereitet, wie ein Kommis das tut, — oder ein Flaneur. Wie die Verliebtheit einer Mainacht gabst Du sie hin, die Dir nichts war, wie ich nun einsehe, als eine Einbildung, die ihren Sitz in der Vorstellung hat. Mir aber, die ich meine Kraft in ihr erkannt, mir bleibt sie für das Leben, was sie war — ein Schutz und eine Wehr.



Neue Straßen- und Gesellschaftskleider.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die beigefügten Bilder geben einige der „gemäßigten" Formen der herrschenden Mode wieder, deren Schöpfer es fertiggebracht haben, ihnen ein typisch modernes Gepräge zu geben, ohne daß sie wie Karikaturen wirken. Welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, begreift nur der, der die Pariser Weiblichkeit augenblicklich in all ihrer allzu eigenartigen extravaganten Hyperelegance zu studieren Gelegenheit hatte.

Das hübsche Straßenkleid auf Abb. 2 besteht aus graugrünem Plüsch mit Besatz von Silberspitze, Zobel- und Hermelinstreifen. Der bis zu den Füßen reichende Rock ist gemäßigt eng, die als Kimono beginnenden Aermel sind unterhalb des Ellbogens auf Dreiviertellänge mit Stulpenmanschetten zusammengefaßt. Die lange Jacke wird vor allem durch den zwischen Hüfte und Knie laufenden geraden Streifen als Schöpfung unserer Modeepoche gekennzeichnet. Der Jackenabschluß steigt hoch zum Hals empor, und der Samtmützenhut mit dem weißen Paradiesvogelstutz ist tief über den Kopf gezogen. — An dem Nachmittagskleid aus dunkelblauem stumpfem Seidenbrokat (Abb. 4) wirkt die oberhalb der Knie die Gleichmäßigkeit des runden Rockes unterbrechende panierartige Raffung sehr anmutig. Der hohe Miederrock und das leicht blusende, jäckchenartig am Hals freie Mieder mit der weißen Chemisette sind gleichfalls charakteristisch und hübsch. Der Hut aus dunkelblauem Samtfilz mit dem seitlich hochgeschlagenen schmalen Rand und dem Reiherstutz wirkt fast übereinfach, ebenso wie das tiefgescheitelte, griechisch geknotete Haar. — Schlicht elegant ist



Phot. Talbot.



1. Abendkleid mit kleinem Ausschnitt und ausgefülltem Rockschlitz.



Phot. Félix.

2. Modernes Jackenkleid aus graugrünem Plüsch.



Phot. Talbot.

3. **Ausgeschnittenes Nachmittagskleid**
mit originellem Doppelrock.

auch das jugendliche Gewand aus dunkelolivgrünem Kaschmirtuch mit dem weißen Atlasfutter des oberen Mieder- und Rockteils (Abb. 7), das wie eine Jacke gestaltet ist. Die Rockgarnierung entsteht aus dem vorn niederfallenden Schoßteil, der hinten in einen bis zum Saum des runden Rockes verlängerten Schwalbenschwanz endigt. Der hohe Gürtel, das lose, langärmlige Kimonojäckchen mit der weißen, am Hals freien Chemisette — das alles wirkt durchaus modern. Ein kleines Hutmützchen aus Otter mit vorn hochstrebender, olivgrün schillernder Pfauenfedergarnierung und olivgrüne, mit Straßschnallen gezierte Samtschuhe vervollständigen das Kostüm. — Eine andere Art des Jäckchenarrangements am Mieder zeigt Abb. 6. Die langärmlige, rundgeschnittene Bolerojacke aus nattierblauem Plüsch liegt über dem breit und faltig gegürtelten Gewand aus ebenso gefärbtem Liberty, an dem vor allem die aus dem tiefen Gürtel hervorfallende Ankrausung des Rockes sowie dessen Einhaltung am Saum durch einen mäßig breiten geraden Streifen auffällt. Mit dem breiten Klappkragen aus weißem Hermelin, der das Jäckchen abschließt, harmoniert der vorn aus dem kleinen dunkelblauen Samthut mit der runden Schachtelgestalt aufsteigende volle, schneeweiße Marabu. — Das Jackenkleid aus Plüsch (Abb. 5) ist von violetthellerer Färbung, der Rock ganz schlicht. Die Jacke ist nur im Gürtel mit einer großen, runden Knopfschnalle geschlossen, oben über der weißen Chemisette, nach unten durch Auseinanderlaufen der Schöße gespalten; sie ist an den Revers von rötlichem Seidenmusselin und rings um Schöße und Dreiviertelärmel mit schmalen Skunksstreifen garniert, zu deren silbergrauem Ton auch die silberne Stickerei und die Silberschnurgarnierung vorn passen. Auch der nur vorn auf den Schultern sichtbare, hinten tief und eckig wie ein Matrosenkragen herabreichende Kragen besteht aus dunkelrötlichem



Phot. Talbot.

4. **Nachmittagskleid**
aus dunkelblauem Brokat mit Panierraffung des Rockes.



Phot. Talbot.

5. **Rötliches Plüschkleid**
mit kleinem modernem Hut.





Phot. Talbot.
6. Nattierblaue Toilette mit Boleromieder.

Plüsch. — An dem kleinen Samtfilzhut auf Abb. 3 wird die nach hinten liegende Hutzier durch kanariengelben Paradiesvogel gebildet. Das dunkelrostbraune Samtgewand zeigt eine hohe, durch einen Zweig künstlicher Libertyrosen in Herbstlaubfarben bezeichnete Gürtelung und das Jäckchenmieder lange, faltige, enge Kimonoärmel. Die Kragenrevers gleiten über die Schultern, und der tiefe, breite Ausschnitt ist am Hals ganz frei. Der Doppelrock wird durch eine glatte, untere Röhre und die lose überhängenden langen, unten künstlich gewundenen und drapierten Jackenschöße gebildet. — Das Gesellschaftskleid auf Abb. 1 wirkt für eine Abendtoilette 1912/13 ungemein solide und vornehm. Man beachte nur das hohe Aufsteigen des Prinzeßrockes bis zur Büste, die außerdem noch mit einem breiten, seitlich von einer blaßrosa Rose gezierten schwarzen Tüllbandeau umspannt wird. Der viereckige Ausschnitt ist typisch modern, ebenso die nur aus doppeltem Seidenmusselin ohne Futter gebildeten Aermel. Auch der seitlich auseinanderfallende Schlitz des futteralartig die Gestalt umschließenden Rockes ist an diesem Modell, anstatt unausgefüllt zu bleiben, unterlegt. Der Stoff des Kleides ist schwarze und weiße Perlenstickerei auf weißer Seide. Die Libertyausfüllung des Schlitzes silbergrau. Den griechisch frisierten Kopf umspannt eine Perlenschnur, aus der seitlich nach hinten ein schwarzer Reiher fortstrebt. Klementine.



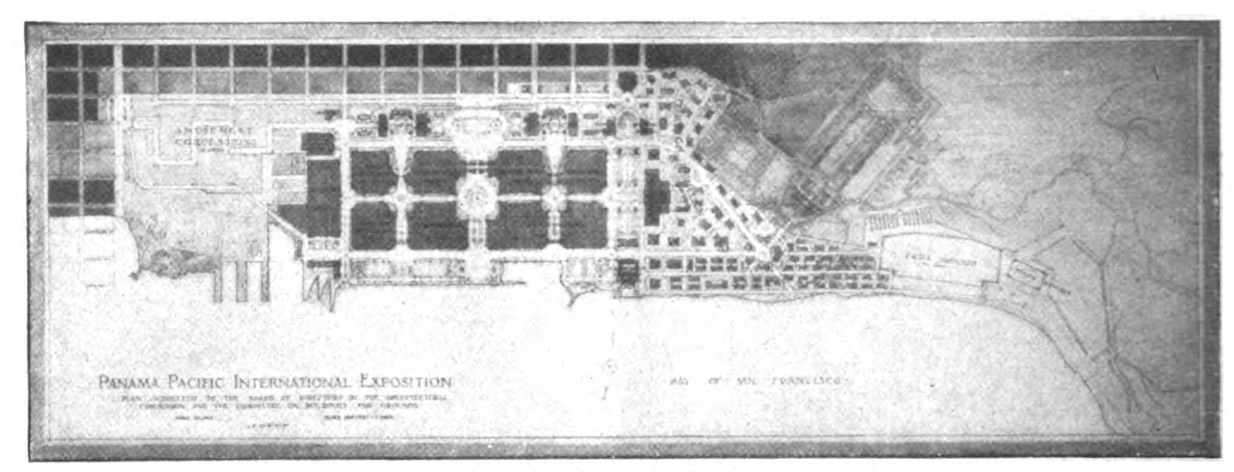
Phot. Talbot.
7. Jugendliches Nachmittagskleid aus dunkelgrünem Kaschmirtuch.

Weltausstellung in San Franzisko.

Von Günther Thomas. — Hierzu 3 Abbildungen.

Schon im Herbst dieses Jahres soll das erste Schiff den Panamakanal durchfahren und damit die Vollendung dieses gewaltigen Wunderwerks neuzeitlicher Technik dartun. Unter Ueberwindung früher für unübersteiglich gehaltener Schwierigkeiten, unter Aufwendung großartiger Mittel haben die Amerikaner das große Werk vollendet, an dem selbst die Kräfte eines Lesseps erlahmten. Was sie dort geleistet haben, ganz abgesehen von den rein technischen Arbeiten, erhellt am besten daraus, daß sie einen von gelbem Fieber und anderen Tropenkrankheiten heimgesuchten, für Europäer fast unbewohnbaren Landstrich fast vollständig saniert haben, so daß die Sterblichkeit unter den Arbeiterscharen beständig abgenommen und jetzt auf einen verhältnismäßig sehr niedrigen Stand gesunken ist.

Von der Vollendung des Panamakanals versprechen sich bekanntlich die Amerikaner eine wesentliche Umwandlung des gesamten Weltverkehrs. Ob sich ihre Erwartungen so ganz erfüllen werden, muß abgewartet werden. Aber so viel ist sicher, daß in der Tat die Eröffnung des Panamakanals dem Weltverkehr ganz neue Bahnen weisen und besonders die Pazifikküste Amerikas mit San Franzisko als Mittelpunkt dem Welthandel erheblich näher bringen wird. In richtiger Erkenntnis der Sachlage haben auch bereits unsre deutschen Dampferlinien Vorkehrungen getroffen, sich an der vorauszusehenden Entwicklung zu beteiligen und San Franzisko unter Benutzung des Panamakanals in ihr Verkehrsnetz miteinzubeziehen. Es ist infolgedessen nicht zu verwundern, wenn die Amerikaner die Eröffnung dieses neuen Wasserweges benutzen, um alle Nationen der Welt einzuladen, sich an den Gestaden des Stillen Ozeans, am Goldenen Tor, zu friedlichem Wettbewerb auf allen Gebieten der Künste, der

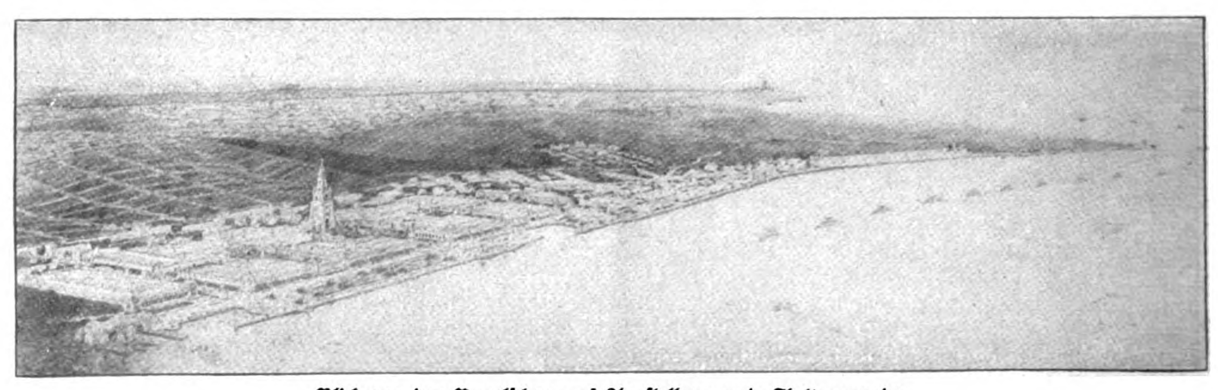


Lageplan der Weltausstellung in San Franzisko 1915.

Wissenschaft, des Handels und der Industrie, überhaupt menschlicher Arbeit und menschlichen Fleißes, zu vereinigen.

Daß man das Wagnis unternehmen wollte, trotz der häufigen Weltausstellungen der letzten Jahrzehnte, trotz unverkennbar starker Ausstellungsmüdigkeit aller Länder, trotz der an sich sehr verständlichen Abneigung großer Industriezweige, sich gerade an einer amerikanischen Ausstellung mit den sehr hohen Kosten, die damit verbunden sind, und bei der ungünstig einwirkenden Zollpolitik der Vereinigten Staaten von Amerika zu beteiligen, daß man trotz alledem wagen wollte, das Unternehmen mit Abhaltung einer neuen Weltausstellung zu krönen, stand in Amerika bald fest. Der Optimismus der Amerikaner und ihre Zähigkeit in der Ueberwindung von Schwierigkeiten ließen auf glückliches Gelingen vertrauen und hoffen. Aber zunächst mußte die Frage Beantwortung finden: Wo soll die Ausstellung stattfinden? Es traten unter verschiedenen Mitbewerbern bald zwei Städte besonders hervor: Neuorleans und San Franzisko. Beide sind an der Herstellung des Panamakanals und der erhofften Entwicklung des Weltverkehrs gleich stark beteiligt. Schließlich aber gaben doch gewisse Gründe zugunsten von San Franzisko den Ausschlag. Neuorleans ist während des Sommers zu heiß, und eine andere Jahreszeit kann doch für den Massenbesuch kaum in Frage kommen. Außerdem beherrscht San Franzisko den Handelsverkehr des amerikanischen Kontinents nach Ostasien, der gerade durch den neuen Wasserweg auch dem Osten um so viel näher gebracht werden soll. Und drittens erfreut sich San Franzisko nicht nur eines besonders bevorzugten Klimas, sondern hat auch landschaftlich unvergleichlich schöne Reize aufzuweisen, die schon an sich manche Besucher aus dem alten Europa anlocken werden. So entschied sich der Kongreß der Vereinigten Staaten endgültig für San Franzisko.

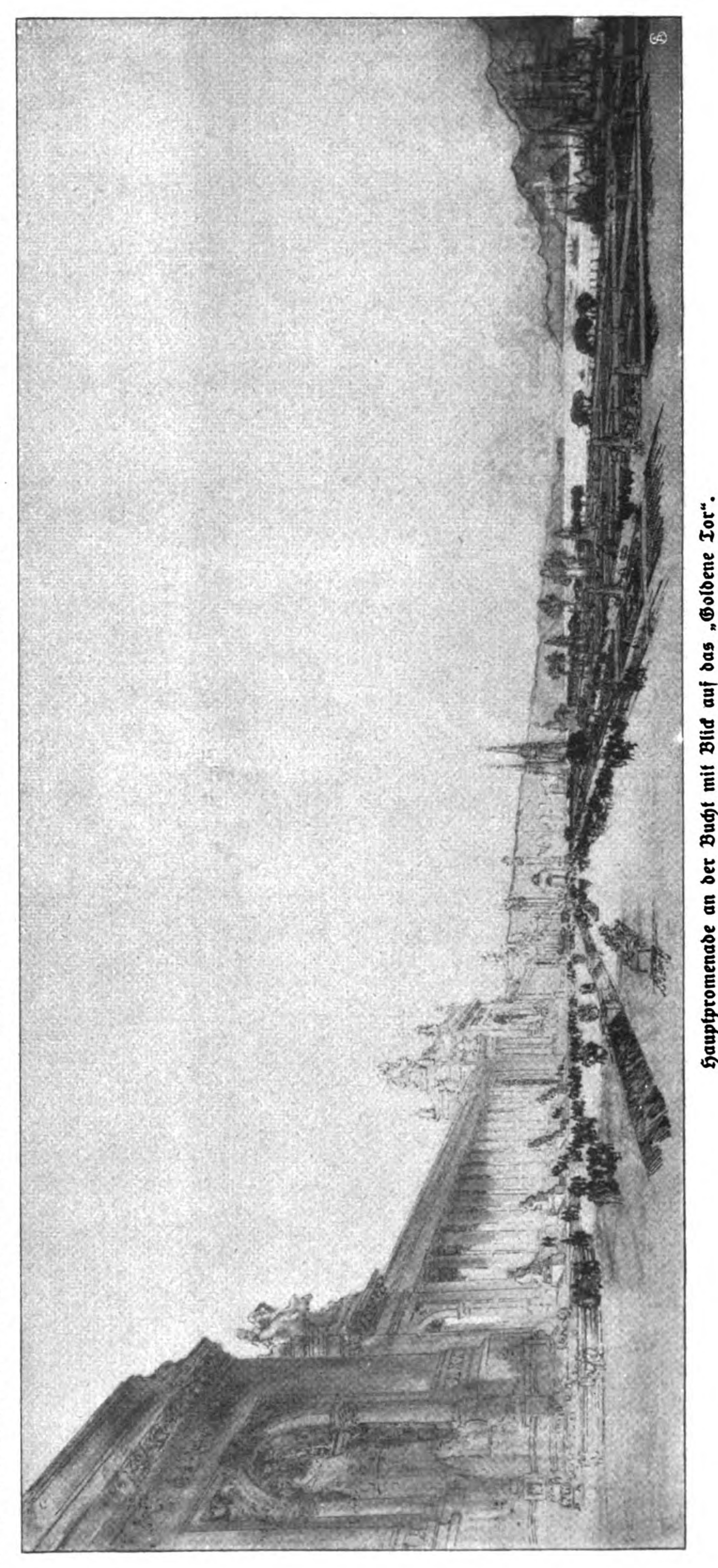
Im Frühjahr 1912 besuchte eine Kommission unter der Führung des bekannten Industriellen, Ingenieurs und Politikers John Hays Hammond Europa und nahm Rücksprache mit den leitenden Persönlichkeiten in allen europäischen Hauptstädten. Bald danach übergaben die diplomatischen Vertreter der Vereinigten Staaten im Ausland den betreffenden Regierungen die formelle Einladung, an der Weltausstellung in San Franzisko in der Zeit vom 20. Februar bis 4. Dezember 1915 teilzunehmen und sich durch Entsendung einiger Kriegschiffe zu einer internationalen Flottenparade bei Eröffnung der Ausstellung vertreten zu lassen. Die Regierungen antworteten durchweg entgegenkommend, wie es zu den freundschaftlichen Beziehungen aller mit der großen Republik jenseit des Ozeans selbstverständlich ist, und behielten sich die endgültige Entscheidung vor. Auch sie müssen die Beantwortung der Einladung wie den Umfang ihrer eventuellen Beteiligung davon abhängig machen, wie sich ihre Industrie dazu stellt. Auch muß man abwarten, ob z. B. die amerikanische Regierung in der Lage sein wird, bestimmte Fragen in bezug auf die zolltechnische Behandlung der zur Ausstellung ge-



Blick aus der Vogelschau auf Ausstellung und Flottenparade.

langenden Waren, in bezug auf Gewährung ausreichenden Musterschutzes, der 1904 in Saint Louis sehr viel zu wünschen ließ, und in bezug auf Sicherstellung der Bauunternehmer usw. gegen plötzliche Streiks und Schröpfversuche, wie sie in Saint Louis so viel böses Blut machten, befriedigend zu beantworten. Auch die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ hat damals über diese Fragen eingehend mit der amerikanischen Kommission verhandelt und ist zurzeit mit Erwägungen über die eventuelle Beteiligung Deutschlands beschäftigt. Die Entscheidung darüber dürfte in Bälde erfolgen.

Inzwischen haben die Amerikaner rüstig gearbeitet, um den zu erwartenden Gästen ein klares Bild von Anlage, Umfang und Organisation der Weltausstellung bieten zu können. Wie schon hervorgehoben, ist als Platz für die Ausstellung ein Punkt auserſehen, der sicherlich zu den landschaftlich schönsten der ganzen Welt gehört. Unter dem immer blauen Himmel Kaliforniens, am Gestade des Stillen Meeres, mit dem Blick auf das Goldne Tor, sollen sich die stolzen Paläste erheben und Raum bieten den Erzeugnissen aller Länder. Dabei hat man sich vor allen Dingen die Erfahrungen früherer Ausstellungen zunutze gemacht und Fehler vermieden, die man damals begangen hatte. Besucher von Saint Louis werden sich noch mit Schrecken der riesigen Ausdehnung erinnern, die man der Ausstellung von 1904 gegeben hatte. Man mußte bei recht hohen Wärmegraden gewaltige Strecken, stellenweise im Sand, durchmessen, um von einem der großen Ausstellungspaläste zum andern zu gelangen, was einen recht erheblichen Teil der Kräfte in Anspruch nahm und keinen rechten Genuß aufkommen ließ. Das soll in allererster Linie vermieden werden. Die Gebäude werden sich um acht Höfe gruppieren, nicht jedes einzeln für sich, weit entfernt vom andern, liegen. In der Mitte des gesamten Areals befinden sich die großen Paläste für die Fachausstellungen, rechts davon, wenn der Besucher die Front nach dem Wasser zu nimmt, die Pavillons und Verwaltungsgebäude der Regierungen und Einzelstaaten der Union, links davon die mancherlei Vergnügungsplätze internationaler Art, die stets einen wesentlichen Bestandteil einer solchen Ausstellung ausmachen. Und hinter dem Ganzen erheben sich die Berge des Tamalpis-



Hauptpromenade an der Bucht mit Blick auf das „Goldene Tor“.

Höhenzuges als großartiger **Rahmen des Bildes.** — Daß man in dem Gartenland Kalifornien für wundervolle Anlagen zur Verschönerung der Wege und Promenaden wie des Gesamteindrucks sorgen wird, ist wohl selbstverständlich. Die gütige Mutter Natur hat schon allein so verschwenderisch dafür gesorgt, daß menschlicher Kunst wenig zu tun übrigbleibt. Und zum Schluß: der Nervus rerum ist bei den Amerikanern, die gute Rechner und gute Geschäftsleute sind, natürlich **auch nicht vernachlässigt worden.** Ehe der Kongreß seine Zustimmung zur Entsendung der offiziellen Einladung gab, überzeugte er sich, daß der Staat Kalifornien allein die stattliche Summe von zwanzig Millionen Dollar aufgebracht hatte. Dazu kommen die Summen, die der Kongreß und die Einzelstaaten ihrerseits bewilligen. Also auch daran fehlt es nicht. So sind alle Vorbedingungen für glückliches Gelingen gegeben, wenn Europa die Einladung Onkel Sams annimmt!

Aus dem grünen Salon.

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Es ist sehr voll. Eine Gruppe von Herren steht um Frau von R. Die Konversation ist lebhafter als gewöhnlich.

Der Schriftsteller: Wenn man nur ganz Europa auffordern könnte zu einem Plebiszit für oder gegen den Krieg, um endlich klar zu werden und die Ungewißheit abzuschütteln, die ungeheuer viel an Geld und Stimmung kostet!

Herr von X: Ja, sobald einmal etwas entschieden ist, dann ist's gut. Dann schickt und findet sich der Mensch in alles. Nur die Unentschiedenheit, wie sie jetzt schon monatelang über Europa lastet, wird unerträglich.

Der alte Diplomat: Aber auch an die Unentschiedenheit kann man sich gewöhnen, an das Gefühl der Unsicherheit. Schließlich, was ist sicher? Was ist gewiß im Leben? Was ist uns verbrieft und verbürgt? Verlassen wir uns auf irgend etwas, so ist es nur die blindmachende Gewohnheit, die uns einwiegt.

Ein älterer Herr: Es ist schwerer, einer Gewohnheit zu entsagen als einem Glück. Mehr als vierzig Jahre sind wir in Deutschland an den Frieden gewöhnt.

Frau von R.: Wissen Sie, was ich meine? Erst in diesen vierzig Jahren hat sich das Reich ganz von den Hemmungen erholt, die ihm der Dreißigjährige Krieg und die Feldzüge des 18. Jahrhunderts verursacht haben. Bei einer Autoreise, einer Art Entdeckungsfahrt im eigenen Vaterland, mußte ich immer wieder mit Rührung daran denken. Überall war es mein Eindruck in den blühenden, strahlenden Gegenden, denen man die Kraft und das überquellende Leben ordentlich ansieht. Endlich breitet Deutschland seine Baumkrone aus, rund und prächtig, und man merkt nichts mehr von den schlechten Jahren, die der junge Stamm durchmachen mußte.

Ein Offizier (jugendlich, elegant, mit durchgeistigtem, nervösem Gesicht): Sehr schön ausgedrückt, meine Gnädige, sehr schön. Aber ich merke Ihren Worten eine Leidenschaft für den Frieden an, die bei unseren Frauen nicht so heiß auflodern sollte. Sie könnte uns in einem wichtigen Augenblick schaden.

Frau von R.: Wir Frauen haben ja nichts, noch nichts zu sagen in solchen Dingen, obwohl es uns nah genug angeht.

Der Schriftsteller: Sie haben kein Wahlrecht, das ist wahr, aber jede Wahl hängt letzterdings von Stimmungen ab und unsere Stimmung zum großen Teil von den Frauen. Im übrigen habe ich nichts gegen das Wahlrecht der Frauen, ja nicht einmal etwas gegen das Wahlrecht der Säuglinge, dann brauchen sich die Zusammengehörigen der Politik wegen nicht zu trennen.

Frau von R.: Gehen Sie doch mit Ihren schlechten Witzen. Die Sache ist viel zu ernst.

Der Schriftsteller: Bei den teuren Zeiten muß man auch mit einem billigen Witz vorliebnehmen.

Der Offizier: Sind die Zeiten wirklich so teuer?

Herr von X: Meinen Sie, so teuer, daß man billige Witze vertragen muß, oder überhaupt so teuer?

Der Schriftsteller: Überhaupt so teuer.

Der Diplomat: Ist das wohl noch eine Frage?

Der Offizier: Teurung stellt eine Art Zwangslage vor. Es ist alles sehr teuer, aber die Arbeit, jede Arbeit wird höher entlohnt als früher. Nur Nichtstun wird immer kostspieliger und nächstens unmöglich.

Der Schriftsteller: Außer bei berufsmäßigen, kinderreichen Trinkerfamilien, die vom Mitleid der wohltätigen Gesellschaft unterstützt werden.

Herr von X: Ja, wir geben den besten Ameisen nächstens nichts mehr nach. Nur die Kindererziehung müssen wir nach ihrem Beispiel noch besser ordnen.

Der Schriftsteller: Und in dieses herrliche Gewimmel soll der Krieg brutal zertretend hineinmarschieren? Den Fleißigen gerechten Lohn entziehen, den ganzen Betrieb in unabsehbares Stocken bringen?

Der Offizier (lächelnd und überlegen): Wir werden ameisenhaft die ganze Sache schnell und eigensinnig wieder reparieren.

Frau von R.: Aber es gehen doch bei einem Krieg nicht nur materielle Güter verloren, die man durch Emsigkeit wieder vollständig ersetzen kann, sondern auch andere Errungenschaften des Friedens werden vernichtet.

Der Schriftsteller: Man bekommt schlechte Manieren, meinen Sie.

Der Diplomat: Das wäre doch am leichtesten wieder auszugleichen.

Der Schriftsteller: Vielleicht auch nicht. Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurde Deutschland, das vorher fein und gebildet war, berühmt für seine schlechten Manieren und später, glaube ich, noch einmal. Es ist übrigens nur ein Gemeinplatz, daß ein langer Friede verweichlicht.

Ein älterer Herr: Können Sie leugnen, daß während eines solchen dem Komfort zuerst heimlich, dann immer offenkundiger Altäre errichtet werden? Um diese Altäre ist man sehr besorgt. Hand aufs Herz, die Leute auf dem Balkan schlagen sich in epischer Begeiste-



rungsfähigkeit, weil sie dem Komfort nicht untertan sind.

Der Schriftsteller: Jenseit von Donau und Seife.

Herr von X: Wieder ein sehr schlechter Witz.

Der Diplomat: Bei den teuren Zeiten, Sie ruinieren sich.

Frau von R.: Genug, genug. Nehmen Sie lieber noch eine Tasse Tee und versuchen das neuerfundene Gebäck. Setzen Sie sich doch endlich. Machen Sie sich's bequem, solange wir Komfort und Frieden haben.

(Die Gruppe löst sich auf, hinzutretende Damen bringen das Gespräch auf die geselligen Angelegenheiten des Tages. Nur leise zittert bei einigen die ernste Stimmung nach.)

Bilder aus aller Welt.

Einer der beliebtesten Londoner Bühnensterne Miß Olive May vom Gaiety-Theater hat sich mit Lord Victor Paget vermählt, dem Erben des Marquis von Anglesey.

In Dessau fand die Uraufführung von dem Bühnenspiel „Das Nothemd" statt. Der Dichter und Komponist dieses eigenartigen Werkes ist Victor von Woikowsky-Biedau. Der Erfolg war ein großer, die Aufführung ganz besonders gut. Der Inhalt des Stückes ist das hohe Lied der Frau in höchst poetischer und eindrucksvoller Form. Der Herzog und die Herzogin von Anhalt, die der Aufführung beiwohnten, spendeten dem Dichterkomponisten reichen Beifall.

Der Ehrenbürger der Stadt Koblenz, Geheimer Kommerzienrat Julius Wegeler, ist im Alter von 76 Jahren gestorben. Der Verstorbene war 41 Jahre lang Stadtverordneter und eifriger Förderer der Kunstbestrebungen. Seit 1894 vertrat er die Stadt Koblenz im Provinziallandtag.

Der mit dem Mendelssohnpreis gekrönte Pianist Paul Scholz, Hamburg, hat einen Ruf nach Tokio als Professor an das Kaiserl. Konservatorium erhalten.



Hofphot. Hartmann.
Frl. Wendworth (Armgard), Kammersänger Nietan (Wendelin).
Von der Uraufführung „Das Nothemd" von Woikowsky-Biedau.

In Petersburg verstarb der Kaiserliche Hofmeister N. Kopitkin. Er war der Inspektor der Kaiserlichen Züge und hatte lange Jahre dieses mühevolle und verantwortliche Hofamt inne.

Der Zivilingenieur E. A. von Ziffer in Wien, langjähriger Präsident des Verwaltungsrates der k. k. priv. Lemberg-Czernowitz-Jassy-Eisenbahngesellschaft, beging vor kurzem in voller geistiger und körperlicher Frische seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar hat nicht nur wäh-



Phot. Becker u. Maaß.
Prof. Dr. v. Woikowsky-Biedau,
Komponist und Dichter des „Nothemd".



Phot. Bassano.
Lord Victor Paget mit seiner Gemahlin.
Die Schauspielerin Olive May als Gemahlin eines Lords.



Hofphot. Jungmann & Schorn.
Kommerzienrat Wegeler †
Koblenz.



Paul Scholz,
erfolgreicher Pianist.



N. Kopitkin †
Petersburg,
Kaiserl. Ruff. Hofmeister.



Phot. Grillich.
E. A. von Ziffer,
Eisenbahnpräsident, Wien,
wurde 80 Jahre.

rend seiner 60-jährigen Tätigkeit im technischen Beruf, sondern auch vorwiegend auf dem Gebiet des Eisenbahnwesens und insbesondere in Bezug auf die Entwicklung der Bahnen niederer Ordnung richtunggebend gewirkt. Seit Dezennien hat er für die Wahrung der Standesinteressen und für die Stellung der Techniker im Staat und in der Gesellschaft in erfolgreicher Weise sich betätigt und um die Institution der beh. aut. Privattechniker sich unvergängliche Verdienste erworben. Das am 2. Januar 1913 sanktionierte Gesetz, betreffend die Errichtung von Ingenieurkammern, ist zum größten Teil seinem unermüdlichen und mannhaften Eintreten zu verdanken. Vermöge seines lauteren Charakters, seines reichen Wissens und seiner vielseitigen Erfahrungen erfreut sich der Jubilar in den weiten Kreisen seiner Freunde und Verehrer der größten Wertschätzung. Auch als Fachschriftsteller und Berichterstatter auf vielen Eisenbahnkongressen genießt von Ziffer einen ausgezeichneten Ruf.



Phot. Dobbertin.
Ein Eisenbahnunfall auf der Nordbahn in Deutsch-Ostafrika.

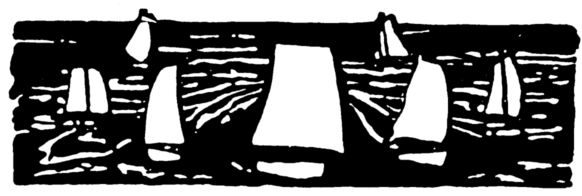
Wenn auch der Eisenbahnbetrieb in unseren **Kolonien noch** keinen allzu großen Umfang angenommen hat, so **ereignet sich** doch hier und da ein Unfall. Unser Bild zeigt einen **solchen** in Deutsch-Ostafrika. Verluste an Menschenleben **waren dabei nicht** zu beklagen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE WOCHE

Nummer 7. | Berlin, den 15. Februar 1913. | 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 7.



Die sieben Tage der Woche.

6. Februar.

Aus Sofia wird gemeldet, daß die türkische Armee vor Gallipoli von den bulgarischen Truppen südlich vom Fluß Kavak geschlagen worden ist und sich in großer Unordnung auf Bulair zurückgezogen hat.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos wird in Sofia vom König Ferdinand in Audienz empfangen.

Der russische Reichsrat lehnt mit 84 gegen 66 Stimmen den Initiativantrag der Duma ab, die Frauen zur Advokatur zuzulassen.

Der Kaiser kehrt von Königsberg über Posen nach Berlin zurück.

In Japan ruft die plötzliche Vertagung des Parlaments große Erregung hervor.

7. Februar.

In der Budgetkommission des Reichstags macht der neue Staatssekretär des Auswärtigen von Jagow vertrauliche Mitteilungen über die Beziehungen des Reiches zu andern Mächten, insbesondere auch zu England; er betont, daß diese Beziehungen gut seien.

Der Kapitänleutnant Jenetzki und der Obermaschinistenmaat Dietmann von der Marineflugstation in Putzig stürzen bei einem Flug mit dem Doppeldecker „Westpreußen" in der Nähe von Zoppot ins Meer. Beide finden dabei den Tod.

In Blankenburg a. H. stirbt, 76 Jahre alt, der frühere braunschweigische Bevollmächtigte zum Bundesrat und Gesandte in Berlin Freiherr von Cramm-Burgdorf. (Portr. S. 268).

Ueber London wird gemeldet, daß die Türken bei Rodosto 30 000 Mann gelandet haben.

Das zehnte türkische Armeekorps wird mit seiner Kavallerie und Artillerie auf 15 Transportschiffen von Konstantinopel nach Gallipoli befördert.

In Tanger wird die französische Gesandtschaft aufgehoben und durch eine Agentur und ein Generalkonsulat ersetzt.

8. Februar.

In Darmstadt stirbt, 72 Jahre alt, der Generalanwalt des Reichsverbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften Geheimrat Haas, früher Präsident der Zweiten hessischen Kammer und Reichstagsabgeordneter.

9. Februar.

Bei der Feier der Berliner Universität zur Erinnerung an die Befreiungskriege hält der Kaiser eine Ansprache an die Studenten. (Abb. S. 266 u. 267).

Der Kaiser und die Kaiserin reisen mit der Prinzessin Viktoria Luise und dem Prinzen Oskar nach Karlsruhe.

10. Februar.

In Karlsruhe verlobt sich die Prinzessin Viktoria Luise von Preußen mit dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg (Portr. S. 263).

In Tokio führen Kundgebungen gegen das Ministerium Katsura zu Ausschreitungen, bei denen drei Personen getötet und eine größere Anzahl verwundet werden.

In Mexiko erklärt sich Felix Diaz, der Führer des Aufstandes, gegen Madeiro zum Präsidenten.

11. Februar.

Der Kaiser reist von Karlsruhe nach Berlin zurück.

Aus Neuseeland kommt die Nachricht, daß Kapitän Scott (Port. S. 268) und seine Begleiter auf dem Rückweg vom Südpol in einem Schneesturm ums Leben gekommen sind.

12. Februar.

Der Kaiser hält im Deutschen Landwirtschaftsrat eine Rede über landwirtschaftliche Fragen.

In Japan wird Admiral Jamamoto zum Ministerpräsidenten ernannt.

Stadt und Wald.

Von Dr. Werner Hegemann,
Mitglied des Propaganda-Ausschusses „Für Großberlin".

Unter dem Kopfschütteln seiner Freunde und unter dem Hohngelächter seiner Gegner verließ im Frühling 1756 Jean Jacques Rousseau Paris, um nie wieder dort zu wohnen. „In Venedig ..., in Paris, im Strudel der vornehmen Gesellschaft, in den Sinnesgenüssen der Soupers, im Glanz der Schauspiele, im Nebel der Berühmtheit, immer hatten meine Gebüsche, meine Bäche, meine einsamen Wanderungen mich in zerstreuende Erinnerungen gelockt, mich schwermütig gemacht, mir sehnsüchtige Seufzer erpreßt", schrieb er in seinen „Bekenntnissen". Nur 17 Kilometer von Paris entfernt, am Rand des großen Waldes von Montmorency, der fast an seine Tür stieß, und den er künftig seine Arbeitsstube nennt, sah der „Bürger von Genf" alle seine Wünsche erfüllt, und die Stunden nahen Verbundenseins mit der Natur fanden in seinen Schriften einen so rührenden, einen so erschütternden Ausdruck, daß bald über dieser ganz neuartigen Lektüre die Pariser Marquisen ihre Abendgesellschaften vergaßen. Man muß sich eine Vorstellung von dem damaligen Paris machen, um die ganze Bedeutung von Rousseaus Flucht in die Wälder zu würdigen. Die Stadt erstrahlte im Glanz ihrer Schlösser, Adelshotels und ihrer einzigartigen Platzschöpfungen, wie die von Vendôme, Victoires und Vosges, für deren bis ins kleinste abgewogene, streng architektonische Linien jeder wild wachsende Baum eine Verletzung gewesen wäre. Der bald darauf auftauchenden Zumutung, auf einem dieser Plätze Bäume

zu pflanzen, widersetzte sich der Pariser Magistrat mit der von architektonischem Verständnis zeugenden Begründung, das auf dem Platz stehende Denkmal des Königs dürfe nicht wie die Statue eines fabelhaften Waldgottes in einem Hain versteckt werden. Außerhalb dieser stolzen Architekturplätze und einiger Gärten des Königs und des Hochadels war die Stadt zwischen ihren engen Festungswällen dicht ausgebaut. Schon hundert Jahre vor Rousseaus Flucht machte Paris mit seinen vier- bis sechsgeschossigen Häusern auf die Zeitgenossen den Eindruck, „als wären es zwei oder drei Städte übereinander, so voll Leute, daß alle Straßen sozusagen mit Menschen gepflastert waren". Diesem Gewimmel der ersten Großstadt, von der wir klare Vorstellungen haben, hatte Ludwigs XIV. großer Minister Colbert in seinem unermüdlichen Bestreben, „dem Elend des Volkes abzuhelfen", ausgedehnte Baumpflanzungen, eine Art schmalen Waldgürtel, rings um die Stadt geschaffen; aber diese Promenaden wurden bald durch die rasch wachsenden Häusermassen überflutet, so daß sie heute nur noch die am stärksten benutzten Verkehrsstraßen der Innenstadt darstellen. Noch heute stehen zwar Bäume auf diesen Straßen; Napoleon III. und nach ihm viele Stadtverwaltungen haben sogar versucht, in alle breiteren Straßen ihrer Städte ein Stückchen zahmen Baumwuchs hereinzuholen; aber zwischen Zement, Staub und Gas war er zu einem freudlosen Dasein verdammt wie ein Kind ohne Spielplatz.

„Es hebt sich die türmende Stadt.
In die Wildnis hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen",

so charakterisiert Schiller in seinem „Spaziergang" diesen Gegensatz zwischen Stadt und Wald. Diese türmende Form der enggedrängten, naturfeindlichen Stadtentwicklung, wie sie in den stets von Kriegen bedrohten Festungen des Mittelalters und dann später unter den schädlichen Maßnahmen des französischen Absolutismus Platz griff, wurde das gesundheitswidrigste und menschenfeindlichste, was überhaupt hätte erdacht werden können. Sie war es, die wesentlich dazu beitrug, daß in Paris auf engstem Raum ein nach Hunderttausenden zählender Pöbel zusammengedrängt wurde, der — ohne Haus und Heim, eine leichte Beute jedes Demagogen und jeder Pflasterpanik — nach dem Urteil großer Geschichtsforscher in erster Linie dafür verantwortlich zu machen ist, daß die dringend erforderlichen Reformen im politischen und sozialen Leben Frankreichs zu verheerenden Schreckensherrschaften geführt haben, vor denen ganz Europa erzitterte.

Der Ruf Rousseaus nach Rückkehr zur Natur ist nicht ungehört verhallt. Seine Flucht von Paris in den Wald, eine Reise, die man mit einer modernen Großstadtschnellbahn in einer halben Stunde zurücklegen würde, ist ein bedeutsames Ereignis geworden. Wie einst die Flucht des Propheten des Islam hat sie eine neue, über die ganze Welt ausgebreitete Gemeinde erstehen lassen, die sich in dankbarer Naturverehrung verbunden weiß. Deutschlands größter Dichter mit „Werthers Leiden" und später noch viel leidenschaftlicher Schiller mit seinen „Räubern" wurden flammende Verkünder der neuen Lehre, aus der ein Umschwung im ganzen Verhältnis zwischen der Stadt und dem Wald, im ganzen Fühlen des Städters für die Natur überhaupt hervorging.

Leider ist dieser bedeutsame Umschwung der städtischen Entwicklung erst sehr spät zugute gekommen. Zuerst hatte er nämlich nicht etwa eine naturgemäßere Entwicklung des Städtebaues zur Folge, sondern er führte zu einem verhängnisvollen Absentismus der Wohlhabenden, die in Zukunft, statt auf einen gesunden und naturgemäßen Bau der Stadt zu dringen, ihr bei jeder Gelegenheit den Rücken drehten, um in der Waldluft der Gebirge die Stadt, ihren Lärm und ihren Rauch zu vergessen. Während also in früheren Zeiten der architektonisch prächtige, aber hygienisch so nachteilige enge Ausbau der großen zentralisierten Städte nur möglich geworden ist durch eine weitgehende Landflucht des Adels und aller Wohlhabenden in die Stadt, so müssen heute, nachdem sich alle Schäden der übertriebenen Zentralisierung des Wohnwesens herausgestellt haben, umgekehrt unsere Städte darunter leiden, daß ihre wohlhabendsten und einflußreichsten Bürger in den Städten nur eine Art Schlachtfeld im Kampf ums Dasein sehen, dessen unerfreulichen Bedingungen man sich anpaßt, à la guerre comme à la guerre, aber das man während jedes Waffenstillstandes — genannt Ferien — schnell und freudig verläßt. Stadtflucht der Wohlhabenden aber, bei gleichzeitig andauernder Landflucht der Minderbemittelten, führt zu ganz unhaltbaren Zuständen in unseren Großstädten. Den Hunderttausenden, die vom Lande in die großen Städte eingewandert sind, um dort einen harten Kampf um wirtschaftlichen Erfolg zu ringen, sind die Wälder in der Nachbarschaft der Stadt nicht ans Herz gewachsen; sie haben nicht ihre Jugend dort verbracht, und wenn sie einmal an einem Sonntagnachmittag im überfüllten Stadtbahnzug hinausgefahren sind, haben die Vorbedingungen gefehlt, um ihnen den Wald, seinen Reiz, die Schätze seiner Geologie, Flora und Fauna, zu erschließen. Wie ein Märchen muß den naturfremden Großstädter die Lektüre eines Buches anmuten, wie es kürzlich von vier Berliner Gelehrten über den Berliner Grunewald veröffentlicht worden ist*). Oder klingt es etwa nicht wie ein Märchen, zu hören, daß das trambahndurchläutete, fünfgeschossige Berlin mit seinem Asphalt bereits anfängt, eine Rinne von Gletscherschmelzwassern zu zerstören; eine Schmelzwasserrinne aus der Zeit der zurückschmelzenden Eisdecke, als damals Skandinavien — lange vor Gustav Adolf — unser Norddeutschland zum drittenmal mit nach Süden vorrückenden diluvialen Eisschichten überzogen hatte; und dann, als diese unheimlichen Eismassen wieder abmarschiert waren — wer weiß, wann sie wiederkommen? — ließen sie als große Visitenkarten schichtungslose und geschichtete Geschiebesande, eratische Blöcke, Geschiebemergel und die in Norddeutschland längst ausgestorbenen Deckelschnecken haufen- und kreuzschichtungsweise zurück; dann gab es Moränen, sogar aufgearbeitete und umlagerte Moränen, Grundmoränen, Faulschlamm und Faulschlammkalk, Sumpfmoore, Flachmoore, Zwischenmoore, Hochmoore, diese so hochinteressanten Hochmoore, die aus triftigen Gründen auch Weichwasser- und Überwassermoore genannt werden, die hoch über dem Grundwasserspiegel schweben wie die hängenden Gärten der Königin Semiramis, und die mit ihrem fesselnden Pflanzenwuchs seit 1663 die Lust echter Naturforscher sind. Alle diese Schätze sind dicht bei der Großstadt vorhanden, und man braucht sich nur ein wenig hineinzudenken in diese köstliche Welt fabelhafter Erd- und Pflanzenbildungen, mit

*) Der Grunewald bei Berlin; seine Geologie, Flora und Fauna, gemeinverständlich dargestellt von den Professoren Wahnschaffe, Graebner, von Hanstein und Potonié, Jena 1913.



ihren eigenartigen Mosen und Gräsern, mit ihren Erlen und Moorbirken, mit ihren Kiefern und tausendjährigen Eichen, und man empfindet unwillkürlich schon Interesse für die bunte Insektenwelt, die dort ihr geheimnisvolles Wesen treibt, und man lauscht auf das Trommeln der Spechte, auf den eintönigen Ruf der roten Weidenlaubsänger und das metallische Klingen der in die Baumrinden einschlagenden Krallen des wie von elektrischen Schlägen durchzuckten Eichhörnchens.

Man könnte sich denken, daß derartige Reichtümer von einem bodenwüchsigen Bürgertum mit wahrer Begeisterung gepflegt und geschützt würden, und daß die Regierung alles in ihren Kräften Stehende täte, um ihrerseits diese Naturbegeisterung zu fördern. Aber ach, leider hat man gerade in das Hochmoor, in das seltenste dieser Naturwunder, zwischen Grunewald und Hundekehlensee einen Damm schütten müssen. Um den Durst der Millionenstadt zu stillen, hat man gerade da Wasserwerke anlegen müssen, wo einzigartige Naturdenkmäler darunter leiden, ja, der großstädtische Wald überhaupt in seiner Existenz bedroht wird. Die unendlich feinen Profile der Seen, wie sie sich im Laufe der Jahrtausende zwischen die Hügel geschmiegt haben — unantastbar wie sie hätten sein sollen, sind roh behandelt worden; man hat Baustellen daran verkauft und Schutt anfahren lassen. Dem Naturfreunde, dem Künstler war zumute, als wenn man die griechischen Statuen unserer Museen zu Pflastersteinen geschlagen hätte.

Hier liegt eine der größten Aufgaben des modernen Städtebaues: die Stadt mit ihren Wohnquartieren, ihren Industrievierteln und ihren ungeheure Flächen bedeckenden Verkehrsanlagen so anzulegen, daß die unersetzlichen Naturdenkmäler nicht darunter leiden, und daß die Entwicklung trauter Beziehungen zwischen Stadt und Wald nicht unmöglich gemacht, sondern gefördert wird. Wer Vertrauen in Deutschlands kulturellen Aufschwung hat, wird nicht daran zweifeln dürfen, daß unsere Architekten uns in 50 oder 100 Jahren im Innern der Städte auch großartige Architekturplätze zu schaffen imstande sein werden, deren feierliche Pracht man dem St. Petersplatz in Rom und anderen köstlichen Schöpfungen früherer Jahrhunderte wird vergleichen dürfen. Aber aller Reichtum der Welt, den zu gewinnen die Fortdauer des Friedens dem hart arbeitenden deutschen Volk ermöglichen sollte, *wird nicht imstande sein, das wieder gut zu machen*, was die gegenwärtige Generation an unseren Wäldern, wie z. B. an den unersetzlichen Naturdenkmälern des Grunewalds, sündigt. Hier muß eine ganz neue Auffassung der modernen Stadtentwicklung einsetzen. Die Natur, vor allem die Wälder müssen bei der Stadtplanung in den Vordergrund treten. Der Gedanke des Wald- und Wiesengürtels, wie ihn vielleicht als erste die Gräfin *Poninski* (Arminius) in den 70er Jahren gefordert hat, und wie ihn neuerdings die modernen Stadtverwaltungen mehr und mehr zu verwirklichen trachten, muß durchgesetzt werden. Jeder Wald, der sich in der Umgebung der Stadt bietet, wird zum *heiligen Hain*, der nicht verletzt werden darf, sondern im Gegenteil durch möglichst breite radiale Streifen *in die Stadt hereingeholt* werden muß. Man denke, welche grandiosen Waldstreifen sich bei rechtzeitiger Erkenntnis dieser Notwendigkeit ergeben hätten, wenn man z. B. den Berliner Tiergarten mit dem Lietzensee und den Grunewaldseen, wenn man die Jungfernheide bis zum Humboldthain, den Köpenicker Forst über den Treptower Park mit breiten Uferstraßen längs der Spree bis ins Herz von Berlin geholt hätte. An Stelle der Stadt, die die Phalanx ihrer Häuser ringförmig und alle Natur vernichtend ausbreitet, wird die dezentralisierte Stadt treten, der moderne, schnellfahrende Verkehrsmittel gestatten, sich längs der großen Waldreserven in Fernen auszudehnen, die weit größer sein werden, als die Wälder Rousseaus von Paris entfernt waren. In dieser dezentralisierten und vorzüglich durchlüfteten Stadt wird es keine einseitige Bevorzugung des Westens mehr geben, sondern *Norden, Osten oder Süden* werden dem Westen gleichwertig sein. Am Rand der ausgedehnten Wälder werden sich die Gartenstädte bescheiden dem Gelände anpassen, und selbst die Wohlhabendsten werden, wenn sie in Landhäusern wohnen, wie sie Hermann Muthesius um die Rehwiese stellt, in der Großstadt keinen hassenswerten Aufenthaltsort mehr sehen. Bei der reißend schnellen Verwandlung der deutschen Nation in ein hauptsächlich in Städten wohnendes Volk muß der Städtebau Formen finden, die das Fortleben der Rasse auch in den Städten sicherstellt. In den schlecht durchlüfteten Steinmassen der heutigen Großstädte rafft ein heißer Sommer Tausende von Säuglingen dahin. Die Verkehrsverbindungen mit den vorhandenen Wäldern sind noch so in den Anfangsgründen, daß an den wenigen Ausmündungspunkten der Stadt in den Wald ein Konflikt zwischen den verschiedenen Interessen entsteht, der es z. B. heute schon in Berlin schwer macht, im Wald die nötigen Erholungstätten für die Opfer der Wohnungskrankheit, der Tuberkulose, zu finden; die vom Roten Kreuz und den Gemeinden eingerichteten, dringend benötigten Ruhestätten im Grunewald stoßen bereits jetzt auf den Widerstand der Villenkolonien.

Deutschland braucht eine weitsichtige, im großstädtischen Sinn orientierte Forstpolitik. Den Staatsmännern und Künstlern, die über sie zu wachen haben, fällt eine der größten Aufgaben der Zukunft zu. Sie müssen ausgestattet werden mit großen öffentlichen Mitteln, großen Machtvollkommenheiten und weitgehendem Vertrauen. Sie werden die Gesandten der Stadt an den Wald, zu dem die Beziehungen unserer Rasse durch hunderttausendjährige Anpassung unlösbar geworden sind. Diese neuartige Forstkultur wird nicht auf möglichst hohe Holzerträge, sondern auf möglichst enge Vermählung des Wohnwesens mit dem Wald abzielen müssen; mit dem großstädtischen Forstmann wird der Arzt, der Architekt und vor allem auch der Park- und Spielplatzarchitekt Hand in Hand gehen müssen. Das städtische Leben, die städtischen Vergnügungen des Feierabends und namentlich auch die der Feiertage müssen auf den Wald zugeschnitten werden. Am Wald wohnen, im Wald wandern, spielen, kampieren, Feste feiern muß jedem Großstädter in Fleisch und Blut übergehn. Auch der Staat wird sich in den Dienst des großstädtischen Forstwesens stellen und mit der früher geübten verhängnisvollen Praxis, für Waldgelände Baulandpreise zu fordern, endgültig brechen müssen. Wer künftighin von den Türmen unserer Großstädte die städtische Entwicklung verfolgt, darf nicht mehr wie früher den Wald fliehen sehn, sondern der Wald muß *auf die Stadt los, in die Stadt herein* gerückt kommen, so daß der Zuschauer rufen kann wie einst der Bote Macbeths angesichts des anrückenden Waldes von Dunsinane: „*Mit einem Mal da war's, als wandelte der Wald*".



Nationalflugspende.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Unter dem Protektorat des Prinzen Heinrich von Preußen, des königlichen Flugführers, und unter dem Präsidium des Grafen v. Posadowsky-Wehner hat die Sammlung für das deutsche Flugwesen bekanntlich den Betrag von rund sieben Millionen Mark ergeben, von denen zwei Millionen durch die Geber zur Beschaffung von Flugzeugen und andere Zwecke bestimmt sind, während fünf Millionen durch das Kuratorium der Flugspende verteilt werden sollen. Es ist eine schwierige Frage, wie man der Aufgabe, das Geld möglichst nutzbringend und unparteiisch zu verwenden, gerecht werden kann. Wünsche sind so viele geäußert, daß die fünffache Summe kaum ausreichen würde, wollte man sie alle befriedigen. Von vornherein war man einmütig der Ansicht, daß die fünf Millionen unter keinen Umständen der Beschaffung von Flugzeugen dienen sollen, die sich unsere Heeresverwaltung allein kaufen kann. Die überwiegende Zahl der Fachleute und Laien hätte es sicher auch lieber gesehen, wenn die Städte nicht die Eitelkeit besessen hätten, Flugzeuge mit ihrem Namen im Heer wissen zu wollen, wenn sie vielmehr das Geld in den allgemeinen Fonds hätten fließen lassen. Andererseits muß zugegeben werden, daß die Städte mit ihrer Sammlung zu einem bestimmten Zweck eine zugkräftige Parole gehabt haben.

Um einerseits das Geld möglichst schnell nutzbar zu machen, hat das Kuratorium beschlossen, nicht nur die Zinsen, sondern auch das Kapital sofort zu verwenden; um andererseits aber auch nicht übereilt zu handeln, ist man übereingekommen, die Ausgabe der Gelder auf einen Zeitraum von fünf Jahren zu verteilen, wobei jedoch erforderlichenfalls die Kapitalien auch in einem kürzeren Zeitraum aufgebraucht werden sollen.

Das Hauptgewicht wird auf die Ausbildung von Fliegern gelegt. Hunderte von Gesuchen um Beihilfe hierzu liegen aus allen Gauen Deutschlands vor. Die äußerst schwierige Frage, die den erfahrensten Fachleuten viel Kopfzerbrechen gemacht hat, war die, festzusetzen, wie die Fliegerausbildung am zweckmäßigsten durchgeführt werden soll. Eine ganz ausgezeichnete, von keinem der berufenen Fachleute vorgeschlagene Lösung dieser Frage brachten der geschäftsführende Kurator Geheimrat Albert vom Reichsamt des Innern sowie der ihn unterstützende Assessor Trautmann. Ihr mit lebhaftem Beifall aufgenommener Vorschlag führt ein Prämiensystm ein, das für die praktische und theoretische Ausbildung von Flugführern als Prämie das Lehrgeld von 8000 Mark nach erfolgtem Bestehen des Examens vorsieht. Jetzt hat man die Sicherheit, daß das Geld des deutschen Volkes nur denen zugute kommt, die wirklich etwas leisten. Würde man das Lehrgeld vor der Ausbildung direkt den angehenden Schülern auszahlen, so würde zweifellos eine größere Summe nutzlos verschwendet werden, denn erfahrungsgemäß müssen im Lauf der Ausbildung etwa 25 v. H. der Schüler wieder ausscheiden, weil es sich herausstellt, daß sie den gestellten Anforderungen nicht gewachsen sind. So bringen jede 8000 Mark der deutschen Wehrkraft einen gut ausgebildeten Flugführer. Man rechnet damit, daß auf diese Weise 60 bis 100 Flugführer in jedem Jahr gewonnen werden.

Die Flugspende soll aber auch den alten, schon bewährten Fliegern zugute kommen. Es ist deshalb ein Prämiensystem eingeführt worden, das jedem Flugführer einen jährlich neu zu erwerbenden Preis von 1000 M. für einen Einstundenflug geben wird, der sich bei einem Dauerflug für jede weitere Stunde ebenfalls um 1000 M. erhöhen soll. Die Höchstleistungen jeden Jahres sollen durch besonders hohe Extrapreise belohnt werden. So erhält jeder Flugführer einen Anreiz, sich im praktischen Fliegen zu betätigen. Die Aufwendungen, die jeder längere Flug erfordert, erhält der Pilot, wenn er Erfolg hat, zurückerstattet. Dieser von den obengenannten Herren ebenfalls aus sich heraus gemachte Vorschlag bringt endlich einen Gedanken zur Ausführung, den vor zwei Jahren unser erster Flugführer August Euler gehabt hat. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die hie und da gehegte Besorgnis, durch die Mitwirkung einer Behörde, des Reichsamts des Innern, würden für die Verwendung der Gelder vielfach bureaukratische Rücksichten maßgebend sein, völlig unbegründet gewesen ist. Der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses Graf Posadowsky sowie Geheimrat Albert und Ministerialrat Lewald vom Reichsamt des Innern leiten die Angelegenheiten der Flugspende in einer Weise, die von jeglichem Bureaukratismus völlig frei ist. Auf Grund einer 17 jährigen Praxis im Luftfahrerleben muß Verfasser ferner zugeben, daß das Reichsamt des Innern diejenige Behörde ist, die von allen staatlichen und privaten Luftfahrerinstitutionen in der objektivsten Weise alle Fachleute zur Beratung hinzuzieht, ohne sich irgendwie durch persönliche Rücksichten und Nachreden leiten zu lassen, und daß dieses Reichsamt ferner am schnellsten arbeitet. Wenn alle anderen Behörden in derselben Weise vorgehen würden, dann würden wir in der deutschen Luftfahrt doppelt so schnell vorwärts kommen wie jetzt.

Sympathisch muß es überall berühren, daß man auch an die verunglückten Flieger denkt. Es soll mit den Mitteln der Flugspende jedem Flieger die Möglichkeit gegeben werden, sich um ein Geringes gegen Unfall zu versichern. Gerade die Versicherungsfrage ist in der Luftfahrt eine der schwierigsten und kostspieligsten.

Zahllose Gesuche sind eingegangen, Unterstützungen zur Durchführung von Erfindungen zu gewähren. Auch diese Frage ist sehr heikel, da es schwierig ist, bei neuen Gedanken zur Verbesserung der Flugtechnik den Weizen von der Spreu zu sondern. Leicht könnte durch eine Unterstützung minderwertiger Erfindungen das Geld nutzlos verschwendet werden. Um dies zu verhindern, sollen die Gesuche zunächst von der wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt vorgeprüft und dann von der deutschen Versuchsanstalt nachgeprüft werden. Erst wenn dies geschehen, entscheidet das Kuratorium über die zu gewährenden Gelder. Zweifellos werden sich bei diesem Programmpunkt Härten nicht vermeiden lassen, aber eine andere Lösung der Frage gibt es nicht.

Die Franzosen haben einen Teil ihrer Flugspende zur Schaffung von Flugstützpunkten verwendet; auch für Deutschland ist es sehr wichtig, möglichst viel für die Landung brauchbare Plätze zu schaffen. So wird denn eine beträchtliche Summe dafür aufgewendet, die Pläne des Deutschen Flugverbandes zu Weimar, die auf Herrichtung brauchbarer Landungsplätze mit Schuppen für Flugzeuge, Behelfsmaterial, Benzin usw. hinzielen, zu unterstützen. Damit jedoch die Städte selbst auch Opfer



bringen, ist als Grundsatz festgesetzt, daß aus der Flugspende nur dann ein Zuschuß gegeben wird, wenn die Hauptkosten der Flugstützpunkte an Ort und Stelle aufgebracht sind.

Die Wasserflugzeugindustrie liegt in Deutschland gegenüber anderen Ländern noch sehr im argen. Zum Teil liegt dies an dem Mangel an ausreichend großen Flugplätzen, bei denen man sowohl auf Binnenseen als auch auf der Hochsee Versuche anstellen kann. Eine beträchtliche Summe ist deshalb ausgesetzt für einen Flugplatz an der See, vorausgesetzt, daß die in Frage kommende Stadt auch zu größeren Opfern bereit ist. Da Flugplatzunternehmungen heutzutage noch nicht rentabel sind, so konnte man nicht verlangen, daß alle Kosten an Ort und Stelle getragen werden.

Eine weitere wichtige Aufgabe ist die Förderung des Motorbaues. Der Kaiser hat zuerst die Neukonstruktion von Flugmotoren durch seine hohe Geldspende in Fluß gebracht. Die Nationalflugspende betrachtet es als eine ihrer vornehmsten und wichtigsten Aufgaben, die Durchbildung eines sicheren Flugmotors, von dem Sein und Nichtsein so häufig abhängt, mit allen Kräften zu fördern. Für den im Jahr 1915 stattfindenden Wettbewerb wird deshalb eine namhafte Summe für Preise ausgesetzt.

Endlich sollen für dieses Jahr auch Wettbewerbe unterstützt, ferner Geld für wissenschaftliche Fragen reserviert werden u. a. mehr.

Nach dieser Erläuterung wird wohl jeder zugeben, daß die Verteilung des Geldes der Flugspende nach bestem Willen und Gewissen erfolgen wird.

Die Museumsführung.

Von Ilse Linden.

Auf kleinen, unbequemen Klappstühlen sitzen in engen Reihen 30 bis 40 Damen. In dem intimen Raum mit seiner altroten Stofftapete, die das milchige Mittagsgrau in ihre tiefe Wärme einzuschlucken scheint, hört man ein dünnes Frauenstimmchen, das an Giorgiones einzig schönem Jüngling die Kunst des Cinquecento darzulegen sucht. — Augen und Ohren der Hörerinnen sind geschärft, gespitzt — und doch wäre der Ausdruck „Spannung" nicht erschöpfend für den tiefen Ernst und die wirkliche Hingabe, die sich in den Mienen spiegeln.

Die Atmosphäre hat etwas durchaus Mondaines. Und eben dies Mondaine gibt einen reizvollen Kontrast zu dem rührenden Eifer dieser Damen.

Es sind die Frauen der höheren Bourgeoisie, die das Hauptkontingent zu den Museumsführungen stellen. Weder von Haushaltsorgen noch von einer regelmäßigen Beschäftigung bedrückt, sind sie gleichsam umweht von der Luft des „Es-nicht-nötig-Habens". Und wollen trotzdem lernen, wirklich lernen . . .

Gewiß sind es zunächst meist äußere Gründe, die diese Unbeschäftigten zu den Führungen treiben: das Gefühl, auf angenehme und bequeme Art etwas für seine „Bildung" zu tun und zugleich eine gesellschaftliche Mode mitzumachen, spielt dabei nicht die kleinste Rolle.

Aber — und dieses eben ist das wichtigste — allmählich, ganz von selbst, werden aus etwas oberflächlichen, eleganten Frauen ernste und innerlich beteiligte Hörerinnen, die von der Notwendigkeit eines Mühens um den Kunstgenuß vollständig durchdrungen sind. — Man ist ja wohl geneigt zu lächeln, wenn man hört, daß manche der Damen Jahr um Jahr sich wieder zu denselben Führungen einfinden, aber man vergißt dabei, daß dies doch zutiefst nichts als ein Ringen, eine Sehnsucht nach Wissen und Verstehen in der Kunst darstellt, und — eine still eingestandene Schwäche. — Zu einer richtigen Schätzung dieses Strebens und auch dieser Einsicht gelangt man aber erst, wenn man sich vorstellt, wie das große Publikum, auch die „Gebildeten", durch die Museumsäle rennt — im Autotempo Bilder „nehmend", plan- und ziellos, lüstern nach ein paar berühmten Sehenswürdigkeiten. Die meisten ahnen gar nicht, welche unerhörten Schönheitswerte ihnen auf diese Art entgehen. —

Das war vor 25 Jahren so, als Lichtwark seine kunsterzieherischen Forderungen zum erstenmal formulierte, und das ist heute noch genau dasselbe! Aber von Anfang an waren die Frauen die begeistertsten Anhängerinnen der Führungen. Lichtwark erzählt, wie oft man ihn gefragt habe, ob es ihn denn befriedigen könne, vor einem Publikum zu sprechen, das zu zwei Dritteilen aus Frauen bestände. — Und jedesmal habe seine bejahende Antwort ungläubiges Erstaunen erregt. Das war ja allerdings im Jahr 1887! — Seitdem hat sich doch darin manches schon geändert! —

Auch der Begriff der Führung ist inzwischen einer Wandlung unterworfen worden. Von dem ursprünglichen flüchtigen „Führen" ist nichts mehr übrig als der Name. Es werden jetzt gediegene, gründliche Vorträge oft eine Stunde lang in einem einzigen Raum vor einem einzigen Bild gehalten.

Die Wirkungen dieser Erziehung zum Kunstgenuß sind denn auch mannigfaltiger und weittragender, als auf den ersten Blick erkennbar ist.

Zunächst bedeutet diese Zufuhr neuer geistiger und künstlerischer Interessen natürlich eine Erweiterung der Persönlichkeit an sich. — Die Führungen können ja — ihrer belehrenden Natur gemäß — niemals fertige Genuß-Resultate liefern. Sie wollen nur den eigentlichen Kunstgenuß vermitteln — Anregungen geben — Keime befruchten. Es sollen keine Kunstgelehrten aus diesen Damen werden.

Aber es dringt durch das Erlebnis vor dem Bild zu vielen, die vorher das laute Reden über Kunst sehr leicht nahmen, die Erkenntnis, daß es in künstlerischen Dingen doch vor allem auf jene stillen, feinen Wirkungen ankommt, die sich allein dauernd in die Seele graben. Je mehr das Urteil reift, desto bescheidener wird es auch.

Damit hat das gedankenlose Kritisieren ebenso ein Ende wie die lächerliche, leider als echt weiblich verschriene Gewohnheit der bekannten Ausrufe: „Wie entzückend!" — oder „einfach süß!" vor den gewaltigsten und tiefst ergreifenden Schöpfungen der Kunst.

Diese Beschreibung und Verfeinerung des Geschmacks wird natürlich auch der neuen Kunst zugute kommen. Man weiß, daß das Verständnisniveau unseres Ausstellungspublikums noch einer Hebung durchaus fähig ist. Und wenn die Ansprüche auch nicht gleich allzuhoch gespannt werden sollen — wie etwa im Vergleich zur Renaissance, wo tatsächlich hinter dem Namen jedes großen Malers der einer Frau steht, die ihm, sei es als



Mäzenin, Anregerin oder auch als — Modell, ihre Tatkraft, ihren Geist und ihre Schönheit zur Verfügung stellte — so darf man doch hoffen, daß der Einfluß der Kunsterziehung auf die mondaine Frau nach und nach auch in praktischem Sinn auf die moderne Produktion einwirken werde.

Für das gesellschaftliche und das intime Leben des Hauses aber bilden die künstlerischen Interessen eine Quelle fortwährenden Genusses. Die tausend Wundermöglichkeiten, die hier liegen, sind nicht aufzählbar.

Der anspruchsvoll verfeinerte Geschmack zeigt sich nicht nur in allen Einzelheiten, er durchdringt das Ganze und gibt dem Heim jene klare, künstlerische Physiognomie, die in ihrer Vollendung wiederum nur da zum Ausdruck kommt, wo sie Reflex der Seele und nicht mit äußeren Mitteln angeschminkt ist. — Einer Frau, deren Auge an den Meisterwerken der Kunst geschult ist, wird es unmöglich sein, in ihren Räumen Kitschgemälde aufzuhängen — genau so unmöglich, wie sich selbst in schreiende und unharmonische Farben zu kleiden. Und unwillkürlich wird sie damit ihre Umgebung beeinflussen. Das Wort von Lichtenberg: „Vieles Lesen macht stolz und pedantisch, vieles Sehen dagegen macht weise, verträglich und nützlich" — enthält, wenn auch der erste Teil einseitig und deshalb ungerecht ist, in seinem zweiten doch viel Wahrheit. Wie alle große Kunst, hat auch die Malerei die Wirkung, daß in ihrer Nähe das Allzumenschliche, Kleinlich-Gehässige sich nicht auszubreiten wagt.

So undenkbar es ist, daß beim Klang eines Adagio von Beethoven jemand — wenn auch nur im Flüsterton — die Ehre seines Nächsten abzuschneiden wagt, so unmöglich scheint es, eine niedrige Handlung zu vollbringen unter dem strengen, die Seele durchdringenden Blick des Dürerschen Hieronymus Holzschuher. . . .

Sind aber diese Wirkungen noch an die reale Anwesenheit einer Musik, eines Bildes gebunden, so erweist sich die Suggestionskraft der Kunst nicht minder auf räumliche und zeitliche Entfernungen.

Ein ganzer grauer Tag kann sich erhellen durch den goldenen Himmel, den man am Morgen leuchten sah aus einem Bild; und ein in Konvention ersticktes Leben mag aus solch heimlichen Quellen oft Kraft und Erholung trinken.

Die größte und idealste Wirkung der Fähigkeit des Kunstgenießens aber ist eigentlich ein Ungreifbares, das sich, heimlich weiterzeugend von Generation zu Generation, von Kind auf Kindeskinder spinnt. — Denn eine Mutter, die an der eigenen Seele die wundervolle Steigerung ihres Lebensgefühls durch das bewußte Sehen erfahren hat, wird sich auch tätig mühen, ihrem Kinde die gleichen Glücksmöglichkeiten zu verschaffen. Ja — selbst wenn der Gedanke daran nicht ganz deutlich und klar in ihr Bewußtsein treten sollte — wird sie doch durch ihr ganzes gehobenes Sein auf die Seele des Kindes befruchtend wirken. Es sind also gewiß keine kleinen Kulturwerke, die durch die Erziehung zum Kunstgenuß ins Leben getragen werden. Sie sind es denn auch, die der persönlich mondainen Atmosphäre der Museumsführungen eine allgemein menschliche Note von tiefster Bedeutung beifügen.

Blumenschlacht in Nizza.

Von Henry de Blèdes. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von M. Rol.

Für den Nordländer, der zum erstenmal die Riviera besucht, kann es kaum eine größere Ueberraschung geben als das Bild, das sich ihm bei der Ankunft in Nizza darbietet. Er hat die Nacht über vielleicht von den Schneedächern der Heimat geträumt und steht nun beim Verlassen des Bahnhofes plötzlich in einem Tropenhain, vor einer botanischen Offenbarung, die ihm vor Staunen den Atem verlegt. Man fragt sich im ersten Moment, ob man nicht vielleicht aus Zerstreutheit in Afrika ausgestiegen sei, und wäre nicht einmal verdutzt, wenn ein williger Negerboy herbeistürzte, dem wir unsern Koffer auf den nackten Rücken laden könnten. Der Hoteldiener, der uns so manierlich nach seinem Omnibus weist, gibt uns der Wirklichkeit wieder. Man erkennt an der tiefen Unterwürfigkeit des goldfunkelnden Mannes, daß man noch in Europa und eine fabelhaft wichtige Persönlichkeit ist.

Solcher wichtiger Persönlichkeiten strömen im Februar immer noch an die anderthalb hunderttausend nach Nizza und seinen Nachbarorten, trotzdem der afrikanische Eindruck vom Bahnhof nicht lange vorhält und sich schon am ersten Tag als ein Luxusimport für die Fremden, als eine Treibhauskultur im Freien entpuppt, die man allerdings, dank dem günstigen Klima, mit Geschmack und Geschick zu holden Täuschungen zu entwickeln versteht. Uebrigens können einem in dieser himmlischen Gegend die Tropen, gerade heraus gesagt, gestohlen werden. Wer durchaus nicht leben kann, ohne alle zehn Schritte unter Affenbrotbäumen einem Rhinozeros zu begegnen, das just einem Alligator auf die Hühneraugen tritt, der mag meinetwegen nach Kamerun reisen. Wer aber lieber reizvollen Weiblichkeiten von diesseit und jenseit des Atlantik, einer raffinierten, kosmopolitischen Eleganz, fröhlichen Gesichtern und gelegentlich auch einer Glücksnummer auf dem Roulettetisch begegnet, der findet nirgends seine Rechnung besser als während des Karnevals in Nizza.



Ein rosengeschmückter Laubenwagen.

Dieser Karneval von Nizza, der den altberühmten, aber längst in den Lagunen ersoffenen Karneval von Venedig in der internationalen Vergnüglichkeit abgelöst

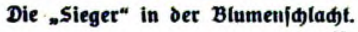
hat, zerfällt in mehrere recht erhebliche Begebenheiten. Die erheblichste und auch lärmendste ist der große Maskenzug mit dem darauffolgenden Ball im Kasino. Ich für mein Teil ziehe die Blumenschlachten vor, die je nach der Länge des Faschings zwei- bis viermal auf der herrlichen Promenade des Anglais geschlagen werden. Da ist die Lustigkeit viel feiner abgestimmt, und die Phantasie gibt sich nicht in bloßen mehr oder minder verrückten Mummereien aus. Vor allem aber sind diese Feste so anziehend, weil sich Nizza hier in seinem köstlichsten Gewand vorstellt: in seinem Krönungstaat von Blumen. Sie sind der Riviera und ihrer Hauptstadt ureigenster, unerschöpflicher Schatz. Und diesen Schatz gießt sie in den Blumenschlachten mit verschwenderischen Händen aus.

Dieses kriegerische Wort deckt sich freilich nicht ganz mit der Sache. Gewiß, man wirft hinüber und herüber, man schnellt die duftigen Pfeile vom gespannten Bogen des Scherzes ab, und mancher zündende Blick fliegt dabei mit, der das Geschoß mitunter gefährlich macht. Allein nicht die Schlacht ist die Hauptsache, sondern das Bild, das sie gewährt, das Schauspiel, die Augenweide; und nicht jener siegte, der am meisten Blumen verschmissen, sondern der, der die glänzendste Rüstung getragen hat. Der Luxus, der wie in allen Dingen, so auch bei diesen Veranstaltungen überhand genommen hat, findet seit einigen Jahren ein neues Feld der Betätigung in dem Problem, auch die Ungestalt des Kraftwagens dem Blumendienst zu unterwerfen. Das mit Blumen geschmückte Auto des untenst. Bildes zeigt, wie schön dieses Problem gelöst werden kann. Es ist der Triumph der Poesie über die Prosa der Technik. Mich will allerdings bedünken, daß die Poesie noch weit besser zu ihrem Recht kommt, wenn eine schöne Frau, wie ein Gnadenbild in ihrem Tempel aus Blüten thronend, mit fein belederten Händchen ihr geschmücktes Gespann durch das Gewühl lenkt (Abb. S. 260), oder aber wenn diese Frau gleich in mehreren



Jugendschönheit und Frühlingzauber.





Die „Sieger“ in der Blumenschlacht.



Elegantes Auto mit Mimosenschmuck.

Vom Blumenfest in Nizza.





Phot. A. Steiner.

Ein interessantes sportliches Ereignis: Pferderennen auf dem St.-Moritzer-See.

anmutigen Exemplaren in der Begleitung eleganter Offiziere die alte mythologische Waffenbrüderschaft von Mars und Venus in Erinnerung bringt (Abb. S. 261). Zur Not könnte ich mir übrigens Mars ganz gut wegdenken, ohne daß mir das Herz bräche. Venus allein genügt mir. Und wer die Gruppe junger Damen ansieht, die ohne alle männliche Gefolgschaft ihre Blumenfestung verteidigt (Abb. S. 261), wird mir wahrscheinlich beipflichten. Denn, unter uns gesagt, bei diesen Schauspielen haben wir Männer nur eine verzweifelt gleichgültige Rolle. Wagen hin, Wagen her, entscheidend ist ja doch nur, daß eine hübsche Frau zwischen den Blumen sitzt. Das ist ganz recht so. Die Frauen und die Blumen gehören zusammen wie der Himmel und die Sterne.

Unsere Bilder

Zur Verlobung im Kaiserhaus (Abb. S. 263 u. 264). Unerwartet für alle Kreise der Bevölkerung kam die Kunde von der Verlobung der einzigen Tochter unseres Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise, mit dem Prinzen Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg. Die Braut steht im 21. Lebensjahr; der Bräutigam ist der einzige noch lebende Sohn des Herzogs Ernst August von Cumberland und steht als Oberleutnant im Münchner Ersten Schweren Reiterregiment; er ist 25 Jahre alt. Mit dem badischen Hof verknüpfen ihn enge Familienbande; Prinz Max von Baden hat sich im Jahr 1900 mit seiner Schwester Prinzessin Marie Luise vermählt.

Die Jahrhundertfeiern der Befreiungskriege (Abb. S. 265 bis 267) haben mit den Festlichkeiten in Königsberg und Berlin begonnen. Bei beiden Festlichkeiten, die in begeistertster Weise verliefen, hielt unser Kaiser bemerkenswerte Ansprachen. In Königsberg erinnerte er an die Geburtstunde der ruhmvollen preußischen Landwehr und kündigte im Anschluß hieran eine Verstärkung unserer Wehrmacht zu Lande an. In Berlin beging in Gegenwart des Kaiserpaares, im Beisein der höchsten Beamten des Reiches und des Staates und in Anwesenheit vieler bedeutender Männer der Wissenschaft die Friedrich-Wilhelms-Universität die Erinnerung an die große Zeit der Befreiungskriege.

Der Balkankrieg (Abb. S. 268), dessen Ende bereits gekommen zu sein schien, hat von neuem begonnen, nachdem die Londoner Konferenz nicht das erhoffte Resultat gebracht hatte. Unser Bild zeigt ein Zeltlager jungtürkischer Truppen vor Konstantinopel.

Eine Verlobung im Hause Rothschild (Abb. S. 270). Herr „Jimmy" von Rothschild, der älteste Sohn des Barons und der Baronesse Rothschild in Paris, ein sehr bekannter Sportsmann, hat sich mit Miß Dorothy Pinto, einer reizenden ungen Dame der Londoner Gesellschaft, verlobt.

Die Tauffestlichkeiten in Bukarest (Abb. S. 268) hatten eine große Zahl fremder Fürstlichkeiten nach Rumäniens Hauptstadt geführt. Unter anderen war Prinz Eitel-Friedrich als Vertreter des Deutschen Kaisers erschienen.

Miß Evelyn d'Alroy (Abb. S. 270), eine bekannte Londoner Tragödin, ist im St.-James-Theater in London als Turandot aufgetreten und erzielte großen Erfolg.

Der Wintersport in Oberhof (Abb. S. 270) steht augenblicklich in höchster Blüte. Dieser Tage fand ein gut verlaufenes Rodelrennen statt, in dem Frau Professor Vogel den ersten Preis gewann. Unser Bild zeigt eine Startszene.

Pferderennen auf dem St.-Moritzer-See (Abb. obenst.). Ein interessantes sportliches Ereignis fand kürzlich in St. Moritz statt. Auf dem zugefrorenen See wurde ein Pferderennen veranstaltet, das sehr anregend verlief.

Personalien (Abb. S. 269). Der erste Sekretär der deutschen Botschaft in Paris Freiherr v. d. Lancken-Wakenitz ist zum preußischen Gesandten am Darmstädter Hof ernannt worden. — Der englische Admiral May ist zum Großadmiral der englischen Flotte befördert worden. — Prinz Rupprecht von Bayern, der älteste Sohn des Prinzregenten und bayrischen Thronfolgers, der als General der Infanterie Kommandierender General des 1. bayerischen Armeekorps war, ist zum Generaloberſten befördert worden. — Prinz Gottfried von Hohenlohe hat das Handschreiben des Kaisers Franz Josef an den Zaren in Petersburg übermittelt und ist mit einem ebensolchen vom Zaren nach Wien zurückgekehrt. — William J. Bryan, der neue Staatssekretär der Vereinigten Staaten, war der frühere Präsidentschaftskandidat und Vorkämpfer der Silberwährung.

Todesfälle. (Abb. S. 268). Der ehemalige braunschweigische Gesandte in Berlin, Wirkl. Geh. Rat Freiherr von Cramm-Burgdorf, ist in Blankenburg am Harz gestorben. — Aus Neuseeland kommt die Nachricht, daß Kapitän Scott, der Leiter der englischen Südpolexpedition, auf der Rückreise vom Südpol mit vier Begleitern ums Leben gekommen ist.

Die Toten der Woche

Wirkl. Geh. Rat Burghard Freiherr v. Cramm-Burgdorf, ehem. braunschweigischer Gesandter in Berlin, † in Blankenburg a. H. im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 268).

Generalmajor Guido von Frobel, Leiter des Militärwochenblattes, † im Weißen Hirsch bei Dresden am 5. Februar im Alter von 64 Jahren.

Geheimrat Wilhelm Haas, Generalanwalt des Reichsverbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften, † in Darmstadt im 73. Lebensjahr.

Nummer 7.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 263.



Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Ernst August Herzog zu Braunschweig-Lüneburg.

Zur Verlobung in unserem Kaiserhaus.





Phot. Adèle — Phot. Angerer.

Der Herzog und die Herzogin von Cumberland.



Phot. Olga Klinkowström.

Prinz Maximilian von Baden
mit seiner Gemahlin, geb. Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, und seinen Kindern.



Hofphot. Esch.

Großherzogin Alexandra
von Mecklenburg-Schwerin.



Hofphot. Jagerspacher.

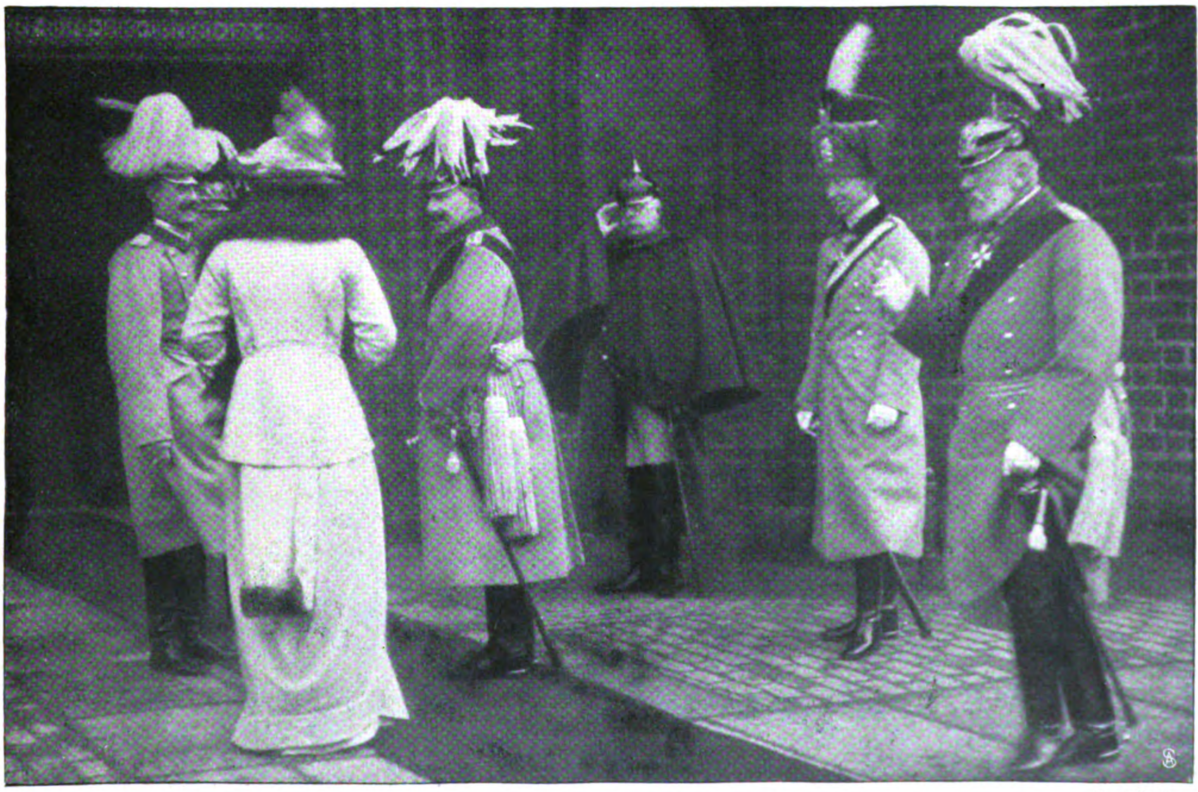
Prinzessin Olga Herzogin
zu Braunschweig-Lüneburg.

Zur Verlobung im Kaiserhaus: Die Eltern und Geschwister des Bräutigams.



Hofphot. Kuglewindt.

Der Kronprinz (×) und Oberpräsident v. Windheim (××) nach der Enthüllung des Yorkdenkmals.



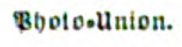


Photo-Union.

Der Kaiser und das Kronprinzenpaar vor dem Dom.

Von der Jahrhundertfeier in Königsberg i. Pr.



Int. Ill.-Ges.

Der deutsch-akademische Frauenbund im Festzug.



Phot. Sennecke.

Der Kaiser, die Kaiserin und der Rektor Graf Baudissin.



Die Huldigung der Studentenschaft vor dem Denkmal Friedrich Wilhelms III.

Von der Preußenfeier der Berliner Universität.



Das Kaiserpaar bei dem Festakt in der Aula: Prof. Dr. Dietrich Schaefer hält die Festrede.
Von der Preußenfeier der Berliner Universität.
Spezialaufnahme der „Woche“.





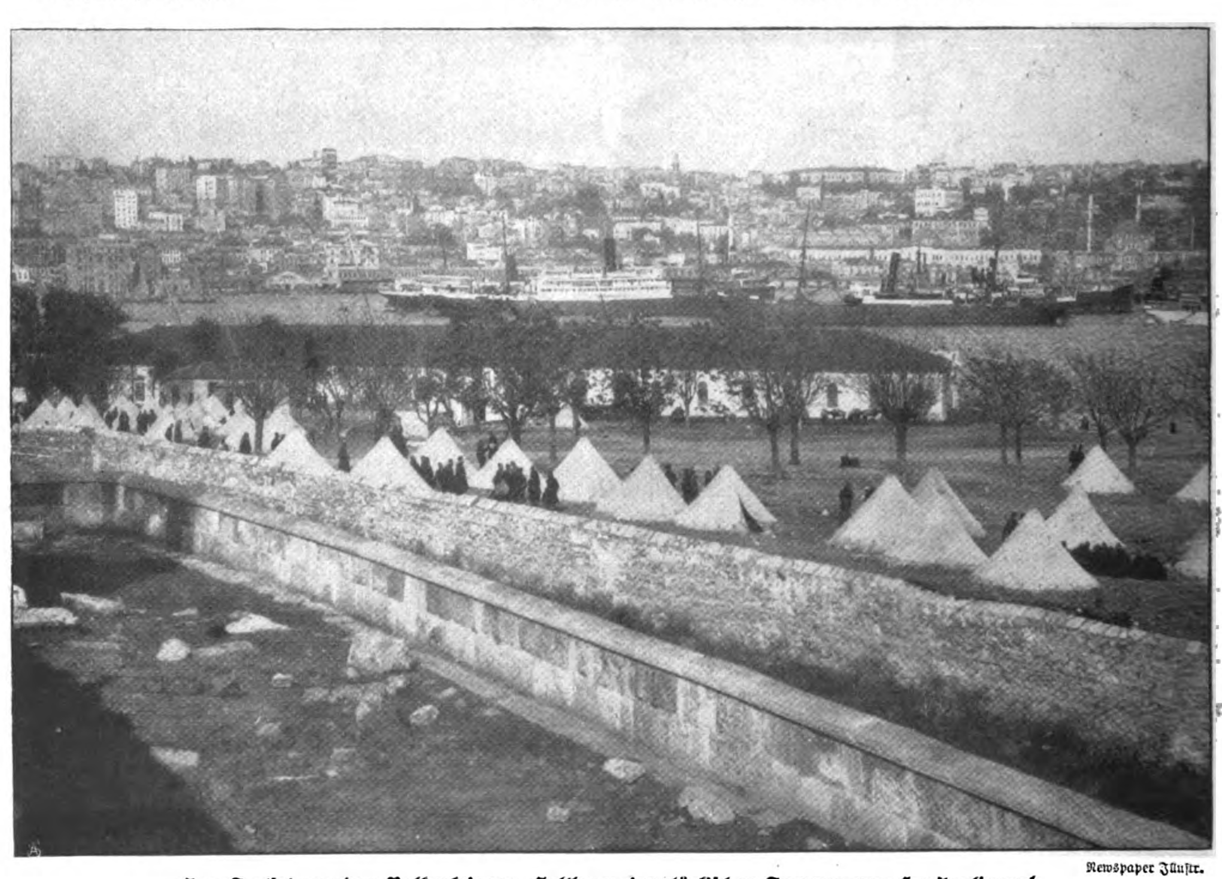
Frhr. von Cramm-Burgdorf †
früher braunschw. Gesandter in Berlin



Robert F. Scott †
berühmter Polarforscher.



Prinz Eitel-Friedrich begibt sich in den königlichen Palast.
Zur Taufe des Prinzen Mircea in Bukarest.



Newspaper Illustr.

Zur Fortsetzung des Balkankrieges: Zeltlager jungtürkischer Truppen vor Konstantinopel.




Phot. Grainer.

Prinz Rupprecht von Bayern,
wurde zum Generalobersten befördert.


Phot. Bulla.

Prinz Gottfried Hohenlohe,
Ueberbringer eines Handschreibens Kaiser Franz Josefs an den Zaren.


Phot. Landesberg.

William J. Bryan,
der neue Staatssekretär der Vereinigten Staaten.


Phot. Mannel.

Frhr. von der Lancken-Wakenitz,
der neue preußische Gesandte am Darmstädter Hof.


Phot. Russell & Sons.

Admiral May,
der neue Großadmiral der englischen Flotte



Phot. Bassano.

Miß Evelyn d'Alroy als Turandot.
Schillers „Turandot" im St.-James-Theater in London.



Phot. Rita Martin.
Miß Dorothy Pinto.

Langfier Ltd.
„Jimmy" von Rothschild.
Eine Verlobung im Hause Rothschild.



Perez Caballero,
spanischer Botschafter in Paris, demissionierte.



Ein Start zum Rodelrennen.
Vom Wintersport in Oberhof.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

16. Fortsetzung.

Die Ruheliebenden vertröpfelten sich einer nach dem anderen hinaus in die Sommernacht. Es blieb schließlich nur eine kleine Tafelrunde im Hinterzimmer des „Königs von Preußen“ übrig. Aber die hatte Bestand. Erst gegen drei Uhr morgens, in beginnender Dämmerung, fuhren die letzten Wagen vor. Die meisten Herren waren Wahlvorsteher. Sie mußten jetzt heim und an die Pflicht.

Achim von Bornim hatte schon seit Wochen ein Zimmer oben im „König von Preußen“. Viel Ruhe gab es da nicht. Gegen sieben pflegten schon die ersten Parteigenossen mit kräftiger Faust zu pochen oder einfach hereinzustürmen. Heute wollte er endlich einmal ausschlafen.

„Philipp!“ sagte er gähnend zu dem Diener. „Wer auch kommt, raus! ... Ich sei nach Sommerwerk gefahren! ... Vor Abend nicht zurück! ... verstanden?“

Als er aufwachte, war es gegen vier Uhr nachmittags. Er hatte zwölf Stunden in einem Zug durchgeschlafen. Na — das hieß wenigstens das Versäumte nachholen ... Und zu tun gab's ja heute nichts ... Heute kamen die anderen an die Reihe ... Wählt nur, ihr Leutchen ... wählt ... und wählt mich ...

Das Wasser im Becken war von der Tageshitze lau ... Bartstoppeln am Kinn ... Nett: Ein unrasierter Kandidat ... Er machte langsam, sorgfältig Toilette. Es war ein Genuß, nicht nur Wasser, sondern auch Zeit zu verschwenden. Heute hatte man endlich einmal Zeit ... Er stellte sich, mit seinem äußeren Menschen fertig, ans Fenster und sah hinaus ... tiefsinnig oder stumpfsinnig ... ja, das wußte man selber nicht ... Es war eine sonderbare Gemütsverfassung ... absolute Wurstigkeit ... so als ginge einen die ganze Affenkomödie gar nichts an ...

Da draußen war auch nichts Besonderes los. Höchstens Anschläge an den Straßenecken. Im übrigen gingen die Leute ruhig ihres Weges. Dann schwere Marschtritte. Militär. Immer ein Gefreiter und drei Mann. Alle zehn Minuten durchzog solch eine Patrouille die Straße. Der Landrat hatte nach den gestrigen Krawallen um eine Kompagnie telegraphiert. Das wirkte. Wirkte Wunder. Nirgends eine Menschenansammlung. Kirchhofsruhe in dem ganzen Nest ... Ach ja ... Es wurde schon noch stramm regiert in dem alten Preußen! Der gute Papa mußte oben im Himmel seine Freude an der Zucht und Ordnung haben. ...

Stille auf den Straßen. Im Haus. Beinahe etwas wie Aschermittwoch! Woher denn nur? Der Rückschlag? ... Der viele Medoc gestern ... Da eine Droschke ... Ein junger, frischer Student drin, neben ihm ein dicker, gefaßt aussehender Herr mit dem weißen Wahlzettel in der Hand ... der Schlepperdienst arbeitet gut ... Da wieder ... Warum eilen sich die denn so? ... Horch: Ein ... zwei ... drei ... vier ... fünf ... sechs! ... dröhnende Schläge von der Turmkirche. Sechs Uhr abends! Schluß! Entscheide! Uff! Na ... ich hab meine Schuldigkeit getan. Mehr als ich kann ein Kandidat an Lungenkraft und Chausseebenutzung nicht leisten! Und da noch Wagendonner um die Ecke! Hol's der Türke! ... Die kommen ja zu spät! ... Nein ... Es war kein Wähler mehr. Eine Equipage! ... die dicken Wendisch-Wiescher Braunen! ... Innen die Ilse mit ihrem Schwiegervater auf dem Weg zur Bahn. Ein Handkoffer auf dem Bock ...

Seit der Begegnung gestern abend hatte er nicht mehr an Ilse Lauckardt gedacht. Er hatte anderes im Kopf. Auch jetzt nur ein angenehmes, befreites Gefühl, daß sie wieder miteinander gesprochen wie andere Menschen ... daß sie ihm gesagt, sie sei zufrieden ... daß diese Erinnerung einen nicht mehr von Zeit zu Zeit lästig fiel wie das Zeichen einer alten Narbe bei Wetter-

umschlag ... Schließlich glich sich eben alles im Leben aus. Die Ilse sah es hinterher wohl auch mit anderen Augen an ... Wie kühl sie da saß ... lässig rechts und links den Kopf neigend, wenn die Kaufleute in den Ladentüren dienerten ... wirklich eine große Dame ...

Der Landauer rollte weiter, hielt vor der Station. Es war noch Zeit bis zur Abfahrt. Ilse und ihr Schwiegervater gingen auf dem Bahnsteig hin und her.

„Nun, heute ist ja bei euch Ruhe im Land!“ sagte er. „Willst du nachher wirklich zu Fuß in die Stadt zurück?“

„Ich muß ein paar Besorgungen machen! ... Der Wagen holt unterdessen Otto ab. Wir treffen uns dann im Gasthaus!“ ...

Der Großindustrielle schwieg eine Weile. Dann meinte er: „Na ... paß mir nur schön auf den Otto auf! ... Er ist bei dir in guten Händen ...“

„Ach ... ich hab Einfluß auf ihn und hab ihn auch nicht!“

„Mir scheint: vielen!“

„Ja, bis zu einem gewissen Punkt! Dann kommt etwas — das ist stärker als ich und auch als er selbst! ... Etwas außer ihm ... was er sein möchte und nicht ist ... Er fühlt sich nicht wohl in seiner Haut ... Er strebt immer aus sich heraus!“

„Das war immer so, Kind!“

„Ja, warum tut er's denn nur? Er hat es doch gar nicht nötig! Es ist so sonderbar: So eine Wehrlosigkeit. So eine unglückselige Neigung, sein eigenes Gegenteil zu bewundern!“

„Sein Gegenteil bist du in gewissem Sinn ja auch, Ilse!“ Der alte Herr stieg ein und reichte seiner schönen, jungen Schwiegertochter die Hand zum Abschied. „Und darin liegt auch für dich deine Kraft, deine Stärke über ihn. Nütze sie aus! ... Zu euer beider Bestem! ... Du bist klug genug, daß ich dir das sagen kann! Du verstehst mich schon! ... Und nun Adieu!“

Der Zug rollte davon. Die weite märkische Ebene nahm ihn auf. Das erste Abenddämmern lag über ihr. Wuchs. Umhüllte Land und Städtchen. Achim von Bornim stand immer noch am Fenster des Gasthofes. Er rauchte, in einer wohltuenden Trägheit. Er kam sich vor wie ein abgeschirrter Karrengaul. Allmählich belebte sich unten der Platz. Einzeln und in Gruppen nahten sich wieder die Parteigenossen zur zwanglosen Versammlung im großen Saal des „Königs von Preußen“, in dem die einlaufenden Zahlen der Reihe nach verkündet werden sollten. Die ersten Laternen flammten durch das Zwielicht. Jetzt kamen sie gleich herauf und holten ihn. Nein! Noch ein bißchen Ruhe und frische Luft. Er nahm seinen Hut und lief hastig über die Hintertreppe wie ein Dieb in der Nacht auf die Straße.

In dem Landratsamt gegenüber waren die Fenster hell. Da bearbeiteten sie schon die ersten Wahlergebnisse. Nun kam doch die Erregung. Sein Herz fing an zu pochen. Jetzt wollte er noch nichts hören. Er wußte: der erste Eindruck, die Stimmenabgabe der Städte, war niederschmetternd. Erst allmählich rückte dann als wuchtige Phalanx das platte Land in die Lücke. Er schlenderte die Straße entlang. Gott sei Dank, es war so dämmrig, daß niemand ihn, den jetzt im Kreis am meisten genannten, von Tausenden von Wählern begafften Mann, erkannte. Eigentümlich, so inkognito durch die Leute zu wandeln, ohne Steinwürfe und Hurrageschrei. Es fehlte einem förmlich etwas. Eben ging der dicke Herr von Lestenar vorüber mit Doktor Böhmer. Beachtete ihn gar nicht, sondern sagte zu seinem Begleiter: „Na — nun wird uns ja eine Gasbeleuchtung aufgehen, ob das ein glücklicher Griff war mit dem jungen Bornim ...“

Der mußte lachen und bummelte weiter wie der Kalif im Märchen. Da kam eine Dame, groß, schlank, den dunklen Kopf leicht geneigt, mit flüchtigen Schritten. Sie stutzte unwillkürlich, als sie ihm, gerade unter einer Laterne, begegnete. Er lüftete den Hut.

„Guten Abend, gnädige Frau! ... Verzeihen Sie, wenn ich Sie anrede ... Aber es ist leichtsinnig von Ihnen, heute abend hier allein zu gehen ... trotz des Militärs, und wenn auch jeder Mensch hier weiß, wer Sie sind! ... Wo haben Sie denn Ihren Mann?“

Ilse Lauckardt war stehengeblieben.

„Der rechnet daheim mit Feuereifer die Stimmen seines Wahlbezirks zusammen. Sowie er fertig ist, kommt er damit nach!“

Sie wollte weitergehen. Aber dann fragte sie in einem fast mitleidigen Ton: „Was machen Sie denn hier so allein? ... Kommen Sie von Sommerwerk ...?“

Er schüttelte den Kopf.

„Das wär jetzt nichts für mich. Dort geht's zu fromm zu. Dort herrscht gar kein Sinn für meine Bestrebungen, mich mit meinen Mitmenschen zu dreschen! Hätte freilich eigentlich hinausmüssen und mich wählen! ... Eine Stimme weniger für mich ... Unerwartet anständig — nicht — daß ich darauf verzichtet hab?“

„Passen Sie nur auf, daß Sie nicht gerade mit der einen Stimme durchfallen!“

„Ach wo! ... Ich siege!“ ... Es klang so selbstbewußt und selbstverständlich. Es war die Herausforderung in Person, wie er da, sorglos lächelnd, straff, mager von den Wahlstrapazen, vor ihr stand ...

„Natürlich werden Sie siegen!“ sagte sie. „Es glückt Ihnen ja immer alles! Guten Abend!“

„Guten Abend, gnädige Frau!“

Sie schritt rasch weiter. Achim von Bornim stand und sah vor sich hin. Benommen. Gedankenlos. Da kamen Leute, Musikinstrumente auf dem Rücken. Wo wollten denn die wohl hin? ... Dann fuhr er auf. Es war Zeit, sich in die Politik zu stürzen. Jetzt war der Saal drüben jedenfalls schon voll. Viele Wahlnachrichten da. Eben sprühte das Pflaster Funken unter Hufschlägen. Ein Bauernbursche, dessen freier Haltung man den gedienten Kavalleristen ansah, galoppierte auf schweißbedecktem Gaul vorbei. Er hielt vor dem „König von Preußen“, gab das Pferd einem Buben zum Herumführen und lief mit einem Papier in der Hand hinein. Auf der Schwelle erschien, in das Dämmer spähend, Herr von Leggien-Bernöwel.

„Bornim — wo bleiben Sie denn? ... rin mit Ihnen! Das Volk wartet! ... Na ... Ich denke, wir haben die Katze im Sack! ... Die Städte natürlich miserabel wie gewöhnlich! Aber 's Land hält sich stramm! Ich hab schon auf alle Fälle die Stadtmusik bestellt!“



„Wieder gute Zahlen!" rief von innen, von der halben Höhe der Treppe, Herr von Lestenar, ein paar Depeschen in der Hand. „Wie in den besten Zeiten des alten Bornim." ...

Über den Platz her lief der junge Zotzen-Rhinow.

„Ich komm eben aus dem Landratsamt, Achim! ... Der Landrat läßt gratulieren! ... Alle dienstlichen Wahlmeldungen sind überraschend günstig! ... Er ist selig über den Eindruck in Berlin ... Guten Abend, Herr Lauckardt!"

„Guten Abend, meine Herren! Nun — wie steht's?" Otto Lauckardt stieg aufgeregt aus seinem rasch parierten Wagen. „'n Abend, Ilse! ... Wir in Wendisch-Wiesche haben unsere Pflicht getan: einundfünfzig, Bornim — kein einziger Schulze! Ein gutes Vorzeichen — was?"

„Sieg! ... Sieg!" schrie der Bernöweler und schwenkte sein Jägerhütchen.

„Sieg!"

„Aber nu rauf mit Ihnen, Bornim! Ins Lokal!"

Von oben, aus dem großen Saal, klang gedämpfte Musik. „Was ist des Deutschen Vaterland?" Achim von Bornim trat in das Haus. Er kam an Ilse vorbei und rief lachend: „Na — gnädige Frau! Sie sehen: Ich behalte recht! ... Der Feind bezieht Keile, nicht ich!"

Sie mußte mitlachen, angesteckt von seinem Übermut, und schaute ihm nach, wie er, drei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinaufsprang, hinter ihm im Triumph die Junker. Gleich darauf war oben ein wirres, hundertstimmiges Geschrei, Händeklatschen, Hurra ... Dann wieder Stille. ...

Ilse Lauckardt wandte sich zu ihrem Mann, der neben ihr stehengeblieben war.

„Komm nicht zu spät heim, Otto! Ich fahre jetzt voraus!"

„Willst du nicht noch ein bißchen warten?"

„Ja, meinst du denn, ich steh hier jeden Tag und hör zu, wie ihr euch heiser schreit! Man denkt ja, man ist in der Menagerie! ... Da ... jetzt wieder!" ...

„Hurra!" dröhnte es dumpf von innen. „Hurra!" Und nach kurzer Pause von neuem, wie das Rollen einer Salve: „Hurra!"

„Sie verlesen die Wahlnachrichten, wie sie der Reihe nach einlaufen, Ilse! ... Es wird immer günstiger!"

Otto Lauckardt befand sich in einer nervösen Erregung, die seinem sonstigen blonden Phlegma fremd war. Eine fiebernde Befriedigung, endlich einmal ein Gleicher unter Gleichen zu sein, mit dem ältesten Adel Preußens Schulter an Schulter zu marschieren, in Schritt und Tritt, bei klingendem Spiel, wie die frumben Landsknechte, die Hellebarden wider Berlin. Oben rauschte die Musik. Die junge Frau zuckte die Achseln und beaufsichtigte das Verladen ihrer Einkaufpakete in den Wagen.

„Man sollte meinen, du würdest gewählt und nicht Bornim! Die Kirschen ganz obenauf, Franz! ... Du ... ich hab Kirschen gekauft ... die ersten ..."

„Ach ..." Otto Lauckardt lehnte mit einer ungeduldigen Schulterbewegung ab. „Du ... hör mal, Ilse ... Wenn der Bornim nun glücklich Abgeordneter wird, ich hab doch viel für seine Wahl getan — was machen wir denn nur, falls er mit seiner Frau bei uns Besuch macht?"

„Tu, was du willst!"

„Nein. Es kommt auf dich an! ... Du verstehst schon, was ich damit meine!"

„Mir ist es völlig egal!" sprach Ilse Lauckardt kühl, stieg ein und fuhr, schlank aufgerichtet dasitzend, durch die Nacht davon.

Ihr Mann lächelte befriedigt und trat gleich darauf in den menschenüberfüllten, von blauem Tabaksqualm überbrüteten Versammlungsraum. Oben, am Vorstandstisch, lehnte Herr von Leggien und verkündete mit seinem heiser knarrenden, aber durchdringenden Kehlton: „Es fehlen unserem Kandidaten nur noch vierzehn Stimmen zur absoluten Mehrheit! Siebenundzwanzig Dörfer und Gutsbezirke stehen noch aus ... Was gibt's denn da hinten? ... Ach ... endlich die Meldung aus Rosenrade!"

Unter den Herren des Wahlausschusses im Hintergrund war eine Bewegung entstanden. Eine Depesche ging von Hand zu Hand, bis zu dem Börneweler. Der rückte sich den goldenen Kneifer auf der energisch gebogenen Nase zurecht, entfaltete sie bedächtig, räusperte sich und las: „Rosenrade: Bornim einhundertundvierundzwanzig ... Schulze sieben. ... Meine Herren: damit haben wir reichlich hundert Stimmen über die Mehrheit! Meine Herren ... es ist erreicht!"

Ein Aufschrei aus dem ganzen Saal antwortete. Alles stand auf. Die Stühle wurden gerückt. Der Kapellmeister hob den Taktstock zum Tusch hoch.

„Meine Herren: der Reichstagsabgeordnete Herr von Bornim auf Sommerwerk — er lebe hoch! ... Und nochmals: hoch! Und abermals: hoch!"

Hoch! Hoch! Hoch! Die Nationalhymne verklang. Hunderte von Stimmen hatten sie mitgesungen. Jetzt sprach ein einzelner, kurz, scharf, laut: „Meine Herren! Ich danke Ihnen! Im Namen der Sache! Nicht meiner Person! Die dient nur der Sache und hat weiter keine Bedeutung. Meine Herren! Ich bin Ihnen in letzter Zeit so viel mit Reden lästig gefallen ... Ich will jetzt lieber nicht mehr reden, sondern in Berlin und dort ungescheut die Wahrheit sagen — nach links und, wenn es sein muß, auch nach oben. Sie rufen Bravo, meine Herren! Ja, meine Herren ... grade, was das ‚oben' betrifft — da gibt es viele Leute in Berlin — die sagen im entscheidenden Augenblick: ‚Hier stehe ich — ich kann nicht anders!' — Das kann ich nicht! Ich kenne nur einen Weg — den, der mir als der rechte erscheint! Den will ich gehen, so wahr mir Gott helfe! Das gelob ich Ihnen!"

Nun war es schon gegen Mitternacht. Der große Saal beinah leer. Nur an einzelnen Tischen zechten noch siegesbegeisterte Kämpen. Achim von Bornim stand, auf seinen Wagen wartend, vor dem Gasthaus. Neben ihm sein entfernter Verwandter, der Berliner Pfarrer von Slawetz. Zu dem sagte er: „Wissen Sie, Vetter, wann ich zum erstenmal Pulver gerochen hab, ohne zu ahnen, daß ich mal ganz nach vorn in die Front kommen würde? In einer Versammlung bei Ihnen — im Norden Berlins, in der Tonhalle ... noch als kleener Leutnant in Zivil ... Da standen Sie mit der Bibel, und die Bierseidel hagelten nur so durchs



Lokal! . . . Hören Sie mal: Sie sind doch solch ein Volksmann — Warum kandidieren Sie eigentlich nie?"

„Ich hätt es diesmal können! Und wäre vielleicht auch gewählt worden."

„Und doch haben Sie . . ."

„Wenn ich vom Volk nichts will, bin ich sein Herr!" sagte der Pfarrer. „Wenn ich es brauche, bin ich sein Sklave. Sie werden das auch noch erkennen, Vetter: Die Politik ist ein Geschäft und der Reichstag ein Jahrmarkt der Eitelkeit! . . . Wenigstens für Menschen von so ungezügeltem Ehrgeiz wie Sie! . . . Lieber Bornim . . . Verzeihen Sie mir in dieser Stunde, nach dem Sieg, eine Warnung: Setzen Sie nicht alles im Leben auf die eine Karte des Erfolgs!"

Er reichte dem andern die Hand. Der drückte sie und sagte gleichgültig: „Ja, gewiß. . . . Ich danke Ihnen, Vetter. . . . Na . . . gute Nacht!"

Dann stieg er in den Wagen, wickelte sich in den Mantel und unterdrückte ein plötzliches Gähnen: „Friedrich . . . nach Hause!"

* * *

Die letzten Gäste hatten Wendisch-Wiesche verlassen. Fern hörte man das Rollen der Wagen auf der Chaussee. Nächtige Herbstkühle wehte durch die offenen Fenster des Saals, in dem Otto Lauckardt in Frack und weißer Binde saß und von der Hausherrnpflicht des Abends ausruhte. Seine Frau kam herein, mit lachenden, dunklen Augen, das dunkle Haar hoch frisiert, im Knistern und Fegen der weißen Seide, eine Zigarette schief im Mund.

„Du, Otto . . . der Traiteur aus Berlin packt eben seine sieben Zwetschgen zusammen. Er will wissen, ob du noch etwas . . ."

„Nein. Nein."

„Und die Leute können schlafen gehen?"

„Ja. Ilse . . . rauch doch nicht ewig! Das ist gewiß schon deine fünfzehnte Zigarette!"

„Nun: dann kommt jetzt die sechzehnte!"

Sie zündete sich eine neue an, setzte sich auf eine Tischecke, von der die schmalen, weißbeschuhten Füße frei in die Luft hinabhingen, goß sich aus einem Eiskühler Sekt in einen Kelch und trank durstig. Ihre weißen Arme und Schultern blinkten im Kerzenlicht.

„Du, Ilse — wie fandst du's denn heute abend?"

„Stumpfsinnig!"

„Glaubst du, daß die andern auch den Eindruck hatten?"

„Na, wenn ich nicht die Hausfrau gewesen wäre, hätt ich mich gedrückt. Das weiß ich . . ." sagte Ilse und scheuchte mit dem Spitzentuch einen Nachtschmetterling. Ihr Mann war erbittert.

„Es waren wieder viel zu viel Lückenbüßer! Und warum? Weil die zuerst Eingeladenen zu zwei Dritteln abgesagt haben! . . . Immer die alte Geschichte! Im Frühjahr, bei den Wahlen, da kam man sich mit allen so nahe. Da schien alles gut und schön. Aber nun lockern sich die Fäden wieder mehr und mehr. Im Winter werden sie ganz abreißen. Übers Jahr kann man von neuem anfangen. Es ist rein zum Haarausraufen!"

„Laß es lieber! Du hast nicht viel." . . .

„Und warum kommen die Leute nicht?" — Ilse warf ihre Zigarette fort — „weil sie sich mopsen! Langweile ist für uns ja gar kein Wort!" sagte sie aufrichtig. Sie beugte den schlanken Körper vor und zog ein Fältchen an ihrem Seidenstrumpf glatt.

„Der richtige Landverkehr ist das nicht, Ottochen! Wie ich noch hier als kleines Balg herumlief, da war das anders! . . . Da kam man des Nachmittags aus heiler Haut zum Kaffee und abends zum Butterbrot. Oder es wurde im Manöver tüchtig getanzt. Das hab ich so riesig gemütlich in der Erinnerung."

„Da waren sie eben unter sich. Da gehören wir nicht dazu! Das ‚von' fehlt, Ilse — das ‚von'!"

„Das ‚von' fehlt!" machte Ilse lachend seine Verzweiflung nach und schaukelte mit den Beinen. „Du — versuch mal die Salzmandeln! Die sind famos!"

Sie knackte mit schiefem Mundwinkel eine Mandel an, die sie aus dem Silberschälchen genommen. Die weißen Zähne blitzten in ihrem bräunlichen schmalen Gesicht.

„Deine Sorgen möcht ich haben!" sagte sie.

„Ja. Es ist meine Sorge, daß man sich wieder von uns zurückzieht . . . Ich will gar nicht mehr von den Machwitzens auf Rosenrade reden. . . ."

Sie hob beschwörend die Hände.

„Nein! Bitte nicht mehr! Denen müssen ja schon die Ohren klingen!"

„Aber zum Beispiel . . . nimm mal an . . . dieser Bornim . . . er ist doch nun unser Abgeordneter. Sozusagen neben dem Landrat die offizielle Persönlichkeit des Kreises. Ich hab doch genug zu seiner Wahl beigetragen."

„Ja. Du bist ein guter Mensch, Otto!"

„Ich hab ihm am Abend der Stichwahl vor einem Vierteljahr deutlich merken lassen, daß es sich für ihn gehört, sich einmal bei uns zu zeigen. Aber er hat bis heute den Weg nicht hierher gefunden."

„Na — dann läßt er's eben bleiben!"

„Nicht wahr — nachlaufen können wir ihm doch nicht? Ich hab schon oft überlegt . . . vielleicht haben die in Sommerwerk auch Kriegsrat gehalten und warten auf uns . . ."

„Ach du Mittelpunkt des Weltalls!" Ilse gähnte und streckte die schmächtigen weißen Arme. „Kannst du dir denn gar nicht vorstellen, daß es Leute gibt, denen wir piepe sind — einfach piepe? . . . Die zerbrechen sich nicht weiter den Kopf! Die denken einfach gar nicht an die armen Lauckardts . . . Kolossal viel Leute tun das hier!"

„Und das scheint dir auch noch komisch!? Allem, was ich sage, mußt du ein lächerliches Zöpfchen anhängen. Hast du denn gar keinen gesellschaftlichen Ehrgeiz?"

„Nein! . . . Mich kennen sie hier . . . Oder vielmehr meinen Vater. . . ."

„Du bist wie so'n kleiner verprügelter Jagdhund. Du wunderst dich über nichts . . . Aber ich bringe diesen göttlichen Gleichmut nicht auf! . . . Ich hab es dick!"

Er stürmte erbost im Zimmer auf und nieder. Die Frackschöße flogen um seine schwere Gestalt. Ilse prüfte ihn sachlich mit den Blicken.



„Nein, du wirst du dick, Otto! Ärger dich nur! Das macht mager!"

Ihr Mann blieb stehen.

„Also, das kann ich sagen: Wenn ich Bornim wieder einmal treffe . . ."

„Herrgott . . . der ewige Bornim!"

„. . . dann bin ich sehr kühl zu ihm!"

„. . . und er geht dann hin und schießt sich aus Kummer tot!" sagte Ilse und blies mit spitzen, geübten Lippen ein Rauchringelchen nach dem andern in die Luft. Otto Lauckardt hob mit einem plötzlichen Entschluß den Kopf.

„Ich hab diese Leute hier nicht nötig!" versetzte er kühl. „Wenigstens im Winter nicht. Da ziehe ich lieber nach Berlin!"

Ilse glitt behend wie eine weiße Schlange von der Tischkante und lief auf ihn zu. Ihre Augen verklärten sich.

„Berlin?"

Er nickte.

„Hurra!"

Eine Berliner Wohnung voll Eleganz! Voll Menschen . . . „Hurra!"

Sie tanzte ausgelassen durch das Zimmer, die Schleppe in der linken Hand. Dann fiel sie ihm um den Hals und gab ihm einen schallenden Kuß.

„Du bist doch ein einziger Mann! . . . Und wie klug! . . . Man sieht's dir gar nicht an! . . . Berlin! Ich hab mich schon so gegrault vor dem Winter hier! Oh . . . Das wird fein . . . Otto! . . . Daß du mir das nicht morgen früh widerrufst! Ich kenn dich! . . . Morgen hoffst du doch wieder, daß die Machwitzens noch einmal kommen! Du bist ja darin so rührend . . . Also Hand hoch! Großes Ehrenwort!"

„Sei unbesorgt! Nach dem Mißerfolg des heutigen Abends . . . Es war ein Mißerfolg! . . . Wir wollen's uns nicht verhehlen . . . Mit derlei macht man sich auf die Dauer lächerlich, Ilse!"

„Oh . . . das tun wir schon längst. . . ."

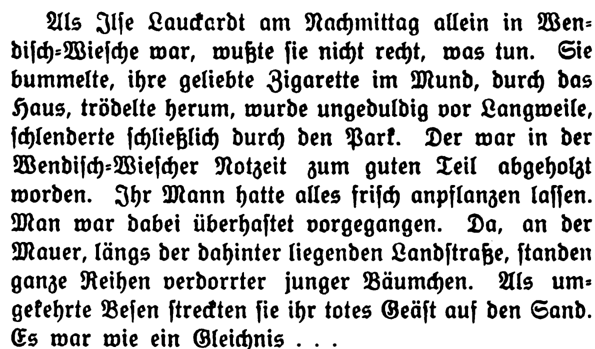
Die frohe Offenheit seiner Frau verstimmte ihn wieder. Er schwieg. Aber er fuhr am nächsten Morgen doch auf die Wohnungsuche nach Berlin. Ilse begleitete ihn im Wagen bis zur Station. Unterwegs wandte er ärgerlich den Kopf. Zu seiner Rechten tummelte auf einem frisch abgeernteten Stoppelfeld ein Reiter sein Pferd, ließ es in Volten gehen, rückwärts treten, gab ihm Galopphilfen und fegte in gestrecktem Bogen über einen Graben und wieder zurück. Er war etwa hundert Schritte entfernt.

„Bornim sieht uns nicht!" sagte Otto Lauckardt nervös. Seine Frau lachte.

„Der mit seinen Luchsaugen! Außerdem kennt er alle Pferde im Kreis! . . . Der weiß längst, daß wir's sind. . . . Da . . . da zieht er im Galopp nach dem Wald zu ab . . ."

Ihr Gatte schaute ihm mißvergnügt nach.

„Er reitet ewig auf den Dörfern herum. Es ist ja recht, daß er sich um seine Wähler kümmert! Aber mich reut jetzt doch mein schönes Geld! Niemand dankt es mir! . . . Er selbst am wenigsten!"



Als Ilse Lauckardt am Nachmittag allein in Wendisch-Wiesche war, wußte sie nicht recht, was tun. Sie bummelte, ihre geliebte Zigarette im Mund, durch das Haus, trödelte herum, wurde ungeduldig vor Langweile, schlenderte schließlich durch den Park. Der war in der Wendisch-Wiescher Notzeit zum guten Teil abgeholzt worden. Ihr Mann hatte alles frisch anpflanzen lassen. Man war dabei überhastet vorgegangen. Da, an der Mauer, längs der dahinter liegenden Landstraße, standen ganze Reihen verdorrter junger Bäumchen. Als umgekehrte Besen streckten sie ihr totes Geäst auf den Sand. Es war wie ein Gleichnis . . .

Ilse Lauckardt fühlte einen Anflug von Trübsinn beim Anblick dieser jämmerlichen Stämmchen, die keine nährende Erde gefunden. Eine ewige Heimatlosigkeit bei ihr von Jugendzeiten an . . . Und der Otto wußte auch nie recht, wo er hingehörte. Sie beide . . . Dann hob sie den Kopf und horchte. Auf der Chaussee trabten langsame Hufschläge. Sehen konnte man das Pferd nicht. Dazu war die Mauer zu hoch. Aber jetzt den Reiter. Wenigstens Haupt und Schultern und Brust. Er kam im Schritt den Weg hinunter, schaute geistesabwesend aus dem Sattel in den Park . . . bemerkte sie plötzlich . . . hielt sein Roß an, lachte, grüßte . . .

„Guten Tag, gnädige Frau!"

„Guten Tag, Herr von Bornim!"

„Das trifft sich famos . . . da kann ich Ihnen im Vorbeireiten etwas sagen!"

„Mein Mann ist in Berlin!"

„Weiß ich! . . . Ich hab Sie mit ihm doch fahren sehen und nachher allein wieder zurück. Ich war inzwischen im Land herum. Man muß sich immer zeigen. Der Weise wartet nicht, bis erst wieder Wahl ist . . . Er drückt auch in der Zwischenzeit gern die schwielige Hand des Volkes!"

„Davon will ich Sie nicht abhalten! Adieu!"

„Nee! Nee! Für heute ist Schluß! Wie geht's Ihnen denn, gnädige Frau? Sie sehen frisch aus . . . vergnügt . . . das reine Leben! Ja, Sie leben . . . Sie genießen! Ein armer Agrarier wie ich, der liegt an der Kette. Dienst! . . . Stumpfsinn! . . . Mächtig haben wir im Reichstag den Sommer gearbeitet!"

„Aber Sie haben ja gar nicht geredet!"

Achim von Bornim lachte.

„So rasch werde ich nicht auf die Menschheit losgelassen! Ich muß mir erst die Sporen verdienen. Ich bin ja sozusagen der Sohn Benjamin der Reaktion . . . Lauter Grauschädel um einen . . . Ich entfalte da eine stille Würde . . . Sie sollten mich nur mal sehen . . ."

Es war eigentlich lächerlich — dies „Sie" zwischen ihnen. Es machte befangener, als wenn sie sich einfach „du" genannt hätten wie seit Kindertagen. Ilse dachte sich: Vor wem spielen wir eigentlich die Komödie? Vor den Spatzen im Sand? Oder vor dem Wind in der Linde? Oder vor uns?

„Drollige Unterhaltung — so aus dem Sattel . . . über die Mauer dazwischen . . . wie Pyramus und Thisbe . . . nicht?"

Ilse schaute kühl zu seinem lächelnden sonnenverbrannten Antlitz auf.



„Also — was gibt's denn, Herr von Bornim?"

„Eine Bestellung an Ihren verehrten Herrn Gemahl ... Er hatte vor Monaten die Güte, mir anzudeuten, daß er meinen Besuch hier erwartete. Bei einem Mann von seinen Verdiensten um meine Wahl ist solch ein Wunsch Befehl."

„Ja, mein Mann hat sich oft gewundert, weshalb ..."

Achim von Bornim beugte sich ein wenig im Sattel vor und schaute mit einem sonderbaren kameradschaftlichen Lächeln auf sie herab.

„Weshalb? ... Ach ... die Gattin ist's, die teure! ... Unter uns: Meine Frau will nicht. Man soll die Rechnung nie ohne seine Frau machen!"

Und nach einem kurzen Schweigen ernster: „Sie kennen meine Frau nicht! Es ist bei ihr nicht etwa Hochmut! Im Gegenteil: eins ihrer beliebtesten Sprüchlein lautet: ‚Als Adam grub und Eva spann — wo war denn da der Edelmann?' Aber sie gehört nun einmal zu den Erweckten. Sie hat den Ruf zur Buße vernommen. Sie flieht die Stätten der Weltlust ..."

„Wendisch-Wiesche und Weltlust ... Ach du lieber Gott!" sagte Ilse.

„... und meidet darum auch die Kinder der Welt!"

„Wie mich?"

„Nennen wir's lieber: den Genius loci!" Achim beschrieb mit dem Reitstock einen Halbkreis über Herrenhaus und Park. „Sehen Sie: dort hängen noch überall bunte Papierlampen von einem Ihrer Zauberfeste. Hier geht es ihr zu überschäumend zu!"

„Na — es macht sich!"

„Und da tut sie nicht mit ... Es ist ihr wider die Natur! Ja, was nun? Ihrem Gatten kann ich meine Blamage nicht so eingestehen ... Ihnen aber ... so alte Freunde wie wir ..."

Ilse Lauckardt nickte nur kühl zum Zeichen, daß für sie die Sache erledigt sei. Sie sah sehr hochmütig aus.

„Wie geht's denn sonst bei Ihnen zu Hause, Herr von Bornim?"

„Danke gehorsamst! Meine gute Mutter kränkelt leider immer. Mein Töchterchen schreit, was es kann. Meine Schwester hat sich verheiratet auf ihre reiferen Tage ... mit meinem neuen Ortsbonzen! Na — besser wie nischt! ... Ganz präsentabel! Wie ich seinerzeit die Pfarre neu besetzte, da hatt ich nämlich einen Trick: da lud ich jeden Bewerber, der mir sonst gefiel, zu Tisch, und da gab's junge Hühner. Mit denen mußten sich nun die Männer Gottes auseinandersetzen! Jeder Messerschlucker kam flugs von der Liste ... Da zog sich mein jetziger Schwager tadellos aus der Affäre ... Kinderstube ... Glück muß der Mensch haben!"

„Sie sind mir ein netter Christ!" sagte Ilse. Er beugte sich lachend über den Pferdehals.

„Endlich haben Sie mal einen Anflug von Ihrem alten Spitzbubengesicht! Ich bin so froh, daß es Ihnen auch so gut geht. Das würde mir sonst alles trüben. Nun haben wir's beide durchgesetzt und sind obenauf im Leben. Nettes Gefühl, nicht wahr, wenn man gesiegt hat?"

„Ach ... ich denke nicht viel über mich nach!"

„Warum? Es ist doch keine Schande, ehrgeizig zu sein. Im Gegenteil! Wir sind's doch! Zwingen das Glück. Machen uns die andern Menschen zunutze ... w i r können uns das doch gestehen!"

„Mir kommt es eher vor, als ob wir uns voreinander entschuldigten!" sagte Ilse plötzlich.

Er verstummte. Über ihnen rauschte es leise in der Linde. Einige Blätter oben färbten sich schon leicht gelb. Abendkühle wehte aus dem Schatten der Mauer. Die Sonne stand schon tief. Grade hinter seinem Kopf. Er war jetzt sehr ernst geworden — sie sah es ... sonderbar: fast ein bißchen blaß. Er fragte gedämpft: „Nicht wahr, Sie sind mir nicht mehr böse?"

„Sie sehen doch: ich hab mich auch längst getröstet!"

„Eben. Es ging doch nun einmal nicht!"

Sie zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: Es geht manches, wenn man nur will! Dann versetzte sie ruhig: „Ich kann hier nicht ewig stehen. Bitte, reiten Sie jetzt weiter!"

Er rührte sich noch nicht im Sattel.

„Die Hand zum Abschied!" bat er halblaut. Sie zögerte. Endlich reichte sie ihm ihre Rechte hinauf. Er faßte sie. Drückte sie hart.

„Verzeih mir ..." sagte er zwischen den Zähnen. Und dann: „Es hat nicht sollen sein! ... Wir sind ja damit fertig geworden ... tausendmal besser als andere, nicht wahr?"

Und da sie immer noch schwieg: „Nur ein Wort ... Oder nur ein Zeichen mit dem Kopf, daß alles gut ist! ... Ich brauch es so notwendig für meine Ruhe!"

„Machen Sie jetzt, daß Sie nach Hause kommen, Herr von Bornim! Ich werd es meinem Mann schonend beibringen, daß wir keine Gnade vor den Augen Ihrer Gattin gefunden haben!"

Er seufzte.

„Ich dank Ihnen ... also ich reit jetzt heim! In das Haus der Gnade! Ein Kalb schlachten sie da nicht für mich verlorenen Sohn! Das können Sie mir glauben! ... Na, lassen Sie es sich gut gehen ..."

Er preschte nicht nach seiner sonstigen Art wie ein Feuerreiter davon. Er zog still im Schritt weiter. Langsam die Sandhügel hinauf, ohne noch einmal den Kopf zu wenden. Dort oben auf dem Kamm zeichnete es sich scharf wie ein Schattenriß ab — ein schwarzer Reiter und ein schwarzes Roß vor dem Blutmeer der sinkenden Sonne. Ilse Lauckardt sah ihn und sagte sich: „Jetzt denkt er an mich. Und sein böses Gewissen sitzt hinter ihm im Sattel ..."

Und eine jähe Feindseligkeit hinterher: „Mag er's nur behalten! ... Es geht ihm ohnedies viel zu gut im Leben!"

Sie stützte daheim den Kopf in die Hände und starrte vor sich hin. Langsam, aus tiefster Tiefe, stieg eine unergründliche Traurigkeit in ihr empor. Es war doch seltsam: Nun hatte man alles, was das Herz begehrte, und hatte dabei das Gefühl eines verfehlten Lebens. Hatte alles so teuer bezahlt. Sie dachte sich: Da draußen reitet jetzt einer durch die Nacht. Ich möchte wohl wissen, wieviel der dafür gegeben hat ...

Schloß Sommerwerk lag vor Achim von Bornim. In Nacht und Nebel. Die Luft war zäh und feucht. Herbstlaub raschelte unter den Hufen. Der Mond übersilberte den trotzigen alten Wappenspruch am Torbogen: „Das



ist der Bornim adelig Haus." Aber über der Eingangstür prangte jetzt zwischen Jerichorosen ein zweiter Sinnvers:

„Dies Haus ist mein und doch nicht mein.
Dem Nächsten wird es auch nicht sein.
Den Dritten trägt man auch hinaus.
Nun frag ich: Wem gehört dies Haus?"

Der junge Gutsherr stand einen kurzen Augenblick still, dann ging er langsam, steifbeinig vom vielen Reiten, durch die leeren Räume des Erdgeschosses.

Aber er blieb allein. Nirgends fand er eine Menschenseele.

(Fortsetzung folgt.)

Gespenstersehen.

Von Geheimrat Prof. Dr. O. Lummer, Direktor des Physikalischen Instituts der Universität Breslau.

Wenn man im 20. Jahrhundert über „Gespenstersehen" schreibt, so könnte der Leser vermuten, man wolle den Glauben an „Gespenster" stützen. Das Gegenteil ist der Fall; ich will versuchen, eine verständliche Erklärung für die Erscheinungen zu geben, die nicht selten in ihrer Unerklärlichkeit die Menschen geängstigt haben.

Jeder weiß, daß unser Auge einer photographischen Kamera gleicht, nur daß an Stelle der Mattscheibe oder der lichtempfindlichen Platte die Netzhaut liegt, ein Gebilde, das anatomisch ziemlich kompliziert gebaut ist und die Endigungen der Millionen feiner Fasern enthält, die alle vereint den Sehnerv bilden. Mit anderen Worten: in der Netzhaut des Auges breiten sich die Fasern des Sehnerven aus und endigen mit einem besonderen Endapparat, der bestimmt ist, den ihn treffenden Lichtreiz in Nervenreiz umzuwandeln.

Wir sehen ja tatsächlich mit dem Gehirn, das heißt, die Lichtreizmeldungen, die von der Netzhaut des Auges durch den Sehnerven in das Gehirn gelangen, verwandeln sich dort in Lichtempfindungen und gestalten sich dort zu dem Bild der Lichtquelle. Je nach dem Endapparat, mit welchem eine Nervenfaser verbunden ist, meldet sie im Gehirn „Rot" oder „Gelb" oder „Grün" usw. oder auch nur farblose Helligkeit.

Es müßte nun im Hinblick auf einen rationellen Kräftehaushalt im Auge der Natur daran liegen, die Endapparate so zu gestalten, daß sie nicht stets alle in Tätigkeit zu sein brauchen. Wir finden daher zwei Arten von Nervenfaserendigungen, die Zapfen und die Stäbchen. Erst neuerdings ist es der Forschung gelungen, zweifellos festzustellen, daß die Zapfen eine andere Sehfunktion haben als die Stäbchen. Es ist unnötig, auf den anatomischen Bau und seine Differenzen bei den Zapfen und Stäbchen einzugehen; für den Laien genügt es, zu wissen, daß diese beiden Arten von Nervenendapparaten, die sich in der Netzhaut des Auges finden, verschiedene Funktionen haben. Die Zapfen sind bestimmt, das Sehen bei Tage bzw. bei großer Helligkeit, die Stäbchen das Sehen bei Nacht bzw. bei sehr geringer Helligkeit zu ermöglichen.

Die Natur hat also zwischen diesen beiden Arten eine reinliche Arbeitsteilung eingerichtet. Man bezeichnet die Stäbchen als „Dunkelapparat" bzw. „Nachtapparat", die Zapfen als „Hellapparat" bzw. „Tagapparat" des Auges. Nun sind diese beiden Arten von Nervenendigungen auf der Netzhaut nicht gleichmäßig verteilt; es gibt vielmehr eine Stelle des Auges beim Menschen, wo nur Zapfen, nur Tagapparate vorhanden sind, das ist die Fovea centralis, die Sehgrube (Netzhautgrube), das heißt die Stelle der Netzhaut, wo das schärfste Bild durch die Linse des Auges entworfen wird. Ihr Zentrum liegt genau da, wo die optische Achse der Linse die Netzhaut trifft. Diese Sehgrube dient uns zum Scharfsehen, auf ihr suchen wir das Bild eines Gegenstandes, einer Person zu entwerfen, wenn wir scharf sehen, wenn wir fixieren wollen. Aus diesem Grunde pflegen wir, um irgend etwas scharf zu sehen, die Augen entsprechend zu drehen, das heißt, die Sehachse auf den Gegenstand zu richten, damit eben sein Bild in die Sehgrube fällt. Da hier nur Zapfen vorhanden sind und diese, wie wir oben sagten, nur das Tagessehen vermitteln, sind wir im Dunkeln an dieser Stelle blind, können also auch im Dunkeln kein Objekt fixieren, scharf sehen. An allen anderen Stellen der Netzhaut finden sich Zapfen und Stäbchen gemischt. Es besteht also überall außer in der Sehgrube die Möglichkeit, am Tage und in der Nacht zu sehen. Das Sehen im Dunkeln ist insofern nun eigentümlich, als die Stäbchen uns wohl über die Begriffe hell und dunkel Auskunft nach dem Gehirn schicken, nicht aber über Farbenunterschiede. Die Stäbchen sehen unsere Umgebung eben nur weiß, grau oder schwarz. Mit anderen Worten, wir sind beim Sehen mit unserem Nachtapparat total farbenblind.

Wann treten nun die Stäbchen, wann die Zapfen der Netzhaut in Funktion? Die Grenze ist nicht leicht anzugeben, aber wir müssen feststellen, daß die Stäbchen viel lichtempfindlicher sind als die Zapfen. Die ersteren werden von einem Lichtreiz d. h. also von Lichtwellen, schon gereizt, wo die Zapfen noch gar nicht reagieren. Das muß so sein, sonst könnten ja die Stäbchen nicht dazu dienen, die unendlich schwachen Lichtreize, die in der Dunkelheit, in einer Mondscheinnacht oder in der Dämmerung überhaupt in Frage kommen, aufzunehmen.

Die gewaltige Lichtfülle, die während des Tages in unser Auge strömt, ist für die Stäbchen zu mächtig, sie können sie nicht mehr fassen, und deshalb setzen sie ihre Funktion aus, sie „schlafen" am Tage, während die auf viel gröbere Lichtreize eingestellten Zapfen ihren Tagesdienst verrichten.

Das Fixieren eines Objektes, das scharfe Sehen eines Gegenstandes, das uns nur dann gelingt, wenn das optische, von der Linse des Auges entworfene Bild auf die Sehgrube fällt, nennen wir „direktes" Sehen, während wir alle Seheindrücke, die uns von anderen Stellen der Netzhaut übermittelt werden, als „indirektes" Sehen bezeichnen. Wir müssen also sagen, daß wir mit den Stäbchen nur „indirekt" zu sehen vermögen, und daß wir am Tage vermöge der Sehgrube „direkt" sehen.

Beobachtungen haben gelehrt, daß der durch die Stäbchen unserem Gehirn übermittelte Lichtreiz uns als farblose Helligkeit bzw. als weißlicher „Glanz" zum Bewußtsein kommt, ein farbloser Glanz, den wir als „Stäbchenweiß" bezeichnen. Dieses Stäbchenweiß ist dem farblosen, silbernen Sternenglanz vergleichbar, in dem uns die

lichtschwächeren Sterne in dunkler Sternennacht erscheinen.

Wenn das Tageslicht schwindet und allmählich Dunkelheit eintritt, dann hört die Funktion der Zapfen auf, und die Tätigkeit der Stäbchen tritt langsam ein. Nicht plötzlich erfolgt die Ablösung, sondern es bedarf gewisser Zeit; man muß sich an die Dunkelheit erst gewöhnen, die Stäbchen brauchen Zeit zu ihrer „Dunkelanpassung", sie müssen sich sozusagen erst von der Ueberfülle des Lichtes während des Tages erholen und sich auf die schwachen Lichtreize einstellen, die sie nun dem Gehirn übermitteln sollen.

Verweilen wir in einer Bildergalerie, bis die Dämmerung hereinbricht (entre le loup et le chien), so verlieren die bei Tage farbenprächtigsten Bilder schließlich ihr farbiges Kleid. Die roten Farbenfelder werden zuletzt schwarz, während die bläulichen und grünlichen Felder einen weißlichen Glanz annehmen. Dieses altbekannte „Purkinjesche" Phänomen ist nach unseren heutigen Anschauungen eine Folge des Wettbewerbs zwischen den Zapfen und Stäbchen, ihre gesonderten Meldungen im Gehirn zur Geltung zu bringen.

Um dieses Phänomen zu erklären, mußten freilich erst noch weitere Eigentümlichkeiten der beiderlei Sehapparate aufgedeckt werden. Wie der eine Mensch mehr Vorliebe für die eine Speise, der andere für eine andere besitzt, so haben auch die Zapfen und die Stäbchen gegenüber den verschieden großen Wellensorten (Regenbogenfarben) einen ganz ausgeprägten individuellen Geschmack. So haben die Zapfen eine besondere Vorliebe für die gelbgrünen Strahlen, d. h., sie sind gegen diese Wellensorten (Wellenlänge 0.00056 Millimeter oder 560 $\mu\mu$) viel empfindlicher als gegen Wellen von größerer oder kleinerer Wellenlänge (rote oder blaue Strahlen). Die Stäbchen dagegen bevorzugen die blaugrünen Wellen von nur 0.00051 Millimeter (510 $\mu\mu$), d. h., sie empfinden diese Wellensorte sehr viel heller (wenn auch farblos) als die anderen Wellensorten von größerer oder kleinerer Wellenlänge. So kommt es, daß eine bei Tageshelligkeit rote Fläche im Dämmerlicht die Zapfen nur wenig, die Stäbchen aber gar nicht reizt, so daß die rote Fläche bei Nacht, also bei Ausschaltung der Zapfen, ganz schwarz erscheint. Eine bei Tage blaugrüne Fläche dagegen reizt auch noch bei eingetretener Dunkelheit die Stäbchen, da diese für Blaugrün eine Vorliebe haben, und erscheint trotz ihrer geringen Intensität in stäbchenweißem Glanze. Damit ist das Purkinjesche Phänomen erklärt.

Um diesen Wettstreit zwischen den Zapfen und Stäbchen recht drastisch vor Augen zu führen, habe ich folgenden Versuch angegeben. Drei in genügendem Abstand voneinander befindliche Glühlampen werden von demselben Strom gespeist, dessen Intensität man allmählich von Null an steigern kann. Der Beobachtungsraum sei absolut dunkel und das Auge an die Dunkelheit adaptiert. Man steigere jetzt den Strom so weit, daß die jeweilig direkt betrachtete (fixierte) Lampe dunkelrot leuchtet („Rotglut"). Jetzt fixiere man dauernd z. B. die mittelste der drei Lampen und suche sich, ohne den Blick von der mittelsten Lampe abzuwenden, klar zu werden, in welcher Farbe die beiden seitlichen, indirekt gesehenen Lampen erscheinen. Zum größten Erstaunen wird man diese in weißlichem Glanz strahlen sehen. Verwundert über dieses farblose Licht, richtet man den Blick auf eine der seitlichen Lampen, und siehe da, sie erscheint rot, während dafür die beiden anderen Lampen weiß erglänzen, unter ihnen auch die mittelste, die vorher rot leuchtete. Und so kann man seinen Blick von einer zur anderen Lampe schweifen lassen, stets leuchtet die fixierte Lampe rot, während die beiden anderen Lampen in silberglänzendem „Stäbchenweiß" erstrahlen.

Wir sehen hier so recht, wie die dunkeladaptierten Stäbchen die Zapfen übertölpeln. Wirkten die Stäbchen nicht mit, so müßten, da ja nicht nur auf der Netzhautgrube, sondern auf der ganzen Netzhaut Zapfen vorhanden sind, auch die indirekt gesehenen Lampen rot erscheinen. Und tatsächlich ist dies der Fall, wenn wir den Beobachtungsraum erhellen, so daß die Stäbchen ausgeschaltet werden bzw. schlafen gehen. Im Dunkeln dagegen melden die Stäbchen soviel mehr stäbchenweißes Licht als die Zapfen rotes, daß diese Rotempfindung unterdrückt wird und die Stäbchen mit ihrer Meldung „Farbloses, silbergraues Licht" siegen!

Dieser Wettstreit und dasselbe Phänomen (Verwandlung von Rotglut in Grauglut) ist bequem auch außerhalb des Laboratoriums zu beobachten. Uebrigens gelingt die Verwandlung von Rotglut in Grauglut auch noch bei so starkem Strom, daß die direkt fixierte Lampe nicht dunkelrot, sondern hellrot bzw. gelbrot erscheint. Ein Zeichen, wie sehr viel heller die Stäbchen im Dunkeln zu sehen vermögen als die Zapfen, da diese ihre gelbrote Meldung nur da zur Geltung bringen können (an der Netzhautgrube), wo ihnen die Stäbchen keine Konkurrenz machen können, da sie hier nicht vorhanden sind.

Das „G e s p e n s t i s c h e" des Sehens tritt ein, wenn die Zapfen ganz ausgeschaltet sind, wenn also die Helligkeit im Raum oder in der Natur so gering ist, daß sie zur Reizung der Zapfen nicht mehr hinreicht, wohl aber die Stäbchen zu erregen imstande ist. Dann behaupten die Stäbchen ganz allein das Feld, und unser Auge funktioniert so, als ob auf der Netzhaut überhaupt keine Zapfen existierten. Was ist die Folge? Zunächst ist klar, daß die Netzhautgrube vollkommen blind sein muß, da sie ja lediglich mit Zapfen ausgestattet ist. Ferner folgt, daß wir nur indirekt sehen können, und was wir auf diese Weise sehen, nur in farblosem Stäbchenweiß erscheinen kann. Unser Auge ist im Dunkeln also total blind beim Fixieren oder direkten Sehen und total farbenblind beim indirekten Sehen.

Jetzt denken wir uns im absolut dunklen Zimmer eine genügend kleine, strahlende Fläche, deren Bild auf der Netzhaut höchstens die Netzhautgrube bedeckt. Am besten bedient man sich dazu eines elektrisch geglühten Platinblechs, welches man durch eine Blende von geeigneter Größe begrenzt, und dessen Helligkeit man von Null an allmählich steigern kann. Das Auge sei vollkommen dunkel adaptiert. Jetzt reguliert man den elektrischen Strom und steigert ganz langsam seine Stärke, den Blick ungefähr nach der Stelle gerichtet, von der wir wissen, daß dort die Heizvorrichtung (Platinblech mit Blende) sich befindet. Hat das Platinblech etwa 400 Grad Celsius erreicht, so ist seine Strahlungsenergie so gering, daß die Zapfen noch nicht gereizt werden, während die Stäbchen schon mächtig erregt werden. In bezug auf diese kleine strahlende Fläche befindet sich unser Auge in dem oben dargelegten eigentümlichen Zustand: Da die Zapfen ganz ausgeschaltet sind, so ist es beim direkten Sehen blind, während es beim indirekten Sehen nur stäbchenweiße Helligkeit empfindet. Demgemäß beobachtet man folgendes: Das im Dunkeln stets unruhig umherirrende Auge wird auf seinen peripherischen Netzhautstellen, wo sich die meisten Stäbchen zusammendrängen, von der Strahlungsenergie des strah-

lenden Fleckes zuerst gereizt, und es entsteht im Gehirn die Empfindung farbloser, stäbchenweißer Helligkeit. Aber merkwürdig, der Lichtfleck liegt ganz wo anders als da, wo die Strahlungsquelle gemäß unserer Erinnerung liegen sollte. Gewöhnt, das zu fixieren, was uns „Licht“ zusendet, wenden wir unser Auge in diejenige Richtung, von welcher das Licht herkommt. Da aber die Zapfen noch nicht erregt werden, sendet die Netzhautgrube auch keine Lichtmeldung zum Gehirn, also können wir auch die fixierte Stelle nicht sehen: der Lichtfleck verschwindet, sobald wir ihn näher betrachten und fixieren wollen. Und da wir beim direkten Sehen nichts sehen können, so bewegen wir unser Auge unbewußt weiter, wodurch die Strahlen wiederum auf Stäbchenstellen der Netzhaut fallen: der weißliche Fleck ist wieder da! Von neuem möchten wir ihn genauer sehen und richten unser Auge wiederum dorthin, woher die Strahlen kommen: wiederum verschwindet der Fleck! So entsteht in uns der Eindruck eines Lichtes, welches hin und her huscht, bald auftaucht, dann wieder verschwindet und uns gleich einem „Irrlicht“ täuscht. Wer jemals während einer schlaflosen Stunde bei Nacht oder anbrechender Morgendämmerung seinen Gedanken nachhing, kann die Gelegenheit benutzen, um das Gesagte zu prüfen.

Selten ist das Schlafzimmer lichtdicht nach außen abgeschlossen, und stets wird ein eindringender Lichtstrahl seine Spuren an der Wand malen, und Dämmerlicht wird das Zimmer mäßig erhellen. Wir erwachen, und merkwürdig, das Deckbett, der weiße Kachelofen und alle reflektierenden helleren Objekte erscheinen in uns ungewohntem, magischem, silbernem Glanze. Sie alle sind in „Stäbchenweiß“ getaucht, eine Empfindung, die so gar nichts mit der Weißempfindung der Zapfen bei Tage oder greller Beleuchtung zu tun hat.

Plötzlich bemerken wir einen hellen Fleck an der Wand und richten unseren Blick dorthin, um ihn genauer zu betrachten. Aber so sehr wir uns bemühen, es will uns nicht gelingen, seine Umrisse und Gestalt genauer zu erkennen, vielmehr dreht er sich im Kreise und sucht unserem Blicke zu entfliehen. Endlich haben wir ihn gebannt, aber im gleichen Moment ist er ganz aus dem Gesichtskreis entschwunden, um gleich darauf irgendwo wieder hervorzubrechen. Ein Geräusch gesellt sich zu diesem neckischen Spiel, und die Vorstellung von einem „weißen Gespenst“ wird nur zu leicht unsere halb wachenden und halb noch schlafenden Sinne vollends gefangennehmen.

Nur zu natürlich ist es, daß der unwissende Beobachter an Halluzinationen oder mindestens an eine Störung seines Sehvermögens glaubt, und schon mehrmals konnte ich durch meine Erklärung als Retter in der Not erscheinen. Ja, obgleich ich weiß, daß hier alles mit rechten Dingen zugeht, so kommt mir dennoch dieses neckische Spiel immer von neuem gespensterhaft vor. Ich zweifle nicht, daß die vielen Menschen eigentümliche Furcht, in dunkler Mitternacht über den einsam gelegenen Friedhof zu gehen, auf die Erzählung von Gespenstererscheinungen zurückzuführen ist, und daß die letzteren eine reale Unterlage haben: das von uns geschilderte Gespenstersehen! Ich gestehe, daß ich beim Beobachten dieses Gaukelspiels im einsamen Gelände bei dunkler Nacht oder vom Ballon aus in mitternächtiger Stunde mich eines unangenehmen Gefühls niemals erwehren kann. Denn nach meinen neuerlichen Beobachtungen sind wir sowohl bei klarer Sternennacht als auch bei hellem Mondenschein allein auf unseren Dunkelapparat angewiesen und wirkliche „Stäbchenseher“, wie man die Tiere und Menschen nennt, die auf ihrer Netzhaut überhaupt keine Zapfen besitzen.

Wie man Fische fängt.

Von Hanns Fechner. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Boyer.

Das Wurfnetz ist zwar überall gebräuchlich, aber die französischen Fischer sehen das Wurfnetz mit bösen Augen an, denn in den Händen der Fischwilderer wird es zu einem gefährlichen, räuberischen Werkzeug, das in guten Fischbeständen argen Schaden anrichten kann. Wir in Deutschland schätzen den Wert des Wurfgarnes aber ganz anders. Schon dem Staknetz räumt man billigerweise den Platz eines sportlichen Fanggeräts ein. Das ist ein Doppelnetz, mit dem man mit Schilf und Rohr bewachsene Uferteile umstellt, und in das man die Fische mit einer Stange hineintreibt. Der aufgescheuchte Flosser fährt mit dem feinen Netz durch eine der großen Maschen des dahinterstehenden zweiten Netzes, hierbei einen Netzsack herstellend, aus dem es zunächst kein Entrinnen gibt. Dem Handwurfgarn jedoch muß unbedingt der erste Platz unter den sportgerechten Netzen zuerkannt werden. Das Fischen mit dem Wurfgarn gehört sicher zu den interessantesten und elegantesten aller Netzfischereien, bei der es ungemein viel auf Kraft und Gewandtheit, Kenntnis des Wassers und der Gewohnheiten der Fische ankommt. Das Wurfgarn ist eine der ältesten Netzformen. Es war schon im Altertum bekannt und ist in unserer Zeit in den verschiedensten Ausführungen auf allen Flüssen Süd- und Westdeutschlands, besonders in Frankreich, am Mittelmeer, in Aegypten, in China und Japan, im Gebrauch.

Das Wurfnetz hat nicht etwa einen feststehenden Reifen, um den es gespannt ist, sondern anstatt dessen eine mit vielen Bleikugeln versehene Schnur, die durch geschicktes Werfen dicht vor dem Einfallen ins Wasser eine möglichst kreisrunde Form erhält. Die höchste Kunst des Wurfes besteht darin, dieses kreisförmige Ausspreizen des Netzes zu erreichen. Und es bedarf langjähriger Uebung des Werfers, bis er dahin gelangt, anstatt einer achtförmigen Figur einen eleganten Kreis herauszubringen. Das Wurfgarn hat eine zylindrische Form; in der Mitte oder Spitze mit 64 Maschen angefangen, hat es an der Peripherie 460 Maschen — so schildert es Professor Röchling, der bekannte Schlachtenmaler, der einer der geschicktesten, ausgezeichnetsten Wurfgarnfischer ist. An den äußeren Maschen ist eine Kuhhaarleine mit 230 Bleikugeln angereiht. Bei jeder vierten Masche ist ein 25 Zentimeter langes gedrehtes



Schnürchen eingeschlungen, und diese Schnüre sind innen im Netz noch an einem doppelt gestrickten Gang aufgehängt, so daß ein um das Netz herumlaufender Bausch entsteht, der etwa 30 Zentimeter überhängt, in dem sich die Fische verfangen. Das Garn ist fünfmal erweitert, und bei jeder Erweiterung verringert sich die Maschengröße von 15 bis herab auf 5 Zentimeter.

Und nun zum Gebrauch des Netzes. Zunächst einmal wird es der Länge nach von oben her zusammengedreht, wie es auf untenst. Abb. ersichtlich ist. Dann wird das Garn, damit es sich nicht verseilt und verhängt, sorgfältig geordnet und hauptsächlich in der linken Hand gehalten. Einen kleinen Teil hat man in der rechten Hand, einen Zipfel des Netzes im Mund schnell sinkt, muß der Faden fein und das Blei so schwer wie möglich sein. Aber alles hat seine Grenzen. Ist der Faden zu fein, so wird er sehr bald schlapp, und das Garn verfängt sich im Wurf; ist das Netz zu groß, so ermüdet der Werfer auf die Dauer so sehr, daß der Kreis doch nicht größer fällt als bei einem normalen Garn. Es ist selbstverständlich sehr anstrengend, gegen den Wind zu werfen. Ebenso verhindert zu starker Rückenwind das Ausholen mit dem Blei nach hinten, und der Wurf mißlingt dann vollständig.

Am reizvollsten gestaltet sich das Werfen auf kleineren schnellfließenden Wassern vom Kahn aus. Da heißt es aufpassen für den Bootsführer, der in der



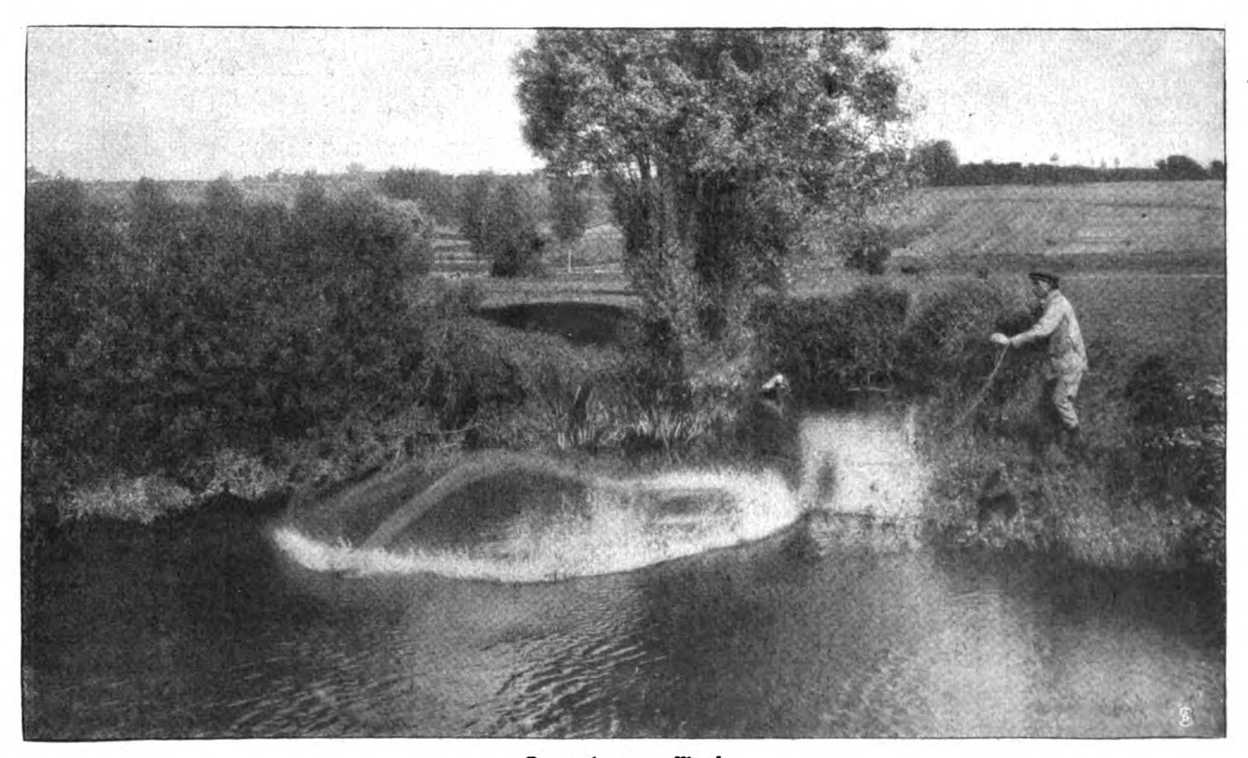
Das Netz wird vor dem Wurf zusammengedreht.

oder über die linke Schulter gelegt (Abb. S. 281). An der Wurfstelle angekommen, bringt man die herabhängenden Bleikugeln in Schwung, macht mit der rechten Hand eine Bewegung, als ob man säen wollte; das Garn breitet sich hoch in der Luft rund aus, schlägt auf das Wasser und untergesunken, deckt es die am Grund befindlichen Fische zu (Abb. S. 281). Alles beruht dabei mehr auf Gefühl und Gewandtheit als auf brutaler Kraft. Dem zunächst befindlichen Teil der Bleileine gibt man im Flug noch einen leichten Schlag mit der Hand, damit dieser Teil aufgehalten wird; man verhindert dadurch, daß das Garn nierenförmig fällt. Nach dem Wurf zieht man langsam mit Absätzen an der Leine, bis das Blei auf dem Boden zusammengerutscht ist, dann hebt man das Garn in einem Klumpen hoch (Abb. S. 282). Damit man beim Wurf möglichst wenig Garn in der Hand hat, und damit das Netz recht leicht die Luft durchschneidet und größten Fahrgeschwindigkeit das Boot zum Stehen bringen muß, damit der vornstehende Fischer das Garn richtig an die gewünschte Stelle werfen kann. Oftmals passiert es da wohl, wenn der Wurf zu weit, das Halten des Kahns zu plötzlich war, daß der Garnfischer seinem Netz kopfüber nachfliegt. Aber auf solche Scherze muß jeder gute Sportangler und -fischer vorbereitet sein und ein fröhliches Spottgelächter vergnügt mit in Kauf nehmen.

Es ist eigentümlich, daß man drüben auf der andern Seite des Rheins, bei unsern Nachbarn, das Aalstechen für ein anständiges, sportgemäßes Vergnügen ansieht. Bei uns ist die Fischharpune als Fanggerät schon lange gesetzlich verboten. Wie sehr sie in Frankreich gebräuchlich ist, sieht man schon aus den vielen verschiedenartigen Formen der „Foene", wie sie das Ding nennen. In der Umgebung von Vannes sind es richtige Dreizacke mit Widerhaken an der Spitze.



Zum Wurf bereit.



Der gelungene Wurf.

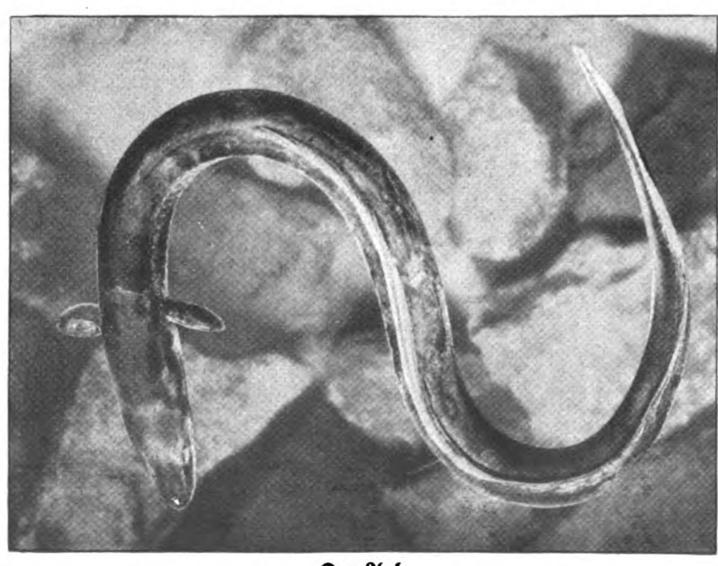
Wie Fische mit dem Wurfnetz gefangen werden.





Das Einholen des Fanges.

Die Bauern von La Rochelle begnügen sich mit Zweizacken — jedenfalls eine humanere Form als die in andern bretonischen Landesteilen gebräuchlichen sieben- und achtzinkigen Fischharpunen. Man hat das Aalstechen gerade bei uns verboten, weil doch ein erheblicher Teil der Aale durch das Spießen nur verletzt, aber nicht gefangen wird. Nicht immer ist der Aal in ruhigem Wasser in seiner schlangenförmigen Lage auf dem Grund sichtbar (Abb. untenst.). Dem Kundigen verraten zwar die heraufsteigenden Luftbläschen und Schlammtrübungen an der Oberfläche des Wassers, wo der Kopf eines Aals am Grund liegen muß. Da lassen dann die Fischer die Harpune hinuntergleiten und versuchen mit einem leichten Schlag auf das Stielende die spitzigen Zinken in ihr Opfer zu treiben (Abb. S. 283). Es ist ersichtlich, daß der Stoß nicht jedesmal gelingen kann. Leider muß zugegeben werden, daß auch bei uns noch in vielen Fischerhäusern die ererbten Fischharpunen ihr sorgfältiges Versteck irgendwo auf dem Boden haben. Beim Herunterholen von Fischereigeräten fand ich bei meinem Freund, einem alten Lotsen an der Waterkant, vor Jahren einmal ein solches Ding. Ich zeigte es ihm. Da kratzte er sich verlegen hinter dem Ohr: „Ja, mein lieber Herr," erklärte er dann auf mein eindringliches Befragen, „ja, die brauchen wir immer noch einmal so ein bißchen, wenn's zum Winter geht, wissen Sie. Dunkel muß es sein, wenn man hinausfährt, denn sehen brauchts ja keiner. Da sticht man dann ganz heimlich so ein bißchen in den Aalnestern herum, wo sie sich für den Winterschlaf in'n Modd gewühlt haben." — „Oho, alter Freund, Sie wissen doch, daß das streng verboten ist." — „Ja, ja, das ist es wohl, aber nun sagen Sie mir man bloß, lieber Herr, wie soll man denn da seine Aale zum Winter in'n Rauchfang hängen? Und zu Weihnachten muß es doch Spickaal geben!" —

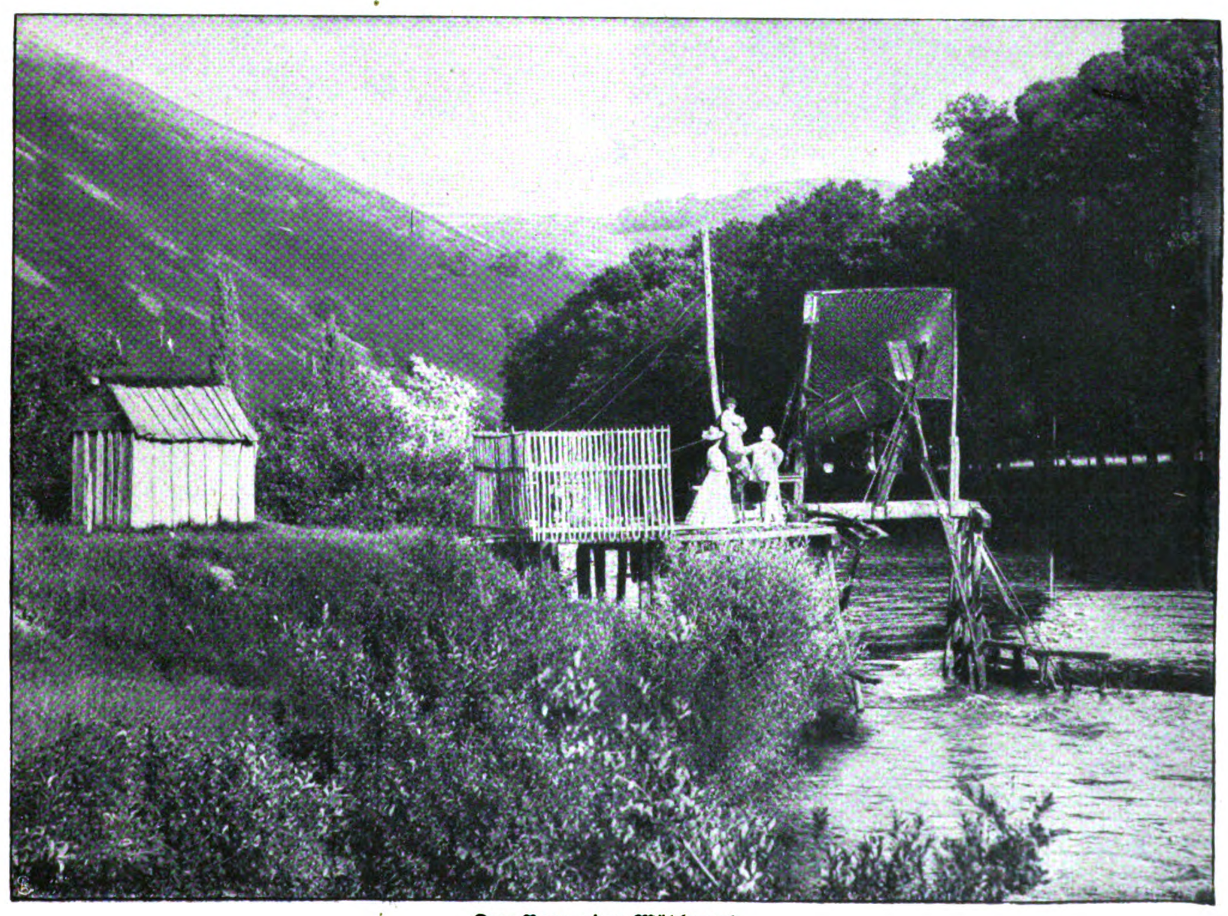


Der Aal.

Aber selbst das verbotene Aalstechen ist mit allerhand Umständlichkeit und Mühen verknüpft. Wie anders verhält es sich mit dem Fischfang mittels des Mühlennetzes, des Baro, das auf Abb. S. 283 veranschaulicht ist. Wie im Märchen werden die Fische da aus dem Wasser herausgeworfen, rutschen durch eine Bahn wohlbehalten in den Fischkasten hinein, und der Besitzer braucht nur seine Fangmühle abzustellen, wenn der Fischkasten gefüllt ist. Das Baro, das zum Fangen von Maifischen, Lampreten und Lachsen in den stromreichen Gauen von Pau und Oleron dient, scheint außerhalb der Pyrenäen unbekannt zu sein. Ein fester Steg, der vom Ufer ins Wasser hinausführt, ist durch



Das Aalstechen.



Das Baro oder Mühlennetz.

einen Eichbaum verlängert, der auf zwei Wellenlagern ruht, einerseits auf dem Steg, andererseits auf eingerammten Pfählen. Ein hier angebrachtes Schaufelrad setzt den Baum selbsttätig in Umdrehung. Der in der Mitte des Baumes befestigte Akazienholzrahmen von ungefähr drei Meter Breite spannt zwei große, etwa vier Meter tiefe Netzsäcke aus. Ist die Mühle in Bewegung gesetzt, so gleiten die beiden Netze umschichtig durch das Wasser und schaufeln Fische — und was sonst dahergeschwommen kommt — selbsttätig bei etwa sechs- bis achtmaliger Umdrehung in der Minute aus dem Fluß heraus. Während der Umdrehung fällt die Beute an einer bestimmten Stelle in einen großen Flechtwerkkorb und gelangt von dort aus in eine schmale Wasserbahn, die sie dem Fischkasten zuführt. Daß der Fang mit dem Baro recht lohnend ist, ergibt sich aus der Beute von 1302 Lachsen, im Gewicht von 7962 Kilo, die während eines Jahres in sieben Baros von einem Fischereipächter in Landes gefangen wurden.

Meeresstille und glückliche Fahrt.

Skizze von G. von Schönthan.

„Wenn mein Freund Walter Lübbecke, der sonst ein Muster von Unpünktlichkeit ist, nicht am Tage meiner Rückkehr von Neuyork von einem Exaktheitsanfall betroffen worden wäre, mein Leben hätte nicht solch eine große, unerwartete Wendung genommen."

Fritz lehnte sich bei diesen Worten gewichtig in seinen Klubsessel zurück, und der Blick, den er mir aus seinen runden, blauen Augen zuwarf, enthielt so deutlich die Aufforderung: „Nun frage mal, was ich mit diesem Ausspruch meine", daß ich höflicherweise gar nicht anders konnte, als gespannt auszurufen: „Ach, wieso? Erzähle doch!"

Fritz mischte sich vorerst einmal mit ernstem Bedacht einen „drink" — obgleich sein Aufenthalt in Amerika nur von vierwöchiger Dauer gewesen war, hatte er doch eine hübsche Anzahl echter Yankeegewohnheiten mit zurückgebracht — benutzte dann mit bewundernswerter Virtuosität einen in etwa fünf Meter Entfernung aufgestellten Spucknapf, entzündete eine Zigarette und begann: „Am Tage vor meiner Abreise hatte Freund Lübbecke mir ein Zettelchen ins Hotel geschickt, auf dem er mir mitteilte, daß er morgen zur Abgangzeit meines Dampfers nach Hoboken herauskommen würde, um mich noch um eine kleine Gefälligkeit zu bitten. — Ich weiß nicht, ob du mich für einen besonders gefälligen Menschen hältst?"

Da ich nicht genau wußte, was den braven Fritz mehr ärgern würde, ein emphatisches „Aber gewiß doch" oder ein gelindes „Das kann ich gerade nicht behaupten", so antwortete ich nur mit einem unartikulierten Laut, und er fuhr zufriedengestellt fort: „Ich bin es nicht! Langjährige Erfahrungen schienen mir bewiesen zu haben, daß aus dem Erweisen von Freundschaftsdiensten in den allermeisten Fällen eine Feindschaft entsteht. Wenn ich also nicht mit absoluter Sicherheit darauf gerechnet hätte, daß Lübbecke sich verschlafen, die falsche Trambahn nehmen oder sich den Fuß verstauchen würde, so hätte ich ihm bestimmt umgehend geantwortet, daß ich entschlossen sei, erst mit dem nächsten Schiff zu fahren. Das hätte ihn im Moment nicht kränken können, ihn höchstens ein paar Tage später eine unnütze Fahrt nach dem Pier gekostet und ich. . . . Na, ich habe dir ja schon angedeutet, daß seine überraschende Pünktlichkeit mein ganzes Schicksal in neue Bahnen gelenkt hat.

„Dabei ließ sich die Situation anfänglich ganz so an, als ob ich mit meiner Menschenkenntnis recht behalten sollte. Lübbecke war weder an Bord, als ich das Schiff betrat, noch sah ich ihn über den Laufsteg bummeln, der vom festen Land auf unser Deck gelegt war, trotzdem ich bis kurz vor dem Lichten des Ankers an der Reling stand und die Ankommenden musterte. Ich tat das nicht etwa, um ihn rechtzeitig zu entdecken — mein Glaube an seine Unzuverlässigkeit war dazu viel zu stark — sondern um mich ein wenig darüber zu orientieren, in welcher Gesellschaft ich jetzt eine Woche hindurch gut Wetter und Sturm erleben, die unendlich langen Mahlzeiten verzehren und den Operettenmelodien der Schiffskapelle lauschen würde.

„Mein Steward hatte irgendwelche Schwierigkeiten mit dem Verstauen meines allerdings ein wenig voluminösen Gepäcks — ich war auf der Ueberfahrt von Cuxhaven nach Neuyork zu der Erkenntnis gekommen, daß sich die Chancen der Herren ganz genau nach der Anzahl und Farbenwirkung ihrer Westen steigerten, und war gesonnen, diese wichtige Entdeckung auf der Rückreise bis zu den Grenzen der Möglichkeit zu verwerten. — Na also, kurze Zeit ehe die fliegende Brücke zurückgezogen wurde, erschien der ratsuchende Steward, und da er meine lichtvollen Auseinandersetzungen nicht genügend aufzufassen vermochte, ging ich mit ihm in meine Kabine. Nachdem ich mich an meiner Handtasche beinah verhoben und dem trinkgeldwitternden Steward den Westenkoffer auf den Kopf und das Reisenecessaire auf die Füße geworfen hatte, standen wir gerade dicht vor der Lösung der Frage, wie sich zehn Kubikmeter geschickt auf fünf Kubikmeter verteilen lassen, als hinter mir Lübbeckes ein wenig verschleierter Bariton erklang: ‚Well, mein Junge, da finde ich dich endlich!'

„Ja, er hatte mich und ließ mich auch nicht so bald wieder los. Nach einer äußerst umständlichen Einleitung, zu der er sich im Rauchzimmer bei einem Glas Whisky und Soda Courage holte, teilte er mir den Grund seines Kommens mit: ‚Es handelt sich um Pussel, genauer gesagt um Pussels Rückreise nach Europa, ganz genau präzisiert um seine Ueberwachung während der Ueberfahrt.'

„‚Aha', sagte ich im Ton vollsten Verständnisses und zerbrach mir den Kopf, ob Pussel ein Papagei, ein Rentier aus Berlin, ein Schoßhündchen oder eine schöne junge Dame sein möchte.

„‚Pussel ist ein bißchen lebhaft, aber sonst gut geartet,' fuhr Lübbecke eindringlich fort, ‚nur fürchtet er sich im Dunkeln. Du würdest also die Güte haben müssen, abends so lange bei ihm zu bleiben, bis er schläft.'

„Diese Bitte ließ mich erkennen, daß ich mit dem Papagei, dem Herrn aus Berlin, dem Hündchen und auch wohl mit der schönen jungen Dame fehlgeraten haben mußte, und ich wollte mich nun doch erkundigen, was für ein Ge-



schöpf sich hinter dem vielversprechenden Namen verberge, als mein Freund mit einem ergreifenden Tremolo schloß: ‚Ich rechne fest auf deine edelherzige Gesinnung‘, dann, wohl in dem Gefühl, daß eine Steigerung jetzt nicht mehr möglich sei, den Arm aus der offenen Rauchzimmertür streckte und ihn gleich darauf wieder zurückzog. An seiner Hand hing jetzt ein etwa vier- bis fünfjähriges Kerlchen, das von Kopf bis Fuß in einem feuerroten Trikot steckte und infolgedessen wie ein verkehrt durchs Opernglas erblickter Prinz von Arkadien aussah.

„Ich merkte, daß der wohlberedte Walter gerade wieder zu einer wortreichen Vorstellung Pussels ausholte, und stand meinerseits im Begriff, mich zerknirscht, aber energisch des in mich gesetzten Vertrauens unwürdig zu erklären und ihn um sofortige Enthebung von meinem Posten als getreuem Eckehart zu bitten, als das schrille Läuten ertönte, mit dem alle Nichtmitreisenden von Bord gescheucht werden.

„Lübbecke erhob sich eiligst, legte, im Übermaß der Gefühle, ein winziges rauhes Kinderfäustchen in meine Rechte, machte über unsern also verbundenen Händen eine Bewegung, als ob er uns vor einem Altar ehelich verbände — dann erblickte ich nur noch seinen breiten Rücken und einen im Wind flatternden Flügel seines Überziehers.

„Ich sagte ‚im Wind flatternden‘ und hätte damit in geschicktester Weise einen Übergang zu meiner weiteren Erzählung gefunden, wenn — wenn der Rockflügel wirklich im Wind geflattert hätte! Aber er schlenkerte nur so heftig, weil Lübbecke, wie leider meistens, seinen Paletot nicht zugeknöpft hatte, und weil er in geradezu unnatürlicher Eile davonrannte. Es regte sich kein Lüftchen, nicht, während wir in den sonnigen Herbstmorgen hinausdampften, nicht, als das Land hinter uns verschwand, und nicht während der Tage auf offener See. Ein kleiner Gehilfe des Schiffskochs, an den ich hier und da ein paar leutselige Worte richtete, vermochte sich, trotzdem er schon seit einem Vierteljahr das Weltmeer durchfurchte, keiner so glatten Überfahrt zu entsinnen — er schien im Zwiespalt, ob er dem Schicksal dafür fluchen oder es segnen solle, denn er war einesteils noch nicht gänzlich seefest, hätte aber andererseits bei Sturm und daraus resultierendem Unbehagen der Passagiere viel weniger Kartoffeln zu schälen gehabt.

„Also, wie gesagt, das Meer lag glatt wie ein Spiegel, in dem man sich leider nicht sehen konnte, zu Füßen unseres Dampferriesen. Desto ungestümere Wogen durchbrandeten mein Inneres.

„Sie wurden durch Pussel erregt, dessen von Lübbecke annoncierte ‚Lebhaftigkeit‘ sich in einer Weise äußerte, die mir abwechselnd den kalten Angstschweiß auf die Stirn und die heiße Glut der Verlegenheit durch die Adern jagte.

„Pussel stand fortwährend in Begriff, sich über das Seitengeländer in den Atlantischen Ozean zu stürzen, die Kajütentreppe hinunterzukugeln, auf den Speisetischen spazierenzugehen oder das Fell der großen Pauke mit einer Gabel zu bearbeiten. Pussel schrie mit lauter Stimme die Gassenhauer zweier Erdteile, samt den meist recht gewagten Texten, in die Welt hinaus, versteckte einem englischen Lord die Haar- und Kleiderbürsten unter das Bettlaken, und zwar an einer höchst unzart gewählten Stelle, er wollte sich mit der deutschen Erzieherin boxen, die aus dem Haus des portugiesischen Geschäftsträgers in Washington in das Heim des holländischen Residenten auf irgendeiner Insel im Indischen Archipel übersiedelte, und stellte mir heimtückisch ein Bein, sowie ich mich einer der an Bord befindlichen jungen Damen nähern wollte.

„All meine Westeneinkäufe waren — wie soll ich mich literarisch ausdrücken? — sie waren ‚für die Katz‘. Eine Phantasie in Grün und Orange hatte mir der kleine Unhold mit Sauce begossen, auf einem Wunder von grauer Seide mit roten Punkten, das ich den ‚Forellenbauch‘ getauft hatte, erblickte man die Spuren seiner zehn Fingerchen, die anscheinend kurz vorher mit einer Schmierölkanne hantiert hatten, eine weiße Dinerweste zeigte ein-, zwei-, drei- bis fünfmarkgroße Tintenflecke....

„Schon in wenigen Tagen stand in mir die Ueberzeugung fest, daß Pussel nicht etwa meiner Obhut anvertraut war, weil er auf der weiten Gotteswelt keine Verwandten oder Bekannten besaß, sondern weil niemand, der seine nähere Bekanntschaft gemacht hatte, sich der Aufgabe gewachsen fühlte, ihn während der Fahrt über den großen Teich zu bewachen.

„Er fand vor lauter Max-und-Moritz-Streichen nicht einmal genügend Zeit, auf meine Fragen nach seiner ‚Herkunft, seiner Sippschaft‘ zu antworten; in den wenigen ruhigeren Minuten, die ich allabendlich vor seinem Einschlafen neben ihm verbringen konnte, erfuhr ich nur, daß ‚Ma‘ in Omaha mit ‚einem anderen Pa‘ verheiratet wäre, daß ‚der richtige Pa‘ in München lebe, und daß ‚irgend jemand‘ ihn in Deutschland vom Schiff abholen werde. Diese kargen Andeutungen beunruhigten mich außerordentlich. Was sollte denn werden, wenn bei unserer Landung dieser Irgendjemand nicht zu finden war? Wenn ich den Kobold im roten Trikot — das übrigens nach und nach viel von seiner Farbenpracht einbüßte — wenn ich dieses Schreckenskind auch auf festem Land noch bei mir behalten mußte? Ich setzte vorsichtshalber, schon lange ehe wir die Küste Europas erblickten, ein Kabeltelegramm an Lübbecke auf, das in der durch den hohen Tarif gebotenen Kürze meiner Empörung Ausdruck verlieh und um sofortige Benachrichtigung ersuchte, wohin ich Pussel abzuliefern hätte?

„Nur schwer konnte ich der Versuchung widerstehen, diese Depesche schon in England aufzugeben. Aber ich überlegte einesteils, daß Pussel meine Befreiung erst für Deutschland in Aussicht gestellt hatte — andererseits wurde meine Aufmerksamkeit durch einige Passagiere in Anspruch genommen, die nur von Southampton bis Cuxhaven mitfuhren. Unter diesen befand sich auch eine junge Dame oder besser gesagt: ein anbetungswürdiges weibliches Wesen, dem mein ganzes Herz zuflog, schon als es seinen kleinen Lackhalbschuh auf Deck setzte. Was würde es dir nützen, wenn ich dir sagte, daß sie herrliches blondes Haar, erikafarbene Augen, die Gestalt einer Göttin und das Lächeln eines kleinen Teufelchens hatte? Du vermöchtest dir doch keine Vorstellung von diesem Chimborasso der Vollkommenheit zu machen. Dieses Wunderweib nun sah sich suchend um, wandte sich dann zum Kapitän und fragte, ob sich unter den Passagieren ein gewisser Peter Hell befinde. Der Kapitän, der im Augenblick sehr beschäftigt war, bat sie, sich bis nach der Abfahrt zu gedulden — und so näherte ich mich dem jungen Mädchen, obgleich ich leider gerade in diesem Augenblick eine unangenehm seriöse Weste trug. Ich teilte ihr vorderhand mit, daß meines Wissens unter den Mitfahrenden kein Peter Hell wäre, daß ich aber die Schicksalsfügung, der es zu danken sei, daß sie die Planken dieses Schiffes betreten habe, als eine unverdiente hohe Gnade



empfände. Dann stellte ich mich ihr vor und erfuhr, daß sie den Namen Margarete Hell führe.

„Was soll ich dir weiter sagen?“ Fritz öffnete sein Portefeuille und reichte mir ein Kartonblatt, auf dem seine Verlobung mit Fräulein Margarete Hell angezeigt war.

Dann fügte er nur noch kurz hinzu: „Sie war der Irgendjemand, die Schwester des ‚richtigen Pa‘ in München, die Pussel bis England entgegengefahren war. Ich habe ihr während der kurzen Fahrt, in der mir der Himmel ihre Gesellschaft vergönnte, erzählt, wie innig ich ihren kleinen Neffen ins Herz geschlossen hatte, ein wie liebes, folgsames Kerlchen Pussel sei — und habe sie dann beschworen, dafür Sorge zu tragen, daß er mir nicht vor die Augen käme, wenn ich ihre Familie in München aufsuchen würde.

„Das aber mußte ich doch tun, denn es lag mir daran, mich als wohlerzogener und korrekter Mann zu beweisen.

„In München habe ich dann auch Gelegenheit gefunden, meine Westen im passenden Augenblick und mit dem gebührenden Effekt in Aktion treten zu lassen.“

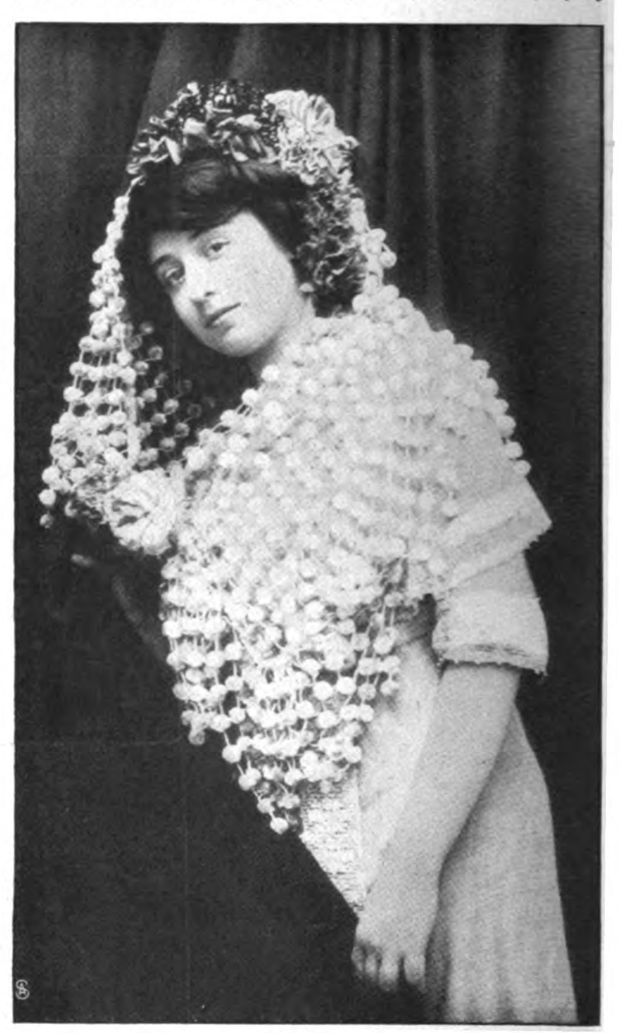
Die Mantilla.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 6 Aufn.

Unter den Requisiten, mit denen unsere nordisch angefröstelte Phantasie Spanien ausstattet, ist die Mantilla eines der wichtigsten. Die Frauen tragen eine Mantilla und wippen mit dem Fächer, die Männer spielen unter dem Balkon der Liebsten so lange Gitarre, bis sie von einem Stier aufgespießt werden, und dann kommt die Inquisiton und brät auf einem groß-



1. El Casco (Der Helm).



2. „Madronos“.

mächtigen Scheiterhaufen ein Dutzend Ketzer knusprig. Aus diesen Vorstellungen baut sich der Geist, gewiegt von den Rhythmen Bizets und Rossinis, das ferne Land auf, wo die Zitronen blühen. In der Nähe sieht es etwas anders aus. Und man liest auf den berühmten Toledaner Klingen die Marke „Sheffield“ oder „Solingen“.

Immerhin ist — der Scheiterhaufen abgerechnet — von allen diesen Dingen noch manches und von manchen dieser Dinge vieles da; nur muß man es aufsuchen oder zum mindesten die Augen offenhalten, der Tag erwarten und die Gelegenheit nützen.

3. Die „Sevillana".

5. Kastagnettenmantilla.

4. Chantillymantilla.

Spanien ist ein konservatives Land, das seine Eigentümlichkeiten nie ganz aufgibt; und unter diesen Eigentümlichkeiten hat sich die Mantilla noch am besten erhalten. Das ist kein Wunder. Die Frauen wissen unter allen Himmelstrichen am besten, was sie kleidet, und die Mantilla kleidet die Spanierin entzückend. Sie hüllt sie förmlich in Anmut ein und erhöht ihre Verführung. Sie schwebt über ihrem Haupt wie eine Wolke, sie umspielt und umspült bei jedem Schritt den geschmeidigen Leib in harmonischen Wellen, und aus dem leichten Schatten, in den sie das Gesicht taucht, glühen die Augen mit verdoppelter Betörung hervor. Und welche Betörungen spart uns die Mantilla erst auf, wenn sie über Stirn und Augen fällt und nur erraten läßt, was sie verbirgt, bis endlich ein barmherziger Windhauch einen Zipfel lüftet, oder die Señorita selbst sie mit dem zusammengeklappten Fächer zurückschiebt! Diese Bewegung ist unnachahmlich, und sie kann alles sagen. Wie der Fächer, so hat auch die Mantilla ihre Sprache, die verstanden sein will. Diese Sprache werden die Spanierinnen nie verlernen, selbst nicht in den großen Städten, wie Barcelona und Madrid, wo die Eitelkeit ihren höchsten Triumph darein setzt, möglichst à la francese einherzustolzieren. Darum haben die Madrileninnen schon längst die Mantilla, die doch eigentlich und ursprünglich ein Kleidungstück ist, in eine bloße, allerdings reizvolle Parüre verwandelt, die sich mit ihrem Pariser Tand und Flitter verträgt, aber diesem Import eine nationale Note aufprägt. Die von den Damen des Adels getragene schwarze Chantillymantilla (Abb. 4) sowie die gleichfalls immer schwarze, etwas fülligere Blondenmantilla (Abb. 6) folgen noch einigermaßen den alten über-

lieferten Formen, indem sie bis auf den Taillenschluß und selbst darüber hinunterfallen. Beide müssen unbedingt immer schwarz sein, und die Blondenmantilla, da sie nur für den Kirchgang umgelegt wird, fordert außer dem Fächer als unerläßliche Ergänzung auch den Rosenkranz. Die Mantelina de Castanuelas, die Kastagnettenmantilla (Abb. 5), hingegen, die für die Stiergefechte vorgeschrieben ist, darf nur wie frisch gefallener Schnee um Kopf und Schultern flimmern. Ohne Mantilla oder gar in schwarzer Mantilla (es gibt nur schwarze und weiße, niemals farbige) auf der Plaza de Toros erscheinen, käme Hochverrat gleich.

Was man sonst in Madrid zu sehen bekommt: die dem jungen Mädchen gehörige „Madronos" (Abb. 2), der von den jungen Frauen bevorzugte „Casco" oder Helm (Abb. 1) und die bei Festen im Freien, den sogenannten Vertenas, hervorgeholte „Sevillana" (Abb. 3) sind höchstens Andeutungen oder bestenfalls Abbreviaturen der richtigen antiken Mantilla, die man eigentlich nur noch in der Provinz, zumal in Andalusien antrifft. Dort erfüllt sie freilich noch einen andern Zweck, wie es scheint. Vor ungefähr einem Jahrhundert bereiste und beschrieb ein Franzose, der Vicomte de Laborde, Spanien, und anläßlich der nach Sonnenuntergang stattfindenden Prozession des Heiligen Vinzenz in Valencia, bei der alles Volk herbeiströmte, macht er die Bemerkung: „Die breitkrempigen, in die Stirn gerückten Hüte der Männer und die Mantillen der Frauen begünstigen die galanten Unternehmungen, die die Nacht in ihre Schatten hüllt. Oft sucht die Mutter ihre Tochter und der Gatte die Gattin vergeblich" . . . Das dürfte auch heute noch passieren — mit und ohne Mantilla, in Spanien und anderwärts!



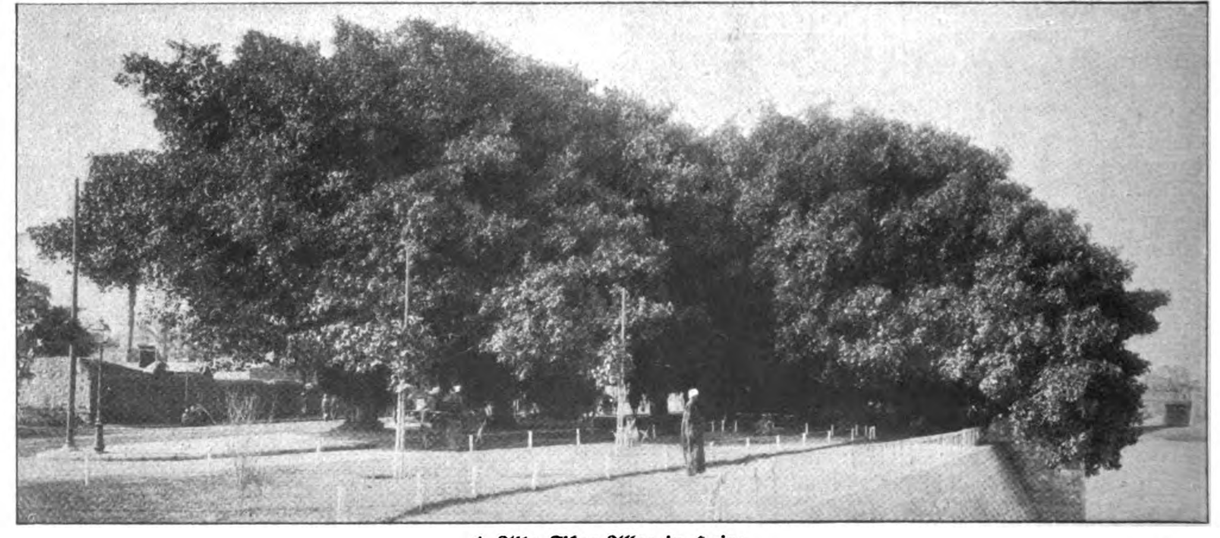
6. Blondenmantilla.

****

Aegyptische Pflanzen.

Von Prof. Dr. Udo Dammer. — Hierzu 15 photographische Aufnahmen von J. Boyer.

Von Jahr zu Jahr steigt die Zahl derer, die während der Wintermonate den rauhen Norden verlassen und in einem milderen Klima Schutz vor den Unbilden unserer Witterung suchen. War es früher hauptsächlich die Riviera mit ihrem sonnigen Gestade, dem man sich zuwandte, so gewinnt jetzt dank der ausgezeichneten Verkehrsverhältnisse immer mehr die Nordküste Afrikas an Bedeutung. Vorläufig ist es



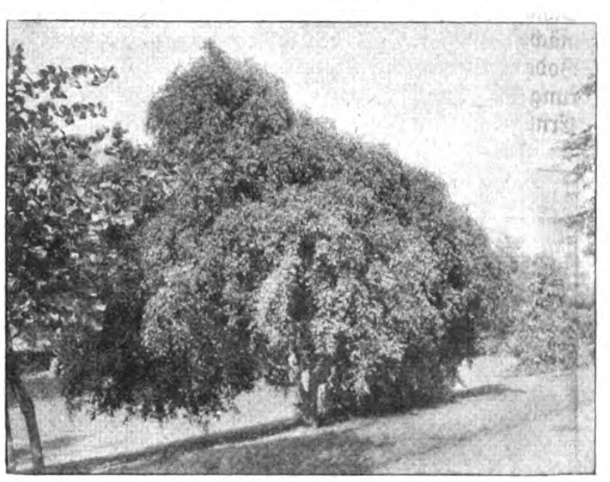
1. Alte Fikus-Allee in Kairo.



2. **Acacia arabica nilotica.**

noch Aegypten, das alte Wunderland der Pharaonen, das den Hauptanreiz ausübt. Die Zeit ist aber nicht mehr fern, in der auch die westlicheren Landstriche der afrikanischen Mittelmeerküste gleich häufig besucht werden.

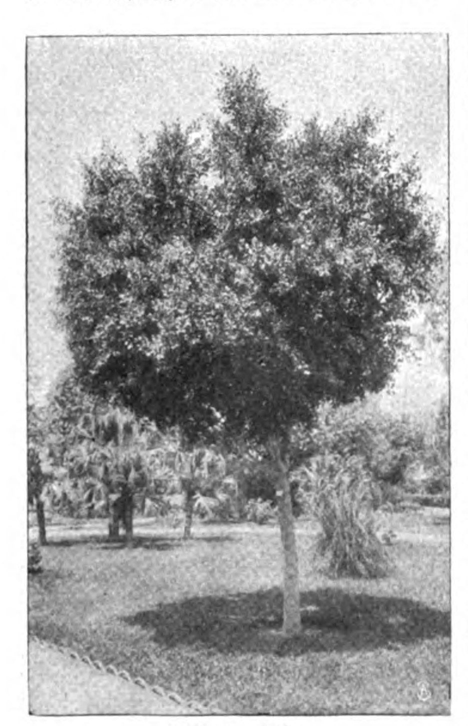
Wer zum erstenmal den Fuß auf nordafrikanischen Boden setzt, der ist erstaunt über den Pflanzenwuchs, der ihm dort entgegentritt. Zwar lernt der Reisende schon an der Riviera eine Vegetation kennen, die vollständig von der ihm bekannten heimischen abweicht, und wenn er die Gärten der Reichen dort betritt, so staunt er über die Mannigfaltigkeit der südlichen Flora, die seiner Meinung nach kaum noch einer Steigerung fähig ist. Aber wenn er seine Schritte dann weiter gen Süden wendet und Nordafrika betritt, dann will ihm die Rivieravegetation doch fast armselig scheinen. Man sieht es den Pflanzen hier in Nordafrika an, daß doch noch eine viel intensivere Sonne auf sie einwirkt, daß der Frost hier kaum noch einen nennenswerten Einfluß hat. Eine Ueppigkeit der Vegetation tritt ihm hier entgegen, die ihm einen Vorgeschmack echter Tiopenvegetation gibt. Hier lernt er erst verstehen, was es heißt, daß die Sonne jahraus, jahrein mit ungeschwächter Kraft auf die Pflanzen einwirken kann. Allerdings lernt er hier aber auch die Wirkung des Wassers in ganz anderer Weise wie bei uns kennen, denn hier sieht er, wie üppigste Vegetation unmittelbar an ödeste Wüste angrenzt, sowie er die Region künstlicher Bewässerung verläßt. Freilich wird dei, der in den ersten Monaten des Jahres nach Aegypten kommt, seine Vorstellung von der Wüste etwas korrigieren müssen, denn gerade zu dieser Zeit bekleidet sich auch die dem Niltal zunächst gelegene Wüste mit einem leichten Pflanzenwuchs, der seine Entstehung, seine Daseinsmöglichkeit den geringen Regenfällen verdankt, die während der Wintermonate fallen. Aber wenn er sich diese Vegetation der Wüste näher ansieht, dann findet er, daß sic zum großen Teil aus Pflanzen besteht, die man nicht einmal als einjährige bezeichnen kann, weil sich ihr ganzer Lebenslauf innerhalb eines Zeitraumes einiger weniger Wochen abspielt. Neben diesen ephemeren Pflanzen, wie sie Volkens genannt hat,



3. **Ficus benjamina.**



5. **Dattelpalmen in Aegypten.**





4. **Ficus nitida.**

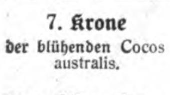
kommen auch noch ausdauernde Gewächse vor, die aber durch mancherlei Einrichtungen die Fähigkeit erlangt haben, die monatelange Dürre ohne Schaden zu überdauern.

Für den Reisenden, der Aegypten nur auf kurze Zeit besucht, hat aber in erster Linie die Flora des eigentlichen Niltales Interesse. Von seiner Fruchtbarkeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß die Alluvialschicht, die aus dem vom Nil abgesetzten Schlamm besteht, 5—20 Meter mächtig ist. Daß in einem solchen Boden bei genügender Bewässerung in diesem Klima ganz enorme Ernten erzielt werden müssen, ist klar. Aber ebenso verständlich ist es, daß hier alle angepflanzten Gewächse, die in den Gärten kultiviert werden, sich zu enormer Ueppigkeit entwickeln müssen. Auffallend arm an Arten ist trotzdem dieser ganze Landstrich. Sieht man von den kultivierten Arten ab, so bleiben für die wildwachsenden nur etwa 550 Arten! Wie gering diese Zahl ist, ersieht man erst recht deutlich, wenn man weiß, daß unsere deutsche Flora reichlich viermal so viel wildwachsende Arten hat. In dem soeben erschienenen „Manual Flora of Egypt" von Muschler, die jeder, der nach Aegypten reist und etwas Interesse für die Pflanzenwelt dieses Landes hat, mit sich führen sollte, werden im ganzen rund 1500 Arten aufgeführt, von denen aber 177 allgemein kultiviert werden. Von den wildwachsenden Arten sind aber nur 105 Arten in Aegypten endemisch, d. h., kommen nur in Aegypten vor, während alle übrigen auch sonst noch gefunden werden, teils in dem europäischen, teils im afrikanischen Mittelmeergebiet, teils auch in Arabien, Palästina, Syrien, Kleinasien, Mesopotamien und Persien. Außerdem ist ein nicht geringer Bruchteil dieser Arten in den Tropen Asiens und Afrikas heimisch. Ja, selbst unter den amerikanischen Arten hat sich eine ganze Anzahl bereits in Aegypten so vollständig akklimatisiert, daß nur genaue Kenntnis der Heimat der Pflanzen dem Eingeweihten verrät, daß er einen Fremdling vor sich sieht. Aber gerade dieses Gemisch aus Bewohnern der verschiedensten Länder macht die Flora für den Nordländer so außerordentlich interessant. Ein prachtvoller Baum ist die Acacia nilotica,



6. Oberer Teil der Königspalme.

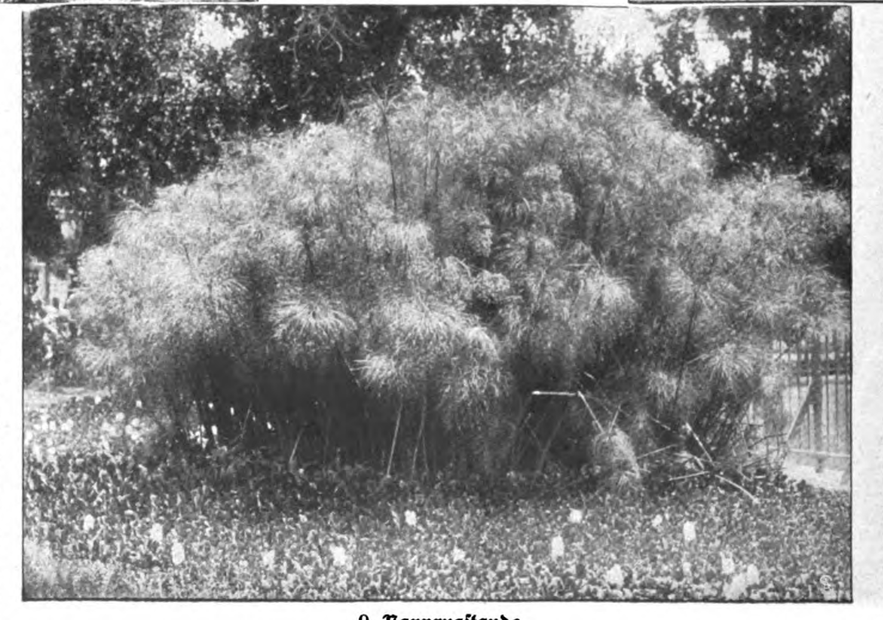




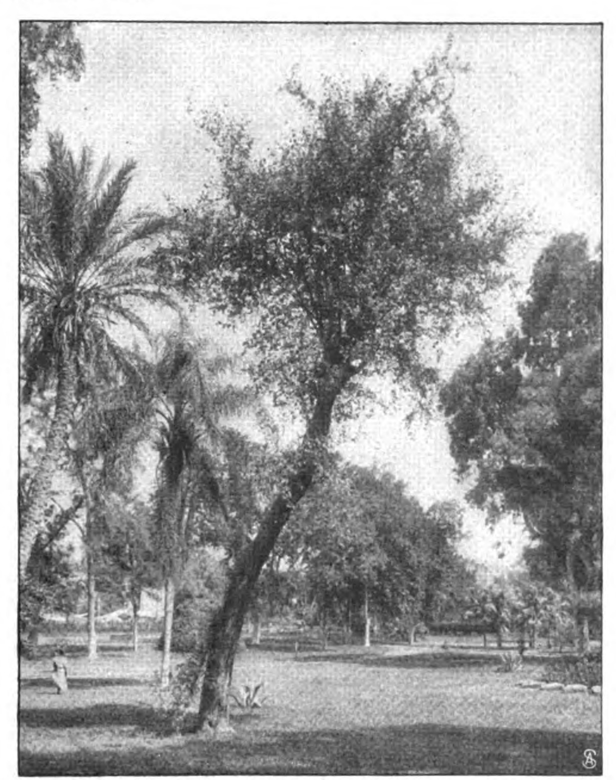
7. Krone der blühenden Cocos australis.



8. Bambusgebüsch.

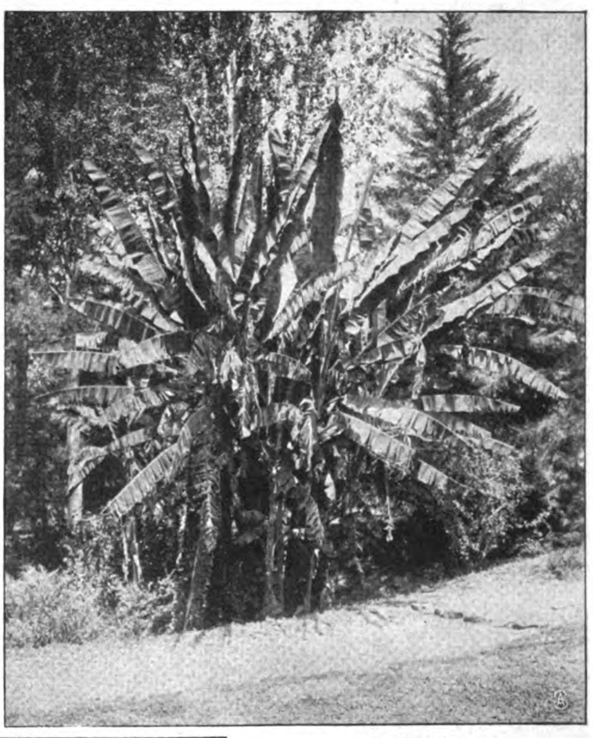


9. Papyrusstaude.



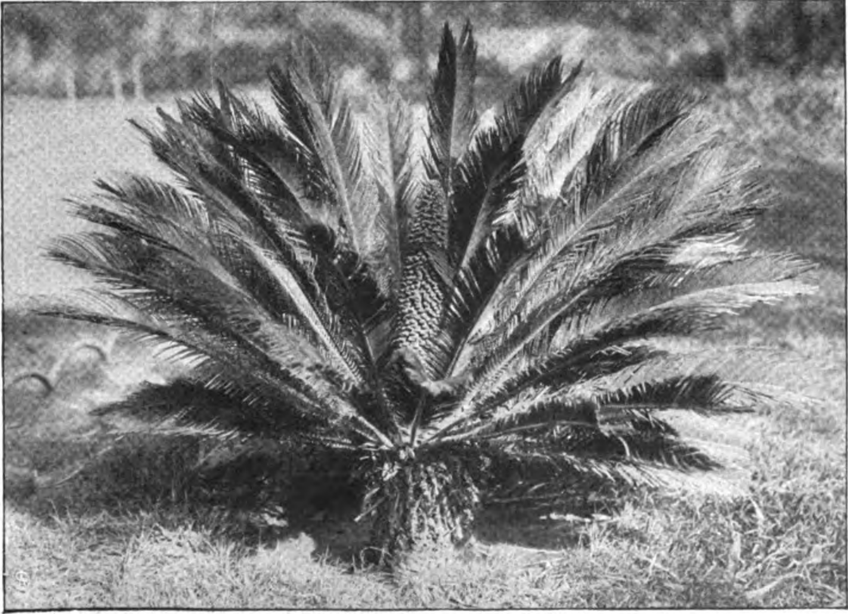
10. **Verschiedene Holzgewächse.**

von der Abb. 2 eine gute Vorstellung gibt. Seine Blütezeit fällt in die Frühjahrsmonate, in denen er reichlich mit den duftenden Blütenständen besetzt ist. Auch andere Akazien findet man vielfach vertreten, wie die interessante Seyalakazie, deren Nebenblätter zu 2—5 Zentimeter langen, elfenbeinweißen Dornen ausgebildet sind. So locker und luftig die Akazien gebaut sind, so dicht und schattenspendend sind die Fikusarten. Welche ungeheuren Dimensionen sie erreichen, zeigt unsere Abb. 1, die eine Allee in Alt-Kairo vorführt. Man beachte die Dicke des Stammes, für die der Wagen, der vorbeifährt, einen guten Maßstab abgibt. Wohl am verbreitetsten von den Fikusarten ist die Sykomore, (ficus sykomoru-), der heilige Baum des Lebens der alten Aegypter, aus dessen Holz die Holzsärge für die Mumien bereitet wurden. Interessant ist, wie Schweinfurth fand, daß keimfähige Samen der Pflanzen, die in Aegypten nicht produziert werden, in Yemen vorkommen, so daß anzunehmen ist, daß die Pflanze von dort stammt. Wie alt aber die Kultur des Baumes in Aegypten ist, geht nicht nur aus den alten Särgen hervor, sondern auch aus der Tatsache, daß bereits der Prophet Amos eine Operation beschreibt, die man mit den Früchten



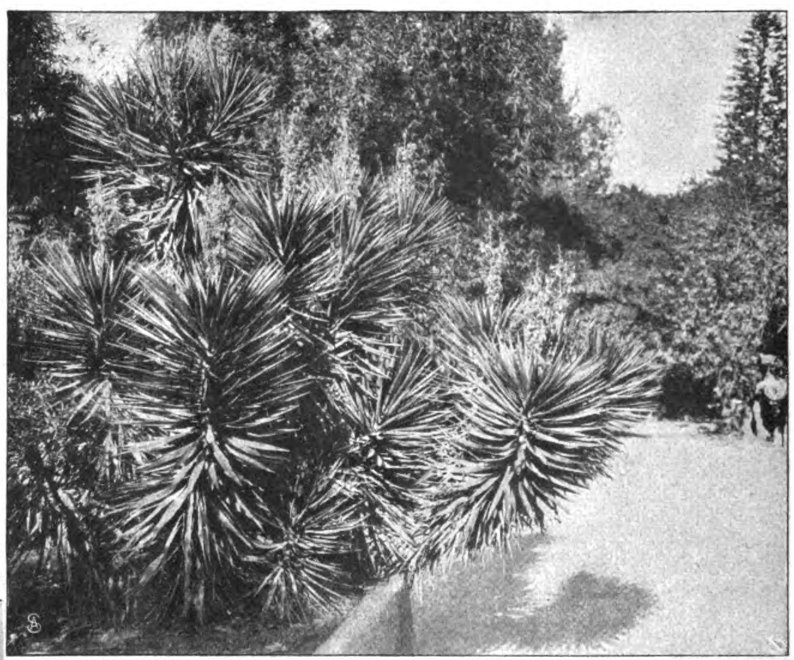
12. **Bananen.**

vornimmt, um sie genießbar zu machen, die noch heute, wie es scheint, mit dem gleichen Instrument ausgeführt wird. Ausführlicheres findet man in der erwähnten Flora, die durch derartige kulturhistorische Nachweise ganz besonders interessant ist. Wie verschieden im Habitus die Fikusarten sind, zeigen uns die Abbildungen 3 und 4. In reizvollem Gegensatz zu den dichten Kronen der Fikusarten stehen die duftigen Blattkronen der Palmen (Abb. 5, 6, 7). Unter ihnen nimmt die Dattelpalme den ersten Rang ein. Bald einzeln, bald zu großen Hainen sieht man sie überall, wo Wasser im Boden ist, denn mit dem Kopf im Feuer, mit dem **Fuß im Wasser will, wie der**

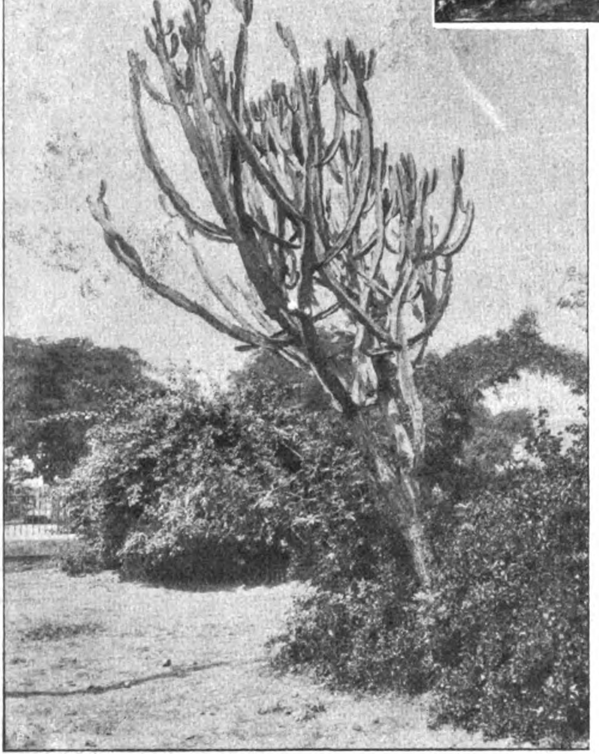


11. Cycas revoluta mit Fruchtstand.

Araber sagt, diese Pflanze stehen. Bekanntlich ist die Dattelpalme zweigeschlechtig, d. h., gewisse Bäume tragen nur männliche Staubfädenblüten, andere nur weibliche Fruchtblattblüten. Interessant ist es nun, daß schon seit alters her dieser Unterschied bekannt ist, daß man die Notwendigkeit des Blütenstaubes zur Fruchtbildung erkannt hat, lange bevor Gleditsch sein berühmtes Experimentum berolinense machte. So sieht der Reisende, der in den Frühjahrsmonaten nach Aegypten kommt, wie der Eingeborene dort von den vereinzelten männlichen Bäumen Stücke des Blütenstandes in den weiblichen Blütenstand steckt, damit dieser befruchtet wird. Außer der Dattelpalme sieht man bisweilen die in Aegypten heimische Dumpalme, Hyphaene thebaica, angepflanzt, die mit einigen nahen Verwandten die bei Palmen so sehr seltene Eigenschaft teilt, daß sich ihr Stamm zu einer regelrechten Krone verästelt. Neben diesen beiden in Aegypten heimischen Palmen — die ursprüngliche Heimat der Dattelpalme ist nicht mit Sicherheit festzustellen — werden noch zahlreiche andere Palmen in den Gärten kultiviert, die zum Teil ganz ausgezeichnet gedeihen. Vor allem sind es einige Kokosarten und die wundervolle Königspalme, die sehr gut gedeihen. Die echte Kokospalme, die die Kokosnüsse liefert, kommt nur an einer Stelle am Roten Meer vor, wo sie aller Wahrscheinlichkeit nach vor langer Zeit von Ostafrika aus angepflanzt wurde.

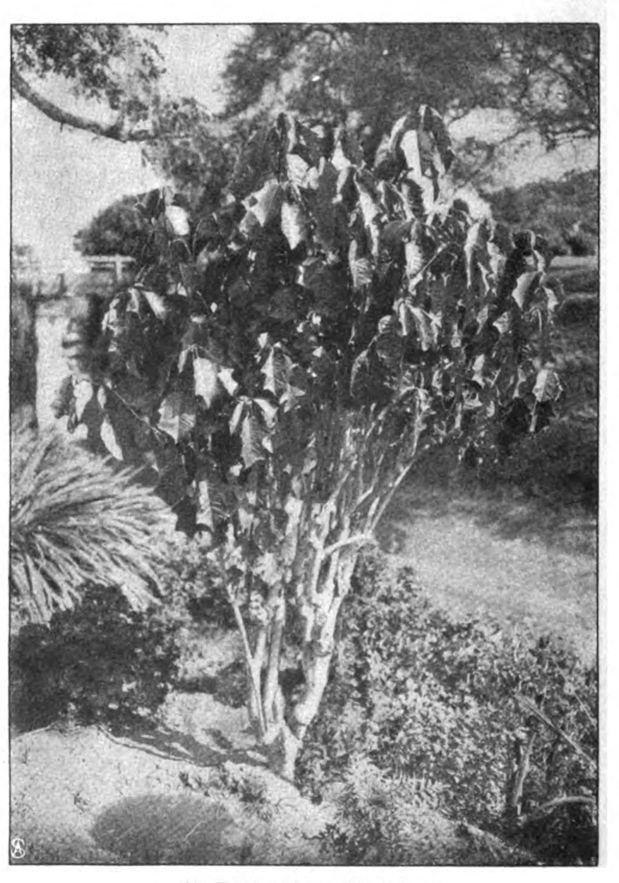


13. Yucca gloriosa.



14. Euphorbia.

Noch zierlicher in der Belaubung und im ganzen Habitus sind die Bambusse, die, wie Abb. 8 zeigt,



15. Euphorbia pulcherrima.



sich sehr üppig entwickeln. Wer diese Pflanzen zum erstenmal lebend sieht, der versteht es, daß man sie mit Springbrunnen verglichen hat. Man kann sich kaum etwas Zierlicheres in solcher Größe vorstellen. Der Papyrus, ein Riedgras, den uns Abb. 9 zeigt, wurde früher, als er zur Bereitung des Papyrus gebraucht wurde, in ganz Aegypten angebaut. Seine Heimat ist aber der Sudan, und so hat er sich, als die Kultur aufhörte, wieder zurückgezogen und ist jetzt nur noch vereinzelt anzutreffen.

Wundervoll sind die Gärten, in denen auf weiten Flächen die verschiedensten Holzgewächse sich frei entwickeln können, wie unsere Abb. 10 zeigt. Pflanzen, die wir nur aus den Gewächshäusern kennen, gedeihen hier unter der Einwirkung der südlichen Sonne und bei regelmäßiger künstlicher Bewässerung auf dem fruchtbaren Boden zu ungeahnter Pracht. Eine solche Schaupflanze zeigt uns z. B. Abb. 11, einen Cycas revoluta, der einen großen Fruchtstand ausgebildet hat. Daß hier auch die Bananen gut gedeihen, zeigt Abb. 12, die aber zugleich erkennen läßt, daß diese Pflanzen bei dauerndem Aufenthalt im Freien lange nicht so schönes Laub entwickeln wie unsere Pflanzen in den Gewächshäusern. Zu welcher Ueppigkeit sich auch ausländische Pflanzen hier entwickeln können, wenn ihnen das Klima besonders zusagt, zeigt Abb. 13, ein Gebüsch der auch bei uns vielfach in Kübeln kultivierten Yucca gloriosa, die im Sommer ihre großen Blütenstände mit den elfenbeinfarbenen großen Blumen treibt. Man wird in diesem Gebüsch schwer die Pflanze wiedererkennen. Daß die Opuntien, die ja am Mittelmeer eine zweite Heimat gefunden haben, in Aegypten besonders gut gedeihen, wissen wir aus so vielen ägyptischen Bildern.

Daß bereits die Alte Welt kaktusähnliche Formen gebildet hat, dafür bietet uns Abb. 14 ein anschauliches Beispiel. Es ist eine kanarische Wolfsmilch, die sich hier sehr wohl fühlt. Eine Verwandte von ihr zeigt uns endlich Abb. 15, die herrlichste Wolfsmilch, Euphorbia pulcherrima. Die eigentlichen Blüten dieser Pflanze sind nur klein und unansehnlich. Aber unter dem Blütenstand stehen in einem Kranz wunderbar rot gefärbte Blätter, die dem Gewächs ein bezauberndes Aussehen verleihen.

Die Hauptkulturpflanzen Aegyptens sind außer der Dattel die Baumwolle und das Zuckerrohr. Sie trifft man auf großen Feldern, die einen für unser Auge ganz ungewohnten Anblick gewähren. Die Zuckerrohrfelder kommen uns vor wie große Schilfdickichte, denn die Pflanzen erreichen mehrere Meter Höhe. Auch die Baumwollpflanze hat ein Aussehen, das für unser Auge für eine Feldpflanze ganz ungewohnt ist.

Der Liebesbrief.

Heut bin ich aus dem Bett gesprungen
und hab getanzt und laut gesungen,
daß alle Wände widerhallten.
Steht jedem frei, mich für närrisch zu halten.

Das war in der Früh um sieben, um acht,
da hat sich die Türe aufgemacht,
und der Briefträger brachte, während ich schlief,
deinen Brief, deinen Brief, deinen Liebesbrief.

Im Erwachen fiel gleich mein Blick auf ihn,
und da sah ich, wie hell schon die Sonne schien,
und wie blau überm Haus der Himmel hing;
so kam's, daß ich plötzlich zu tanzen anfing.

Und noch jetzt, beim Schreiben, kann ich kaum sitzen:
ich seh deine blauen Augen blitzen,
heut werd ich tanzen den ganzen Tag —
kann jeder sich denken, was er mag.

Ludwig Winder.

Unsere Tischgäste.

Gesellschaftsplauderei von Dr. Ernst Franck.

Man darf keck und ohne Einschränkung behaupten, daß unvergleichlich viel mehr Hausfrauengenie dazu erforderlich ist, eine leidlich etikettefromme und taktvolle Tischordnung zusammenzustellen, als sogar ein Menü zu entwerfen, das nicht im entferntesten mehr an die altehrwürdige Schablone: Mockturtle — Zander — Rehrücken — Poularde — Eis erinnert. Wenn man, mit einem etwas verwegenen Bild, die Speisenfolge das Rückgrat eines Diners oder Soupers nennen wollte, so könnte man die Tischordnung ihrem Nervensystem vergleichen; so sehr ist das zarte Fluidum, das wir Stimmung nennen, und das bei einem geselligen Zusammensein geradezu Leben und Gelingen bedeutet, davon abhängig, daß jeder Gast auf seinem richtigen Platz und die passenden Leute nebeneinander und einander gegenüber sitzen.

Es unterliegt auch keinem ernsthaften Zweifel, daß der Hausfrau, der Dame des Hauses, die Menüfrage in der Regel viel weniger Kopfzerbrechen verursacht als in den meisten Fällen die Tischordnung. Die tiefsinnige Frage: Was sollen wir morgen bloß essen? mag im täglichen Familienleben ein oft quälendes Problem sein, zumal wenn der Hausherr eine empfindliche und verwöhnte Zunge hat. Aber bei gesellschaftlichen Veranstaltungen verläßt man sich gern vertrauensvoll auf den erfahrenen Rat des Kochs, erinnert sich allenfalls, was Regierungsrats neulich gegeben haben, und was bei Professors kürzlich so viel Beifall fand, und zieht in Betracht, was beim Schlächter, beim Wildhändler und im Delikatessenladen gerade besonders Verlockendes und Preiswertes zu haben ist. Aber die Tischordnung — das ist eine andere Sache! Da heißt



es den Geist anstrengen und das Herz auch ein bißchen, da kommt es sehr darauf an, daß man seine Leute, seine Gäste kennt und mit feinster Regiekunst, mit fast seherischem Takt zusammenbringt, was, für einen Abend wenigstens, gut zu einander paßt oder sich innerlich doch wenigstens nicht gegenseitig abstößt wie zwei Billardkugeln, die auf dem grünen Tuch gegeneinanderlaufen.

Bei manchen Familien ist das Zustammenstellen der Tischordnung ein wichtiger und feierlicher Akt, zu dem eine weise Tante, eine lebenskluge Schwägerin oder sonst eine mit der gesellschaftlichen Chronik sehr vertraute Freundin des Hauses geladen wird, mit der man dann gemeinsam, gestärkt durch sehr viel Kaffee und noch mehr Kuchen, an das schwierige Werk herangeht. Einen Onkel oder Bruder oder Schwager beizuziehen, empfiehlt sich nur in dem Fall, daß der Betreffende über die intimeren Ereignisse und Vorgänge des engeren gesellschaftlichen Kreises, über bevorstehende, perfekte und zurückgegangene Verlobungen, über Sympathien und Antipathien zwischen einzelnen der Geladenen und über ähnliche zarte Unwägbarkeiten noch genauer auf dem laufenden ist als die Damen — was aber nicht vorkommt. Sonst aber ist Vorsicht geboten; denn besonders bei Junggesellen macht sich manchmal, wenn sie an dem diffizilen Unternehmen der Tischordnung mitraten und mittaten sollen, ein betrübender Mangel an Gemüt geltend, der zuweilen in dem Vorschlag: „Die beiden setzen wir zusammen, die können sich sowieso nicht leiden" gipfelt und damit einen erschreckenden Blick in eine rabenschwarze Seele tun läßt. Ich selbst erinnere mich eines Onkels, auch eines Junggesellen, der sich mitunter, kurz bevor man zu Tisch ging, ins Speisezimmer schlich, dort mit teuflischem Grinsen, wie die Dichter der Hintertreppe zu sagen pflegen, sämtliche Tischkarten vertauschte und dadurch die peinlichste Verwirrung anrichtete.

Man sieht heute in vielen Kreisen bei weitem nicht mehr so strenge wie früher darauf, daß in der Tischordnung vor allem die Etikette zu ihrem Recht kommt und die Gäste von „oben" nach „unten" sauber und korrekt nach Rangstufe und Würden sitzen. Höchstens sorgt man dafür, daß oben das Alter und unten die Jugend Platz findet; aber auch das trifft nicht immer zu, denn mancher „Alte", dem das Herz noch jung geblieben ist, läßt sich lieber zur Jugend setzen und pfeift bei dieser Gelegenheit auf seine sämtlichen Würden. Immerhin findet man, besonders auch in kleinen Städten, oft noch einen drollig erhabenen Ernst, wenn es sich um die Etikette der Tischordnung handelt, und Frau Oberpostsekretär X. in Adorf würde wahrscheinlich fortan entrüstet eine Gastgeberin schneiden, an deren Tafel sie auch nur ein einziges Mal „weiter unten" hätte sitzen müssen als Frau Postsekretär Y. Denn man kann von ihr keineswegs verlangen, daß sie wie Bismarck denkt: „Wo ich sitze, ist immer ‚oben'", und sich deshalb ruhig ein wenig tiefer placieren läßt.

An die Stelle der Rangfrage, die in höfischem Milieu und bei offiziellen Festlichkeiten ihre Bedeutung selbstverständlich ungeschmälert erhalten hat, ist heute vielfach als Meisterin der Tischordnung die Taktfrage getreten, die das Problem aber nicht so leicht und rasch löst, wie, trotz allen gelegentlichen Meinungsverschiedenheiten und Rangstreitigkeiten, Rang und Anciennität es vermögen. Wie delikat die Aufgabe, eine taktvolle Tischordnung fertigzubringen, bisweilen ist, und wie geschickt man dabei auch „den Geist der Zeit an der Stirnlocke fassen" muß, mag etwa der kleine charakteristische Zug beweisen, daß man früher ein geschiedenes Ehepaar, das man zusammen einlud, an der Tafel möglichst weit voneinander placierte, während es heute eine besondere Feinheit und Aufmerksamkeit ist, die beiden zusammen zu setzen. Der Dichter Goethe, der in Weimar als Minister und Exzellenz zeitweise ein großes Haus machte, wies seine Schwiegertochter, die bei ihm repräsentierte, gern an, in ihrer Tischordnung dafür zu sorgen, daß das, was sich liebte, sich bei Tisch auch nebeneinander fand. Auch heute noch werden zwei, die sich gern haben und sich an gastlicher Tafel überrascht dicht beisammen finden, der Dame des Hauses im stillen dankbar sein, wenn sie mit verstehender Güte oder durch ein ahnungsloses Ungefähr ein bißchen gnädiges Schicksal gespielt hat. Aber die Grenze ist haarscharf, und ebenso leicht können beide der Hausfrau, durch deren taktlose und indiskrete Gutmütigkeit sie schon wieder als Tischnachbarn auftreten und sich dem Klatsch ausgesetzt wissen, heftig zürnen, es sei denn, daß „er", durch die Erfahrung gewitzigt und als vorsichtiger Gesellschaftsmensch, trotz aller Liebe und Sehnsucht schon vorher sich eigenmächtig durch Umtausch der Tischkarten oder Komplott mit einem Bekannten eine andere Tischdame verschafft und dadurch seiner Herzensdame eine wenn auch noch so leise Bloßstellung erspart hat. Wer seine Gäste genau kennt — und, um keinen Fauxpas in der Tischordnung zu machen, muß man sie sehr genau kennen — wird auch nicht eine junge Dame, die ganz im Sport aufgeht, neben einen gelehrten Jüngling setzen, der nie in seinem Leben ein Rakett in der Faust gehabt hat, Polo für ein dem Halma ähnliches Spiel hält und, wenn man vom Golf redet, denkt, man meine den Golf von Biskaya.

In Amerika, wo man ja auch gesellschaftlich gern ein wenig experimentiert — das Land der gesellschaftlichen Unmöglichkeiten hat es allerdings mal einer genannt — in Amerika hat man auch einmal die wandernde Tischordnung erfunden. Das ist ein sehr einfaches Verfahren: nach jedem Gang der Speisenfolge erheben sich die Herren von ihren Sitzen und rücken, mit Glas und Serviette beladen, einen Platz weiter nach rechts, so daß die Damen sich nicht mehr mit einem Tischherrn zu begnügen brauchen, der, wenn das liebe Schicksal es will, das ist, was man im Ostpreußischen einen „Stiesel" nennt, sondern soviel Partner bekommen, wie das Menü Gänge hat. Für den Stockfisch beim Fischgericht entschädigt ein Haupthahn beim Geflügelgang, wobei man noch das schadenfrohe Vergnügen hat, den Stockfisch an ein halbes Dutzend guter Freundinnen weitergegeben zu haben. Die wandernde Tischordnung kann sehr lustig sein und ist auch in Deutschland schon hier und da in angeregtem Kreis gelegentlich nachgeahmt worden. Aber feiner und reicher scheint mir doch das Vergnügen, das uns die althergebrachte Tischordnung zuteil werden läßt, wenn sie uns für die an sich so kurze Zeitspanne, die zwischen Auster und Roquefort liegt, eine einzige, aber dafür um so reizendere Tischdame, einen einzigen, aber „furchtbar netten" oder „riesig interessanten" Tischherrn durch einen günstigen Stern beschert.



Bilder aus aller Welt.

Musikdir. A. Boettge †
Karlsruhe.

Ein im badischen Land und darüber **hinaus wohlbekannter** Musiker, **der Dirigent der** badischen **Leibgrenadierkapelle** Musikdirektor **Adolf Boettge, ist im** 64. Lebensjahr in **Karlsruhe gestorben.**

Die Frauenarbeit hat in **Oesterreich einen neuen** bedeutsamen Erfolg **zu verzeichnen.** Kürzlich wurde in **Prag Frl. Helene Simon als gerichtlicher Dolmetsch für die englische Sprache beim Oberlandesgericht angestellt.**



Phot. Stoehr.
Helene Simon,
Prag, wurde zum Gerichtsdolmetsch ernannt.

Der in militärischen Kreisen, namentlich des Rheinlands, sehr geschätzte und beliebte Obermusikmeister Rühle vom Ulanenregiment Großherzog Friedrich von Baden Nr. 7, Saarbrücken, hat seinen Abschied genommen. Er war einer der ältesten aktiven Unteroffiziere der Armee.



Obermusikmeister Rühle,
Saarbrücken,
nahm seinen Abschied.

Frau Beatrice Lauer-Kottlar, die hochdramatische Sängerin der Karlsruher Hofoper, wurde vor kurzem zur Großherzoglich Badischen Kammersängerin ernannt.



Hofatel. Gebr. Hirsch.
Fr. Beatrice Lauer-Kottlar,
wurde zur bad. Kammersängerin ernannt.

Doktor Max Schlenker, bisher Syndikus der Handelskammer in Chemnitz, wurde als Nachfolger Dr. Alexander Tilles zum Syndikus der Handelskammer Saarbrücken gewählt. Zugleich mit diesem Posten übernimmt der Gewählte das Generalsekretariat des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Saarindustrie, der Südwestlichen Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller, des Arbeitgeberverbandes der Saarindustrie und des Südwestdeutschen Verbandes zur Wahrung der Interessen der Betriebskrankenkassen.



Dr. Max Schlenker,
zum Syndikus der Handelskammer Saarbrücken gewählt.

Mary Rudy, die erste Koloratursängerin des Baseler Stadttheaters, wurde dem Karlsruher Hoftheater auf fünf Jahre verpflichtet.

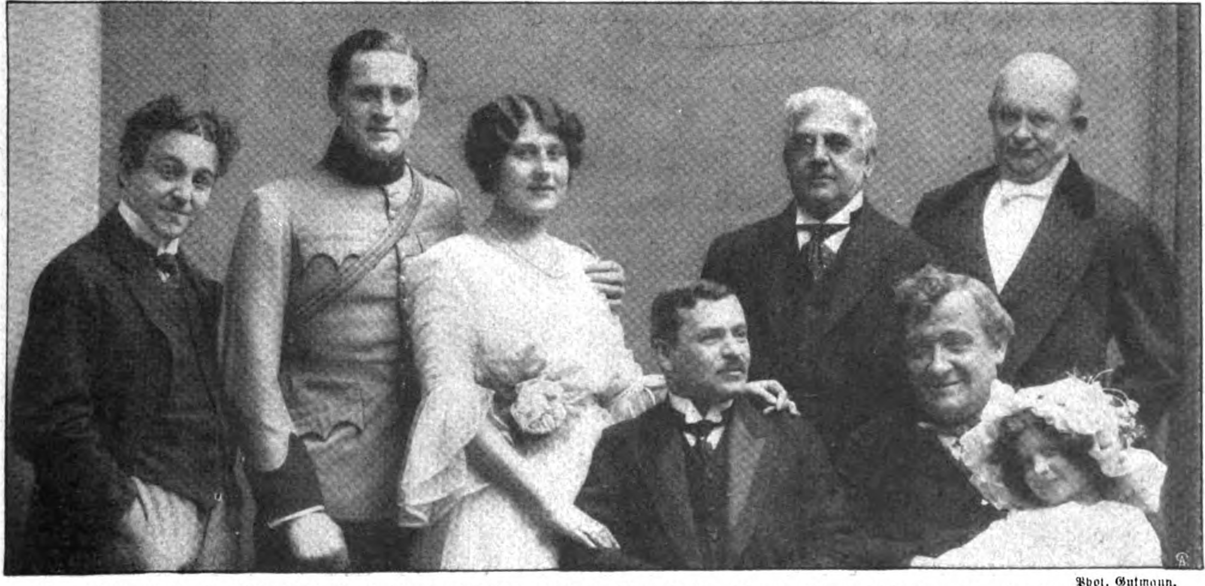


Mary Rudy,
Basel, wurde an das Hoftheater Karlsruhe verpflichtet.

Der in der **Musikwelt hochgeschätzte und beim Publikum sehr beliebte Violinist Prof. Waldem. Meyer in Berlin beging, geehrt von Freunden und Bekannten, seinen 60. Geburtstag.**



Prof. Wald. Meyer, Berlin,
bekannter Violinspieler, wurde 60 Jahre.



Phot. Gutmann.
Von links, stehend: Mikulski, Herold, Frl. Fischer, Matscheg, Matuna. Von links sitzend: Komponist Berény, Glawatsch, Erna Grünbaum.
Zur Erstaufführung der Operette „Mein Mäderl" von Berény am Wiener Raimundtheater.



Die Berényische Operette „Mein Mäderl", die kürzlich am Wiener Raimundtheater ihre Uraufführung erlebte, hatte einen bedeutenden Erfolg.

Am Frankfurter Schauspielhaus ging zum erstenmal „Die Hochzeit des Mozart" von Krauß und Otto Schwarz mit großem Beifall in Szene.

Anläßlich der olympischen Spiele in Stockholm 1912 hat König Gustav V. einen Olympiaorden gestiftet, der für hervorragende Leistungen auf dem Gebiet des olympischen Sports verliehen werden soll.



Phot. H. Junior.

Von links: Lengbach (Mozart), Frl. Fuchs (Constanze), Bauer (Joseph II), Frl. Klinkhammer (Baronin Waldstätten), Krauß (v. Fügele), Frl. Hartmann (Das „Bäsle").

Zur Uraufführung von „Die Hochzeit des Mozart" von Krauß u. Schwarz im Frankfurter Schauspielhaus.

Der bekannte Gesangsmeister und Konzertsänger Franz Henri von Dulong wurde zum Königlich Preußischen Professor ernannt. Dulong, der auch vielfach im Ausland mit großem Erfolg aufgetreten ist, wirkt jetzt als Gesangslehrer in Berlin. Er wurde 1861 zu Hamm in Westfalen geboren und war Schüler des großen Gesangsmeisters Vannuccini in Florenz. Zu seinen Schülern und Schülerinnen zählen hervorragende Mitglieder der Berliner Hofoper. Professor von Dulong erfreut sich des besonderen Wohlwollens der Generalintendantur der Königlichen Schauspiele.



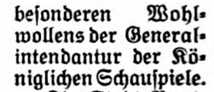
Phot. Marrones.

Der von König Gustav V. gestiftete Olympiaorden.



Franz Henri von Dulong,

Berlin, bekannter Gesangslehrer, wurde zum Professor ernannt.



Die Stadt Bautzen hat kürzlich ihr neues, von Stadtbaurat Göhre entworfenes Stadtmuseum unter zahlreicher Beteiligung der Behörden und der Künstlerschaft eingeweiht.

Die Königl. Kammersängerin Frau Boehm van Endert trat kürzlich an der Berliner Hofoper mit großem Erfolg als Elisabeth im „Tannhäuser" zum erstenmal auf.

Die treffliche Pianistin Laura Rappoldi-Kahrer, Dresden, Witwe des 1903 verstorbenen Hofkonzertmeisters Prof. Rappoldi, beging ihren 60. Geburtstag.



Phot. Rudig.

Das vor kurzem eingeweihte Stadtmuseum in Bautzen.



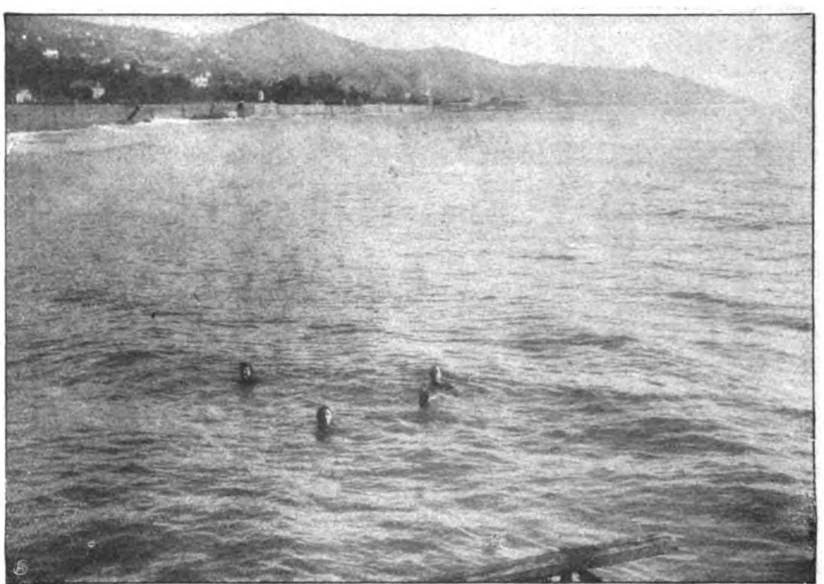
Frau Elisabeth Boehm van Endert
von der Kgl. Hofoper Berlin als Elisabeth im „Tannhäuser“.



Laura Rappoldi-Kahrer,
Dresden, bekannte Pianistin, wurde 60 Jahre



Zubeir-Pascha †
berüchtigter Sklavenhalter des Sudans.



Phot. Kreutzberg.

Wassersport zu San Remo am Weihnachtstag.

Einer der berüchtigsten Sklavenhalter im Sudan, Zubeir-Pascha, ist vor kurzem gestorben. Seiner Strenge und Härte wegen wurde er von den Engländern für besonders geeignet zur Beherrschung des Sudans gehalten. Er residierte 10 Jahre in Geili.

Wassersport am Weihnachtstag ist wohl nichts Alltägliches. Unser Bild zeigt das Meer bei San Remo, in dessen Fluten sich Männlein und Weiblein tummeln. Nur der außergewöhnlich sonnenreiche Winter machte es möglich, am Weihnachtstag ein behagliches Bad in den Fluten zu nehmen.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 8. Berlin, den 22. Februar 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 8.



Die sieben Tage der Woche.

13. Februar.

Die Prinzessin Viktoria Luise von Preußen und Prinz Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg halten mit dem Kaiserpaar feierlichen Einzug in Berlin.

Aus Peking wird gemeldet, daß der russische Gesandte der chinesischen Regierung mitgeteilt habe, falls sie nicht imstande sei, dem Räuberunwesen in der Nordmandschurei ein Ende zu machen, werde Rußland Maßregeln dagegen ergreifen.

14. Februar.

Das Reichsgericht verurteilt den Handlungsgehilfen Paul Clemens Neumann aus Danzig wegen versuchten Verrats militärischer Geheimnisse zu zwei Jahren Zuchthaus.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß Präsident Taft sein Veto gegen das Gesetz eingelegt hat, das die Erlaubnis zur Einwanderung nach Amerika von einem Mindestmaß von Bildung abhängig macht.

15. Februar.

Halbamtlich wird gemeldet, daß Freiherr von Jenisch wegen eines Herzleidens den Posten als Botschafter in Rom nicht antreten kann und der Gesandte in Brüssel von Flotow an seiner Stelle für den Posten bestimmt ist (Portr. S. 307).

In Bamberg stirbt, 60 Jahre alt, der bayrische Zentrumsführer im Reichstag Prälat Dr. Franz Xaver Schädler (Portr. S. 314).

Der Kommandant des in der Sudabai liegenden englischen Kriegschiffes „Yarmouth" läßt in Kanea die Flaggen der vier Schutzmächte und der Türkei einziehen und dafür griechische Flaggen hissen.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß bei den Straßenkämpfen in der Hauptstadt auch die deutsche Gesandtschaft durch Artilleriegeschosse beschädigt wurde.

16. Februar.

Aus Bukarest wird gemeldet, daß Bulgarien sich zur Abtretung weiterer Gebietsteile an der Küste des Schwarzen Meeres bereiterklärt hat, daß diese aber als nicht genügend von Rumänien angesehen werden, da die Festung Silistria nicht einbegriffen ist.

In Mexiko wird auf Betreiben des Senats zwischen Madero und Felix Diaz (Portr. S. 311) ein vierundzwanzigstündiger Waffenstillstand abgeschlossen, um in der Umgebung der Gesandtschaften neutrale Zonen zu schaffen. — Emilio Vasquez Gomez hat sich zum Präsidenten erklärt.

17. Februar.

Der Bund der Landwirte hält im Zirkus Busch in Berlin seine Generalversammlung ab.

Aus Sofia kommt die Nachricht, daß die Unterhandlungen zwischen Rumänien und Bulgarien als vorläufig unterbrochen zu betrachten seien.

18. Februar.

In Frankreich tritt Raymond Poincaré das Amt als Präsident der Republik an.

Hohenzollern und Cumberland.

Von Dr. Stephan Kekule von Stradonitz.

Kein Fürstenhaus hat in früheren Zeiten zum Hause Brandenburg-Preußen in einem so engen Verschwägerungsverhältnis gestanden wie das Haus Hannover-Braunschweig. Schon Preußens erste Königin, die zweite Gemahlin des ersten Friedrich, die „philosophische Königin" Sophie Charlotte von Hannover-Großbritannien, war aus ihm. Des Sohnes beider, des „Soldatenkönigs" Friedrich Wilhelm I. Gemahlin Sophie von Hannover-Großbritannien, das berühmte „Fiekchen" des Königs, entstammte ihm ebenfalls. Sie war eine leibliche Nichte der ersten Königin. Auch dieser beiden Hannover-Großbritannischen Prinzessinnen großer Sohn und Enkel, Friedrich der Große, war mit einer Prinzessin aus dem Stamm Este-Welf vermählt: mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Sein jüngerer Bruder August Wilhelm, „der Prinz von Preußen", der „Stammfortpflanzer", war vermählt mit einer leiblichen Schwester dieser Königin, mit Luise Amalie von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel. Von letzterer stammen dadurch wie vom „Fiekchen" und der „philosophischen Königin" alle heutigen Mitglieder des Hauses Brandenburg-Preußen ab. Eine leibliche Nichte der beiden schwesterlichen Gemahlinnen König Friedrichs des Großen und des Prinzen August Wilhelm, die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern-Wolfenbüttel, führte der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., damals (1758 bis 1786) „der Prinz von Preußen", in erster Ehe zum Traualtar. Drei Königinnen also und zwei „Prinzessinnen von Preußen", darunter drei Stammütter des Gesamthauses, anderer Heiraten von Töchtern des Hauses Hannover-Braunschweig mit Söhnen des Hauses Brandenburg-Preußen gar nicht zu gedenken. Wiederholt haben auch Brandenburg-Preußische Prinzessinnen in das Haus Este-Welf hineingeheiratet. Hinzutraten zur noch engeren Knüpfung der Bande die großen Mitkämpfer an preußischem Kriegsruhm aus braunschweigischem Herzogstamm. Das Jahr 1866 mit seinen Folgen eherner, staatlicher Notwendigkeit brachte den Riß. Noch grünte im Herzogschloß an der Aller ein letztes Reis aus dem alten Stamm: Herzog Wilhelm, regierend seit 1830-31. Als er am 18. Oktober 1884 starb, mit dem Berliner Hof

schon zerfallen, weil sein Wunsch, den Herzog Ernst August von Cumberland als seinen Erben anerkannt zu sehen, keine Erfüllung fand, wurde der Riß zur Kluft. Herzog Karl, der „Diamantenherzog“, der Vorgänger Wilhelms, war 1873 in Genf gestorben, Wilhelm dadurch der letzte seines engeren Stammes geworden, und Wilhelms Tod mußte somit der jüngeren Linie des Welfenhauses, der königlichen Linie zu Hannover, die Erbfolge auf den Thron Braunschweigs eröffnen. Der vormalige König Georg V. von Hannover war mittlerweile, am 12. Juni 1878, gestorben. Sein Sohn Ernst August hatte in einem Schreiben vom 11. Juli 1878 aus Gmunden erklärt, sich seine Rechte auf das Königreich Hannover währen und bis zu deren Verwirklichung den Titel „Herzog von Cumberland und zu Braunschweig und Lüneburg“ führen zu wollen. Die Verhältnisse in Braunschweig hatten zu einer staatsrechtlichen Regelung für die unmittelbare Zukunft gedrängt. Alsbald war ein Regentschaftsgesetz zustande gekommen (16. Februar 1879), das, für den Fall der Behinderung des Thronerben, einen „Regentschaftsrat“ aus fünf Personen, nach Verlauf eines Jahres aber, bei Fortdauer jener Behinderung, die Wahl eines Regenten vorsah. Noch am Todestag des Herzogs Wilhelm ergriff der Herzog von Cumberland von Braunschweig rechtsförmlich Besitz, durch ein Patent, in dem er außerdem erklärte, der Verfassung des Deutschen Reiches gemäß regieren zu wollen. Der „Regentschaftsrat“ gab diesem Patent jedoch keine Folge, und auf Antrag Preußens erklärte es der Bundesrat des Deutschen Reiches am 2. Juli 1885 für die Überzeugung der verbündeten Regierungen, daß „die Regierung des Herzogs von Cumberland in Braunschweig, da er sich in einem dem verfassungsmäßig gewährleisteten Frieden unter Bundesgliedern widersprechenden Verhältnis zu dem Bundesstaat Preußen befinde, und in Hinblick auf die von demselben geltend gemachten Ansprüche auf Gebietsteile dieses Bundesstaates, mit den Grundprinzipien der Bündnisverträge und der Reichsverfassung nicht vereinbar sei“. Infolgedessen wurde am 21. Oktober 1885 der Prinz Albrecht von Preußen zum Regenten gewählt.

Strenggenommen nicht zur Frage der Thronfolge in Braunschweig, aber doch in den vorstehenden Zusammenhang gehört ein Schreiben des Herzogs von Cumberland an Kaiser Wilhelm II. vom 10. März 1892, in dem der Herzog „jede Absicht feindseliger Unternehmungen gegen das Deutsche Reich von sich wies“. Infolge dieser Erklärung wurde dem Herzog der sogenannte „Welfenfond“ in Höhe von sechzig Millionen Mark überantwortet.

Da nach dem vorerwähnten Regentschaftsgesetz das Regententum des Prinzen Albrecht von Preußen bei einem etwaigen Ableben des Herzogs von Cumberland sein Ende gefunden hätte, um einem solchen, wieder auf höchstens ein Jahr und bis zu einer etwaigen Wiederwahl oder Neuwahl eines Regenten, durch den „Regentschaftsrat“ Platz zu machen, wurde in Braunschweig ein Gesetz eingebracht und Ende 1902 auch angenommen, daß ein nach dem Gesetz vom Jahr 1879 eingetretenes Regententum durch einen Wechsel in der Person des vertretenen Erbberechtigten nicht erlöschen, sondern ohne weiteres fortdauern solle. Der Prinzregent Albrecht starb am 13. September 1906, Braunschweig hatte wieder einen „Regentschaftsrat“! Das Haus Cumberland war damals zu dem Zugeständnis bereit, daß, wenn der damalige zweite, heute einzige Sohn des Herzogs, der Prinz Ernst August, den Herzogsthron Braunschweigs besteigen könne und würde, er für sich und seine etwaige Nachkommenschaft allen Ansprüchen auf Hannover entsagen werde. Der Herzog von Cumberland selbst aber müsse für sich und seinen ältesten Sohn Georg Wilhelm — der bekanntlich nachher, am 20. Mai 1912, bei Nakel so traurig verunglückte — sowie des letztern etwaige Nachkommenschaft die Ansprüche auf Hannover voll aufrechterhalten. Darauf erging ein neuer Bundesratsbeschluß am 28. Februar 1907 dahin, daß kein Mitglied des Hauses Cumberland den Thron Braunschweigs einnehmen könne, solange noch ein andres Mitglied des Hauses Ansprüche auf Hannover erhebe. Daraufhin wurde am 28. Mai 1907 der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der sich als Regent des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin während der Minderjährigkeit des Großherzogs Friedrich Franz IV. (10. April 1897 bis 9. April 1901) bereits außerordentlich bewährt hatte, zum Regenten gewählt. Nun versichern Eingeweihte, diese letzte, entscheidende Haltung des Herzogs von Cumberland habe keineswegs auf Starrsinn beruht. Vielmehr habe der Herzog seinem Vater auf dessen Sterbebett gelobt, den Ansprüchen des Hauses auf Hannover seinerseits niemals förmlich zu entsagen, und an dieses einem Sterbenden gegebene Versprechen halte er sich in loyaler Weise für gebunden. Nunmehr mußte aber wohl scheinen, als ob es der Staatskunst vorläufig auf keine Weise mehr würde gelingen können, für diese Lage der Dinge ein Ende zu finden und, was wohl noch wichtiger ist als die Thronfolge im Herzogtum Braunschweig, die uralten und vornehmen evangelischen Dynastenhäuser der Zollern und der Welfen miteinander zu versöhnen. Doch was der Staatskunst nicht gelingen wollte, zwei jugendliche Herzen, die sich in menschlicher, aufrichtiger Neigung zusammenfanden, haben es vollbracht. Die einzige Tochter Kaiser Wilhelms II. und der einzige verbliebene Sohn des Herzogs von Cumberland, der zukünftige Herzog der braunschweigischen Lande, werden sich, mit Genehmigung der beiden erlauchten Familienoberhäupter, die Hand fürs Leben reichen! Myrtenranken und Rosenketten überbrücken die länger schon als ein Menschenalter währende Kluft, und eine Tochter des Hauses Brandenburg-Preußen wird, nach menschlicher Voraussicht, dereinst, wie ehemals die Gemahlin Herzog Karls I. von Braunschweig, Charlotte, Tochter König Friedrich Wilhelms I., in Braunschweigs stolzem Herzogschloß walten. Das „Vorübergehende“ — denn ein solches war das Regententum, so treffliche und edle Fürsten, wie der Prinzregent Albrecht und der Herzogregent Johann Albrecht, es auch innehatten und haben — wird enden und ein „Endgültiges“ schließlich an seine Stelle treten, und „es eröffnet sich somit ein hoffnungsvoller Ausblick in eine glückverheißende Zukunft des Herzogtums. Zurzeit werden sich politische Folgen an die allüberall mit so aufrichtiger, herzlicher Freude und Genugtuung begrüßte Verlobung des hohen Paares nicht anschließen. Wann dies der Fall sein wird, steht dahin“. So hat es der braunschweigische Staatsminister Hartwig am 11. Februar ausgesprochen. Die oben dargelegte Rechtslage ergibt dies ja auch ganz deutlich. Die Bundesratsbeschlüsse von 1885 und von 1907 zeichnen den Weg der Dinge vor.

Die bevorstehende eheliche Verbindung zwischen Hohenzollern und Cumberland ist aber auch von großer dynastischer Bedeutung. Fester noch, wenn das überhaupt möglich ist, werden durch sie die schon bestehenden Bande

mit den Häusern Mecklenburg und Baden geknüpft. Die älteste der Schwestern des Bräutigams, Marie Luise, ist seit 1900 die Gemahlin des Prinzen Maximilian von Baden. Die zweite Schwester, Alexandra, ist seit 1904 die Gemahlin des Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin. Nicht zu vergessen sind aber, wenn man die dynastische Bedeutung der Verlobung richtig würdigen will, die Verschwägerungsbande des Bräutigams zu den Schwestern seiner Mutter und deren engeren Familien: der Königinmutter Alexandra von Großbritannien und Irland, Witwe König Eduards VII., und der Kaiserinmutter Dagmar, jetzt Maria Feodorowna von Rußland, Witwe Kaiser Alexanders III. Hinzu kommt, daß der König Christian X. von Dänemark ein leiblicher Neffe der Herzogin Thyra von Cumberland, der Mutter des Bräutigams, und von deren vorgenannten Schwestern ist. An den Höfen von St. Petersburg, London und Kopenhagen wurde aber bis zur Gegenwart „Braunschweig" stets als eine schmerzende Stelle empfunden, darüber hat sich wohl nie jemand täuschen können. Ehrliche und aufrichtige Freude über die kundgewordene Verlobung herrscht deshalb auch dort, und sie wird nicht zum wenigsten auch am Hof zu München und an dem des ritterlichen Kaisers Franz Josef zu Wien geteilt, wo das ganze Haus Cumberland ebenfalls große Wertschätzung genießt, wie endlich bei dem edlen Herzogregenten Johann Albrecht selbst, der auf dem Weg zur Verwirklichung sieht, was er stets für das einzig Erstrebenswerte gehalten hat. Reine und aufrichtige Freude herrscht aber schließlich im Herzen jedes Deutschen, dem es mit der Hochhaltung des monarchischen Gedankens Ernst ist, und von hoch und niedrig finden sich alle Wünsche im schönen Gleichklang zusammen: Glück und Segen dem jungen Paar!

Kann die deutsche Landwirtschaft ihre Produktion noch erheblich steigern?

Von Dr. Lothar Meyer.

Der Erörterung dieser Frage diente vorige Woche eine bedeutsame Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrates, denkwürdig schon dadurch, daß der deutsche Kaiser nicht nur daran teilnahm, sondern auch an der Hand von auf seinem Gut Cadinen gewonnenen Zahlen den Einfluß einer großzügigen Wiesenmelioration auf die Prosperität der ganzen Wirtschaft nachwies.

Die deutsche Landwirtschaft hat ihre Getreideproduktion auf der Flächeneinheit im Jahrzehnt nach 1900 im Vergleich mit dem Jahrzehnt vor 1900 etwa um ein Drittel gesteigert, erheblich mehr also, als die Zunahme der Bevölkerung in dieser Zeit betrug; mit anderen Worten, sie hat trotz der starken Bevölkerungzunahme 1910 mehr Getreide pro Kopf produziert als 1890. Nun ist allerdings die ganze Lebenshaltung bei uns so viel opulenter geworden, daß der Verbrauch von Getreide sich etwa im selben Verhältnis gesteigert hat. Immerhin ist das Resultat das, daß die Getreideeinfuhr, trotz der Zunahme der Bevölkerung um Millionen, sich in dieser Periode nicht erheblich zu vergrößern brauchte. Herleiten läßt sich solche Steigerung natürlich nicht aus einem begünstigenden Moment, sondern es bedurfte einer ganzen Anzahl, deren wichtigste gesteigerte Düngung, leistungsfähigere Sorten und günstige Witterungsverhältnisse waren. In den beiden ersten Punkten haben wir den Gipfel noch bei weitem nicht erreicht, ist doch die ganze rationelle Düngung mit wohldosierten und gegeneinander richtig abgewogenen Quantitäten aller notwendigen Pflanzennahrungsmittel noch zu neuen Ursprungs, um bereits Allgemeingut aller Landwirte geworden zu sein. Als notwendige Ergänzung zur stärkeren Versorgung des Bodens mit Pflanzennährstoffen ist der Anbau leistungsfähigerer Sorten zu bezeichnen; denn eine auf ärmliche Nahrung eingerichtete Pflanze kann niemals über eine bestimmte Produktion hinauswachsen, ganz gleich, wieviel Nahrung ihr geboten wird. Somit ist es gewiß zu den Ruhmestaten der deutschen Landwirte zu zählen, daß sie Hand in Hand mit der Verwendung reichlicher Düngermengen sich auch der Pflanzenzüchtung in einer Intensität gewidmet haben, in der nur wenige andere Länder — etwa Schweden und die Vereinigten Staaten — mit ihnen gleichen Schritt gehalten haben. Es ist hochinteressant, im einzelnen zu hören — dies setzte in der gedachten Tagung des Deutschen Landwirtschaftsrates Herr von Lochow, der Züchter der ertragreichsten Roggensorte, ausführlich auseinander — wie der Züchter vorgeht, um die leistungsfähigsten Mutterpflanzen jeweils zu ermitteln und aus ihnen wieder von Generation zu Generation immer höher leistungsfähige Pflanzen herauszuzüchten. Wenn es gelänge, solche Getreiderassen, die etwa einen um 10 Prozent höheren Ertrag geben als die weniger leistungsfähigen Sorten, an Stelle der alten Sorten zu setzen, so wäre damit bereits das ganze jetzige Einfuhrquantum gedeckt. Dies setzt allerdings, wie bereits erwähnt, voraus, daß den besseren Sorten auch reichlichere Nahrungsmengen laufend zur Verfügung gestellt werden.

Mittels anderer Methoden, aber mit dem gleichen Erfolg hat eine Anzahl Kartoffelzüchter Sorten gezüchtet, die die Kartoffelernte in den letzten Dezennien um 38 Prozent zu steigern erlaubt haben. Welche bedeutende Rolle die Kartoffel quantitativ bei der Ernährung des deutschen Volkes spielt, möge die eine Tatsache erläutern, daß Deutschland annähernd so viel Kartoffeln produziert wie alle übrigen Kulturländer zusammen. (Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß bei weitem die größten Mengen Kartoffeln verfüttert werden.) Auch mit der Steigerung der Kartoffelerträge ist man noch lange nicht auf dem Gipfel angelangt, da es besonders die kleineren Landwirte noch recht häufig an der Zufuhr genügender Nahrungsmengen fehlen lassen, wenn sie auch andererseits ihren Kartoffelfeldern mehr Handarbeit zugute kommen lassen, als große Güter durchschnittlich aufzuwenden in der Lage sind.

Weit ließe sich die Liste der Kulturpflanzen fortsetzen, bei denen planmäßige Züchtung und verbesserte Ernährung erstaunliche Steigerung der Erträge gebracht haben und weitere Steigerungen verheißen. Noch gibt es natürlich auch Kulturpflanzen, auf die weniger Arbeit bisher in dieser Richtung verwendet worden ist; dies gilt besonders von den Futterpflanzen der Äcker und der Wiesen.

Gar nicht so verschieden, wie der Laie meinen sollte, sind von diesen eben skizzierten Methoden der Pflanzenverbesserung die in der Tierzucht anzuwendenden. Auch hier wird in erster Linie die Leistung der einzelnen Vater- und Muttertiere sorgsam ermittelt und daraufhin

die Nachkommenschaft in bestimmter Richtung beeinflußt. So ist beispielsweise nicht nur der Milchertrag der Kühe erheblich gesteigert worden, sondern auch die Fettmenge in dem gleichen Quantum und beides unter gleichzeitiger Verringerung des für die Erzielung eines bestimmten Ertrages erforderlichen Futteraufwandes. Auch hier bedarf es in der Zukunft gar keiner phantastischen Steigerung, um das an Fleisch, Milch und Butter zu liefern, was die heutige deutsche Bevölkerung braucht. Allerdings ist stets zu bedenken, daß sie nicht nur zahlenmäßig wächst, sondern auch pro Kopf ihre Ansprüche infolge wachsenden Wohlstandes erhöht.

Dies waren Beispiele für die Steigerung der Produktion auf Basis der bisher von unseren Landwirten genützten Fläche. Wir sind aber auch in der glücklichen Lage — von einem andern Standpunkt aus angesehen, darin rückständig — daß wir noch mehrere Millionen Hektar unproduktiven Landes in unseren Mooren und Heiden, hauptsächlich im Nordwesten Deutschlands, in Reserve haben. Diese sind in erster Linie für Fleischproduktion prädestiniert, weil sie infolge ihrer günstigen Wasserverhältnisse unvergleichliche Mengen von Weidegras und Heu liefern können. 70 000 Bauernfamilien können darauf angesiedelt werden und, abgesehen von Brotfrüchten und anderm für ihren Bedarf, ein vielfaches von dem Fleischquantum dort produzieren, das heute aus dem Ausland eingeführt wird. In der Beschaffung des hierfür erforderlichen Kredits erwächst dem Staat für die nächsten Jahre eine seiner vornehmsten Aufgaben im Rahmen der Landeskultur. In welchem Tempo diese Besiedlung erfolgen wird, ist lediglich eine Frage der Aufwendung von Mitteln, denn Menschen haben wir glücklicherweise noch, die die bescheidene, aber unabhängige Existenz des Moorbauern lockt, allein die heutige Generation muß es machen, denn die Kinder und Enkel werden vielleicht nicht mehr befähigt und gesonnen sein, diese Pionierarbeit zu leisten.

Um die bisherige, für den Laien immerhin nicht ganz einfache Darstellung nicht noch zu komplizieren, haben wir einen Faktor der gesteigerten Produktion außer acht gelassen, nämlich die Arbeit. Betrachtet man die deutsche Landwirtschaft unter diesem Gesichtspunkt, so verliert das hoffnungsreiche und freudige Bild, wie es bisher aufgerollt werden konnte, bedeutend. Zwar erfordert das Pflügen, Säen u. Ä. auf geringerer Kulturstufe fast ebensoviel Arbeit wie auf höherer, aber die Arbeit der Ernte wächst fast proportional dem Erntequantum, und wenn, wie wir gesehen haben, 30—40 v. H. mehr geerntet werden als früher, so ist die drängende Erntearbeit um den gleichen Prozentsatz gestiegen. Haben wir nun diese gesteigerte Arbeitsgelegenheit in staatsmännisch weiser Form auszunützen gewußt, sind heute auf dem Land soundso viel mehr fleißige Hände deutscher Bauern zur Erntezeit in Bewegung als vor einem Menschenalter? Diese Frage muß leider verneint werden. Einen großen Teil dieser Arbeit leistet eine halbe Million vorwiegend slawischer Wanderarbeiter. Dies bedeutet für unsere Gutsbesitzer nicht mehr und nicht weniger, als daß eine auch nur ganz vorübergehende Trübung des politischen Himmels die schwerste Gefährdung der Ernte herbeiführen kann und bei einer Dauer von auch nur einigen Sommermonaten das Nationalvermögen um Millionen schädigen würde. Aber es bedarf nicht einmal einer politischen Aktion, die steigende Intensität der östlichen Landwirtschaft — es sei nur als einer Teilerscheinung des gesteigerten Zuckerabsatzes der russischen Landwirtschaft nach England gedacht — hält von Jahr zu Jahr mehr östliche Landarbeiter zu Hause fest, und von den fluktuierenden Elementen verfällt eine von Jahr zu Jahr steigende Menge der Auswanderung, insbesondere nach Kanada. So ist es nicht zu schroff gesagt, wenn man behauptet, wenigstens die nordostdeutsche Landwirtschaft sitze auf einem Pulverfaß, das unbegreiflicherweise die Gewohnheit vieler Jahre uns heute schon als einen ganz annehmbaren Sitz erscheinen läßt. Nicht an Abneigung gegen das sicherlich entbehrungsreiche Landleben krankt die der Landflucht in jeder Spalte der politischen Zeitungen geziehene Generation, sondern an der Abneignung, als abhängiger Gutsknecht oder Gutstagelöhner sein Dasein zu verbringen. Über die Güte der hierfür maßgeblichen Gründe zu debattieren, ist hier nicht der Ort. Die vielen unzulänglichen Wandlungsvorschläge haben uns praktisch nicht einen Schritt weitergebracht, vielmehr sieht sich der einsichtige Volkswirt immer wieder vor der Frage: Müssen wir diese Landflucht als unser unabänderliches Schicksal hinnehmen, oder sind diese Abwanderer, die die tatsächlichen oder vermeintlichen Konsequenzen der Abhängigkeit vom Gutsherrn nicht auf sich nehmen wollen, vielleicht doch geneigt, in einer andern Form dem Land treu zu bleiben? Und da stehen wir vor der psychologisch außerordentlich interessanten Tatsache, daß sie das in der Regel mindestens in den Anfangsjahren viel entbehrungsreichere Leben des Kleinsiedlers mit Freuden führen wollen. Hier also ist der Hebel anzusetzen — das haben an sich auch alle Volkswirte, mögen sie sonst ganz verschiedenen politischen Richtungen huldigen, mit Sicherheit erkannt. Mit der Ausführung jedoch sieht es wenig erfreulich aus, und die Zahlen, die man hier anführen könnte, sind, abgesehen von der aus nationalen Gründen mit Hochdruck und mit riesigem Kostenaufwand betriebenen Kolonisation in Posen und Westpreußen, kläglich. Hierfür brachte in der bereits mehrfach erwähnten Sitzung des Landwirtschaftsrates der unermüdliche Vorkämpfer der Innenkolonisation Professor Sering wieder einmal schlagende Argumente bei.

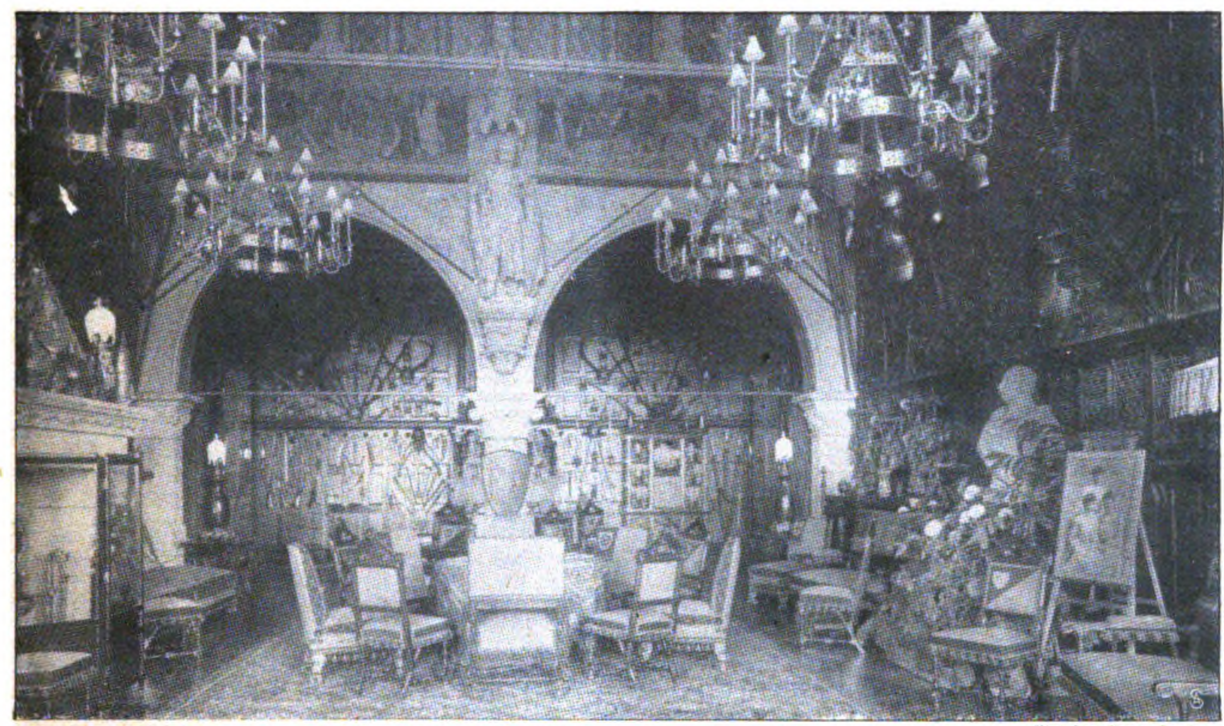
Eine gesicherte weitere Steigerung der Produktion ist also wesentlich abhängig von der gesteigerten Verwendung deutscher Arbeit auf dem deutschen Grund und Boden. Mit weniger bureaukratischer Schwerfälligkeit und unter frischerem Eifer als bisher muß die Besiedelung der großen Gutsgebiete der nordostdeutschen Ebene in die Hand genommen werden, bevor es zu spät ist, bevor einerseits einmal ein Riesenausfall an Arbeitsleistung viele Landwirte dem Ruin nahebringt und andererseits die heute noch landständige und landbaufähige Generation in dem großen Grab der Industriedistrikte und großen Städte untergegangen ist. Alle Schichten ländlichen Kleinbürgertums: Arbeiter, Büdner, Kossäten und Kleinbauern, müssen schon, um dem jeweils wirtschaftlich noch niedriger Stehenden die Aufstiegsmöglichkeiten dauernd vor Augen zu halten, zusammen angesiedelt werden — so läßt sich den ländlichen Distrikten ein wenn auch anders geartetes, doch nicht minder frisch pulsierendes Leben einhauchen, als das Maschinenzeitalter den Städten gebracht hat. Es gibt keinen anderen Weg, um die Erzeugung des Notwendigsten für das Menschendasein, der Nahrungsmittel, in sicherem Aufstieg zu erhalten, und er ist noch dazu der einzig sichere!



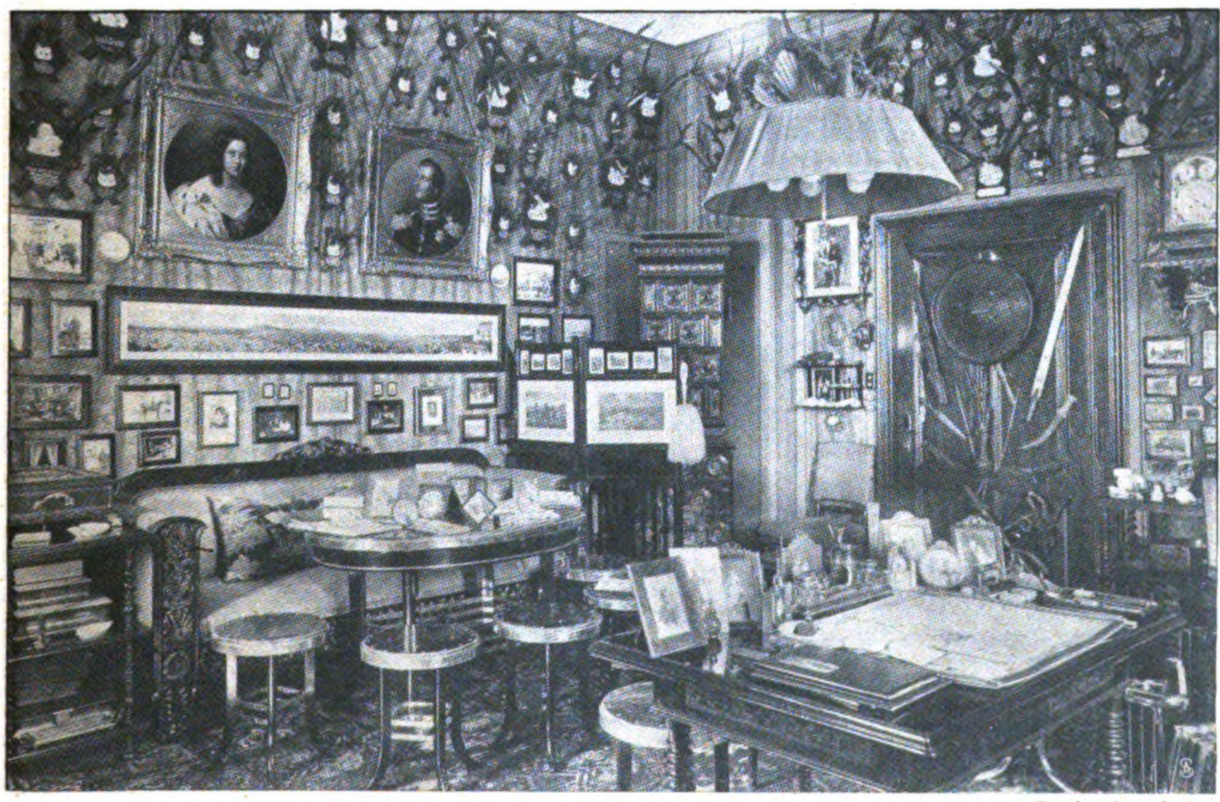
Schloß Cumberland in Gmunden.

Hierzu 4 photographische Aufn.

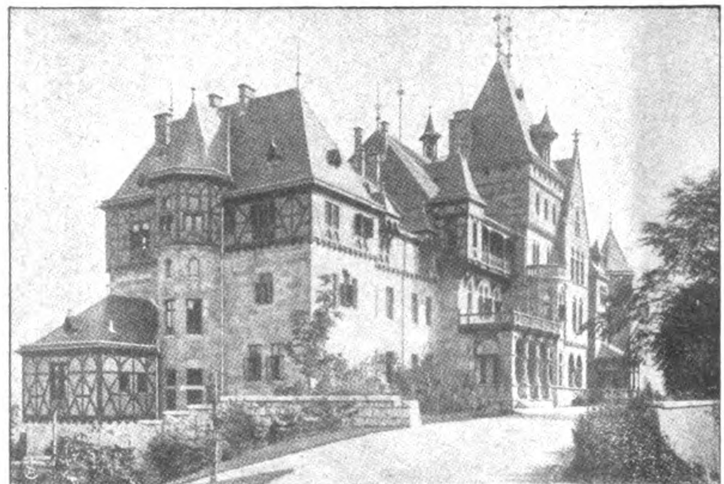
Durch die Verlobung der einzigen Tochter des deutschen Kaiserpaares, der Prinzessin Viktoria Luise, mit dem einzigen Sohn des Herzogs Ernst August von Cumberland dürfte nun endlich ein dynastischer Konflikt beendet sein, der seit vielen Jahrzehnten über den beiden fürstlichen Häusern Hohenzollern und Cumberland lastete Der Vater des prinzlichen Bräutigams hat seine Einwilligung zu der Verbindung frohen und dankbaren Herzens gegeben, und wenn er auch



Die große Halle in Schloß Cumberland. Phot. Hans Breuer, Hamburg.



Das Arbeitzimmer des Prinzen Ernst August in Schloß Cumberland. Phot. Hans Breuer, Hamburg.



Schloß Cumberland in Gmunden.

statt. Von den Zinnen des Schlosses, das im Stil des 13. Jahrhunderts erbaut ist, schweift der Blick weit in die Lande hinein, malerisch breitet sich eine herrliche See- und Gebirgslandschaft vor den Augen des entzückten Beschauers aus. Und wem es vergönnt ist, durch das Hauptportal in den von Kreuzgewölben überspannten Vorraum zu treten, der staunt über die Pracht der Malereien und der Waffen aller Art, die die Wände schmücken, und auf denen das Wappen der Welfen, Rosen, Disteln und Kleeblatt, reiche Verwendung fand. Unsere Bilder, die wir bringen, zeigen außer einer Gesamtansicht von Gmunden und einer Außenansicht des Schlosses zwei der schönsten und interessantesten Innenräume dieses an Altertümern und Kunstgegenständen reichen Besitztums. Da ist zunächst der große Saal, in dem eine kostbare Sammlung mittelalterlicher Reliquien, Altäre usw. Aufstellung gefunden hat; die aus dem 12. und 13. Jahrhundert stammenden Gegenstände sind in Email gearbeitet und mit Gold und Silber reich verziert (Abb.



Rechts:

Gmunden vom Kogl aus gesehen.

offiziell seine Ansprüche auf Hannover nicht aufgegeben hat und auch nicht aufgeben kann, weil ein Versprechen ihn bindet, so hat er doch jetzt bewiesen, daß er für seine Person allen Groll für ewige Zeiten begraben hat.

In diesen Tagen der Freude richtet sich naturgemäß das allgemeine Augenmerk wieder einmal auf Gmunden, in dessen unmittelbarer Nähe das Schloß des Herzogs von Cumberland gelegen ist. Hier haben die Hochzeitsfeiern der beiden Schwestern des Bräutigams der Prinzessin Viktoria Luise, stattgefunden; hier vermählte sich seinerzeit die Prinzessin Marie Luise mit dem Prinzen Max von Baden, der seit Jahren eifrig bemüht gewesen ist, eine Versöhnung zwischen den beiden Häusern zustande zu bringen, und hier, in diesen prunkhaften Räumen, fand im Jahr 1904 die Hochzeitsfeier der Prinzessin Alexandra, der zweiten Tochter des Herzogs, mit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin statt. S. 303). Auf der gleichen Seite bringen wir auch das Arbeitszimmer des jungen Prinzen Ernst August, des Bräutigams unserer Prinzessin, die nun auch in nicht zu ferner Zeit Gelegenheit haben wird, dieses sagenumwobene Schloß kennen zu lernen.

Der tragische Tod des Südpolarforschers Kap. Scott.

(Hierzu nebenstehende Karte).

Die Nachricht von dem ergreifenden Schicksal des Kapitän Scott und seiner vier Begleiter, die auf dem Rückweg vom Pol im Schneesturm ihren Untergang fanden, muß die Herzen aller jener ergriffen und erschüttert haben, die den Schicksalen kühner und tatkräftiger Erdforscher überhaupt ein Interesse entgegenbringen.

Es waltet in der letzten Zeit überhaupt kein günstiger Stern über den Erkundern der äußersten Grenzen unseres Planeten. In Spitzbergen ist das Los der deutschen Expedition auch als ein fast verzweifeltes zu bezeichnen, trotz aller hilfbereiten Aktionen setzt die rauhe und unerbittliche Natur den warmherzigen Helfern einen fast unüberwindlichen Widerstand entgegen. Aber es besteht doch wenigstens

Zum Tode des Kapitäns Scott: Orientierungskarte über den Weg der Expedition.

immer noch ein schwacher Hoffnungschimmer, und solange dieser nicht gänzlich erloschen ist, darf man die Zuversicht auf Rettung noch nicht aufgeben. Kapitän Scott mit seinen Tapferen aber ist der unwirtlichen und erbarmungslosen Natur des äußersten Südens mit ihren Schrecknissen zum Opfer gefallen.

Nicht nur England, die ganze wissenschaftliche Welt hat in Kapitän Scott einen hervorragenden, todesmutigen Forscher verloren. Er und seine Getreuen sind auf dem Feld der Ehre geblieben: nach Erreichung ihres Zieles sollten sie die Heimat nicht wiedersehen, in den letzten, schrecklichen Stunden ihres Daseins mag ihr einziger Trost in der Gewißheit bestanden haben, daß ihre Namen unvergessen bleiben werden, solange Menschheit und Wissenschaft überhaupt die Männer ehren werden, die in ihren Diensten untergehen. Wenn von Kapitän Scott und seinen Gefährten nichts übriggeblieben wäre wie das Tagebuch des Expeditionsführers, so würde man daraus allein erkennen, daß hier einer der energischsten und besonnensten Forscher umgekommen ist. Mit kühler Ruhe hat er die Katastrophe kommen sehen, ein unerbittliches Geschick, dem er nicht entrinnen konnte. Und was müssen die Männer gelitten haben, bis sie der Allerbarmer Tod von ihren Leiden erlöste!

Kapitän Scott hat bekanntlich bereits eine Südpolexpedition glücklich überstanden und zwar in den Jahren 1901 bis 1904. Er drang hierbei bis zu 82° 17 Minuten südlicher Breite vor. Bei der letzten unglücklichen Expedition verließ er England am 16. Juli 1910, nachdem ihn König Georg noch in einer Audienz empfangen hatte. Bei der Ausreise befanden sich auf der „Terra Nova“ 60 Mann, darunter 24 Offiziere. R. C.

Die Nordischen Spiele in Stockholm.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von Oskar Ellquist.

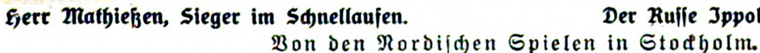
Die größte wintersportliche Veranstaltung des Jahres kam in diesen Tagen in Stockholm unter dem Namen „Nordische Spiele“ zum Austrag. Das neu errichtete Stadion, das im Sommer der Schauplatz der olympischen Spiele war, sah auch diese Kämpfe in seinen Mauern. Die große Werbekraft der schwedischen Sportveranstaltungen, besonders die der Nordischen Spiele, hatte eine ausgezeichnete Besetzung der Spiele ermöglicht; geradezu alle Champions auf dem Eis waren in Stockholm vertreten, so daß mit einem anregenden Verlauf der Veranstaltung gerechnet werden konnte. Leider war die Witterung vom ersten Tag an recht wenig günstig; der Eröffnungstag verregnete gänzlich, und nur mit knapper Mühe und Not konnten die einzelnen Entscheidungen unter Dach und Fach gebracht werden. Auf den Besuch des Publikums hatte das schlechte Wetter übrigens keinen Einfluß ausgeübt, denn es war ebenso zahlreich wie in den Vorjahren erschienen, um Zeuge von den interessanten Wettkämpfen zu sein. So wurde denn der festliche Teil des Programms in keiner Weise beeinträchtigt; die Teilnahme des Hofes und die bekannte schwedische Gastfreundschaft gaben den Tagen der Nordischen Spiele ein einzigartiges Gepräge. Nachdem am Abend des ersten verregneten Tages auf einer Soiree Prinz Wilhelm von Schweden einen spannenden Vortrag über eine Studienfahrt durch Siam und Anam an der Hand interessanter Lichtbilder gehalten hatte, ließ sich am zweiten Tage das Wetter günstiger



Frl. Engelmann und Herr Mejstrik, die Sieger im Paarlaufen.







Herr Mathießen, Sieger im Schnellaufen. Der Russe Ippolitow, Zweiter im Schnellaufen.

Von den Nordischen Spielen in Stockholm.





Herr und Frau Jakobssohn, die Zweiten im Paarlaufen.

an, und so konnte man an die Abwicklung des Programms herangehen. In der Damen-Weltmeisterschaft siegte die jugendliche Kunstläuferin Fräulein Opika von Meray-Horvath, die bereits im vergangenen Jahr sich den Titel errungen hatte. Das Internationale Paarlaufen wurde von dem Wiener Paar Frl. Engelmann und Herrn Mejstrik gewonnen (Abb. S. 305), während das Ehepaar Jakobssohn den zweiten Preis davontrug (Abb. obenst.). Die Internationalen Schnellaufkonkurrenzen sahen den Norweger Oskar Mathießen vor dem Russen Ippolitow als Sieger (Abb. S. 305).

Unsere Bilder

Die Verlobung der Prinzessin Viktoria Luise (Abb. S. 309), der einzigen Tochter unseres Kaiserpaares, mit dem Prinzen Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg hat überall allgemeines Interesse und herzliche Freude erregt. Wir bringen heute die erste in Karlsruhe aufgenommene Porträtaufnahme des Brautpaares. Das Porträt des Prinzen in der vorigen Nummer der „Woche" stammt von Hofphotograph Lützel, München. Der Prinz, der bisher als Oberleutnant im Münchner Ersten Schweren Reiterregiment Dienst tat, ist auf seinen Wunsch vom Kaiser in die preußische Armee eingereiht worden, und zwar in das Husarenregiment Nr. 3 in Rathenow.

Zum Botschafter in Rom (Abb. S. 307) war nach der Ernennung des Herrn von Jagow zum Staatssekretär des Auswärtigen Amts der bisherige preußische Gesandte in Darmstadt, Freiherr von Rücker-Jenisch, bestimmt worden. Dieser hat jedoch, ehe er den Posten angetreten, aus Gesundheitsrücksichten seinen Abschied aus dem Staatsdienst genommen. Zum Botschafter in Rom ist nunmehr der bisherige Kaiserliche Gesandte in Brüssel, Hans von Flotow, ausersehen.

Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe (Abb. S. 311), die Schwester unseres Kaisers, hat sich mit ihrem Neffen nach Tirol begeben, wo sie in der frischen Natur und den Wundern der Bergwelt Erholung sucht; unser Bild zeigt die Prinzessin bei der Ausübung des Schneeschuhsports.

Prinz Friedrich Sigismund von Preußen (Abb. S. 313) ist ein begeisterter Anhänger der Aviatik und hat einen Flugapparat konstruiert, den wir unsern Lesern im Bilde vorführen.

Prinz Carol von Rumänien (Abb. S. 308) war neben vielen anderen Fürstlichkeiten auch zur Taufe des jüngsten Hohenzollernsprossen, des Sohnes des Prinzen August Wilhelm von Preußen, als Pate in Berlin erschienen. Prinz Carol besichtigte die Reichshauptstadt in Gesellschaft von Herren der rumänischen Botschaft und wohnte auch einer Vorstellung im Königlichen Opernhause bei.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, Regent des Herzogtums Braunschweig (Abb. S. 308) besuchte kürzlich mit seiner Gemahlin das Elsaß. Bei dieser Gelegenheit stattete er auch der Hohkönigsburg bei Schlettstadt einen Besuch ab.

In dem türkischen Kabinett (Abb. S. 310), das sich nach dem energischen Vorgehen von Enver-Bei bildete und mancherlei Aenderungen unterworfen war, ist nun unter dem Vorsitz von Mahmud Schewket-Pascha, der neben dem Großwesirat auch das Ressort des Krieges übernommen hat, die wünschenswerte Einigkeit erzielt worden. Wir bringen mehrere Momentaufnahmen von den hervorragendsten Ministern.

In Mexiko (Abb. S. 311), wo politische Unruhen und revolutionäre Umtriebe an der Tagesordnung sind, scheint sich wieder einmal unter blutigen Kämpfen ein Präsidentenwechsel zu vollziehen. Obwohl es dem bisherigen Präsidenten Madero möglich war, dem Vorgehen der revolutionären Partei unter General Felix Diaz ziemlich lange standzuhalten, wird gemeldet, daß an Stelle Maderos der Anhänger der Diazpartei Delabarra provisorisch eingesetzt wurde. Bei den Kämpfen sind durch Geschosse auch einige Gesandtschaften in Mexiko getroffen worden, darunter die deutsche, deren Geschäfte zurzeit Konteradmiral von Hintze leitet.

Edith Walker (Abb. S. 314), die berühmte Wagnersängerin des Hamburger Stadttheaters, weilt in St. Moritz, wo sie sich den Freuden des Wintersports widmet.

Der Verein Berliner Hauspflege (Abb. S. 314) hatte kürzlich ein großes Wohltätigkeitsfest veranstaltet, bei dem besonders eine Kindergruppe durch Anmut und Lieblichkeit auffiel.

Personalien. (Abb. S. 311, 312 u. 314). Der zum Erzbischof von Köln ernannte Dr. von Hartmann ist beim Antritt seines Amtes vom Kaiser im Schloß zu Berlin empfangen und vereidigt worden; die feierliche Handlung vollzog sich in Form einer Ansprache des Erzbischofs an den Kaiser. — Der ehemalige langjährige Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, Wirkl. Geh. Rat Georg von Köller, beging kürzlich in voller geistiger und körperlicher Frische seinen 90. Geburtstag. Herr von Köller lebt auf seiner Besitzung Cantreck im Kreise Cammin. — Miß Helen Gould, die sich vor kurzem mit Mr. F. J. Shepard vermählte, hat sich mit ihrem Gatten auf die Hochzeitsreise nach Europa begeben. Unser Bild zeigt das junge Paar an Bord der „Kronprinzessin Cecilie". — In Japan hat sich ein Ministerwechsel vollzogen, der ziemlich geräuschvoll verlief; das Kabinett Katsura ist infolge der Opposition im Parlament zurückgetreten, und es hat sich unter dem Admiral Yamamoto ein neues Ministerium gebildet. — Der Präsident des höchsten ägyptischen Gerichtshofes Geh. Oberjustizrat Karl Gescher in Alexandrien ist der erste Deutsche an der Spitze dieses Gerichtshofes seit dem Bestehen der gemischten Gerichtshöfe in Aegypten; wir bringen heute ein Bild des beliebten Richters, der von schwerer Erkrankung wieder völlig hergestellt ist.

Todesfälle (Abb. S. 312 u. 314). Die Seniorin des Hauses Bismarck, Fräulein Hedwig von Bismarck, ist in Berlin im biblischen Alter von 97 Jahren gestorben; sie war eine Cousine des großen Kanzlers und in der Berliner Gesellschaft eine wohlbekannte Persönlichkeit. — Der Reichstagsabgeordnete Prälat Dr. Franz Xaver Schädler ist in Bamberg gestorben; er war ein bekanntes Mitglied der Zentrumspartei im Reichstag und hat ein Alter von 60 Jahren erreicht.

Die Toten der Woche

Handelskammerpräsident Bahn, ehemaliger Reichstagsabgeordneter, † in Sorau im Alter von 76 Jahren.

Generalmajor z. D. Gustav Becker, Präsident des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins und ehem. Direktor der Spandauer Artilleriewerkstätten, † in Berlin im Alter von 70 Jahren.

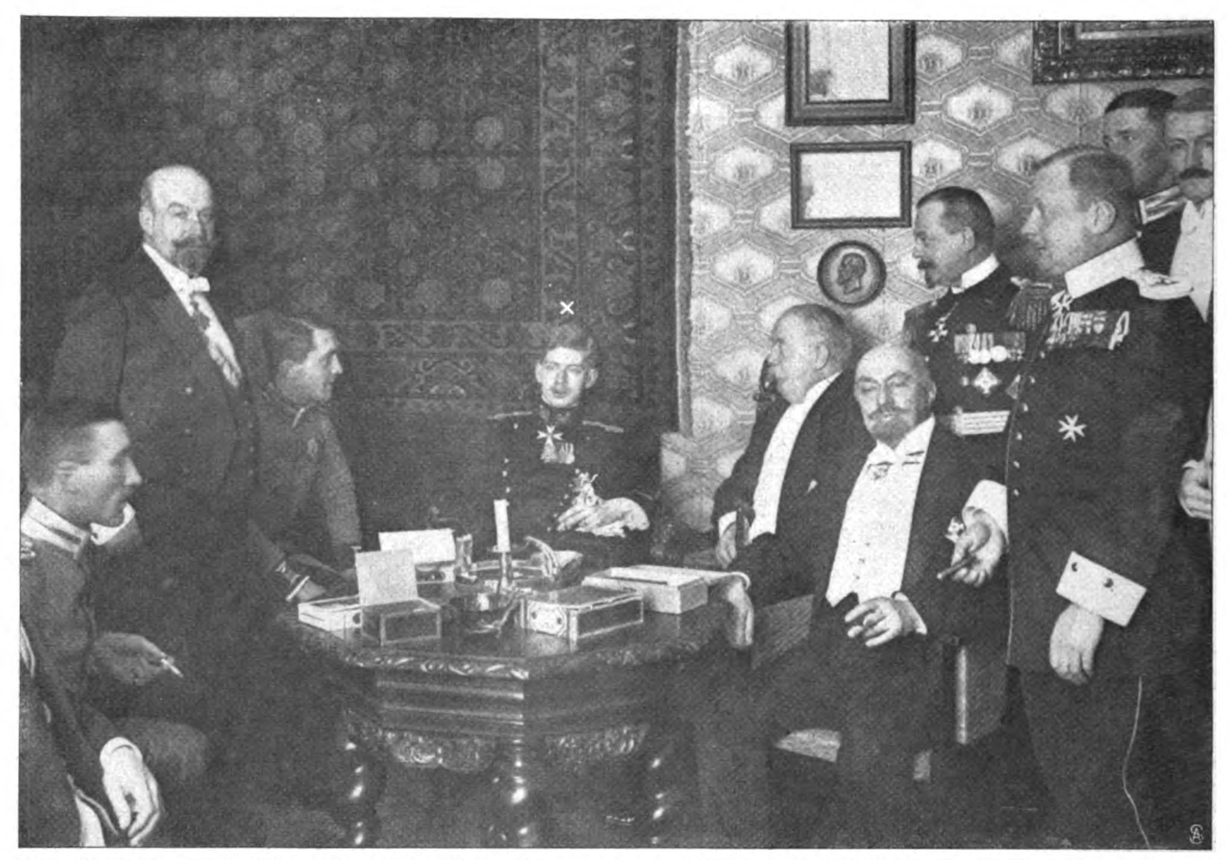
Hedwig v. Bismarck, die Seniorin des Hauses, † in Berlin im Alter von 97 Jahren (Portr. S. 312).

Architekt William Müller, bekannter Berliner Baumeister, † in Braunlage a. Harz am 12. Februar im Alter von 41 Jahren.

Prälat Dr. Schädler, bekannter Reichstagsabgeordneter, † in Bamberg am 16. Februar (Portr. S. 314).

Generalleutnant a. D. v. Usedom, ehem. Kommandant des Berliner Zeughauses, † in Rudolstadt im Alter von 72 Jahren.

Hans von Flotow, der neuernannte deutsche Botschafter in Rom.
Zum Botschafterwechsel in Rom.



Prinz Carol von Rumänien (×) in Berlin: Eine Soiree in der rumänischen Gesandtschaft. — Spezialaufnahme der „Woche".



Hofphot. Sev. Schoy.

Herzog und Herzogin Johann Albrecht bei einem Rundgang.

Zum Besuch des Herzogregenten von Braunschweig auf der Hohkönigsburg.



Ernst August Herzog zu Braunschweig u. Lüneburg u. seine Braut Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

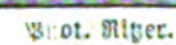
Hofphotograph Schuhmann & Sohn.



Schukri-Bei, Unterricht.

Das neue türkische Kabinett.

1. **Hadji Adil-Bei,** Inneres. 2. **Djelal-Bei,** Handel. 3. **Mahmud Schewket,** Großwesirat und Krieg.
4. **Ibrahil-Bei,** Justiz. 5. **Rifaat-Bei,** Finanzen. 6. **Batzaria-Bei,** Oeffentliche Arbeiten.



Phot. Alper.

Die Schwester des Kaisers Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe auf Schneeschuhen in Tirol.
Rechts: Fürst Adolf zu Schaumburg-Lippe.



Phot. C usseau-Flavieus.

Admiral Yamamoto,
der neue japanische Ministerpräsident.



Hofphot. Sandau.

Konteradmiral von Hintze,
deutscher Gesandter in Mexiko.



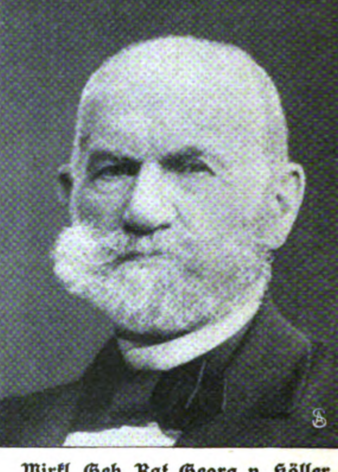
London News.

General Felix Diaz,
das Haupt der revolutionären Partei in Mexiko.



Hofphot. Perscheid.

Dr. von Hartmann, Erzbischof von Köln.
Zu seiner Vereidigung im Schloß zu Berlin.



Wirkl. Geh. Rat Georg v. Köller,
Cantrick, wurde 90 Jahre.

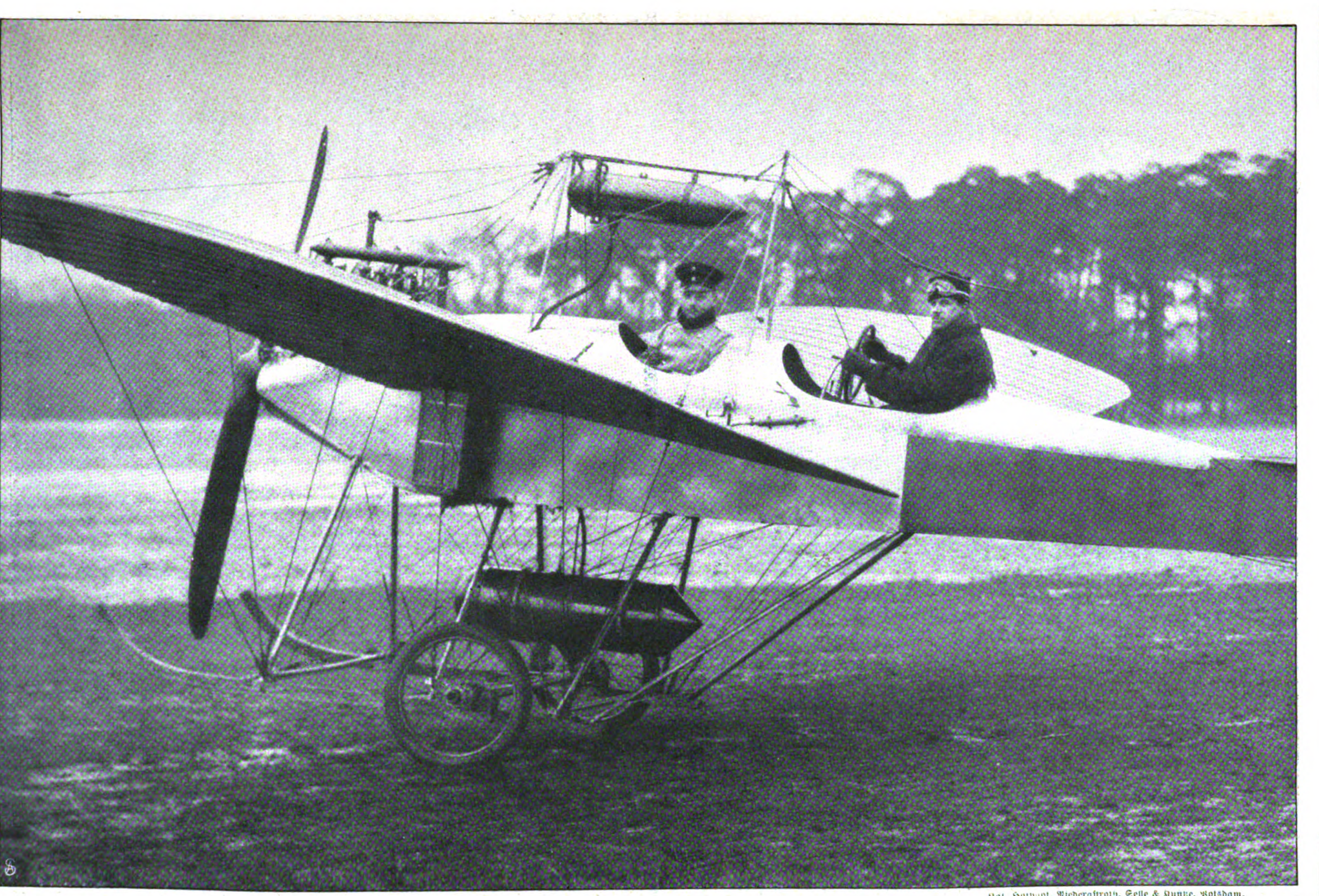


Hedwig von Bismarck †
Berlin, Seniorin des Hauses Bismarck.



Phot. G. G. Bain.

Mr. F. J. Shepard und Mrs. Shepard, geb. Miß Helen Gould,
an Bord der „Kronprinzessin Cecilie" auf der Hochzeitsreise nach Europa.



Kgl. Hofphot. Niederastroth, Selle & Kuntze, Potsdam.

Prinz Friedrich Sigismund von Preußen auf dem von ihm konstruierten Eindecker.



Kammersängerin Edith Walker (×) in St. Moritz.

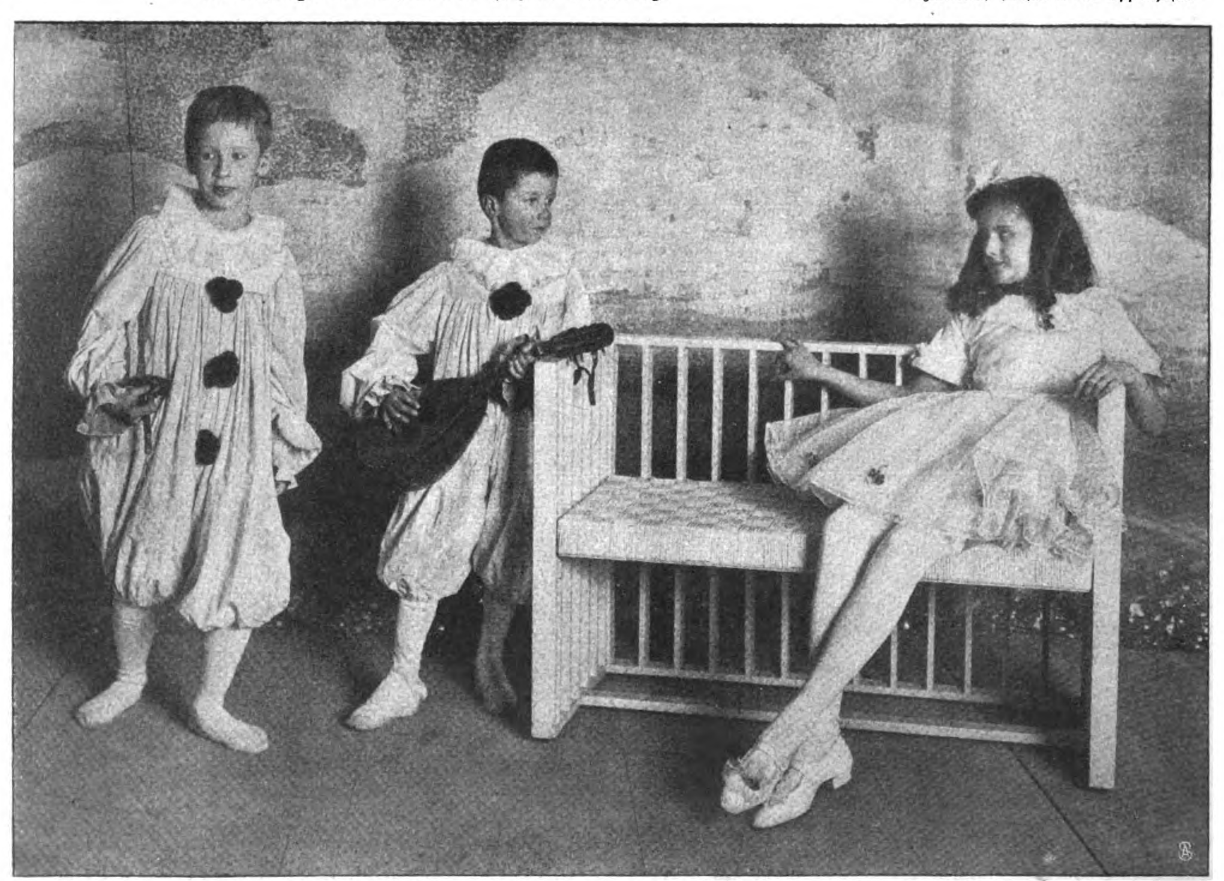


Hofphot. Sternitzki Nachf.

Prälat Dr. Schädler †
Reichstagsabgeordneter.



Geh. Oberjustizrat K. Gescher
Alexandrien, Präsident des Appellhofes.



Vom Wohltätigkeitsfest des Vereins Berliner Hauspflege: Ein lebendes Bild.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

17. Fortsetzung.

Die Fenster des einen Saales auf Sommerwerk schauten nach dem Hof hinaus. Weit draußen stand da eine langgestreckte alte Scheune, einst eine Schafhürde in jenen goldenen Zeiten, als die Merinozucht hier und in Sachsen noch Reichtümer brachte und der Berliner Weltmarkt ein Ereignis war. Seit langem war das Blöken verstummt, der Schuppen leer gewesen. Jetzt brach heller Lichtschein durch seine großen, neu eingesetzten Fenster. Gedämpfter Gesang tönte herüber. Harmoniumspiel. Es war die Stunde der Erweckung für die Brüder und Schwestern der Evangelistengemeinde, die sich alle untereinander „du" nannten, die nicht in die öffentlichen Kirchen gingen, aus deren Mitte man mit Zungen sprach. Es hatte immer eine kernige und bodenständige Frömmigkeit in Sommerwerk geherrscht. Aber es war ein freudiges, ein preußisches Christentum gewesen: „Wer Gott vertraut und fest um sich haut, der hat auf keinen Sand gebaut!" Von dem mystischen Geist da drüben im Betsaal war es weit entfernt. Der war hier fremd. Und es ging Achim durch den Kopf: „Dies Haus ist mein und doch nicht mein" . . .

Er schritt hinüber zur Wiege seines Töchterchens, das friedlich schlief. Dann stieg er empor zu den Gemächern seiner Mutter und setzte sich an das Bett der kränkelnden Exzellenz. Sie fragte mit ihrer schwachen Stimme: „Hast du Magdalene schon gesehen?"

„Nee, Mama! . . . Sie ist noch drüben! Allgemeine Verbrüderung im Schafstall . . . Du Schwester in dem Leinwandmieder, du Bruder mit dem Ordensband' . . . Ein Gestank . . . Ich sag es oft Magdalene: Laß doch die Gesellschaft mal gründlich abseifen . . . Hilft nichts!"

„Mit solchen Späßen kommst du ihr nicht bei, Achim!"

„Macht ja auch nichts! Wir gehen ja jeder seinen Weg! . . . Sie liebt ihre Feinde. Ich hau die meinen! . . . Gleicht sich alles aus . . ."

Die Greisin streichelte ängstlich mit ihren welken Fingern die Rechte des lachenden Junkers vor ihr.

„Aber sie sorgt doch auch für dich, Achimchen!"

„Das kann man nun ja weniger behaupten!" sagte der Sohn. „Ja — wenn ich ein Strolch von der Landstraße wäre . . . aber so . . . na . . . ich bin ja doch ewig in Berlin! Und sie hat hier ihre geretteten Seelen! Über die Geschmäcker ist nicht zu streiten!"

„Ich will ja auch nichts gegen ihre guten Werke sagen! Aber wenn du wie jetzt müde nach Hause kommst — ich zähle ja nicht mehr mit, ich bin alt und krank — hast du denn da nicht das Bedürfnis, dich mit einer Menschenseele auszusprechen, so wie dein guter Vater neben mir gesessen hat — nicht immer so allein zu sein? Wird dir das nicht zu schwer, Achim?"

Ihr Sohn schwieg eine Weile. Dann stand er auf.

„Alles kann man freilich nicht haben, Mama!" sagte er. „Aber du mußt jetzt ruhen! Gute Nacht!"

Er küßte ihr die Hand und ging hinunter in sein Arbeitzimmer. Wie in den langen Lebensjahren Wilke von Bornims füllten auch jetzt die Drucksachen des Reichstags den Schreibtisch. Obenauf lagen Stöße von Briefen. Er öffnete einen, auf dessen Umschlag er die Hand seines Schwiegervaters erkannte.

„Lieber Sohn!

Die finanzielle Fundierung von Sommerwerk hat Ihnen nochmals Anlaß zu einem Schreiben an mich gegeben . . ."

Er ließ das Blatt sinken. Er brauchte immer einen Ruck, um über das förmliche „Sie" zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn hinwegzukommen. Er wußte, dabei blieb es auch, solange er, Achim von Bornim, nicht gleichfalls zu den Erweckten gehörte.

Nun also —! Er las weiter:

„Sie wissen, daß ich alle auf dem Dominium ruhenden Schulden durch in meinem Besitz befindliche Hypotheken

abgelöst und Ihre Existenz dadurch sichergestellt habe, so daß Sie ohne Sorgen sich Ihrer meiner Geistesrichtung ja fremden, aber für das Staatswohl und die äußeren Dinge der Welt gewiß ersprießlichen Tätigkeit widmen können, die Ihnen schon in jungen Jahren Ansehen und Achtung verschafft hat. Sie wissen auch, daß ich auf die Zinsen dieser Hypotheken verzichte. Sobald Ihnen Gottes Gnade nach dem ersten Töchterchen einen Stammhalter beschert haben wird, lasse ich die gesamten Hypotheken auf den Namen meines Enkels eintragen. So wird er dereinst der Erbe Ihres Gutes und meines Geldes. Das ist gewiß nur recht und billig! Wenn es auch nur Schätze sind, die die Motten und der Rost fressen, so steht doch auch geschrieben, daß wir mit unserm Pfunde wuchern sollen, und deshalb ..."

Natürlich war es dem Alten von seinem Standpunkt aus nicht zu verdenken. Achim von Bornim las nicht weiter. Man blieb eben ein Gast unter seinem eigenen Dach voll Hypotheken, wenn auch Hypotheken des Schwiegervaters ... „Dies Haus ist mein und doch nicht mein ..."

Da war noch ein Brief. Von der Agrarbank in Berlin.

„Hochgeehrter Herr!

„Rasch entschlossene Käufer mit unbeschränkten Mitteln suchen durch uns sofortigen umfangreichen Grunderwerb längs des Flußlaufs der Bracke. Sollten Sie geneigt sein, Ihre Herrschaft zu höchstem Preis zu veräußern oder wenigstens das in Ihrem Besitz befindliche sogenannte Entenluch davon abzuzweigen ..."

Er warf das Blatt in den Papierkorb. Da spukte wieder die Geschichte mit dem Kanal! Ruhe sollten sie einem lassen! Er hatte es wahrhaftig doch nicht mehr nötig, Grund und Boden zu verkaufen. Wozu heiratet denn sonst der Mensch?... Er fuhr auf ... mitten aus der Berechnung der Maisch- und Bottichsteuer, in die er sich vertieft, und der demnächstigen Reichstagsinterpellation wegen der Cholera in Hamburg. Er hatte nicht gehört, daß seine Frau eingetreten war. Sie ging immer sehr leise. Und trug immer so wie jetzt den schwarzen, in der Mitte glattgescheitelten Kopf leicht vorgeneigt. Sie war von schmächtigem, zartem Wuchs. Ihr stilles Gesicht klein, immer noch mädchenhaft, fast kindlich. Ihre Stimme nonnensanft. Er lachte.

„Na ... da bist du ja! ... Was machen die Heiligen der zwölften Stunde? ... Gesungen habt ihr, Kinder ... Man hört es bis hierher!"

„Wir haben alle für dich gebetet!" sagte Magdalene von Bornim.

„Donnerwetter ... daß ich keinen Regen in die Kartoffelernte krieg?"

„Nein. Daß du recht bald auch in den Stand der Gnade kommst!" sprach die kleine Frau weich und halblaut. Er lachte.

„Du siehst so zufrieden aus, Mäuselchen! ... Hast du wieder glücklich 'ne Seele aus dem Trüben gefischt?"

„Ach ja ... denke dir!" Ihr zartes Gesichtchen verklärte sich. Sie legte glückstrahlend die Hände zusammen. „Der Bruder Heinrich ... du weißt doch ...?"

„Nee, Kind! ... All diese Brüder in Ehren. Aber ich vergeß die Kerle rettungslos ..."

„Also der trunkfällige Tischlermeister, den sie uns vor vierzehn Tagen aus Berlin geschickt haben ... Er hat doch daheim bei sich die brennende Lampe zerschlagen und alles kurz und klein ... und seine Frau mißhandelt ..."

„Fünfundzwanzig auf den Podex!" sagte Achim von Bornim. „Und dann Arbeitshaus!"

„Denke dir: der ist erlöst! ..." Sie nickte beglückt. „Heute nachmittag ist der Heiland zu ihm gekommen. Er liegt und weint seit sechs Stunden. Zwei Brüder knien und beten mit ihm! ... Ach ... Es ist so ergreifend ..."

„Glaub ich!" sagte Achim. „Aber nehmt ihm nur die Schnapsbuddel weg! Sonst ergreift er die!"

Die kleine Frau lächelte mitleidig zu dem Gerede der Welt. Sie wurde dabei förmlich hübsch.

„Das haben wir schon lange getan, Achim! ... So dumm sind wir auch nicht! ... Du wirst's schon merken, wenn du erst zu uns gehörst ... Was? Essen möchtest du jetzt gern? Du bist hungrig? Ach Gott ... ich glaube, das ist ganz vergessen! ..."

Sie schlüpfte eilig hinaus. Er blieb in Gedanken versunken am Schreibtisch sitzen. Er fröstelte — niemand hatte daran gedacht, einzuheizen. Sein Antlitz war trübe. Das Herz schwer. Er fühlte sich fremd in seinen eigenen vier Wänden. Das war nicht mehr die Luft des Elternhauses. Es wehte wie durch Krankenstuben ... Stille ... Sanftmut ... Ängstliche Sorge ... Kein derber Fluch je — kein tolles Lachen ...

Die Ilse konnte lachen. Er sehnte sich auf einmal nach ihrem Lachen. Das schien ihm das Leben. Er dünkte sich alt. Müde. Gefangen. Er trat zum Fenster. Draußen war es dunkel. Wieder summte es in ihm: „Dies Haus ist mein und doch nicht mein" ... Und wieder die Ilse. Nicht zu bannen. Immer stärker. Ein Bild in der Nacht. Ein Stich ins Herz. Eine Reue: Du warst die Freiheit. Die Jugend bist du ...

* * *

„Nee, Kinder ... wenn Bismarck kommt ...!" Herr von Leggien auf Bernöwel stand Unter den Linden in Berlin und wies mit dem Stock die Straße entlang. Ein Menschengewimmel vom Brandenburger Tor bis zur Spree, Fahnen, berittene Schutzleute. „Da leidet's nicht mal mehr 'nen alten ehrlichen Schweinezüchter wie mich unter seinem Strohdach! Ich mußt her! Weltgeschichte, meine Herren! Weltgeschichte!"

„Ich glaube nicht!" sagte Achim von Bornim kühl. Er trug ebenso wie Herr von Pfeifendorf-Pfiffel und Baron Treutlingen die ledernen Aktenmappen des Reichstags, aus dem sie kamen, unter dem Arm. Ihre schwarzen Zylinder glänzten in der Helle des kalten, klaren Januartags, ihre dunklen Stadtpaletots waren modisch geschnitten. Auch äußerlich vornehme Leute von der Rechten. Der Bernöweler legte weniger Wert auf solchen Schnickschnack. Sein rundes Bäuchlein verschwand in dem weitfaltigen Biberpelz. Die Pelzmütze saß ihm wie einem alten Kosaken schief auf dem krebsroten Graukopf mit den schlauen Blauäuglein. Er sprach laut und unbekümmert.

„Sie glauben nicht, Bornim? ... Na ja ... Sie genießen ja jetzt die staatsmännische Weisheit in Löffeln in eurer Reichsbude! ... Sie haben schon so was Überlegenes für Ihre Jahre ... Nu, wartet nur, bis euch

Bismarck wieder auf die Hühneraugen tritt. Ich kenn mehr als einen, dem jetzt schon die Heldenseele mit Grundeis geht..."

Der dicke kleine Junker lachte unbesorgt, daß die Geheimräte da drüben, die Offiziere hier mit ihren Damen, die Studenten dort mit Band und Mütze sich nach ihm wandten.

„Ich bin ein schlichter Mann vom Land!... Ich freu mich, daß ich i h n noch einmal seh!... Herrschaften... Es waren doch andere Zeiten als jetzt..." Er schüttelte die geballte Faust in der Richtung nach der Wilhelmstraße. „... jetzt mit diesem Mann ohne Ar und Halm!... Diesem..."

„Keine Volksreden jetzt, Leggien!"

„Kehraus!... Eiserne Besen!... Ein Tritt mit dem Kürassierstiefel, daß die Motten aus den Ministerien fliegen! Le roi me reverra!... Nu denken Sie sich mal den Götterspaß, der Alte kommt noch mal zur Macht... Ich möchte in mancher Königlich Preußischen Haut nicht stecken... Und in mancher anderen auch nicht..."

„So weit sind wir noch lange nicht!"

Der Agrarier klopfte dem um zwei Köpfe größeren jungen Reichsboten neben ihm auf die Schulter: „Also nicht! Der Bornim ist dagegen... Der weiß, daß um Bismarck rum nichts Gescheites wächst... Bei uns daheim gedeiht auch nichts im Schatten. Er will aber prosperieren... der junge Mann: .. Bornim: Sie sind zu ehrgeizig!... Lassen Sie sich doch Zeit..."

„Das tu ich wider Willen!... Fragen Sie mal die Kollegen da! Dreivierteljahre bin ich bald im Reichstag und hab noch nicht einmal reden dürfen!"

„Dafür toben Sie in allen Kommissionen, hab ich mir sagen lassen!... Wie geht's denn der Frau Gemahlin? Auch mal in Berlin?"

„Ich bin hier chronischer Strohwitwer!"

„Was treiben Sie denn da so den ganzen Tag?"

„Sie haben's ja selbst gesagt: ich ochse vom Morgen bis zum Abend!"

Der dicke kleine Junker faltete die Hände.

„Er wird euch noch allen übern Kopf wachsen!" sprach er beinah andächtig. „Euer Enfant terrible wird er werden!... Na... mich geht's nichts an!... Ich sag euch Herren nur: Wenn's nicht bald besser wird mit unserer Notlage, dann kommen wir nach Berlin marschiert mit Mistforken und Dreschflegeln!... Sturm auf die Burgstraße!... Dann könnt ihr was erleben!... Das wird unser Herrgott in seiner unerschöpflichen Güte nicht mehr lange mit ansehen, daß mich das Kilo Schweinefleisch Lebendgewicht auf 61 Pfennig Gestehungskosten kommt und... oh... gehorsamsten guten Morgen, gnädige Frau!"

Er blickte mit den anderen Herren der schlanken, verschleierten Gestalt nach, die sich, von der Wilhelmstraße kommend, eilig ihren Weg durch die Massen der Harrenden die Linden aufwärts bahnte, und meinte tiefsinnig: „Lauckardt ist gar kein Mann für so 'ne schöne Frau... Wie meinen Sie, Herr von Treutlingen?... Jawohl... Frau Lauckardt! Der Mann ist unsere goldene Henne!.. Wenn i c h zahlen soll, dann schrei ich! Aber dem tut man noch 'nen Gefallen, wenn man ihn hochnimmt! Ihr müßt auch alle 'n bißchen nett zu ihm sein, Bornim!... Sonst geht er uns noch durch die Lappen und zieht ganz nach Berlin!... Na... Morgen!..."

Er stapfte, dem Türhüter leutselig zuwinkend, durch das Portal der russischen Botschaft. Achim von Bornim fuhr aus seinen Gedanken auf.

„Wie, Treutlingen?... Zu Ihnen ans Fenster ins Hotel Royal?... Danke schön!... Ich will das Gedrängele bei Ihnen nicht noch vergrößern! Ich mische mich hier unter das Volk!"

Er ging langsam allein weiter nach dem Schloß. Oder vielmehr, er wurde von der Menschenmenge geschoben, hin und her gepreßt wie ohne Willen und doch mit dem Ziel nach vorn. Er sah den Festputz der Linden. Der galt Kaisers Geburtstag morgen. War wie jedes Jahr. Das große Kreuz der Ehrenlegion vor der französischen Botschaft, der Fahnenschmuck des Redernschen Palais, so ging das hinauf bis zu der Beleuchtung in der Breiten Straße, aber alles erst halbfertig, noch mitten im Hämmern und Hängen. Es kümmerte die Menschen unten nicht. Die standen zehngliedrig an der Bordschwelle und warteten auf Bismarck. Ein schmaler Raum dahinter längs der Häuserwand. Da konnte man zur Not weiter. Warum eigentlich weiter? Und doch immer vorwärts!... Bis zum Café Bauer. Aber dahinter stockte und staute es sich, prallte in einem Stoß rückwärts als Anzeichen der Absperrungen weiter oben... Ein Gequetsche... Ein paar Damen schrien schon... Dahinten stand eine ... mitten in der Menge... die, der er beinah wider Willen und Wissen bis hierher nachgegangen war...

Ilse Lauckardt war etwa zehn Schritte von ihm in einem Menschenknäuel. Sie schaute ungeduldig nach vorn, als ob sie da etwas erwartete, an den Häusern hinauf. Dann zuckte sie die Achseln und versuchte, sich nach rückwärts den Weg freizumachen. Es glückte nicht. Sie gab es auf und blieb ratlos stehen, ihr dunkler Kopf hob sich aus dem Gewühl. Er bahnte sich eine Gasse zu ihr und grüßte sie.

„So können Sie doch hier nicht bleiben, gnädige Frau!... Sind Sie denn allein?"

„Ich sollte mich mit meinem Mann hier vor dem Bankgebäude treffen! ... Ich bin kaum 'ne Viertelstunde zu spät gekommen!... Ich ahnte ja nicht, daß es so toll werden würde..."

Hinter den ebenerdigen großen Scheiben des Bankhauses war alles schwarz von Menschen.

„Kennen Sie denn da niemand?"

„Nein! Und mein Mann läuft nun hier irgendwo in der Nähe rum und sucht mich!"

„Vor allem hier raus!... So ... Und bitte Ihren Arm!... Ja nun... das hilft nichts! Ohne das werden wir gleich getrennt..."

Es war das erstemal seit Jahren, daß sie sich berührten. Die Menschenwellen quetschten wider sie, preßten sie eng aneinander. Sie kämpften dagegen, arbeiteten sich durch...

„Uff!"

Er ließ ihren Arm los. Beide atmeten auf. Sie standen im Eingang der Passage. Hier war es schon

lichter. Man konnte sich regen. Ilse Lauckardt nickte flüchtig.

„Danke! ... Ich geh jetzt über die Friedrichstraße nach Hause!“

„Und Bismarck?“

„Den seh ich eben nicht! Adieu!“

Er beachtete ihren Abschied nicht.

„Zu komisch!“ sagte er. „Da sieht man sich nun immerwährend in Berlin. Seit Monaten. Läuft täglich aneinander vorbei. Kein Wunder, wo Sie an der Ecke der Voßstraße wohnen und ich gegenüber im Hotel und viermal täglich über den Wilhelmplatz in den Reichstag muß...“

Sie antwortete nichts. Er stand vor ihr und schaute ihr in das verschleierte schmale Antlitz.

„Wissen Sie, daß Sie sich verändert haben? Es fällt mir jedesmal auf, wenn wir uns auf der Straße treffen. Sie sehen viel ernster aus als früher!“

„Nochmals: Adieu!“

Er hielt die Fingerspitzen fest, die sie ihm flüchtig reichte. Dabei sagte er plötzlich halblaut: „Warum hassen Sie mich eigentlich?“

„Ich Sie?“

„Ja. Immer noch!“

„Ich denke nicht daran!“

„Ich weiß es doch! Ich seh es jedesmal, wenn ich Ihnen durch Zufall begegne“ ...

„Wenn Sie mir begegnen wollen! ... Glauben Sie, ich merkte das nicht?“

Er schwieg. Dann brach er wieder los.

„Also kurz und gut: Sie hassen mich!“

„Nehmen Sie sich doch zusammen! Sie fallen ja auf!“

„Und das dürfen Sie nicht! Das will ich nicht! Das halt ich nicht aus! ... Davon müssen Sie mich endlich befreien!“

„Bitte, lassen Sie vor allem meine Hand los, Herr von Bornim!“

„Ach, Herr von Bornim! ... Herr von Bornim! ... Nennen Sie mich bloß nicht so! Es ist ja lächerlich“...

„Es ist so, wie Sie's gewollt haben.... Also ich krieg meine Hand schon frei, wenn ich will ... So! ... Und nun lassen Sie mich gehen!“

„Nein!“

„Herr von Bornim, was fällt Ihnen denn ein, sich vor mich zu stellen?“

„Ich will, daß Sie mir endlich verzeihen und ich das los bin ... Sie haben mir noch nie wirklich verziehen... Es freut Sie, daß ich ein schlechtes Gewissen habe! Das macht mich ja rasend, seit Monaten“...

„Da kann ich Ihnen nicht helfen!“

„Ich hätte nicht bei Ihnen heranreiten sollen — den Herbst — in Wendisch-Wiesche! Von daher kommt's! Bis dahin war's ganz gut. Aber seitdem... Sie müssen mir verzeihen!“...

„Es ist mir gar nicht der Mühe wert, mich auf Lebenzeit in solche Unkosten“ ...

„Aber Sie denken immer noch daran... Wenn Sie an mich denken, denken Sie nur an das!“

Aus der Ferne, von den Linden her, kam ein unbestimmtes Brausen ... schwoll mächtig an ... näherte sich rasch... Bismarck! .. Bismarck! .. Verworrene Stimmen... Hurra .. Hurra! .. Hurra aus tausend Kehlen... Nasse Augen... Flatternde Tücher... Sie standen eng aneinandergepreßt, ohne sich rühren zu können, plötzlich sich und der Stunde entrückt.

„Da! Da!“

Ein Sturm umher . . . ein Wanken der Menschenmauern ... ein Schauer durch die Seelen! Da flatterten die Lanzenfähnchen, donnerten die Hufe, wehte der Federbusch des Leibjägers vom Bock der rasch rollenden geschlossenen Glaskalesche. Hurra! ... Hurra... Es war ein Aufschrei wie einst, aus den großen Tagen, ein Bild aus der eisernen Zeit, beinah nur wie ein Blitzbild so rasch: Im Wagen der Kopf des Prinzen Heinrich, von den Meeren gebräunt, im spitz geschnittenen niederländischen Blondbart, und neben ihm feierlich, ehern das mächtige Haupt mit den gebuschten Brauen, das jeder Deutsche kannte, fast schon wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt ... wie eine Mahnung: Wenn heut ein Geist herniederstiege ...

„Hurra! Hurra!“

Dort, wo der purpurne Adler über dem Hohenzollernschloß flatterte, erwartete der Kaiser seinen einstigen Kanzler. Der Wagen rollte dahin, verschwand unter dem fernen Trommelwirbel der Wachen in den Torbogen der Schloßhöfe, die Massen strömten hinterher, füllten den weiten Platz... Achim und Ilse standen auf einmal frei für sich. Sie waren noch wie in einem Traum.

„Hast du ihn gut gesehen?“

„Ja. Du auch?“

„Warum hat er denn gar nicht gegrüßt?“

„Der Prinz saß doch neben ihm!“

„Aber die Grüße galten doch ihm!“

„Das wußte der Prinz auch! Darum hat er auch nicht gedankt. Keiner. Verstehst du?“

„Und jetzt ist er beim Kaiser! ... Ach Gott! ... sieh nur ... die vielen Menschen! ... Die ganze Schloßfreiheit schwarz ... horch ... was ist denn los?“...

„Sie singen“ ...

Aus der Mitte der Massen vor dem Schloß war es aufgestiegen, schwoll an, wurde tausendstimmig wie der Choral von Leuthen:

> „Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
> Wie Schwerterklang und Wogenprall“ . . .

Noch einmal der Geist von Blut und Eisen über dem Gold der Gegenwart. Ilse Lauckardt hörte andächtig zu. Beide hatten, mitgerissen von der Erregung des Augenblicks, es gar nicht bemerkt, daß sie unwillkürlich zu einander „Du“ sagten. Das war wie ein Nachhall von einst. Sie sahen sich plötzlich erschrocken an und wurden stumm. Und Ilse blaß. Hart im Gesicht. Auf einmal sagte sie unvermittelt: „Heute sind's auf den Tag vier Jahre!“

Er war verblüfft. Er entsann sich nicht gleich: „Was denn?“

„Heute vor vier Jahren ist der Brief in Sommerwerk geschrieben worden, den ich noch hab ... und den ich mir aufheb — als Warnung, daß einem das nur einmal im Leben geschehen darf: der Absagebrief an mich“ . . . .

Er zuckte zusammen. Es kam kein Wort über seine Lippen.

„Der Brief hat mich ins Leben hinausgestoßen ... mitten ins Leben, wo's am buntesten ist ... mich, einen unerfahrenen, heißblütigen, hübschen Balg von kaum Zwanzig“...

„Ilse . . .“

„Mein Vater flüchtig, meine Mutter tot, keinen Groschen Geld, kein Mensch, der sich meiner annahm . . . Du warst mein einziger Halt . . . und hast mich ins Wasser gestoßen, ungefähr wie man junge Katzen ersäuft . . .“

„Ich hab nicht gewußt, was ich . . .“

„Ich bin ja durchgekommen. Ich geh in Samt und Seide, hab Gut und Geld, alles. Und ich bin in Ehren durchgekommen! Es muß doch etwas in mir gewesen sein, trotz meines Leichtsinns, das mich aufrecht gehalten hat! Vielleicht warst du's, weil ich gerade an dir genug erlebt hab, um keine Lust zu mehr zu haben!“

„Ilse . . .“

„Aber daß ich nicht hinter der Hecke verdorben und gestorben bin — dein Verdienst ist's wahrlich nicht! . . . Und dann klagst du, daß ich dich hasse! . . . Aber ich tu's gar nicht! . . . Was hilft's denn . . . jetzt . . . hinterher . . .?“

Er schwieg. Er wußte nichts mehr.

„Ich bin auch sonst gar nicht so, daß ich große Worte mach! Oder überhaupt viel Wesens von mir mach! Dafür kennst du mich! . . . Ich richt mich rasch wieder auf, wenn's mir gut geht! . . . Aber sagen wollt ich es dir doch einmal. Denn ich glaube, du hast dir das nie ganz klargemacht.“ . . .

„Die meisten Menschen sind nur aus Gedankenlosigkeit schlecht, Ilse!“

„Und nun finde dich damit ab, wie du kannst! Mehr kann ich nicht tun!“

„Doch! Mich anhören kannst du! . . . Mußt du! . . .“

„Ich weiß genug!“

„Ich bitte dich!“

„Nein! . . . Jetzt hat es ein Ende! Und von jetzt ab wieder die zehn Schritte Zwischenraum, die sich gehören! Wenn wir es schon nicht vermeiden können, uns irgendwann einmal gegen meinen Willen zu treffen!“

Sie trat zu einem leeren Wagen. Er folgte ihr.

„Ilse! . . . Nur noch ein Wort!“

„Adieu!“

„Ich weich dir nicht von der Seite, bis ich mich nicht hab rechtfertigen dürfen, so gut ich kann! . . . Ich lasse mich nicht einfach wegschicken und ein Haufen Verachtung hinterher! Dazu bin ich nicht der Mann!“

„Kutscher, nach der Voßstraße, Nummer . . .“

„Kutscher, warten Sie noch einen Augenblick . . .“

„Ich will doch mal sehen!“ sagte Ilse halblaut, blaß vor Zorn, „ob mich hier mitten in Berlin, in Gegenwart des Schutzmanns dort drüben, jemand am Wegfahren hindern wird!“

„Ilse!“ rief es von der Ecke der Friedrichstraße her. „Ilse!“

Otto Lauckardt kam heran. Er winkte schon von weitem mit dem Stock.

„Ilse! . . . Wo warst du denn nur? Ich such dich seit einer Stunde wie 'ne Stecknadel!“

„Bei den Menschen! . . . Herr von Bornim half mir zum Glück heraus! . . . Eben wollt ich nach Hause!“

Achim von Bornim lüftete stumm seinen Zylinder. Was würde der drüben nun wohl sagen? . . . Komischer Kerl — der! Der dankte! Gönnerhaft und leutselig. Und offenbar froh, bei dieser Gelegenheit wieder die gelockerten Fäden zu den Granden des Kreises draußen fester zu knüpfen.

„Haben Sie sich auch den historischen Moment mitangesehen, Herr von Bornim? . . . Na — was macht denn die hohe Politik? . . . Ich seh und höre kaum mehr was davon, seit ich meine Winterquartiere hier in Berlin aufgeschlagen hab! Die Unmasse gesellschaftlicher Verpflichtungen — wissen Sie! . . . Man kommt kaum durch. Keine Kleinigkeit, in Berlin ein Haus zu machen! . . . Ich weiß bald nicht mehr, wo mir der Kopf steht vor Besuchen und Gesellschaften! Anders wie da draußen!“

Es klang wie eine Rache an jenen Leuten, die nichts Rechtes von ihm hatten wissen wollen.

Achim von Bornim verzog keine Miene. Er sagte sehr höflich: „Nächstens kann ich Ihnen doch einen Gruß von uns aus dem Plattland nicht ersparen. . . . In Gestalt einer Zeichnungsliste! Dürfen wir auf Sie rechnen?“

„Immer! . . . Immer! . . . Um was handelt es sich denn?“

„Ausbau unserer lokalen Parteiorganisation! Es war ohnedies angeregt, bei dieser Gelegenheit einmal bei Ihnen anzuklopfen, ob Sie vielleicht eine Wahl in den engeren Vorstand annehmen würden?“

Otto Lauckardts Antlitz erhellte sich.

„Zu viel Ehre!“ sprach er aufgeregt. „. . . Wissen Sie was? . . . Haben Sie jetzt etwas vor, Herr von Bornim? Sonst frühstücken Sie doch mit uns und erzählen Sie mir dabei das Nähere“ . . .

Achim von Bornim zögerte eine Sekunde auf der Suche nach einem Verhinderungsgrund.

„Ich zeichne dann gleich mein Scherflein, Herr von Bornim!“

Er war Feuer und Flamme bei der Aussicht, in den engeren Rat des Landadels draußen einzurücken. Neben ihm sagte Ilse: „Quäle doch Herrn von Bornim nicht! Er hat doch wahrhaftig Besseres zu tun!“

Achim hatte schon die Ablehnung auf den Lippen . . . ganz einfach . . . eine Verabredung im Hotel, dem Absteigequartier der Leute von altem Schrot und Korn — da reizten ihn Ilses Worte. . . . Aha! Schickst du mich wieder weg! Ein neuer Zorn. Ungeduld. Kampflust aus alter Schuld heraus!

„Einem Gönner der Partei wie Ihnen darf man nichts abschlagen, Herr Lauckardt!“

„Famos! Sie finden einen kleinen Kreis! Mein Bruder auf der Durchreise . . . Wie immer! . . . Er ist sein Leben lang auf der Durchreise . . . Und noch so ein paar Herren . . .“

Otto Lauckardt glitt flüchtig über diese Leute hinweg, die Geld verdienten, Geld wie Heu. Die Wohnung in der Voßstraße sprach davon. Schwerer, feierlicher Prunk. Der Eßsaal der reine Reitstall. Zwei baumlange Lakaien.

Der Luxus paßte zu Ilse. Sie war darin wie die Orchidee im Treibhaus. Achim von Bornim hatte sie zu Tisch geführt. Aber sie kümmerte sich wenig um ihn, sondern überließ es ihm, ihrem Mann über die Tafel hinweg zu erörtern, daß der bisherige Parteisekretär ein Waschlappen sei und das schlafmützige Kreisblatt aufgemuntert werden müsse. Sie schwatzte und lachte unterdessen laut mit den anderen drei, vier Herren ... Vettern ihres Mannes oder Geschäftsfreunden der Firma Lauckardt ... jedenfalls guten Bekannten. Sonst hätte der Hausherr nicht zu ihnen so herablassend säuerlich sein können ... Es stach grell von der respektvollen Art ab, in der er zu Achim von Bornim sprach.

Der hörte nur halb zu. Ihn interessierten diese anderen Leute am Tisch. Kaufleute. Leute ohne irgendwelchen Rang und Titel, höchstens einmal der eine, der Kleine mit dem schlauen Gesicht, Doktor der Chemie. Und dabei mit einem Selbstgefühl wie die Minister. Früher sagte man in Preußen von einem reichen Mann: „Er hat ein Einkommen wie ein Minister!" Jetzt schienen diesen Herren, nach ihren Gesprächen, zehntausend Taler im Jahr eine Lappalie. So viel bezogen schon ihre Prokuristen.

Natürlich: Kaufleute hatte es immer gegeben. Man hatte auch gehört, daß sie, etwa in Hamburg, groß und mächtig waren. Aber Hamburg lag fern. Hier im preußischen Binnenland, auf dem Marktplatz der Kreisstadt, da war der Kaufmann eben der Mann, der in seinem Gewölbe dienerte, wenn der Gutsbesitzer vorfuhr. So kannte man ihn. Aber dies hier. . . .

„Herr von Bornim schweigt schon wieder!" sagte der Hausherr leutselig und goß ihm ein. „Schweigt und beobachtet. Wie immer. Das ist seine Art. Er ist gefährlich. Hütet euch, Herrschaften. Das ist euer Feind!"

„Wie?" schrie, ohne auf ihn zu achten, sein Bruder, der Chemiker, zu den anderen Großindustriellen. „Lassen Sie mich doch mal aussprechen, Jörissen.... Das ist 'ne verfluchte Art von Ihnen! ... Also ich wollt nur sagen: Wenn wir mehr als drei Millionen bei dem letzten Geschäft verdient haben, will ich auf dem Kopf stehen!"

Nur drei Millionen ... dachte sich Achim von Arnim. Ein Vierteldutzend Rittergüter . . .

„Wieviel Leute streiken denn jetzt bei Ihnen?"

„Neuntausend Mann!" sprach der grauköpfige Generaldirektor Fahrenholtz bedächtig und nahm sich zum zweitenmal von den Forellen. Und dem jungen Großgrundbesitzer drüben ging es durch den Kopf: Neuntausend Männer, beinah eine kriegstarke Division! Ich beschäftige zur Erntezeit höchstens zweihundert. . . .

„Fünfzehn Prozent Dividende verteilen Sie uns dies Jahr? Na ja ... Schicken Sie mir Ihren Reservefonds! Vorsicht ist die Mutter der Porzellanvase ..."

Und drüben, hinter der sonnengebräunten Stirn, wieder ein Vergleich: Fünfzehn Prozent aus Menschenkraft, Kohle und Eisen! ... Wer aus seinem Grund und Boden heutzutage noch zwei Prozent herauswirtschaftet, der versteht sein Handwerk . . . .

Neue Zeiten ... Fremde Mächte ... Das wuchs aus der Erde, die bisher nur geduldig ihr Korn getragen und nun plötzlich Kohle barg. Eine schwielige Faust reckte sich aus dem Boden und schwang den Hammer statt der Sense. Die Luft, durch die sonst nur Gottes Sonnenschein und Regen niedergegangen, verfinsterte sich vom Qualm der Schlote: Millionenwerte stiegen aus Retorte und Mikroskop, aus chemischen Formeln und Hauptbuchtabellen. Es war etwas anderes in Deutschland . . . Geister wurden wach . . . Der Herr aus Sommerwerk sah das plötzlich wie im Blitzlicht. Er hörte es. Er schwieg. Er vergaß diese Stunde nicht. Neben ihm murmelte einer der majestätischen Lakaien mit einem Tablett voll Römer: „Steinberger Cabinet, Schloßabzug 1864."

Das war ein Sinnzeichen. Jedem verständlich. Vor wenigen Tagen erst war der Flügeladjutant mit der berühmten Flasche in Friedrichsruh gewesen. Alle standen auf. Man trank andächtig auf das Wohl des Kanzlers. Dann sagte Herr Jörissen: „Nun wird hoffentlich alles wieder gut!"

Achim von Bornim sprach nichts. Er stand hinter den Kulissen. Er wußte mehr als andere. Ihm war es kein Geheimnis, wer gleichzeitig in Friedrichsruh geweilt und die Flasche Steinberger Cabinet mitausgetrunken. Er wußte: Höflichkeit ist nicht Versöhnung. Ein Besuch noch keine Wiederkehr. Da klopfte Oskar Lauckardt, der Bruder des Hausherrn, ans Glas. Der kleine Chemiker erhob sich.

„Meine Herren! Das war die alte Zeit. Die war groß und schön. Der danken wir. Aber wir wollen nicht bloß in die Vergangenheit schauen, sondern auch in die Gegenwart und Zukunft. Meine Herren . . . und meine Dame! ... Wir können es offen aussprechen. Wir gehen einer Zukunft und einer Blüte des Handels entgegen wie noch nie . . . Meine Herren: Die Zeiten der Hansa kehren wieder! . . . Der deutsche Bürgerstolz ist wach geworden und bleibt es. Und wir arbeiten jeder, wie er kann! Den anwesenden Hausherrn ausgenommen. Aber wir allein schaffen's nicht! . . . Meine Herren: Der Kaiser streckt seine Hand über die Meere! Er baut die Flotte! Er hat es ausgesprochen: ‚Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.' Unsere Zeit steht im Zeichen des Verkehrs! ... Daran wollen wir doch auch denken und dafür danken, grade heute! Denn der heutige Tag ist wie ein Gleichnis. Er ist wie ein Versöhnungstag zwischen der alten und neuen Zeit. So wollen auch wir gewöhnlichen Sterblichen uns vertragen so gut wie die beiden Großen drüben im Schloß! ... Wir dienen doch alle unserem lieben deutschen Vaterland — nicht wahr, Herr von Bornim? Die Verkörperung des Vaterlandes aber ist und bleibt für uns der Kaiser. Auf ihn heb ich jetzt mein Glas!"

Wieder klangen die Römer. Man trank sie stehend bis zur Neige. Als man dann hinüber ins Rauchzimmer ging, sagte der Generaldirektor Fahrenholtz: „Das hab ich gar nicht gewußt, daß du auch ernst sein kannst, Oskar!"

Der kleine Großindustrielle lachte. Er hatte schon wieder den Ausdruck äußerster Schlauheit wie eine Maske vor dem Gesicht.

„Das bin ich auch nur am Sonntagnachmittag!" meinte er, und Herr Jörissen sprach, die Havanna zwischen den Zähnen: „Nach England können wir ihn gar nicht

mehr schicken. Sie wollen mit ihm gar keine Geschäfte mehr machen! Er haut sie zu sehr übers Ohr, sagen sie!"

Da war man nun wieder bei den Geschäften, debattierte um den Rundtisch voll von Zigarrenkisten, Mokkatassen und Likörbechern. Nur der Hausherr lehnte am Fenster und rechnete stirnrunzelnd, mit Bleistift und Papier, die Zahlen für die Parteikasse nach. Achim von Bornim hatte sie ihm aus dem Kopf diktiert. Jetzt überließ er sie seiner Prüfung und trat zu Ilse.

Sie stand mitten im Zimmer. Sie sah ihm fest ins Auge und fragte dann gedämpft: „Was wollen Sie denn eigentlich hier?"

„Warum soll ich denn nun nicht auch mal unter Menschen? . . . Glauben Sie, mein Leben wär so schön? Die halbe Zeit sitz ich hier als Strohwitwer in der Politik. Und wenn ich dann zu mir hinauskomme, dann singen sie da Halleluja und warten auf meine Erweckung. Das geht einem auf die Dauer auch auf die Nerven . . ."

„Ich meine doch natürlich die Prioritäten!" schrie drüben Otto, der Chemiker, in den Widerspruch der anderen Herren. Ilse schaute nervös nach dem Lärm hinüber und setzte sich auf einen der Polstersessel unter dem Kronleuchter. Achim von Bornim nahm neben ihr Platz.

„Zeitlebens hab ich schuften müssen!" sagte er. „Erst auf dem Exerzierplatz, dann auf dem verschuldeten Gut, jetzt im Reichstag. Nie eine Stunde Ruhe!"

„Ja. Wenn jemand zu bedauern ist, dann sind Sie's!"

„Ich bin zufrieden! ... Ich hab allen Grund dazu. Ich hab höllisch was vor mich gebracht für meine Jahre! ... Es ist ja nur ... So ein Gefühl der Vereinsamung kommt manchmal über einen ... Man möchte nur einmal ein gutes Wort hören."

„Herr von Bornim — wann würden denn die Einzahlungen erfolgen müssen?" rief Otto Lauckardt von seinen Papieren am Fenster herüber.

„Wann es Ihnen beliebt! Geld ist jederzeit willkommen!"

Achim wandte den Kopf zu der jungen Frau.

„Was machen Sie denn nur für ein Gesicht?" sagte er. „Wir sind uns doch keiner Schuld bewußt. Daß zwei sich nicht heiraten konnten, weil die äußeren Umstände dagegen waren — lieber Gott — Wir waren die ersten nicht und werden nicht die letzten gewesen sein. Das kommt leider oft genug vor in dieser ungerechten Welt. Da ist doch nichts daran. Das wußte doch auch jeder. Auch Ihr Gatte. Lange, bevor er um Sie warb. Durch mich selbst. Wir trafen uns einmal zufällig abends in Berlin. Da fragte er mich, und ich sagte ihm einfach die Sache, wie sie war . . ."

„Otto — was sind denn das für Festrüben? Hast du denn keine leichteren Zigarren?"

„Nebenan auf dem Schreibtisch, Oskar!" erwiderte Otto Lauckardt, ohne von seinen Blättern aufzusehen.

„Und wenn sich nun zwei Menschen so von klein an kennen wie wir beide und als Nachbarskinder aufgewachsen sind und man sich so nahegestanden hat wie wir, und es ist doch schon lange vorbei, warum kann man da nicht wenigstens Freund miteinander sein? Dann hat man doch w a s ! Es würde mich von so vielem befreien, wenn ich wüßte, daß wir wieder Freunde sind — auch von diesem Druck der Vereinsamung! Sie glauben gar nicht, wie verlassen ich mich manchmal fühle."

„Sie haben Freunde genug!"

„Ach, Freundschaft unter Männern! Man hat gemeinsame Interessen, oder man haut sich! Letzteres ist mir fast noch lieber. Ich bin ja als Klopffechter engagiert. Ich würde schön ausgelacht, wenn ich unter dieser rauhen Schale auch noch ein menschliches Herz offenbaren wollte. So haben die Leutchen nicht gewettet, als sie mich ins Vordertreffen schickten!"

„Sie haben daheim Frau, Mutter und Tochter! Was wollen Sie denn eigentlich noch?"

„Nur ab und zu ein paar Worte mit Ihnen reden dürfen wie jetzt! Ich hab solch eine Sehnsucht danach!"

„Also hören Sie!" sagte Ilse. „Sie sind heute hier! Das hab ich nicht hindern können. Aber Sie kommen nicht mehr! Das weiß ich, und das will ich!"

(Fortsetzung folgt.)

Kaviar und Austern.

Von A. Oskar Klaußmann.

Berlin ist die größte Kaviarstadt der Welt. Zeitweise lagern in den Berliner Kühlhäusern für 10 Millionen Mark Kaviar, und es gibt einzelne Kaviargeschäfte in Berlin, die 3 bis 4 Millionen Mark jährlich umsetzen. Berlin hat nicht nur den größten Kaviarkonsum, sondern auch den größten Kaviarhandel der Welt, abgesehen natürlich von den russischen Großstädten, in denen der Kaviar vertrieben wird. Drei Viertel des Exports von Kaviar aus Rußland bleibt in Deutschland, das außerdem selbst noch den sogenannten Elbkaviar an der Nordseeküste und am unteren Lauf der Elbe erzeugt. Dieser Elbkaviar stammt zumeist vom Stör, zum Teil von minderwertigen Fischen. Mit diesem Elbkaviar betreibt Deutschland selbst einen bedeutenden Export.

Der fremde Kaviar kommt nach Deutschland und Berlin fast ausnahmslos aus Rußland. Es gibt auch noch amerikanischen Kaviar, der aus dem Alaska- und dem Oregon-Gebiet stammt. Da dieser Kaviar aber meist sehr salzig und sauer ist, findet er in Deutschland wenig Anklang. Der aus Rußland kommende Kaviar ist sogenannter körniger oder flüssiger und stammt vom Stör, vom Hausen und vom Sterlet. (Es sei erwähnt, daß die chemische Zusammensetzung des russischen, des Elbkaviars und des amerikanischen Kaviars genau die gleiche ist, und doch ist der Geschmack und dadurch der Preis der verschiedenen Kaviarsorten ein so außerordentlich verschiedener.) Aus Rußland wurden in Deutschland eingeführt im Jahre 1895: 3973 Doppelzentner à 100 Kilo Kaviar im Werte von 4 117 000 Mark. 1896 waren es 4026 Doppelzentner im Werte von 4 367 000 Mark; 1897: 4314 Doppelzentner im Werte von 5 609 000 Mark. Im Jahre 1910 wurden nur 3602 Doppelzentner eingeführt,

die aber einen Wert von 8 602 000 Mark hatten. Die Quantität des Kaviars hatte sich also etwas verringert, die Qualität aber bedeutend gebessert. 1911 wurden eingeführt: 3953 Doppelzentner russischen Kaviars im Werte von 9 440 000 Mark. (Die Zahlen von 1912 halten sich auf der gleichen Höhe wie die von 1911, stehen aber noch nicht fest.)

In den letzten Jahren hat sich im Geschmack des deutschen Publikums, besonders der Berliner, eine Wandlung vollzogen. Nachdem der vom Hausen stammende großkörnige Malossol lange Zeit für das Ideal der Feinschmecker gegolten hatte, wurde in den letzten Jahren mehr und mehr der kleinkörnige Stör-Parnaja-Kaviar bevorzugt. Besonders im Sommer wird die letztere Art mit stärkerer Salzung in Deutschland, speziell in Berlin, eingeführt.

Der gute Kaviar kommt in Blechdosen von 1½ Kilo Inhalt zu uns. 54 solcher Blechdosen werden mit Eis in ein großes Faß gepackt. Geringere Sorten Kaviar werden lose in Fässern von ungefähr 80 Kilo Inhalt eingeführt. Unter den oben angegebenen Zahlen der Einfuhr sind nicht die Mengen Kaviar einbegriffen, die unter Zollverschluß durch Berlin nach Frankreich und Amerika gehen. Denn auch Nordamerika bezieht den Kaviar über Berlin und gern durch Berliner Händler, weil diese solider sind als einzelne russische Kaviarhändler.

Die Ausfuhr von Kaviar aus Deutschland betrug im Jahr 1910: 3505 Doppelzentner im Werte von 279,000 Mark; im Jahr 1911: 4615 Doppelzentner im Werte von 327 000 Mark. Diese geringen Wertzahlen, die bei ungefähr gleichen Quanten des russischen Importes noch nicht 1/25 des Wertes des russischen Kaviars betrugen, beweisen, daß es sich um minderwertige Ware, also um Elbkaviar handelt. Diese großen Quantitäten minderwertigen Kaviars gehen aus Deutschland zum allergrößten Teil nach Frankreich.

Guter Kaviar darf gar keinen Geruch haben. Nach Handelsusance kann man beim Einkauf von Kaviar verlangen, daß er weder sauer noch ranzig oder schimmlig ist, nicht unangenehm faulig riecht oder sich in Gärung befindet. Die Eier in der Größe von 2,5 bis 3,5 Millimeter Durchmesser dürfen weder eingeschrumpft sein noch zerfließen, auch nicht schmierig sein. Eine bestimmte Farbe ist beim Kaviar nicht vorgeschrieben; sie kann von dunkelgrau bis schwarz gehen.

Die Haupttransporte Kaviars kommen nach Deutschland bzw. Berlin in den Monaten April, Mai und Juni. Diese Sendungen sind das Resultat des Frühjahrsfanges auf der Wolga. Die Witterung spielt hier eine große Rolle, auch bei der Preisfestsetzung dieser Delikatesse. Ist der Winter in Rußland streng, dauert die Kälte lange an, so währt der Fang der Hausen, Störe und Sterlete nur eine verhältnismäßig kurze Zeit, und die Ausbeute ist gering; dann steigen die Preise außerordentlich. Ohne Zoll, der bis 300 Mark für den Doppelzentner beträgt, schwanken dann die Kaviarpreise zwischen 36 und 54 für das Kilo. Trotzdem jetzt den ganzen Sommer über Kaviar gegessen wird, ist der Konsum in den Sommermonaten gering gegen den der Wintermonate. Es müssen also die großen Mengen Kaviar, die gerade im April, Mai und Juni nach Deutschland bzw. Berlin kommen, durch die bekannten Mittel der modernen Konservierung über den Sommer gebracht werden, um dann im nächsten Winter erst zum Verkauf zu gelangen.

Man glaubt wohl allgemein, daß sich der Konsum von Austern und Kaviar in Deutschland ungefähr die Wage hält. Wenn es sich um die Berechnung des Wertes handelt, steht aber der Austernimport weit hinter dem Kaviarimport zurück. Wir beziehen in Deutschland die besten Austern aus England, und zwar die sogenannten Natives, die auf den Austernbänken von Whitestable und Colchester gebrochen werden. Der Hauptstapelplatz von englischen Austern für den Kontinent ist Ostende. Die holländischen Austern sind etwas größer als die Natives, die in den letzten Jahren nicht gut geraten waren. Dagegen haben die sehr heißen Sommer, die wir in der letzten Zeit zu verzeichnen hatten, den holländischen und holsteinischen Austern außerordentlich wohl getan. Nicht nur die reifen Austern waren gut geraten, sondern es war auch die Brut durch das heiße Wetter derartig gestärkt worden, daß auch für die nächsten Jahre gute Austern zu erwarten sind. Als „holländische Austern" gelten bei uns auch die belgischen. Die holsteinischen Austern sind noch größer als die holländischen und heißen gewöhnlich Nordsee-Austern. Es ist merkwürdig, daß man die Austern in allen Meeren der Welt findet, nur nicht in der Ostsee. Von Borkum kommt auch noch eine sogenannte Fischauster in den Handel, die fischig schmeckt und daher wenig Liebhaber findet. Auch die amerikanische Auster, die frisch und als Konserve nach Deutschland kommt, hat sich noch wenig eingeführt.

Die Einfuhrzahlen für Austern (englische und holländische) sind für 1910: 9659 Doppelzentner im Werte von 661 000 Mark; für 1911: 10 293 Doppelzentner im Werte von 700 000 Mark. Außer diesen Austern verzehren wir aber, wie bereits erwähnt, auch noch holsteinische und Fischaustern sowie hin und wieder Amerikaner. Die Ausfuhr von Austern aus Deutschland ist sehr gering; sie betrug im Jahr 1910 nur 79, im Jahr 1911 168 Doppelzentner, und die ganze Ausfuhr ging nach Dänemark. Gehandelt wird die englische Auster in Achteltönnen zu 300 Stück, die holländische und Nordsee-Auster dagegen nach 1000 Stück.

Während der Zeit ihrer Fortpflanzung vom Mai bis August sind die Austern wenig schmackhaft, ja sie sollen giftig sein. Um die Austernbänke zu schonen, ist der Verkauf während der Zeit vom Mai bis August in Deutschland gesetzlich verboten.

Die eßbare Auster soll nicht unter drei und nicht über fünf Jahre alt sein. Man erkennt das Alter der Auster daran, daß sich an der stärker gewölbten Schale die Anzahl der blättrigen Schichten jährlich um eine vermehrt. Vier Ränder um die ursprüngliche Schale herum bedeuten also ein Alter von fünf Jahren.

Gute und frische Austern schließen die Schalen sofort, nachdem man sie aus dem Wasser genommen hat. Die zum Verzehren geöffnete Auster hat eine bläuliche Farbe. Wenn die Austern tot aus dem Wasser gezogen werden oder unterwegs sterben, klaffen die Schalen auseinander. Die tote Auster riecht schlecht und hat auf der inneren Schalenseite häufig einen schwarzen Ring. Das Fehlen dieses Warnungzeichens bedeutet aber nicht etwa, daß die Auster frisch sei; denn dieser Ring kommt meist, aber doch nicht immer vor. Tote Austern zersetzen sich außerordentlich schnell; sie sind gesundheitschädlich, ja giftig, und der Genuß einer einzigen solchen Auster kann den Tod eines Menschen herbeiführen. Die Furcht vor Austernvergiftung ist jedoch unbegründet, wenn man die Austern in großen, gutgehenden Restaurants ißt, in denen

man beim Sortieren und Oeffnen der Austern besondere Sorgfalt anwendet. Manche Auster, die recht unansehnlich, ja verdächtig aussieht, ist keineswegs giftig, wird aber besser nicht zum Rohessen, sondern zum Kochen verwendet. Auch die deutsche Küche kennt eine Menge von gekochten Austerngerichten; ebenso werden die gekochten Austern zum Garnieren verschiedener Speisen verwendet.

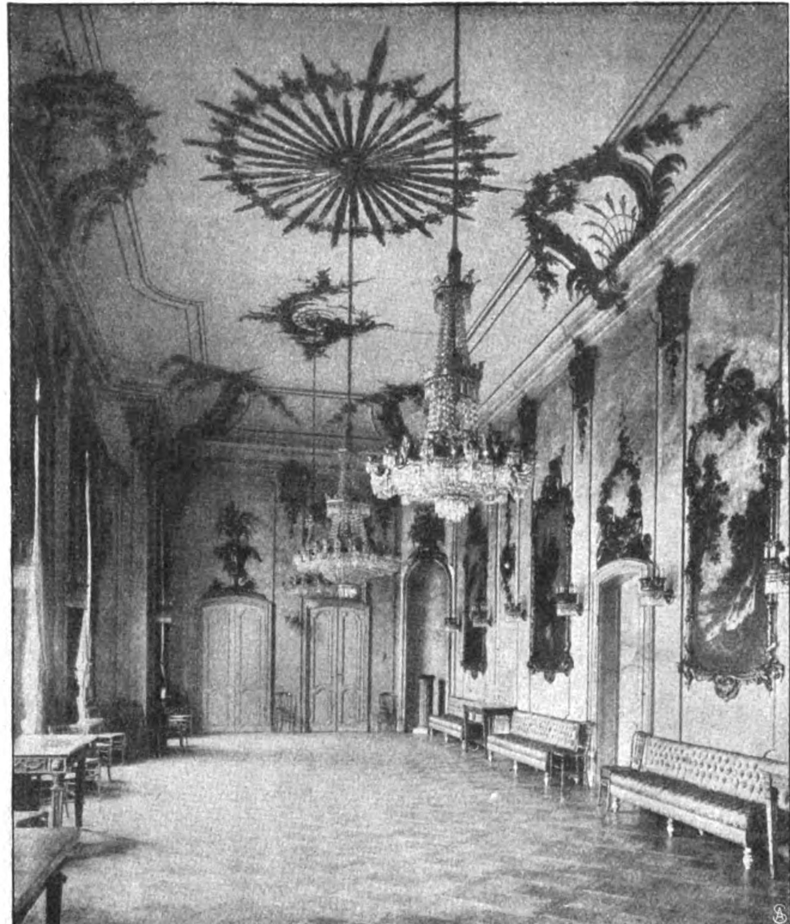
Gegen andere Staaten ist der Konsum von Austern in Deutschland immer noch verhältnismäßig gering. London verzehrt jährlich ungefähr 500 Millionen Austern, und der Konsum von ganz England bewertet sich weit über 100 Millionen Mark. Ebenso ist in Paris und in den Großstädten der Vereinigten Staaten der Austernverbrauch bedeutend größer als in Berlin.

Die russische Botschaft in Berlin.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Wer vom Brandenburger Tor kommt, den Pariser Platz überschreitet und Unter den Linden dem Königlichen Schloß zustrebt, erblickt zur Rechten inmitten der großen Hotelbauten mit ihren modernen Fassaden ein palaisartiges Gebäude, das in stiller Vornehmheit neben der Riesenkuppel des Nachbarhauses ruht. Inmitten der Wein- und Bierrestaurants, der Kino- und Spezialitätentheater mit den rastlos flimmernden, in allen Farben leuchtenden Aufschriften, neben den gleißenden, funkelnden Schaufensterauslagen und den bunten Riesen-

Der russische Botschafter in Berlin, Exzellenz von Swerbejew, mit seinem ältesten Sohn.



Der Rokokosaal.

ten des friderizianischen Hofes umfaßte. Man trieb Musik und führte philosophische Gespräche, wie der große König es liebte, und wie die Glieder seines Hofes es gewöhnt waren.

Einige Zeit nach dem Tode der Prinzessin erwarb die Herzogin Dorothea von Kurland, geb. Gräfin Medem, das Palais, jene entthronte Fürstin, die ihre Heimat verließ, weil Katharina II. Kurland als russische Provinz ihrem Reich eingliederte und die Regierung einem russischen Gouverneur übergab. Sie war eine Schwester der berühmten Elisa von der Recke, die damals in literarischen Kreisen viel Beachtung fand. Auch die Herzogin war eine geistreiche und gebildete Frau, und zu ihrer Zeit war das Palais nicht nur ein Mittelpunkt der deutsch-russischen Gesellschaft, die schon damals Berlin gern zum Aufenthaltsort erwählte, sondern auch manch berühmter Künstler, manche literarische Größe ging dort aus und ein.

1740—41 wurde es einem großen Umbau unterzogen. Eduard von Knoblauch, der Erbauer klassizistischer

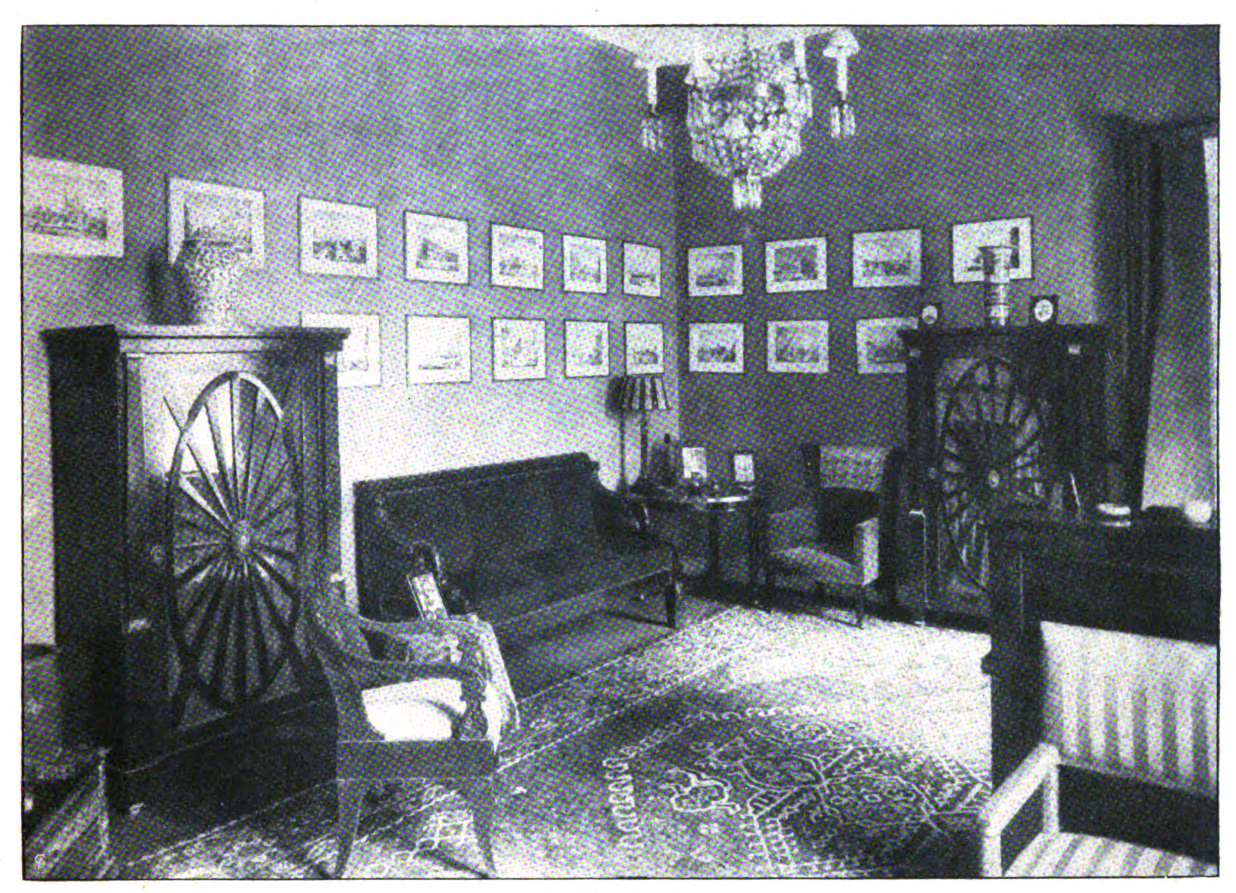


Das Arbeitzimmer des Botschafters.

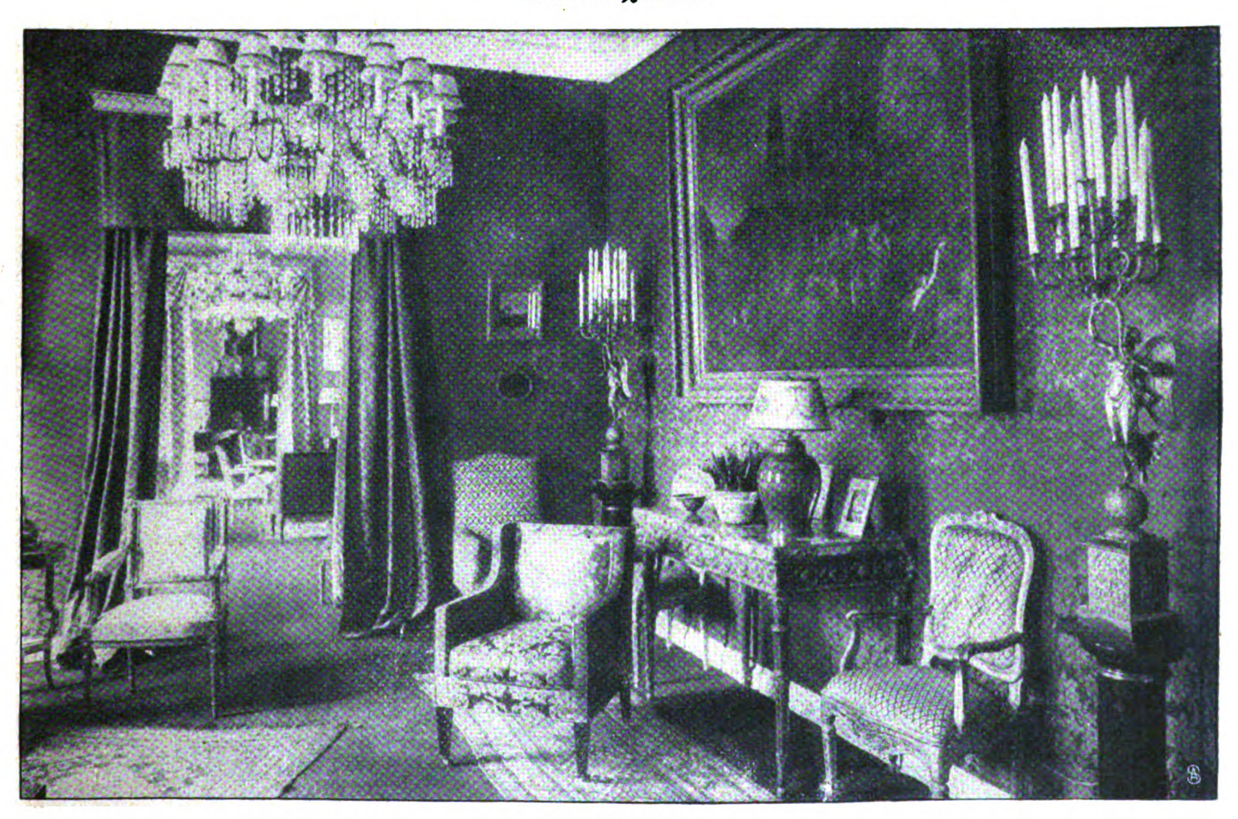
plakaten — in der ganzen, durch das moderne Leben geschaffenen Umgebung wirkt es hier doppelt stilvoll und aristokratisch. Am Dachfirst prangt auf goldenem Schild der russische Doppeladler, flattert an hohen Festtagen die weißblaurote Fahne des befreundeten Zarenreichs. Es ist die russische Botschaft.

Ein Stück des alten Berlin lebt noch in diesem Palais fort — jenes Berlin, das zur Zeit Friedrichs des Großen zu entstehen begann, und das noch heute den baulich wertvollsten Teil unserer Hauptstadt bildet. Dem Brandenburger Tor, der Universität und den Schinkelbauten gesellt es sich zu mit seiner streng gegliederten Fassade und der einfachen horizontalen Giebellinie. Dem Beschauer, der die Linden entlang geht, fällt es unwillkürlich ins Auge. Wenn seine jetzige Gestalt ihm auch erst später verliehen wurde, so scheint doch noch ein Hauch altpreußischen Geistes über ihm zu liegen.

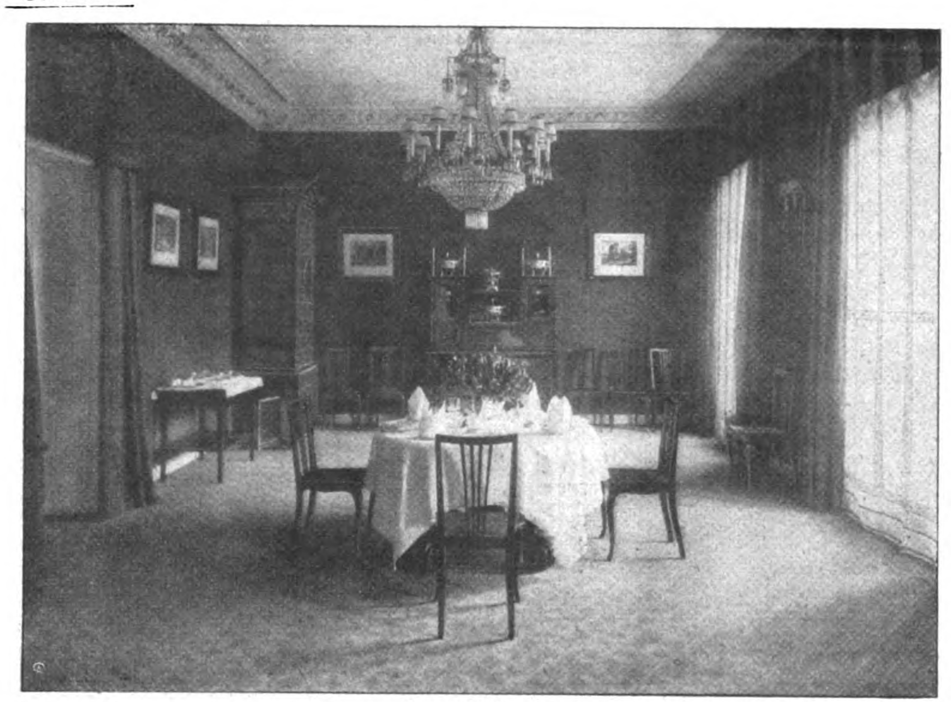
Amalie, die jüngste Schwester Friedrichs des Großen, hat hier einst gewohnt, und jahrelang hielt der Wagen des Königs täglich vor dem Portal. Denn er pflegte seiner Lieblingschwester täglich einen Besuch abzustatten. Oft sammelte sich um die Prinzessin ein glänzender Kreis, der sowohl die Glieder der königlichen Familie als auch die Diplomaten und Gelehr-



Das Rauchzimmer.



Der rote Salon.



Das Speisezimmer.

falls in Athen wirkenden Barons Wangenheim zum Botschafter in Konstantinopel erfolgte im Juni 1912 seine Berufung nach Berlin.

Ssergei Nikolajewitsch von Swerbejew steht im 52. Lebensjahr. Seine Gemahlin, eine geborene Besobrasow, weilt zurzeit in Rußland, wo sie die Erziehung ihrer Söhne leitet. Die drei jüngsten besuchen noch das Gymnasium, der älteste, der 22 Jahre alt ist, hat bereits die Universität bezogen. Die Ferienzeit, die bekanntlich nach russischem Stil bis Ende Januar unserer Zeitrechnung dauert, hat er soeben in Berlin verbracht. Im Zentrum Rußlands, in den Gouvernements Orel und Tambow, besitzt Herr von Swerbejew mehrere Güter, auf denen er im Sommer mit seiner Familie regelmäßig einen längeren Urlaub zu verbringen pflegt.

Während Frau von Swerbejews Abwesenheit macht entweder Frau von Botkin, die Gemahlin des Ersten Botschaftssekretärs, oder Frau von Hamm, die Gemahlin des russischen Generalkonsuls, die Honneurs der Botschaft bei Damenempfängen; letztere empfing in diesem Jahr auch die Neujahrswünsche der russischen Kolonie.

Fassaden und geschickte Nachahmer des Schinkelstils, hat hier sein Meisterwerk vollführt, indem er dem Bau architektonische Einheit und einen den historischen Berliner Bauten angepaßten Stil zu verleihen wußte. Ende der vierziger Jahre wurde es von der russischen Regierung angekauft und zur russischen Botschaft bestimmt.

Seit dem September 1912 wird das Palais von dem nach dem Tod des Grafen Osten-Sacken zum Vertreter des russischen Zaren in Berlin ernannten Botschafter Exzellenz Ssergei Nikolajewitsch von Swerbejew bewohnt. Exzellenz von Swerbejew ist ein langjähriger Kenner deutschen Wesens. Hat er doch den größten Teil seiner diplomatischen Karriere auf deutschem Boden zurückgelegt.

Volle zehn Jahre hat er in Wien geweilt, wo er als Erster Sekretär in die russische Botschaft eintrat und bis zum Ersten Botschaftsrat aufstieg. Als Vertreter des erkrankten Fürsten Urussow hat er dort 1908 bei der Lösung der bosnischen Frage diplomatisch Hervorragendes geleistet. Nach einer Zwischenstation von zweieinhalb Jahren in München ging er 1910 als russischer Gesandter nach Athen. Fast gleichzeitig mit der Ernennung des gleich-



Das grüne Zimmer.

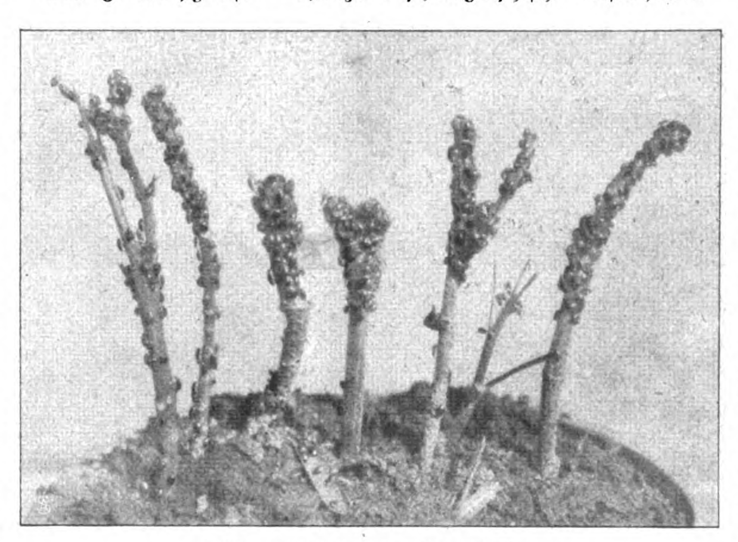
Exzellenz von Swerbejew hat wieder die unteren Räume des Palais bezogen, in denen einst Graf Schuwalow gewohnt hat, während Graf von der Osten-Sacken aus Rücksicht auf die Gesundheit seiner Gemahlin das erste Stockwerk bewohnte Mit schwerem Purpurdamast bezogene Mahagonimöbel, kunstvolle Empireuhren und Kandelaber zieren die Gemächer, die infolge des gediegenen Reichtums der Einrichtung einen überaus wirksamen und prächtigen Eindruck machen.

Die Gesellschaftsräume gehören zu den größten, die überhaupt in einem Botschaftspalais existieren. Hat doch Graf von der Osten-Sacken einmal ein Souper von 600 Personen gegeben, wobei nicht einmal alle Säle in Anspruch genommen wurden, sondern zwei noch frei blieben. Wenn die nach den Linden zu belegenen Räume in hellem Lichterglanz erstrahlen, gewähren sie einen überwältigend reichen Anblick, einen Anblick, würdig des großen Reiches, das hier vertreten wird.

Der Nutzen des Marienkäfers.

Von F. Wichgraf. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Was nicht alles aus einem Käfer werden kann, wenn man ihn nur richtig zu nehmen weiß! — Populär war das Marienkäferchen ja immer — daß es aber jemals zu einem wuchtigen Faktor im Staatshaushalt werden könnte, dessen Tätigkeit mit Millionenwerten als Ertrag rechnen darf, das hat es wohl in seinen kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt. Natürlich kommt die Kunde von diesem so merkwürdigen wie großartigen Entwicklungsvermögen eines bisher so bescheidenen Geschöpfes aus Amerika, dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Daß die Nachricht aber diesmal kein „Bluff" ist, verbürgt eine offizielle wissenschaftliche Zeitschrift: die monatlichen Veröffentlichungen des Kalifornischen Insekteninstitutes, die gleichzeitig einen ausführlichen Bericht über den ganzen Vorgang bringt, so daß an der



1. Die Geselligkeit der Marienkäfer.



2. Zwei Sammler von Marienkäfern in Kalifornien.

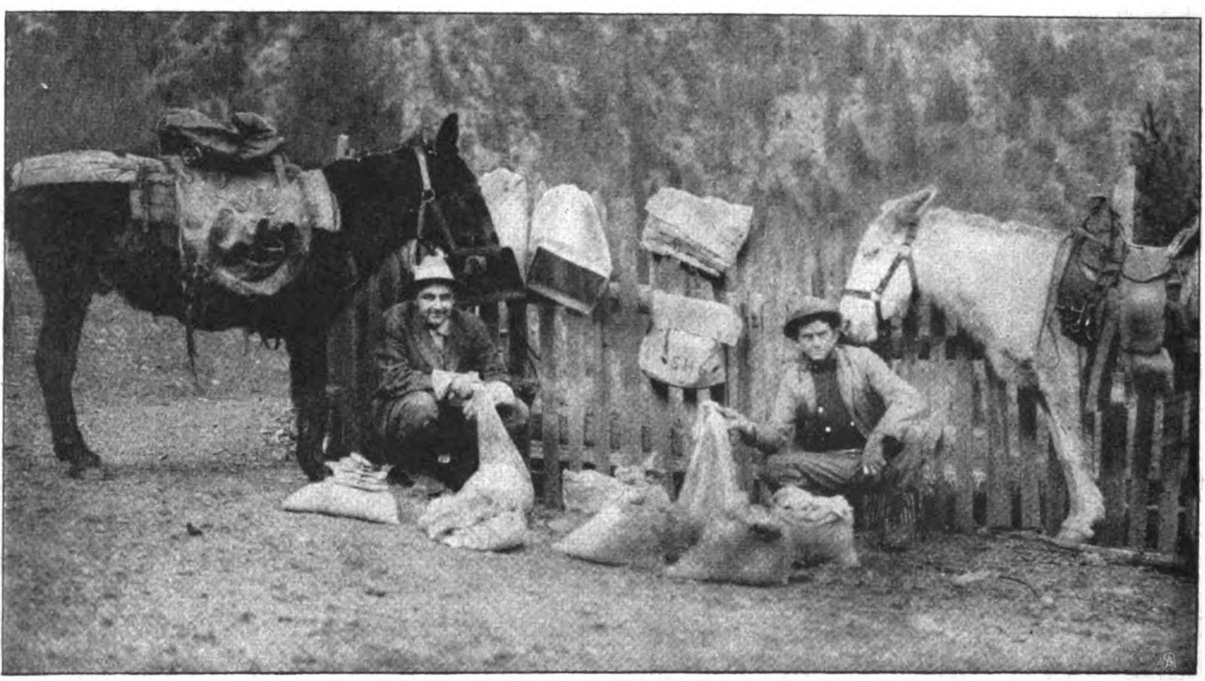


anfangs so seltsam und unglaublich klingenden Tatsache nicht im mindesten zu zweifeln ist.

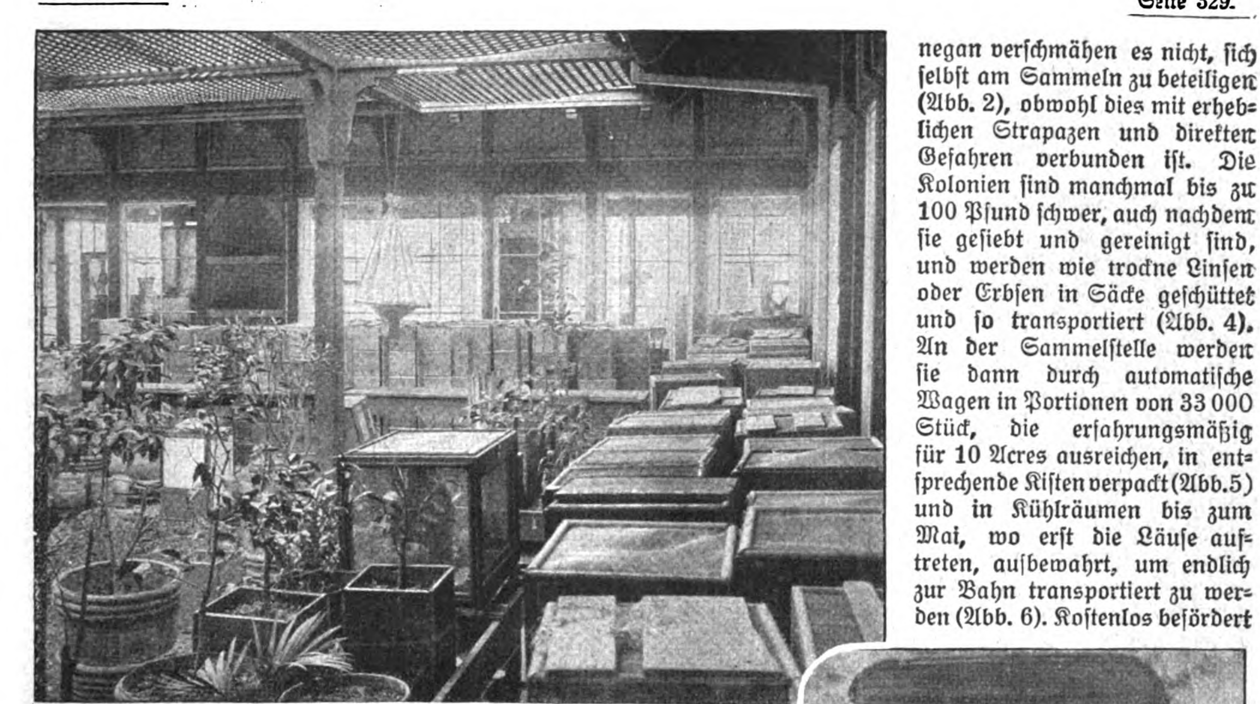
Drüben wird seit Jahren ein außerordentlich verdienstvoller zäher Kampf gegen alle möglichen Kulturschädlinge von seiten der Gelehrten mit sehr ausgiebiger Unterstützung des Staats geführt, von dessen Resultaten erst kürzlich durch einen ausführlichen Bericht des entomologischen Bureaus in Washington der überraschten Mitwelt die erste Mitteilung gemacht wurde. Aber auch in allen Einzelstaaten bestehen solche Institute, unter denen das kalifornische wohl den bedeutsamsten Erfolg aufzuweisen hat. Da drüben alles in großartigem Maß betrieben wird und die Erträge der riesigen Getreidefelder oder Obstplantagen sich nach Millionen berechnen, fällt das Ausbleiben einer Ernte auch gleich ganz anders in die Wagschale als bei uns.

So drohten dort die großen Melonenzüchtereien im Imperial Valley durch plötzliches Ueberhandnehmen der Blattläuse gänzlich zugrunde zu gehen, da alle üblichen Mittel, wie Abschneiden der jungen Triebe und Besprengen mit Flüssigkeiten, versagten. Die Ranken kriechen am Boden und werden nicht überall von den Chemikalien getroffen, so daß die jung nachwachsenden Triebe sofort von neuem von Läusen bedeckt waren. Zudem kosteten die aufgebotenen Arbeitskräfte ein schweres Geld. Da entsannen sich die Entomologen, daß der Marienkäfer von je der schlimmste Feind der Blattläuse war, und gleichzeitig kam eine zufällige Entdeckung dazu, die diesem Gedanken erst die rechte Tragweite verlieh. Es existiert nämlich eine verwandte Art unseres Coccinella septempunctata namens Hippodamia convergens, die einige ganz eigentümliche Eigenschaften besitzt, die ihn unter allen Käfern einzig dastehen lassen. Ihm wohnt ein starker Gesellschaftstrieb inne (Abb. 1), und dieser Instinkt im Verein mit den lokalen Bedingungen, denen seine Existenz dort unterworfen ist, läßt ihn im Herbst, wo sein Futter (die Blattläuse) ausbleibt, wie einen richtigen Zugvogel seinen Wohnsitz verändern. Er sucht im nahen Hochgebirge Winterquartier auf, um dort in vollständiger Erstarrung ohne Nahrung das Frühjahr erwarten zu können, und zwar in ungeheuren

3. Käferkolonien im Herbst.



4. Auf den Maultierzug wartende Sammler mit ihrer Beute.



5. Innenhof des kaliforn. Staatsinstituts mit versandfertigen Käferkisten.

negan verschmähen es nicht, sich selbst am Sammeln zu beteiligen (Abb. 2), obwohl dies mit erheblichen Strapazen und direkten Gefahren verbunden ist. Die Kolonien sind manchmal bis zu 100 Pfund schwer, auch nachdem sie gesiebt und gereinigt sind, und werden wie trockne Linsen oder Erbsen in Säcke geschüttet und so transportiert (Abb. 4). An der Sammelstelle werden sie dann durch automatische Wagen in Portionen von 33 000 Stück, die erfahrungsmäßig für 10 Acres ausreichen, in entsprechende Kisten verpackt (Abb. 5) und in Kühlräumen bis zum Mai, wo erst die Läuse auftreten, aufbewahrt, um endlich zur Bahn transportiert zu werden (Abb. 6). Kostenlos befördert

Kolonien zu großen Klumpen geballt (Abb. 3). Nachdem dies zur rechten Zeit entdeckt war, konnte man an die Aufstellung eines Schlachtplans gehen. Im Spätherbst wurden die Kolonien der noch unruhigen und daher nicht transportfähigen Käfer aufgesucht, auf genauen Karten festgestellt und durch Markieren der Bäume bezeichnet. Ende Dezember aber brach man auf mit Maultieren und allem erforderlichen Rüstzeug, um zunächst an geeigneter Stelle eine Zentralstation zu errichten. Von hier aus unternahmen die einzelnen Sammler paarweise täglich ihre meilenweiten Exkursionen, um mit Beute reich beladen heimzukehren. Auch der Leiter des Staatsinstituts und eigentliche Vater des Gedankens, Mr. C. K. Carnes, und sein Assistent Mr. Bra-



6. Transport der Kisten zur Eisenbahn.

diese die Sendungen (eine Ladung, aus 896 Kisten mit 30 Millionen Käfern bestehend) nach Sacramento, und von dort werden sie an die Interessenten ebenfalls kostenlos verteilt, auf deren Plantagen sie zum Leben erwachen und sich sofort auf ihre Lieblingsnahrung, die Blattläuse, stürzen, um furchtbar unter ihnen aufzuräumen. Die Züchter aber haben einstimmig festgestellt, daß dies Verfahren die beste und die vollkommenste Abhilfe für die Landplage bedeutet, ohne weiteres Eingreifen nötig zu machen. Die Käfer selbst gedeihen übrigens bei ihrer Zwangstätigkeit vortrefflich, und die von der jeweiligen jungen Brut im Herbst neu bevölkerten Kolonien nehmen in jedem Jahr zu, anstatt sich zu verringern. Abb. 7 zeigt einen sinnreichen Apparat, durch den lebende Marienkäfer mit einem im Institut hergestellten Mittel gefüttert werden; ein Beweis gegen das bei uns bestehende Vorurteil, als könne man nichts zur Zucht der Marienkäfer künstlich beitragen.



7. Futtervorrichtung für Marienkäfer.

Schnee.

Winterskizze von Lucie Fer.

„Frierst du?" Stephan kam im Pelz herein und brachte den Winter mit. Die mächtige Hand blieb zaghaft vorgestreckt, als fürchtete sie, das zarte Weiß der Spitzenkissen und das blasse Frauenantlitz zu berühren.

Elisabeth ließ die Augen vom Fenster und lächelte dankbar: „Nein, o nein."

Da bückte sich Stephan nahe heran, daß sie die Kühle des Winterwindes dicht an ihren Wangen fühlte, und küßte ihr vorsichtig das dünne, zerbrechliche Handgelenk. Ihre Linke strich ihm sacht den starren, blonden Scheitel glatt: „Wie du lebst."

Er richtete sich auf und reckte die Arme: „Seit sieben Uhr im Schlitten, Punkt acht Kumerow, den alten Siewert mit dem Peitschenstiel herausgeklopft, bis alle Hunde bellten, und als es zwölf schlug, knallten schon die ersten Pfropfen im ‚goldenen Löwen'." Er ging umher und hielt den Pelz offen. Das ganze Zimmer wurde lebendig. „Du, Li, ein feiner Kauf. Mir hatte die Mühle gerade gefehlt und Jörgen das Geld. Das Messer saß ihm an der Kehle. Donnerwetter! In acht Tagen hätten sie sonst über sein Grab weggeschossen. Was muß der Kerl auch sein Geld zwischen Pferdebeine werfen und Weiber." — —

„Stephan!"

Er blieb stehen, die Haare wurden noch heller über dem roten Gesicht. „Verzeihung, Li, aber Jörgen Güntzow ist kein Mitleid wert. Wirklich nicht. Paß auf, in einer Woche fällt der Wald. Paß auf, und in einem Monat fliegt noch das ganze Gut in die Stadt hinein. Und die alte Güntzow wird sich im Stift die Augen blind weinen über ihren Sohn."

„Nicht doch, nicht." Elisabeth verdeckte ihr Gesicht.

Stephan zog ihr die Hände von den Augen, die sich schlossen unter seinem Blick. „Sieh mich an, Li." Ihre Hände zuckten in den seinen. „Li." Zwei Tränen rollten unter ihren schwarzen Wimpern hervor. Er küßte sie rasch. „Das sollst du nicht. . . Sieh mich doch an, bitte." Ihre großen, braunen Augen suchten ängstlich in seinem breiten, gesunden Gesicht, das vor Kraft zu bersten schien. „Du, du bist so hart!"

„Nein, nicht hart, nur gerecht, Li." — —

Der Schnee flog in kleinen, weißen Federn durch die Luft und schmolz im Fallen. Die Kastanienzweige vor den Fenstern spitzten sich in den Abendhimmel, der im Westen glühte.

Elisabeth hockte in Stephans Klubsessel und hielt die Hände gefaltet um die hochgezogenen Knie. Ihr schmales, weißes Gesicht stand still in der Dämmerung und hielt das Licht des Himmels fest. Sie saß mit großen, einsamen Augen. Stephan war irgendwo. Zu Fuß, zu Pferde, im Schlitten, irgendwo, mit irgendwem. Kaufte Vieh, verkaufte Vieh, baute, rechnete, ließ Holz schlagen und Rüben schneiden.

Vor dem Turmfenster rundete sich das Land. Und das ganze Land bis hinauf in den Hügelwald lebte unter seiner Faust. Aus der Ziegelei in der östlichen Talmulde stieg dünn und gebogen vom Wind der Atem der Öfen. Die lichtglühenden Fenster äugten durch die dunklen Orgelpfeifen der Rüsternallee zum Herrenhaus herüber. Vielleicht war Stephan dort. Vom Hof her surrte das leise Einerlei der Häckselmaschine.

Oder war er dort? — Ab und zu klapperten Holzpantoffeln, und die Mauern warfen sich das Echo herüber und hinüber. Dann wurde es noch stiller. — Elisabeth horchte und hörte ihr kleines Herz dagegen anklopfen, laut und unruhig. Bei jedem Schlag tickte es in der kranken Brust. Ganz leise, ganz fein und tat so weh. Die weiße Seide ihres Kleides flog auf und ab an ihrer Brust wie ein Blütenblatt, das der Wind hebt und wieder fallen läßt.

„Ach, Stephan", sagte sie vor sich hin. Dann kamen ihre Blicke heim von den Hügeln und zogen sich über die Hyazinthenreihe am Fenster in das Zimmer zurück.

Die Hyazinthen standen in Blütenkerzen, lang, schmal und weiß. Und dufteten stark. Ihre Blicke wanderten zärtlich die dichte Kerzenreihe entlang, als küsse sie liebevoll jede einzelne Blüte.

Stephan hatte sie gestern nacht aus der Stadt mitgebracht, dicht verpackt im Schlitten. Morgens hatten sie an ihrem Bett gestanden. Sie war von dem Duft aufgewacht und hatte gerade noch Stephans breiten Rücken in der Tür gesehen.

Am Himmel verlöschte die Glut. Der Schnee stockte in großen Wolken, die sich schnell hinter dem Wald verbargen. Winde kamen auf und bewegten die Kastanienruten hin und her, daß die Schneehäufchen in den Zweigwinkeln sacht herunterfielen.

Elisabeth war so müde, so müde. . . .

Da klingelte ein Schlitten in den Hof und nahm die Stille fort. Türen gingen und Stimmen. Elisabeth wandte den Kopf: „Stephan?"

In der Tür stand eine hohe, schwarze Frauengestalt. Ein Diener hielt die Lampe neben ihr.

„Gnädige Frau, Sie?"

Frau von Güntzow nickte: „Ja — ich." Sie rührte sich nicht von der Schwelle. Der Diener ging an ihr vorüber in das Zimmer, und langsam wanderte der Lichtschein der Lampe über das strenge Frauengesicht, in dem nur die Augen lebten und fragten.

Elisabeth kam weiß und zart durch den Raum und streckte zaghaft die Hände aus. „Stephan ist nicht da."

„Dann werde ich warten."

„Und wenn es — spät — werden — sollte?"

„Und wenn es bis zum Morgen sein sollte." Die harte Stimme warf sich unerbittlich in das Zimmer hinein. Die beiden Frauen waren allein. Und die Zeit zögerte.

Frau von Güntzow sprach von Güntzowerhagen. Der Inspektor lag am Rheumatismus. Und die Marie aus der Küche hielt es mit dem Kutscher, der ein Taugenichts war. Es war doch schade um das Mädel, der Kutscher mußte doch zum Frühjahr fort. Sie sprach schnell und abgebrochen, verlor die Sätze und suchte einen in dem anderen.

Groß und hager saß sie in dem engen, schwarzen Tuchkleid und hielt das, um dessentwillen sie gekommen, fest verschlossen unter ihren gleichgültigen Worten.

Es ist um Jörgen, dachte Elisabeth, und es muß schlimm sein, wenn sie zu Stephan kommt. Sie suchte in ihrem Gesicht das Lächeln, das sie als Kind darin gefunden, als sie im Spitzenkleid mit Jörgen durch den Park von Güntzowerhagen getollt war — so viele Som-



mertage lang. Und fand es nicht. Nur dann und wann einen Funken in den Augen, der hastig hin und her sprang und verlöschte. Die Augen — es waren Jörgens Augen, nur nicht so verborgen unter dunklen Wimpern — lagen fest auf Stephans Schreibtisch, auf den geschichteten Büchern, dem dicken Federhalter, der steil in das Schweinsborstenglas hineingestoßen war, und der vollen Aktenmappe.

Da lagen die Kaufkontrakte, da lagen die Güntzower Wiesen, die Wassermühle, da würde auch der Wald hineingelegt werden, der schöne, stolze Wald, in dem die Güntzower als Kinder Anemonen gepflückt hatten — seit 250 Jahren. Und wieder sprangen die Funken in den hellen Frauenaugen von der Mappe zum Federhalter und von da zu den Büchern. Sie erzählte weiter. Nicht von der Vergangenheit, nicht von der Zukunft, nur von dem kleinen, engen Heute, vom Vieh, von der Küche, von den Leuten. Die Sätze der Frau von Güntzow wurden immer kürzer, abgebrochener und blieben in der Stille hängen. Elisabeth saß mit lose verschlungenen Händen und lauschte über sie hinweg in den Abend hinein. Stephan kam noch immer nicht.

Die Stunden dehnten sich, und der leise Uhrenschlag machte sie noch länger. Als der Diener den Tee brachte, hustete Elisabeth, vom Korridor legte sich ein kalter Luftstreifen hinein.

Da sah Therese von Güntzow zum erstenmal in das blasse Frauengesicht, das doch noch ganz das Kindergesicht des kleinen Hauptmannsmädels von früher war — nur die großen, einsamen Augen verrieten die Frau, und der Mund, der ein wehes Leben führte. Und ihre Züge, die so fest in ihre eigenen Gedanken eingespannt waren, lösten sich auf in einem mütterlichen Lächeln: „Sie sind krank?"

„Nein, ach nein." Elisabeths Wangen wurden rosig unter der Lüge. Frau von Güntzow blieb mit vorgebeugtem Kopf dicht an Elisabeths Gesicht. Sie war ganz die schöne Frau von Güntzow, die an der Fontäne saß und Märchen erzählte. „Eli," sagte sie weich, „arme, kleine Eli."

Da legte Elisabeth die Hände vor das Gesicht und begann zu weinen, still und lang zu weinen. Und die Ehejahre flossen mit ihren Tränen heraus, alle die einsamen Tage, die so lang waren, die kurzen Minuten, in denen Stephan wie ein Windstoß ins Zimmer kam, ihre Hände küßte, von seiner Arbeit sprach und seinen Freunden und wieder hinaus war. Und alle die Stunden, die sie am Fenster gestanden, die Augen auf und ab in der Rüsternallee, bis der Wagen kam oder der Schlitten oder das Pferd mit Stephan. Ach, und der Hochzeitsabend, als sie mit Stephan durch das Vestibül des Hotels zu dem Wagen ging und Jörgen Güntzow mit aufgerissener Uniform aus einer Seitentür taumelte, das Sektglas in der Hand: „Es lebe die Braut, hoch, hoch, hoch!" und das Glas über ihre Köpfe hinweg an die Mauer flog. Stephan hatte sie an dem Arm gepackt und vorwärts gezogen. Er ging hoch aufgerichtet, die Scherben des Glases knirschten unter seinen Füßen.

Therese von Güntzow hob ihr den Kopf aus den Händen. „Nicht weinen, Eli, leiden ist unser Schicksal, wenn wir lieben."

Elisabeth erwachte und sah in das schmerzerstickte Gesicht der anderen. „Sie haben recht, Verzeihung. Aber es ist nur, weil .. Nein, ich bin nicht krank. Es sind nur meine Augen. Ich habe solange in den Schnee gesehen."

Die Sterne glitzerten klar und kalt an einem hohen Himmel. Die Bäume standen still. Alle Winde schliefen, und im Osten erblaßte schon das Dunkel. Stephan sauste mit einem Peitschenknall an die Rampe und suchte die Fensterreihe ab. Vor dem Turm lag ein breites Goldviereck im Schnee, durch das ein Schatten ging, hin und her.

Li, dachte er und nahm die Treppe in langen Sätzen.

Als er die Tür öffnete, stand Therese von Güntzow mitten in seinem Zimmer. Er behielt die Klinke in der Hand und sah sich erschreckt um.

„Elisabeth schläft, wir sind beide allein, Herr — Brant."

Er fand sich bei ihren Worten, verbeugte sich und zog die Tür ein. „Es ist spät, gnädige Frau."

„Zu spät?" fragte sie dagegen und sah ihn fest an.

„Bitte", wich er aus und rückte ihr einen Stuhl. Er ging mit seinen lauten, starken Schritten an den Schreibtisch und stützte die Fäuste auf die Papiere. Sie setzte sich nicht und blieb hinter dem Stuhl. „Zu spät, Herr — Brant?"

Sie sahen sich in die Augen. Zwei herrische Augenpaare von gleichem kaltem Blau und gleicher Feindseligkeit. „Zu spät, gnädige Frau." Seine Hand fuhr nach der Brusttasche.

Da liegt Güntzowerhagen — an seinem Herzen, dachte sie. Sie zitterte nicht, ihre Blicke blieben in den seinen haften. „Und warum das alles, Stephan Brant?"

„Warum? Warum es den einen treibt, Geld und Gut und Ehre zu verschleudern? In einer einzigen Nacht das ganze Leben eines Vaters oder Großvaters oder einer — Mutter, hingeworfen für, für — — ach was." Er schlug mit der Faust auf die Aktenmappe. „Und den anderen, sich aus Not und Schmutz herauszuarbeiten, zu schuften, zu scharren, um sich ein bißchen Glück, ja Glück zu erkämpfen?"

„Glück?" Therese von Güntzow lachte. Kurz und hart. „Verstecken Sie sich doch nicht vor einer Mutter. Sie haben nie einen Sohn gehabt."

Stephans Gestalt duckte sich, sie wurde noch größer und adliger: „Ihr Haß ist so klein!"

Er öffnete die Hände, bewegte sie — suchend über dem Schreibtisch, und schloß sie zu Fäusten. „Es gibt Dinge, gnädige Frau, die wie aus einer anderen Welt" . . . .

Ihr Kopf legte sich in den Nacken.

„Jawohl, es gibt solche Dinge." . . .

„Jörgen ist doch verloren," lachte er brutal auf, „denn es gibt Dinge, gnädige Frau —! Sagen wir nur, Jörgen hat ein schlechtes Gedächtnis und verrechnet sich . . ."

Ihre hellen Augen wurden groß und schwarz. „Herr Brant!"

Er sprach mit aufgestützten Fäusten, leise und eintönig. „Als ich zehn Jahre alt war, fischte ich am Mühlbach einen Anemonenkranz und drückte ihn der kleinen Müllermarie in das Haar. Am Abend saß sie ohne Kranz und weinte. ‚Wo ist dein Kranz?' — ‚Der Jörgen vom Gut kam vorbei und hat ihn mir abgerissen und mit den Füßen zertreten. Das ist unser Kranz, hat er gesagt, den haben wir nach dem Spielen fortgeworfen.' — Zehn Jahre später fischte ich aus dem gleichen Mühlbach . . . . Aber ich glaube, auch Sie haben ein Gedächtnis, und die Geschichte klingt so verteufelt nach Volkslied, nicht wahr? Aber die kleine Marie war eben meine Schwester. Meine einzige Schwester, Frau von Güntzow, und hatte keine Mutter."



Er riß sich die Brieftasche aus dem Rock. Günzower-hagen flog auf den Schreibtisch. Er legte die Hand mit dem blitzenden Trauring darauf. „So klein ist mein Haß.“

Frau von Günzow blieb aufrecht stehen, unbeweglich, nur ihre Hände verflochten sich. „Und Jörgen?“ Sie sprach wie aus einer anderen Welt.

„Jörgen?“ Stephan wurde der Müllerbursche mit den Eisenfäusten. Er hob die mächtigen Schultern. „Jörgen? Zu morgen abend fehlen ihm noch zehntausend Mark, um die er sich — — verrechnet hat.“

Therese von Günzow wich an die Tür. Dort stand sie schmal und schwarz vor dem weißlackierten Holz, und ihre Augen brannten ihm in das aufgerissene Gesicht.

„Und Elisabeth?“

Er verlor das Herrische aus den Zügen, und eine Unruhe ging durch seine Augen. Unwillkürlich horchte er in die Schlafstille seines Hauses. War das nicht? — — Nein, es war keine Tür, vielleicht der Wind — —?

Seine Stimme war jetzt weich und tief. „Li weiß nichts, Li ist eine Kostbarkeit, die zerbrechen könnte in —“

„In Bauernfäusten, Stephan Brant. Verrechnen Sie sich nicht — — —“

Er stand noch immer, die Fäuste auf den Papieren. Sieg? dachte er, Sieg? Die Tür war leer und weiß. Er drehte den Kopf in den Schultern. Hinter dem Fenster flogen tiefe Schneewolken, eilten den Bergen zu. Ein Schlitten klingelte leise, immer leiser — — —.

Er ging mit der Lampe in das Schlafzimmer und hielt sie hoch über Elisabeths Bett. Elisabeth sah ihn aus großen, offenen Augen an, und ihre Augen waren das einzig Dunkle in dem Weiß. Er sagte nichts. Sie fragte nichts.

Da löschte er die Lampe und trat an das Fenster, sah lange hinaus und ging im Dunkel an Elisabeths Lager. Dort kniete er und legte den Kopf auf die Bettkante — wohl eine Stunde — und wartete. Sein ganzer schwerer Körper zitterte. Aber ihre Hand rührte sich nicht.

Der Morgen war grau und voll Schnee. Er fiel schräg in großen weichen Flocken. Alle Geräusche waren erstickt und alle Farben zugedeckt. Durch das wirbelnde Weiß ritt Stephan schon am frühen Tag zur Ziegelei. Ein Ofen wollte nicht brennen. In Pelze und Tücher gewickelt saß Elisabeth eine Stunde später im Schlitten.

Sie nahmen den nahen Holzweg durch den Wald Der Schnee lag hoch, und die Pferde zögerten. „Schneller, schneller“, rief sie. Ihre Füße stießen von Zeit zu Zeit an das kleine Köfferchen. Der Schlitten warf sich hin und her. Im Dorf sprang ein schwarzer Hund über den Weg, bellte und lief kläffend bis zum letzten Haus mit. Vor der Waldschänke stand der Kumerower Schlitten, ein rotes Männergesicht drückte sich neugierig an das Gaststubenfenster. „Schneller, schneller.“ Elisabeth zog den Schleier fester und kroch in ihren Pelzen zusammen.

Die breite Chaussee dehnte sich zwischen dünnen Eschen, die sich unter dicken Schneekronen bogen. Dann kam der Buchenschlag mit seinen hohen Schneeballen, dann das alte, kleine Chausseehaus mit dem herausgebauten Erker, dahinter der Mühlenberg mit dem verfallenen Mühlenstumpf. Elisabeth zählte die alten Wegzeichen. „Schneller, schneller.“ Es mochte zehn Uhr sein Der Schnee fiel dünner. — — — — —

Auf der steinernen Treppe hallten ihre Schritte. Elisabeth hustete und hielt sich am Geländer fest. Stand still und horchte scheu umher, ehe sie die Klingel zog. Jörgen schlief noch. Der Bursche führte sie in den kleinen Salon. Elisabeth drückte den Schleier an das Gesicht. Da standen Damenphotographien auf Tisch und Schränken, Pferdebilder. Eine vergessene leere Weinflasche verstaubte in einer Ecke, auf dem Fensterbrett welkte ein Blumenbukett in einer Vase. Sie hörte Jörgen im Nebenzimmer: „Eine Dame, jetzt schon? Jung, alt, hübsch, häßlich? Verschleiert? Ach was —.“ Das Murmeln des Burschen und ein ärgerliches Auflachen. Dann Plätschern, Pfeifen, Hin- und Hergehen. Nach einer halben Stunde kam Jörgen in Litewka und Reitstiefeln. Groß und gertenschlank mit seinem leichtsinnigen Lächeln um den schönen Mund. „Na?“ Er hob die Hand nach dem Schleier.

Sie schüttelte abwehrend den Kopf. Sein Mund wurde ungezogen, er verbeugte sich tief. „Na — also. Darf ich Gnädigste ganz ergebenst bitten, sich zu lüften?“

„Jörgen!“

Das war — — —. Er wich zurück und griff sich an den Kragen. Mechanisch rückte er einen Stuhl. Sie schlug den Schleier zurück. Lange sah sie schweigend in sein widerstandsloses Gesicht. Die langen, tiefen Falten an den Wangen verrieten so viel.

Sie atmete kurz und heftig, das Herz flog ihr an die Rippen. „Ich komme — um — dir — zu — helfen.“

Er lachte höhnisch. „Und wer schickt dich denn, Elisabeth Brant von Günzowerhagen.“

Sie gab ihm ruhig die klaren, braunen Augen hin. „Niemand, Jörgen!“

Er wurde wieder Herr und durchquerte mit langen Schritten das Zimmer. Schweigend. Dann blieb er vor ihr stehen. „Ich bin ein Lump, und du, Eli, du bist an allem schuld.“ Es schrie aus ihm heraus.

„Ich?“

Er blickte herrisch auf sie herab. „Ja, du.“

Sie saß mit gefalteten Händen und sah hilflos zu ihm auf. „Nicht — nicht.“

„Doch. — Mit Stephan Brant hat es angefangen, mit diesem — —.“

„Er ist mein Mann, Jörgen.“

„Er ist mein Feind. Er hat dich mir gestohlen — jawohl! — Sein ganzes Leben ist ein einziger Diebstahl an mir. Ach, pfui Teufel! Lohnt sich's denn noch?“ Er faßte sich an den Hals. „Bis hierher sitzt man voll Gift. — Morgens wacht man damit auf, mittags hat man ein Pferd zuschanden gehetzt, abends hetzen einen die Wei .... äh. Und dann trinkt man und vergißt und schläft, und morgens ist alles wieder da. Der ganze Ekel. Aeh! Und immer mehr, immer mehr, bis man — — —. Schluß machen — das einzig Richtige.“ —

Elisabeth saß abgewandt und öffnete mit bebenden Händen das Köfferchen. Der Tisch wurde hell von Perlenschnüren. Jörgen sah auf und faßte mit wildem Griff ihre Handgelenke — „Du!“

Sie hielt seinen blauen Herrenaugen still. „Es ist nur um deine Mutter, Jörg, sie hat nichts mehr, nur dich!“

Ein Aufstöhnen ging durch das Zimmer. Er brach um, und sein Kopf fiel an ihre Knie. „Ach du, du“ — er schluchzte wie ein Kind, „warum hast du mich verlassen. Nun ist es zu spät.“

Sie legte ihre kühlen Hände um seine Schläfen. „Nein,“ sagte sie, „nein doch — es ist nie zu spät.“

Er kniete noch, als sie schon draußen war. — —

Die Sonne war durch zwei Wolkenstreifen gebrochen. Die Stadt lag voll Gold und Blau. Alle Fenster glüh-



ten. Elisabeth saß hochaufgerichtet im Schlitten. Rosen blühten auf ihren Wangen, und ihr kleiner, weher Mund war ein glückseliges Lächeln. Die lange Allee öffnete sich und schloß sich wieder hinter ihr. Der Wald flog leuchtend näher. „Schneller, schneller", rief sie.

Sie hielt beide Hände auf das Herz gepreßt. Das flog und flog. Der Schlitten sauste. Auf der Höhe der Hügel schüttelte sie der Husten. Die Pferde klingelten darüber hinweg. Sie wollte rufen, hob die Arme. — — — Ein Reiter brach dunkel aus dem weißen Wald, der gescheuchte Schnee flog wie eine Wolke vor ihm her.

Wie ein Kind lag sie in Stephans Armen. Er trug sie über den Hof. Ein paar Blutstropfen perlten auf ihren Lippen, die lächelten.

Er beugte sich zu ihr. Und langsam fiel der Schnee von seiner Mütze und schmolz auf ihrem Mund.

Der neuste Kurs der Pariser Mode.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen von Talbot und Femina.

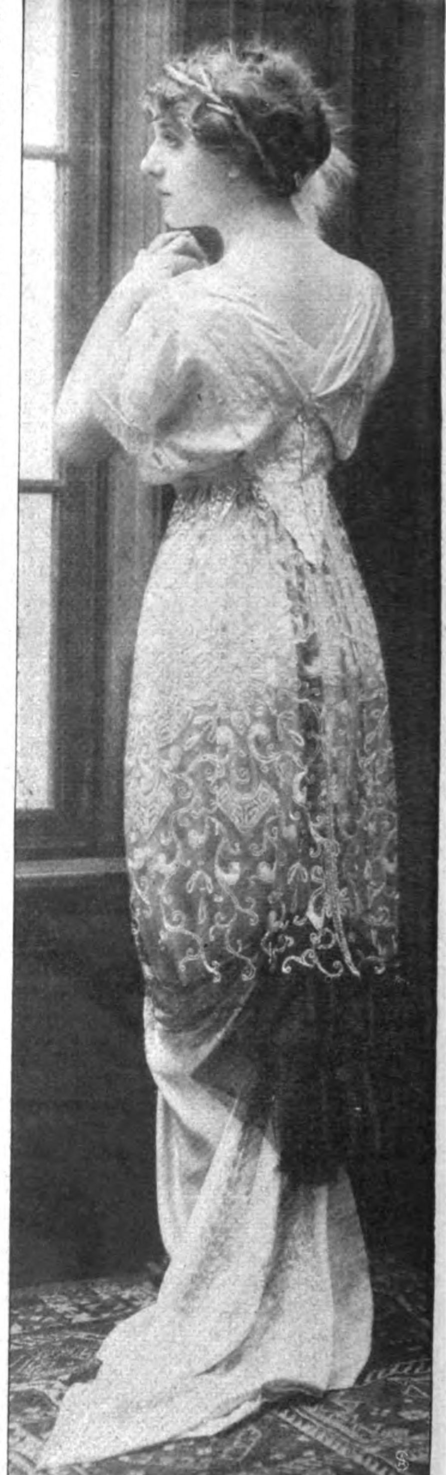
Während sich die Pariser Schneider nach dem Zusammenbruch ihrer Hosenrockidee den Anschein gaben, als seien sie von der Absicht, das Beinkleid von halbrockähnlicher Gestalt für die weibliche Kleidung zu verwenden, vollständig abgekommen, blieb in den interessierten Kreisen die Hoffnung bestehen, es mit der Zeit doch noch einzuführen. Darüber sind nun mehr als zwei Jahre verflossen, und beinah hatte man das Schreckgespenst des Rockbeinkleides vergessen, bis die Mode einen neuen Versuch zur Einführung ihrer Lieblingsidee machte. Der Balkankrieg und das Interesse an Dingen, die sich auf den Orient bezogen, gaben den Anlaß. Die Fastnachtsbälle in aller Welt zeitigten ausschließlich orientalische, fast durchweg von weiten Pumphosen begleitete Kostüme. Was war natürlicher, als daß man dem unkarnevalistischen Gesellschaftskleid ein paar orientalische Anklänge verlieh, und daß dabei die Raffungen und Zusammenziehungen der Röcke mitunter ein wenig Aehnlichkeit mit den rockartigen Beinkleidern der orientalischen Frauen bekamen? Die überlistete Weiblichkeit fühlte aus alledem nicht die Absicht heraus, merkte von der zugrunde liegenden Tendenz gar nichts und findet die neuen Rockformen mit ihrem Stoffreichtum und ihrer gerafften und gepufften Fülle sehr hübsch, besonders nach der allmählich ermüdend wirkenden Engigkeit der bisherigen Röcke. Der erste Schritt wäre also getan. Der Geschmack an der eigenartigen Form ist ins Leben gerufen.



1. Abendtoilette aus cremefarbener Charmeuse mit kirschroter Samtausstattung.

An schleppenden Kleidern kommt die angedeutete Pluderhosenform vielfach sehr stark zum Ausdruck. Die elegante Nachmittagstoilette (Abb. 7) aus cremefarbener, weicher Seide mit grauer Fuchsverbrämung an der kurzen Jacke legt beredtes Zeugnis davon ab. Aus dem unten eingeschlagenen und leicht eingekrausten, dicht um das Fußgelenk schließenden Rocksaum strebt der Fuß wie aus einem weiten Pumpbeinkleid frei hervor, während doch die lange Schleppe die Grundidee des

Hosenrockes wieder zunichte macht. **Nicht minder scharf ist der Hosenrockschnitt** bei dem hübschen, fußfreien Nachmittagskleid für junge Mädchen zum Ausdruck gebracht (Abb. 10). Das weiße Atlaskleid mit schwarzer Atlasschärpe und breit herabfallendem, schwarzem Seidenmusselinkragen öffnet sich vorn in Kniehöhe über einem schwarzen Atlasunterkleid und ist in so enge Falten zusammengeschlossen, daß ein Ausschreiten kaum möglich erscheint. Der unteren Enge des Rockes wegen, die beim Anziehen nicht über die Schultern gehen würde, ist der Rock vom Gürtel bis zum Saum hinten geknöpft. Bei den beiden Abendtoiletten (Abbild. 2 und 3) gleicht die lang nachschleifende, spitze Schleppe den Pumphoseneindruck wieder ein wenig aus, den die den Fuß eng geschlossene Einrollung des Rockrandes hervorruft. An dem anmutigen Kleid auf Abb. 3, dessen schlichtes Untergewand von rosa Charmeuse ein runder, bis zu den Knien reichender Doppelrock aus alter Kirchenspitze überschleiert, ist die Schleppe aus silberdurchwirktem rosa Brokat selbständig und vom Rock unabhängig angebracht und fällt als unregelmäßig gezackter schwerer Stofflappen mit einer vollen schwarzen Tüllschleife unter dem Saum des erwähnten Spitzenüberrockes hervor. Bei Abb. 2 aber ist die Schleppe eine tatsächliche Verlängerung des mattseegrünen Atlasgewandes, über dessen ganzem oberem Teil, nur die Schleppe freilassend, sich ein ganz glatter Ueberwurf schmiegt, der aus hellgrünem Seidenmusselin besteht, mit großen Silberblumengruppen gestickt und mit silbernen Schnüren umrandet ist, während eine silbergrüne Turbandraperie rings um den Kopf dem orientalischen Charakter der Gesellschaftsrobe entspricht.



3. **Abendtoilette aus rosa Charmeuse**
mit Spitzentunika.

2. **Mattgrünes Atlaskleid mit glattem Ueberwurf**
und langer Spitze.

Daß auch an fußfreien Straßenanzügen Hosenrockversuche angestellt werden, beweist Abb. 5. Ein wunderhübsch aus pastellrosa Tuch und in der gleichen Nuance hell und dunkel gestreiftem Samt komponiertes Jackenkleid, das an der gegürteten ärmellosen Schoßjacke mit Zobel verziert ist. Es fällt besonders eigenartig auf durch den Faltenwurf des runden Rockes. Ein Teil des Rocksaums ist durch ein Gummiband am linken Fuß befestigt, so daß dieser wie aus dem Abschluß eines Beinkleides hervorguckt. Sehr charakteristisch ist die fast randlose, barettartige Kappe mit der spärlichen Federgarnierung, die für den Hut dieser Saison typisch ist. Von den andern Hüten zeigt Abb. 6 einen Halbturban aus grauer Seide mit schwarzem gefärbtem Paradiesvogel und Abb. 4 ein Frühlingsmodell für die Riviera aus grauem Baststroh mit flachem Mützenkopf und seitlich hochgeschlagenem Rand sowie einem vollen „Straußenfederspringbrunnen" in hellrosa Färbung. — Weniger bemerkbar ist die Hosenrockform an dem Abendkleid (Abb. 9) mit dem tiefen, zobelverbrämten Ausschnitt. Ueber den lichtpfauenblau spiegelnden Atlasgrund fällt, als Fortsetzung der Taillendraperie gedacht, eine reich mit Silberstickerei verzierte Spitzenbahn, die sich vorn teilt und einen Atlasbausch sehen läßt,



4. **Grauer Strohhut** mit abschattierten Straußfedern.

5. **Promenadenkostüm aus rotem Tuch und Samt mit Pelzbesatz.**

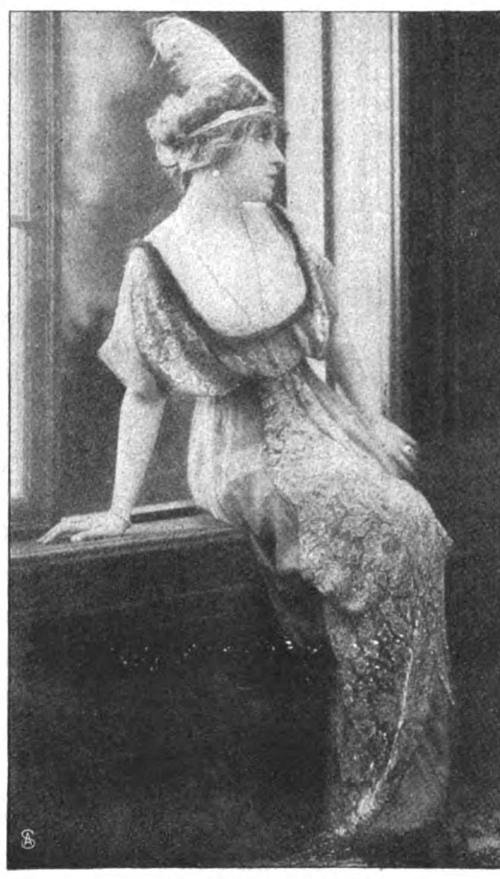
6. **Graue Seidenkappe** mit schwarzem Paradiesvogelstutz.

7. **Nachmittagskleid aus gelblicher Seide mit grauem Fuchspelzbesatz.**



8. **Jugendliche Toilette** aus glattem u. geblümtem Seidenstoff.

von offenen Empirelorbeerkränzchen und dem geschnürten Gürtelmieder aus ceriserotem Samt, das sich über dem hochansetzenden Rock als breit auseinanderfallender halblanger Tunikaüberwurf fortsetzt. Weit mädchenhafter erscheint das sehr engplissierte champagnerfarbene Seidenkreppgewand (Abb. 8). Dem runden Rock schließt sich eine gelbliche, mit rötlichem Streublumenmuster zart durchsetzte Tunika aus glattem, gefälteltem Seidenvoile an, von schmalen Zobelstreifen umrandet.



9. **Pfauenblaues Atlaskleid** mit grauer Spitzenperlengarnitur.



Phot. Femina.

10. **Weißes Atlaskleid** mit eingefaltetem Rock.

der fest um die Fußknöchel gebunden ist. Wie übrigens auch einem anderen Geschmack Rechnung getragen wird, beweisen die Gewänder auf den noch übrigen Bildern. In fast reinem Empiregeschmack ist die Toilette auf Abb. 1 gehalten. Es ist ein schlichter Abendanzug aus cremefarbener Charmeuse mit einer in Gold gestickten Borte

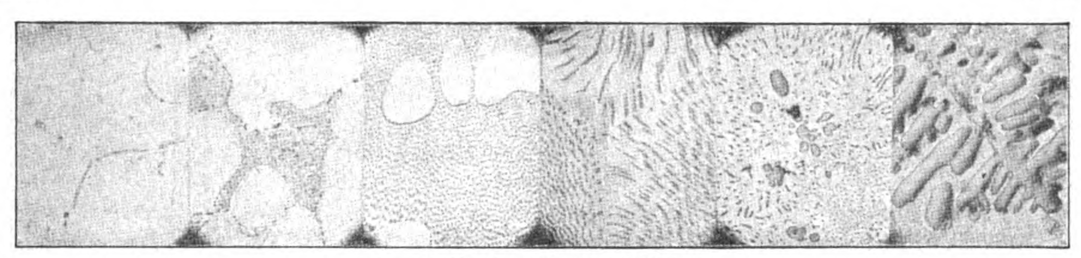
Statt eines echten Rokokobausches endet diese aber an den Seiten in kleine Bäuschchen. Auch der viereckige Ausschnitt des blumigen Seidenvoilemieders und die halblangen, von Zobel umsäumten Aermel sind schlicht und zeigen nichts von der extravaganten Tendenz, denen sonst die Gesellschaftsmode unseres Winters huldigt. Klementine.

Erkrankte und ermüdete Metalle.

Ein Blick in eine neue Wissenschaft. — Von Geo B. Warren. — Hierzu 8 Abbildungen.

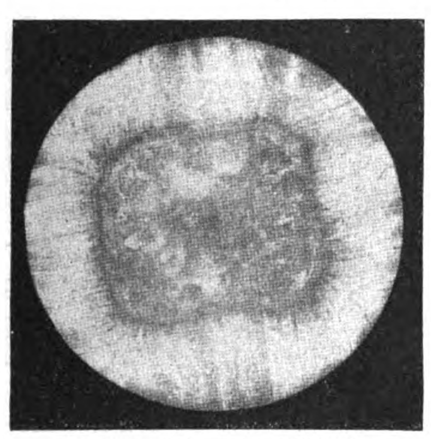
Chemisch reine Metalle erzeugt die Technik nur selten und nur zu ganz besonderen Zwecken. Selbst die Metalle, die man als rein bezeichnet, haben noch immer Beimischungen, so zum Beispiel das Eisen den Kohlenstoff, und die Entfernung der letzten Spuren von Beimischungen erfordert so viele Umständlichkeiten und verursacht so hohe Kosten, daß nur zu wissenschaftlichen Zwecken absolut reine Metalle erzeugt werden. Wir brauchen in der Praxis aber auch Gemische von Metallen, sogenannte Legierungen, und die bekannteste von ihnen ist wohl die Bronze, die durch das Zusammenschmelzen von Kupfer und Zinn hergestellt wird.

Der Laie glaubt, eine solche Legierung müsse, wenn sie sorgfältig hergestellt ist, eine homogene, das heißt durchaus gleichartige Masse bilden, es müsse sich also in jedem einzelnen Teil der Bronze immer eine gleiche Anzahl von Kupfer- und Zinnmengen vorfinden. Bringen wir jedoch eine sauber geschliffene Bronzeplatte unter das Mikroskop, so sehen wir, wie sich die Bestandteile der Bronze, das Kupfer und das Zinn, ganz verschiedenartig gelagert haben (Abb. 5). Es kommt dies vor allem daher, daß sowohl Kupfer wie Zinn zu verschiedener Zeit erstarren und aus dem flüssigen in den harten, kristallisierten Zustand über-

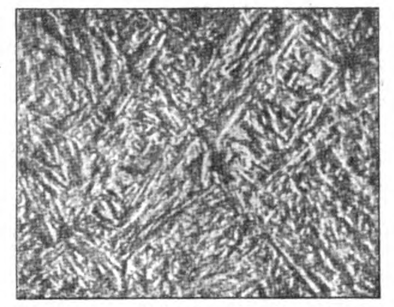


1. Kupfer und Sauerstoff.

gehen. Aber selbst reines Kupfer, das nur mit Sauerstoff gemischt ist, weist schon, wie unsere Abb. 1 deutlich zeigt, je nach dem Zusatz der Sauerstoffmengen eine durchaus verschiedene Struktur, das heißt ein inneres Gefüge auf. Wie charakteristisch sind zum Beispiel auf dem dritten Bild von links die weißen hellen Inseln, wie charakteristisch auf dem vierten Bild die nadelförmige Lagerung, und wie treten auf dem fünften Bild von links schon jene runden, massigen Kupferoxydulformationen auf, die auf dem sechsten Bild (dem ersten von rechts) sich bereits zweigartig an einen Hauptast gesetzt haben.



2. Zonenbildung im Flußeisen.



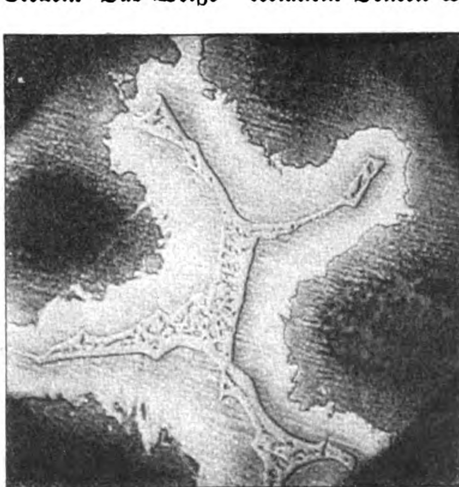
3. Richtig gehärteter Werkzeugstahl.



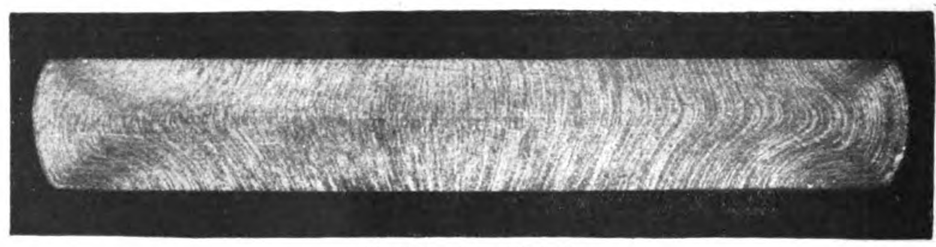
4. Ueberhitzt gehärteter Werkzeugstahl.

Betrachten wir Abb. 2 näher, so sehen wir eine eigenartige Lagerung, die sogenannte Zonenbildung, im Flußeisen. Diese Abb. 2 zeigt den Durchschnitt eines runden Eisenstabes. Wir sehen einen weißen äußeren Umkreis mit geringen schwärzlichen Stellen. Das Weiße ist in Wirklichkeit ein glänzendes Grau, die charakteristische Erscheinungsform des Eisens. Das Schwärzliche sind kleine Unreinlichkeiten und verschweißte Gasblasen, die sich hier und dort in Gruppen gelagert haben. Ganz anders sieht aber die mittlere Zone dieses Bildes aus. Hier finden wir Dunkelfärbung infolge Ausscheidung größerer Mengen Phosphor-, Schwefel- und Sauerstoffverbindungen. Aber auch innerhalb dieser Zone sind, wie uns die hellen und die dunklen Stellen beweisen, die Ausscheidungen ganz verschieden gruppiert. Wir sind sonst gewöhnt, unter der Bezeichnung „Kern" den innersten besten Teil eines Körpers zu verstehen. Dadurch aber, daß sich hier die Verunreinigungen nach dem Kern des Metallstabes gezogen haben, ist gerade der Kern der sprödeste und weniger gute Teil.

Man prüft die Metalle auf ihre Verwendbarkeit schon seit undenklichen Zeiten. Man spannt sie in Maschinen, wo sie durch ständig zunehmenden Zug oder Druck gebogen und zerbrochen oder gestreckt und zerrissen werden. Das Königlich Preußische Materialprüfungsamt, das unter Leitung des Geheimen Regierungsrats Professor Dr. Martens steht und in Groß-Lichterfelde-West ein modernes, großartiges Heim seit einiger Zeit besitzt, prüft für Behörden und Private Metalle, Baumaterialien, Papier und andere Textilstoffe, Schmieröle usw. Die von Professor Martens konstruierten Maschinen, die mit Druckwasser getrieben werden, entwickeln Kräfte bis zu 600 000 Kilogramm und gestatten dabei doch die subtilsten Messungen der Elastizität und Formveränderung der geprüften Materialien. Denken wir uns den ganzen Stab, von dem wir einen Querschnitt in Abb. 2 vor uns haben, in eine Zerreißmaschine gespannt, so wird er wahrscheinlich erst bei sehr hohem Zug und Anwendung gewaltiger Kräfte zerreißen oder beim Verdrehen brechen. Denken wir uns nun aber die an Verunreinigungen reiche Zone, die sich in der Mitte des Stabes befindet, nach irgendeiner Seite, nach rechts oder links, oben oder unten nach der Peripherie verschoben, was bei der Herstellung des Stabes ja vorkommen kann, so wird natürlich diese Stelle eher nachgeben als die andere, die fast reines Eisen enthalten. Immerhin wird bei der Zerreißprobe, die auf den Maschinen vorgenommen

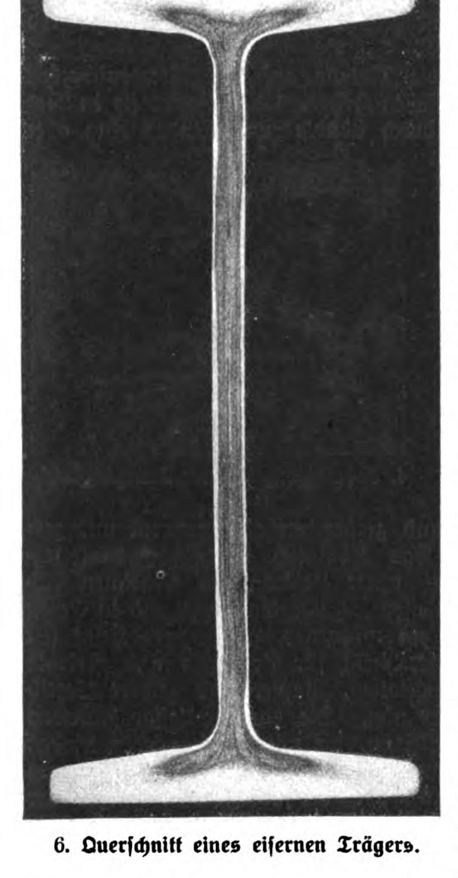


5. Lagerung von Kupfer und Zinn in der Bronze (365fache Vergrößerung).



7. Gestauchtes Metall.

wird, der Stab einen gewaltigen Widerstand leisten. Denken wir uns diesen Stab nun bearbeitet, vielleicht zu einem Träger gewalzt, so finden wir auf der Abb. 6, wie sich auch hier die Masse des reinen festen Eisens nach außen gelegt hat, während der innere Kern das weniger widerstandsfähige, verunreinigte Material enthält. Auch dieser Träger wird, wenn er vor dem Gebrauch geprüft wird, die Zerreißprobe sehr gut bestehen.



6. Querschnitt eines eisernen Trägers.

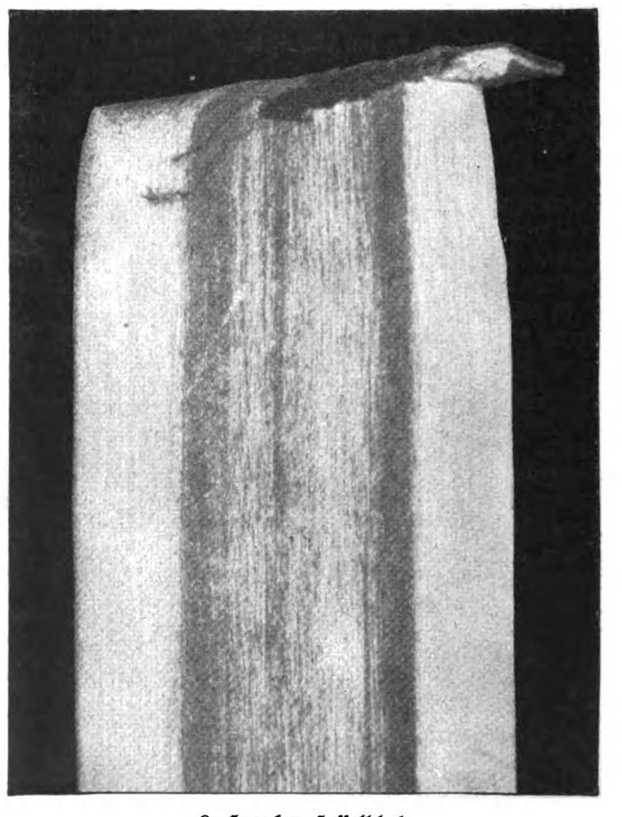
Plötzlich bricht der Träger aber, nachdem er in Gebrauch genommen worden ist, bei einer Belastung, die absolut nicht an die heranreicht, die er bei der Zerreißprobe auszuhalten hatte.

Man stand in früheren Zeiten bei einem solchen Vorkommnis vor einem Rätsel. Man schob die Schuld auf die Ungleichheit des Materials. In Laien-, aber auch in Fachkreisen kam man schließlich zu der Ansicht, daß auch das Eisen durch den Gebrauch in seinem Innern gewissen Veränderungen unterworfen werde, die seine Haltbarkeit mehr und mehr herabsetzten. Der Einsturz einiger großer eiserner Eisenbahnbrücken, die Katastrophe des Einsturzes der eisernen Dachkonstruktion des Bahnhofs Charing-Croß in London schienen diese Ansicht zu bestätigen und riefen Beängstigung im Publikum hervor. Man begann zu fürchten, daß alle Eisenkonstruktionen im Lauf der Jahre dem Untergang geweiht seien.

Heute weiß man, daß dies nicht der Fall ist. Die Metallographie — das ist die neue Wissenschaft, in die wir heute unsern Lesern und Leserinnen einen allerdings nur sehr oberflächlichen Einblick verschaffen wollen — hat die Geheimnisse, die im Innern des Metalls verborgen liegen, zum Teil gelöst und hat es fertiggebracht, die geheimnisvolle Hieroglyphen- oder Runenschrift, die sich im innern Gefüge jedes Metalls und jeder Metallegierung deutlich ausdrückt, zu entziffern und zu deuten. Die Metallographie hat uns mit Hilfe der chemischen Untersuchung, vor allem aber des Mikroskopes, den Beweis erbracht, daß Metalle durch zweckwidrige Behandlung bei der Herstellung oder Bearbeitung erkranken können, und daß an und für sich vortreffliche und haltbare Metallkörper (nehmen wir zum Beispiel den oben erwähnten Eisenträger) an einzelnen Teilen erkrankte Stellen aufweisen können.

Besser als langatmige Erklärungen werden die beiden Abb. 3 und 4 zum Verständnis beitragen.

Abb. 3 zeigt wieder die charakteristische Lagerung von Eisen und Kohlenstoff an einem Stück gut gehärteten Eisens. Niemand würde glauben, daß das Stück auf Abb. 4 von dem gleichen Stück stammt wie das auf Abb. 3, und doch ist dies der Fall. Abb. 3 zeigt uns das betreffende Stahlstück in richtig gehärtetem Zustand. Abb. 4 zeigt uns eine Stelle dieses Stahlstücks, das überhitzt gehärtet worden ist. Welch ein Unterschied in der Lagerung der einzelnen Teile Eisen und Kohlenstoff, aus denen das Metall besteht! Die Stoffe Eisen und Kohlenstoff haben sich auf Abb. 4 nadelförmig



8. Krankes Kesselblech.



gelagert, und man erkennt deutlich inmitten der Lagerung zwei sich kreuzende Linien, die gewissermaßen das Rückgrat der Lagerung bilden, während auf Abb. 3 die beiden Stoffe Eisen und Kohlenstoff sich in breiten Flächen nebeneinander gruppiert haben.

Nehmen wir eine andere Art zweckwidriger Behandlung von Eisen bei der Bearbeitung. Das Eisen, in dessen Gefüge uns das mikroskopische Bild 7 einen Einblick gewährt, ist gestaucht worden. Wie man deutlich an der oberen eingedrückten Schicht sieht, sind auf dieses Eisenstück von oben her gewaltige Schläge gefallen. Man sollte annehmen, daß durch diese Schläge nur die obere Schicht des Eisens verdichtet worden ist. Aber das Mikroskop zeigt uns deutlich, wie durch das ganze Stück Eisen die Einwirkung der überflüssig schweren Schläge gegangen ist. Die senkrecht gelagerten Schichten haben sich verworfen, haben sich fast fragezeichenähnlich gebogen, und auch dieses Stück Eisen kann infolge des übermäßigen Stauchens als erkrankt bezeichnet werden.

So können bei der Bearbeitung des Eisens, beim Scheren, Stanzen, Biegen usw., einzelne Stellen zum Erkranken gebracht werden und weniger widerstandsfähig sein als andere Stellen. Besonders gefährlich werden solche erkrankte Stellen bei Kesselblech, und die beifolgende Illustration (Abb. 8) von erkranktem Kesselblech macht es auch dem Laien klar, wie leicht ein Kessel bei dauernder hoher Beanspruchung einer erkrankten Stelle aufreißen kann.

Schon vor einer langen Reihe von Jahren wurde durch hervorragende Techniker darauf hingewiesen, daß die Zerreiß-, Biege- und Schlagproben, die man mit den Metallen vornahm, nicht genügten, um ihre wirkliche Leistungsfähigkeit festzustellen. Diese brutalen, auf kurze Beanspruchungzeit basierten Proben ergaben, wie die Techniker meinten, ganz andere Resultate, als wenn das Eisen dauernd ununterbrochen oder mit Unterbrechungen in Anspruch genommen wurde.

Auch in dem Materialprüfungsamt in Groß-Lichterfelde werden auf Kosten des Deutschen Reichs Ermüdungsproben bei Eisen, Kupfer und einigen Legierungen vorgenommen, die bereits zu sehr interessanten Resultaten geführt haben. In einem besonderen Raum sind zwanzig Probiermaschinen aufgestellt, die, durch Druckwasser betrieben, automatisch an den eingespannten Stäben ziehen, Druck ausüben oder mit Zug und Druck wechseln. Subtile elektrische Apparate verzeichnen auf Papier in Kurvenlinien die Tätigkeit der Maschinen und die in den Probestäben herrschende Wärme. Die Maschine wird durch sich selbst zum Stillstand gebracht, wenn der oft viele Millionen mal beanspruchte Metallstab der Ermüdung erliegt und zum Brechen kommt. Wenn dieser Bruch auch bei Nacht erfolgt, so hat man doch durch die mit Hilfe der Elektrizität hergestellten graphischen Protokolle genaue Kunde davon, nach wievielmaliger Beanspruchung und unter welchen Verhältnissen der Metallstab schließlich nachgab.

Schon die ersten Resultate dieser Ermüdung und Uebermüdung des Metalls waren sehr interessant. Die Bruchstelle unterschied sich ganz bedeutend von der Bruchstelle, die sonst beim Zerreißversuch eintritt. Bei letzterer schnürt sich der Stab allmählich ein, so daß seine Dicke immer geringer wird, schließlich reißt er an der dünnsten Stelle auseinander. Charakteristisch sind dann die beiden abgebrochenen Enden. Das eine zeigt eine trichterförmige Vertiefung, in der das andere Ende mit einem kegelartigen Ansatz hineinpaßt. Der Bruch, der bei der Zerreißprobe entsteht, sieht sich für das bloße Auge körnig und glänzend an; der Bruch, der bei der Uebermüdung des Metalls erfolgt, macht dagegen auf das unbewaffnete Auge einen matten, samtartigen Eindruck. Man sieht, wie der Bruch, allmählich von einer Stelle ausgehend, sich verbreitert hat.

Während man also früher glaubte, daß zweckmäßig beanspruchtes Eisen selbst auf die Dauer immer gleichmäßig in seinem innern Gefüge bleibe und nur durch Verwitterung, durch Rost angegriffen und weniger widerstandsfähig gemacht würde, hat man jetzt dank den Ermüdungsproben eingesehen, daß auch die Uebermüdung eine Art Erkrankung des Eisens erzeugt.

Bilder aus aller Welt.



Hofphot. Schi[illegible]
Polizeipräsident Frhr. v. Schenck, Wiesbaden, wurde zum Kammerherrn ernannt.

Der Polizeipräsident von Wiesbaden, Freiherr von Schenck, wurde zum Kammerherrn ernannt.

Phot. Abel.
Dr. Friedrich Hegar, Zürich, Komponist des Preischors für den Frankfurter Sängerstreit.



Phot. A. Wertheim.
Paul Paschen vom Berliner Lessingtheater, gab einen erfolgreich. Rezitationsabend.



Hofphot. Sandau.
Frhr. Heinrich von Puttkamer, Generalmajor a. D., beging sein 50jähr. Militärjubiläum.

Bei der Prüfung der für den Frankfurter Sängerwettstreit eingegangenen Komposition gelangte das Preisrichterkollegium, bestehend aus Hermann Kretzschmar, Max Friedländer, Hugo Rüdel, Georg Schumann und E. E. Taubert, zur Auswahl zweier Chöre. Diese wurden dem Kaiser vorgeführt und von ihnen der „1813" benannte Chor gewählt. Der Kom-



Eine Gavotte, einstudiert von Frl. Marignac.
Von dem großen Wohltätigkeitsfest der französischen Kolonie in Berlin.



Phot. Bing.
Von links: Mizzi Zwerenz, Hubert Marischka, Carl Blasel, Therese Loewe, Dora Keplinger-Eibenschütz, Richard Waldemar.
Eine neue ungarische Operette: „Susi" von Renyi.

ponist ist, wie sich bei Oeffnung der Kouverts ergab, Dr. Friedrich Hegar, Zürich, ein bekannter und erfolgreicher Tondichter.

Paul Paschen, ein beliebtes Mitglied des Berliner Lessingtheaters, beschäftigt sich theoretisch und praktisch mit Sprechkunst. Er gab einen erfolgreichen Rezitationsabend mit einer seiner Schülerinnen. In Bühnenkreisen genießt er einen großen Ruf als Stimmbildner und Sprechlehrer.

Generalmajor a.D. Frhr. Heinrich von Puttkamer beging die Erinnerung an den Tag, an dem er vor 50 Jahren in die Armee eintrat.

Die französische Kolonie Berlins veranstaltete ein großes Wohltätigkeitsfest, bei dem die von Frl. Marignac einstudierten reizvollen Tanzbilder ganz besonderen Beifall fanden.

Einen sehr großen Erfolg hatte die





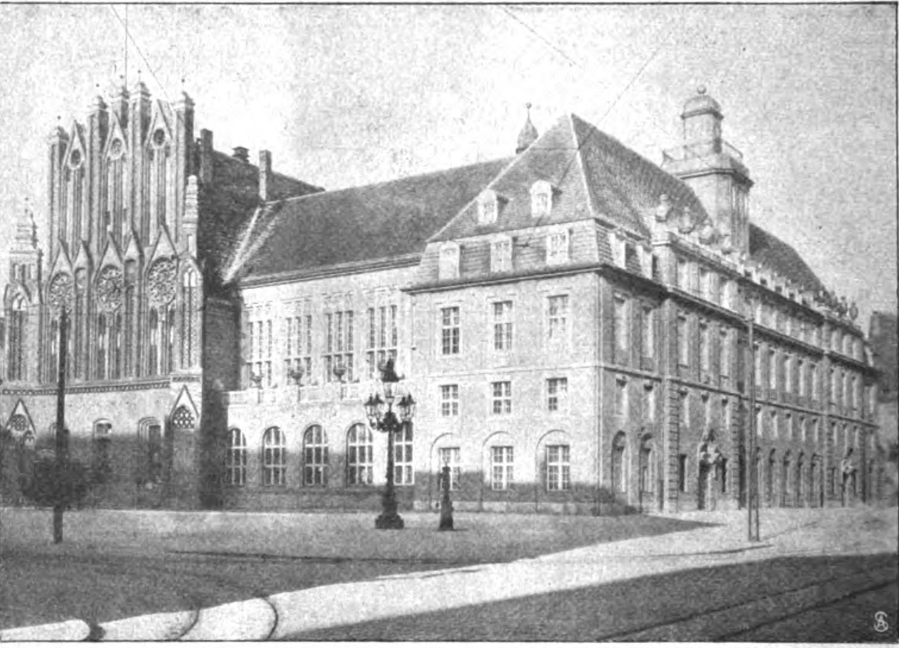
Phot. Rita Martin.

Mrs. Jan Bullough, geb. Miß Lily Elsie.
Eine Schönheit der Londoner Gesellschaft.



Atel. Hoffmann.

Frl. Perard-Petzl,
von der Münchner Hofoper, konzertierte in Berlin.



Der Neubau des Rathauses in Frankfurt a. O.

Int. Ill. Ges.

zuerst in Wien zur Aufführung gelangte Operette von Renyi „Susi". Die leichte, wenn auch nicht von Reminiszenzen freie Musik erntete ebenso wie der launige Text stürmischen Applaus.

Eine strahlende Schönheit der Londoner Gesellschaft ist Mrs. Jan Bullough, geb. Miß Lily Elsie. Sie gehörte früher zu den beliebtesten und am meisten bewunderten Sternen des Londoner Theaterhimmels.

Die Münchner Hofopernsängerin Perard-Petzl gab kürzlich in Berlin zusammen mit Siegfried Wagner ein Konzert.

In Frankfurt a. O. war schon lange das alte historische Rathaus zu klein geworden. Man hat nun nach Niederlegung einiger Nachbarhäuser einen an den alten Bau sich unmittelbar anschließenden Neubau errichtet, der sich auch im Stil dem alten Rathaus harmonisch angliedert.

Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 9. Berlin, den 1. März 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 9.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

19. Februar.

Der Reichstag nimmt in allen drei Lesungen den Antrag des Zentrums auf Aufhebung des Jesuitengesetzes an.

Der deutsche Handelstag tritt in Berlin zu seiner 38. Vollversammlung zusammen und spricht sich mit 320 gegen 72 Stimmen für Annahme des Gesetzes über den Verkehr mit Leuchtöl (Petroleummonopol) aus.

Aus Bukarest wird gemeldet, daß die Vertreter der Großmächte der rumänischen Regierung nahegelegt haben, vor Anwendung der äußersten Mittel gegen Bulgarien die Vermittlung der Großmächte anzurufen.

Aus Mexiko kommt die Nachricht, daß der Präsident Madero gefangengenommen und General Huerta zum provisorischen Präsidenten ausgerufen wurde.

20. Februar.

Der Reichstag lehnt bei der zweiten Beratung des Etats die Ostmarkenzulagen für die Postbeamten mit 211 gegen 141 Stimmen ab.

Die halbamtliche Petersburger Telegraphenagentur erfährt von zuständiger Stelle, daß Rumänien und Bulgarien die Vermittlung der Großmächte angenommen haben.

Oberst Felix Diaz, der Führer der Revolution in Mexiko, zieht in die Hauptstadt ein. Präsident Huerta ordnet die Freilassung aller unter Madero Gefangenen an.

21. Februar.

Der Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg und Gotha erleidet bei einer Bobsleighfahrt in Oberhof einen Unfall, bei dem er das rechte Schienbein bricht.

22. Februar.

Ueber Berlin und Umgebung wird nach Feststellung eines Falles von Tollwut für drei Monate die Hundesperre verhängt.

In Peking stirbt, 40 Jahre alt, die Kaiserinwitwe Lung Yü.

23. Februar.

In Mexiko werden der frühere Präsident Madero und der Vizepräsident Suarez in einem Kampf erschossen, der sich bei dem Versuch, sie zu befreien, entspinnt.

24. Februar.

König Christian X. und Königin Alexandrine von Dänemark treffen zum Besuch des Kaiserpaares in Berlin ein. Sie werden am Bahnhof von der kaiserlichen Familie und den Spitzen der Behörden begrüßt (Abb. S. 351).

Die Führerin der englischen Suffragetten, Frau Pankhurst, wird wegen Anstiftung zu einem Bombenattentat auf das Landhaus des Ministers Lloyd George in Walton on Hill verhaftet.

Aus Neuyork wird gemeldet, daß Präsident Taft seinem Bedauern über den Tod Maderos Ausdruck gegeben, aber erklärt habe, daß er darin keinen Grund zur Intervention Amerikas in Mexiko erblicke.

25. Februar.

Aus Marokko kommen Nachrichten über neue Kämpfe, in denen die Franzosen die angreifenden Eingeborenenstämme zurückschlugen.

26. Februar.

In Mülhausen stürzt der Fliegeroffizier Oberleutnant Lincker mit einem Unteroffizier auf einem Doppeldecker ab; letzterer wird getötet, der Offizier verletzt.

Unter den Fittichen der Akademie.

Ein Vorwort zur Ausstellung in der Königl. Akademie der Künste in Berlin.

Von Quidam.

„Akademisch" ist und war stets ein übles Beiwort. Man gebraucht es, um einen Mangel an Belebtheit auszudrücken. Es wird damit das allzu Konkrete, das Konventionelle und Unfreie charakterisiert. Man sagt: „Seht doch den Maler B.! Ist er nicht durch und durch akademisch?" Und man will damit sagen, daß B. eben das Gegenteil von reinkünstlerisch ist. Ein akademischer Maler verhält sich zum reinen Künstler etwa wie die Kultur zur Natur. Die Ursprünglichkeit wird durch Dinge ersetzt, die im Grund jeder erlernen und sich zu eigen machen kann. In der Beamtenkunst sehen wir deshalb auch heute das akademische Prinzip zur höchsten Blüte getrieben. Künstlerische Freiheit ist unbequem. Deshalb fort mit ihr! Es lebe die Vorsorglichkeit, die Korrektheit und die Glätte!

Wilhelm Trübner, der badische Maler, hat daraus den allein richtigen Schluß gezogen, wenn er sagt: „Bahnbrecher, Lehrer und Erzieher im höheren Sinn sind aber nicht die, die dem Laienpublikum den verdünnten Aufguß verabreichen, und es sind auch nicht immer solche, die das Gehalt dafür beziehen, sondern allein diejenigen muß man dafür ansehen, die ihren persönlichen Stempel der nachfolgenden Zeit aufdrücken durch Vorzeichnen der Bahnen, auf denen der ganze Troß nachzuziehen für gut findet."

Ja, so schroff ist der Gegensatz zwischen Originalität und Akademismus. Die akademische Gesinnung duldet keine Ecken und Kanten. Der akademische Mensch tüftelt und ziseliert und ebnet und poliert, was ihm unter die Hände kommt. Er zwängt alles ins Pasquill seiner Ordnungsliebe hinein. Der Akt, das Figurenbild, das Por-

trät wird akademisch, das Stilleben wird akademisch, und die Landschaft wird akademisch. Wenn ein Münchner Atelierscherz über einen dortigen Marinemaler den köstlichen Ausspruch formte: „Keiner in der neueren Kunst hat gerade das Trockene des Wassers mit solcher Meisterschaft dargestellt wie dieser P.", so soll dadurch eben das Akademische dieser Kunst an den Pranger gestellt werden.

Nun ist allerdings zu sagen, daß der Kitsch heute überall blüht. Er ist nicht mehr allein ein Vorrecht der Dilettanten. In der Großstadt wie in der Provinz blüht er. Und er ist bei allen Gilden ein üppig wucherndes Kraut. Es gibt Glaspalast-Kitsch, und es gibt Sezessions-Kitsch. Wir sehen das immer wieder auf jeder neuen Ausstellung. Wirkliche künstlerische Individualitäten mit einem tüchtigen Quantum Eigenart, mit Stolz und mit Selbstsicherheit sind dünn gesät.

Die Aufgabe des Staates ist es nun, die Talente zu pflegen, wo sie immer ihre Schwingen entfalten. Der Staat hat gleichsam mit dem Blick Gottes „sub specie aeternitatis" die Dinge zu betrachten. Wenn man die Existenz der Ideale in unserer materialistisch gesinnten Welt zugibt, so muß der Staat in erster Linie ein Pfleger der Ideale sein. Nicht nur der Ideale von gestern, sondern auch der Ideale von heute. Wie jedem Erzieher fällt ihm eine Aufgabe zu, die der des Gärtners ähnelt: er soll Keime, Lebensansätze zum Blühen bringen. Er darf vor den Ideen der neuen Zeit nicht ängstlich in sein Haus flüchten. Sondern er soll sich mit ihnen auseinandersetzen, sie wägen und werten. Der Staat macht es ja doch auf technischem Gebiet schon immer so. Da wird keine neue Idee unerprobt gelassen. Marine, Militär, Luftschiffahrt, sie alle spiegeln im großen wie im kleinen diesen modernen Zeitgeist wider. Soll es auf dem Gebiet der Kunst anders sein? Die Schulen, die Galerien, die Ausstellungen können ja nur davon profitieren.

Daß sich in der letzten Zeit in dieser Beziehung bei uns vieles zum Bessern gewendet hat, muß dankbar anerkannt werden.

An der Unterrichtsanstalt des Königlichen Kunstgewerbemuseums wirkt seit Jahren Bruno Paul. Die Königliche Kunstschule leitet Philipp Franck. Schmuz-Baudiß schützt die Königliche Porzellanmanufaktur davor, daß dort das Räderwerk einrostet. Slevogts d'Andrade, Lederers Richard-Strauß-Büste und Kolbes „Tänzerin" zogen kürzlich, von den Besten freudig begrüßt, in die Königliche Nationalgalerie ein. Peter Behrens baute die deutsche Botschaft in Petersburg. Bruno Pauls Pläne für das neue Asiatische Museum in Dahlem sind genehmigt. Und hat nicht Alfred Messel die Entwürfe für die Museumsinsel ausgearbeitet? — Lauter Künstler, die in unserer Zeit wurzeln, und auf die das Epitheton vom fortschrittlichen Kunstgeist paßt. Lauter ernste Männer, Nicht-Akademiker, Schaffende.

Und daß das alles unter der Regierung Wilhelms II. möglich ist, zeugt doch davon, daß der Kaiser von dem Willen durchdrungen ist, die Aufträge auf künstlerischem Gebiet nicht wahllos zu vergeben — an Günstlinge oder an vorgeschobene Akademiker. Wir sehen darin mehr als nur ein Zufallsymptom. Es ist gut, daß die hetzerische Kritik, die nach den Taten des Herrschers bei jeder Gelegenheit ihre Pfeile sendet, Lügen gestraft wird. Das Weltrad dreht sich. Die Engel scheiden sich von den Teufeln. Auf die Auswüchse der letzten Jahrzehnte sind abgeklärtere, ruhigere Werke gefolgt. Man will jetzt nicht mehr beiseite stehen, sondern tätig eingreifen.

Und wir alle genießen diese Segnungen.

Kein Mensch wird wünschen, daß der Gildestreit, der Kampf der Künstler unter sich, der oft recht grimmig aufloderte, aus der Welt geschafft werden soll. Das will niemand, weil der Kampf eine Lebensnotwendigkeit ist. Aber wenn jetzt Professor Manzel, der Präsident der Akademie der Künste, den Versuch unternimmt, die engen Mauern, die die Akademie-Ausstellungen seither umgaben, zu sprengen und einem neuen Lebensstrom zu öffnen, so ist das ein Verdienst, dem in der Zukunft eine noch höhere Bedeutung zukommen wird, als es heute scheinen mag. Es ist im Grunde die langersehnte Neubelebung des akademischen Prinzips, die ihren Erfolg in sich selbst trägt. Die Mitgliederausstellungen der Akademie waren ja immer ein wunder Punkt in unserem Ausstellungsleben .... Man tut also gut, wenn man macht, was jeder Kaufmann macht, will er sein Unternehmen vor dem Verfall bewahren: man sorgt für neue Kräfte, für neuen Nachwuchs. Und man verhilft so dem Grundsatz zu seinem Recht, daß das Alte mit dem Neuen und das Neue mit dem Alten in schönster Harmonie leben kann, wenn nur die Voraussetzungen für eine gute Qualität in ihm erfüllt sind. Nur das Schlechte ist ja des Guten Feind.

Alle die Landenberger, Corinth, Jank, Putz, Habermann, Lepsius, Gosen, und wie sie alle heißen, die hier zum erstenmal die geheiligten Räume der Akademie betreten, machen hier eine ganz gute Figur. Sie bringen nichts Revolutionierendes mit, sondern bewegen sich wie echte und rechte künstlerische Gentlemen.

Da die Akademie-Ausstellung als Vorfeier zum Kaiserjubiläum gedacht ist, wird die Veränderung naturgemäß besonders beachtet werden. „Die Akademie hat sich auf ihre Würde besonnen", wird es heißen. „Die Akademie — als moralische Anstalt."

Damit ist der Ausstellung natürlich nicht Genüge getan. Sondern das ist's: Die Akademie als staatliches Institut hat jetzt zur Kaiserfeier die in soundso viel Lager versprengte Künstlerschaft unter einen Hut gebracht. Sie hat einen von vielen lange gehegten Traum wahrgemacht — wahrgemacht, um damit dem Monarchen zu zeigen, daß derartige Entwicklungsmöglichkeiten — rein organisatorisch genommen — durchaus zu einem guten Ende zu führen sind.

Wie viel Arbeit eine solche Ausstellung allerdings mit sich bringt, weiß nur der, der mit der Technik des Ausstellungswesens einigermaßen vertraut ist. Aber letzten Endes kommt es ja nicht darauf an, wieviel Mühen wir an eine Aufgabe verschwenden, sondern darauf, was schließlich von uns erreicht wird.

So betrachten wir diese Ausstellung als glücklichen Vorboten eines neu aufgrünenden Frühlings. Und unser Wunsch ist: möchte er sich doch in jedem Jahre mit immer vollkommeneren Gaben bei uns einstellen! Denn die Idee, in Berlin an so hervorragendem Platz eine neutrale Stelle zu schaffen, an der die Künstler aller Richtungen einmal im Jahre ihre besten Werke zeigen, ist gut und läßt sich immer weiter ausbauen. Und sie wird in dem Maß von Erfolg gekrönt sein, in dem sie der schönen Maxime huldigt: „Es gibt nur ein Mittel, die Werke des Geistes zu pflegen: eine Politik nämlich, welche den Fortschritt des Landes erstrebt und die Intelligenz des Volkes befruchtet."



Der erste Romanow.

Von Elise von Boetticher. — Hierzu die Abbidungen auf Seite 353.

Am 21. Febr. (6. März) versammelten sich zu Moskau die Bojaren des russischen Reiches und sprachen: „Laßt uns ein Ende machen den Wirren und Unruhen, die unser Land nun schon seit Jahren zerreißen. Laßt uns einen Zaren aus edlem Stamm wählen, der es mit fester Hand regiere! Gut und milde muß er sein, kein Parteiführer und Händelsüchtiger. Ein treuer Sohn der rechtgläubigen Kirche, der unseren Glauben verteidigt, ein echter Russe, ein Friedensfürst nach all dem Kampf und Streit, an dem wir fast zugrunde gegangen sind."

Groß war die Not, in der das moskowitische Reich sich damals befand. Mit Fedor, dem Sohn Johanns des Schrecklichen, war die Dynastie Ruriks, des Begründers Rußlands, dahingegangen. Sterbend hatte Fedor auf die Frage, wem er den Thron überlasse, geantwortet: „Ich überlasse alles dem Willen Gottes."

Unendliche Verwirrung hatte er dadurch hervorgerufen. Dem Willen der Bojaren war nun die Wahl des Zaren anheimgestellt. Intriganten und Heuchler suchten durch unlautere Mittel Einfluß zu gewinnen. Die Bojaren Boris Godunow und Wassili Schuiski, von denen jeder kurze Zeit den Thron innehatte, vermochten sich nur auf ihm zu behaupten, indem sie die Bojaren ihrer Umgebung ständig mit geheimem Mord, Folter und Gefängnisstrafe bedrohten. Unruhe und Unzufriedenheit herrschten im Volk. Räuberbanden durchzogen das Land. Die Grenznachbarn bedrohten es von allen Seiten mit Krieg. Und in dieser Zeit grollenden Mißbehagens verbreitete sich, lauter und immer lauter werdend, die dumpfe Sage, Dmitri, der jüngste Sohn Johanns des Schrecklichen, sei nicht, wie bekanntgegeben, als Kind im Kloster gestorben, sondern er lebe noch und werde wieder erscheinen, um das Land zu befreien.

Ein schlauer Betrüger hatte sich dieses Gerücht zunutze gemacht und war als Pseudo-Dimitri aufgetreten, von der Nonne Martha, der ehemaligen Zarin, als Sohn anerkannt und in Moskau zum Zaren gekrönt, was Schiller bekanntlich im „Falschen Demetrius" schildert.

Die Bojaren ermordeten ihn, nachdem er ein Jahr regiert hatte. Auch ihn aber umwob die Sage mit dem Schleier einer geheimnisvollen Fortdauer, und so trat ein zweiter Pseudo-Dimitri auf, überzog das Land mit Krieg und erhob ebenfalls Ansprüche auf den Thron.

In ihrer Verwirrung hatten sich die Russen nach Polen gewandt und den König Sigismund III. Wasa gebeten, seinem Sohn Wladislaw die Herrschaft über ihr Reich zu übertragen. Er sollte zur griechisch-orthodoxen Kirche übertreten und Russe werden. Sigismund jedoch trachtete danach, sich selbst zum Zaren zu krönen. Er sandte ein starkes Heer gen Moskau, das dort auch gastfrei aufgenommen wurde, und die Polen gebärdeten sich bald als Herren des Landes und hausten mit wildem Übermut in der alten Zarenstadt.

Durch ihren Hochmut reizten sie die Russen. Diese fürchteten, Sigismund werde den Katholizismus in ihrem Reich einführen. Dagegen empörte sich die Geistlichkeit. Die Klöster erhoben sich wie Zwingburgen im Land, und von ihnen ergoß sich ein Strom religiöser und nationaler Begeisterung über das Volk. Boten und Flugschriften wurden nach allen Richtungen versandt. Wie ein großes Rauschen ging es durchs Reich. Die Mannen von 25 Provinzen und Städten erhoben sich und zogen in freiwilligem Heereszug nach Moskau, um die Polen daraus zu vertreiben. Lieber wollten sie „all ihr Hab und Gut, ja sogar ihre Frauen und Kinder verkaufen, als von ihrem heiligen Glauben lassen".

Hart war der Kampf um Moskau. Die Polen wollten nicht daraus weichen, und die Russen mußten es wochenlang belagern. Sie steckten, wie auch 200 Jahre später im Krieg gegen Napoleon, die Vorstädte in Brand und drängten dadurch die Polen auf den Kreml, wo diese sich so lange verschanzt hielten, bis wütender Hunger sie zum Abzug zwang.

Da schritten die Russen zur Zarenwahl. Sie wandten den Blick zurück, auf die Familie Johanns des Schrecklichen, dessen Andenken noch immer lebendig unter ihnen war. Seine Gemahlin Anastasia war eine Romanow gewesen. Die Söhne ihrer Brüder waren während der Zwischenregierung teils verhaftet und im Kerker gestorben, teils in ferne Landesteile verbannt worden. Einer aber lebte noch, Fedor Nikita, einst als Mönch Philaret in ein Kloster weit im Norden verbannt und später als Metropolit von Rostow mit der Gesandtschaft, die Wladislaw die Krone anbot, nach Polen gesandt und dort in grausamer Haft festgehalten.

Auch seine Gemahlin, eine Fürstin Sitzkoi, hatte gezwungenermaßen als Nonne Martha den Schleier genommen und weilte im Kloster des heiligen Hypatius in Kostroma. Bei ihr befand sich auch Michael, der Sohn des auseinandergerissenen Paares, ein sanfter, liebenswürdiger Jüngling im Alter von 16 Jahren, der die Schrecken der Belagerung gemeinsam mit den Polen erduldet hatte, nach der Befreiung aber zu seiner Mutter geeilt war.

Auf den Jüngling Michael fiel am 21. Februar 1613 die Wahl der Bojaren. Sie erwarteten, daß er in seinem Vater einen klugen Berater haben werde, und wußten ihn noch nicht in Parteihändel und politische Wirren verstrickt. So schickten sie eine Gesandtschaft in das Kloster, die ihm die Krone anbieten sollte.

Die Polen jedoch hatten, der Sage nach, davon erfahren und schickten eine bewaffnete Schar aus, um Michael zu ermorden. Der Bauer Iwan Ssussanin aus dem Dorf Domnino sollte sie durch den Wald geleiten. Er erriet aber aus ihren Reden, was sie vorhatten, und führte sie so lange in die Irre, bis er wußte, daß die russischen Gesandten das Kloster erreicht hatten. Als die Polen seine Absicht merkten, richteten sie ihn grausam hin. Er aber ließ freudig sein Leben und wird noch heute als Retter Rußlands verherrlicht. Glinkas Nationaloper „Das Leben für den Zaren" schildert seine aufopfernde Hingebung und wird an allen patriotischen Festen in Rußland gespielt. Seine Nachkommen aber waren von allen Abgaben befreit.

Michaels Mutter weigerte sich anfangs, den Sohn nach Moskau ziehen zu lassen. Auf Bitten der Gesandten jedoch gab sie ihm ihren Segen und entließ ihn nach der Hauptstadt, wo er im Sommer gekrönt wurde.

Michael regierte anfangs gemeinsam mit seinem Vater und zeichnete auch gemeinsam mit diesem alle Regierungsakten. Sie hatten noch manchen Kampf zu bestehen. Nicht nur die Polen weigerten sich, ihren Anspruch auf den russischen Thron aufzugeben, auch der Schwedenkönig Gustav Adolf wollte ihn für seinen



Bruder Philipp erwerben. Die Kosaken mußten bekämpft, den Räuberbanden mußte gesteuert werden.

Auch der Übermut der Bojaren war oft schwer zu bändigen. Jede Familie wollte die mächtigste, dem Thron des Zaren am nächsten stehende sein, und sie wüteten gegeneinander mit Gift und Dolch. Michaels erste Braut, eine Chlopow, wurde für unheilbar krank erklärt und mit ihrer ganzen Familie nach Sibirien verbannt. Er heiratete später die Bojarin Eudoxia Streschnjew, deren Sohn Alexei ihm auf den Thron folgte.

So kam das Haus Romanow, das heute auch in den Nachkommen der weiblichen Linie die Herrschaft führt, einst durch ein weibliches Mittelglied zur Dynastie Ruriks auf den Zarenthron. Es wurde erwählt vom russischen Volkswillen, zum Schutz der Kirche und des Glaubens, zum Schutz russischen Wesens. Diese Bestimmung ist Tradition geworden im Herrscherhause. Noch heute ist die Kirche die Stütze des Thrones, noch heute steht das Volk in einem vertrauensvoll kindlichen Verhältnis zu seinem Herrscher, den es naiv „Väterchen Zar“ nennt.

o oooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooooo o

Ein Lebensflug.

Von Siegmund Feldmann. — Hierzu 3 photogr. Aufnahmen.

Herr Fallières hat sich einen effektvollen „Abgang“ gemacht, wie es im Kulissenjargon heißt. Man hätte es dem behäbigen alten Herrn gar nicht zugetraut, daß er beim Abschied eine so galante Kußhand in das Parterre der Damen werfen würde. Seine letzte Geste war der Ritterschlag einer Frau; die letzte Unterschrift, die er als Präsident der Republik vollzog, nahm Fräulein Helene Dutrieu in den Orden der Ehrenlegion auf.

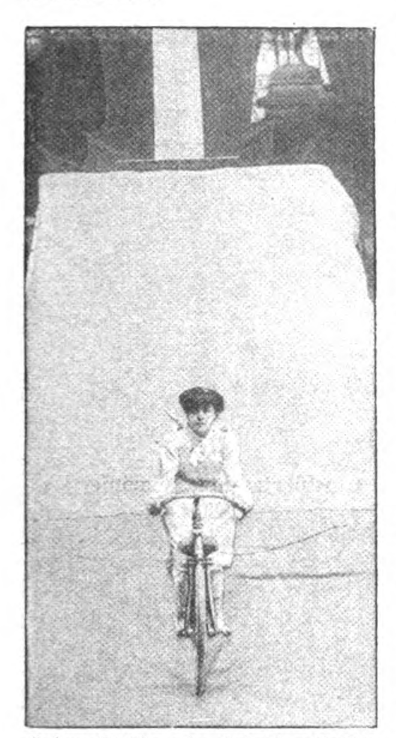
Fräulein Dutrieu hat sich diese Auszeichnung buchstäblich im Flug erobert. Sie fliegt schon lange; sie flog schon vor Santos-Dumont und den Brüdern Wright. Ihre Laufbahn ist eine Flugbahn. Die Berliner werden sich gewiß noch mit Herzklopfen des „Lebenden Pfeiles“ erinnern, der — es mag jetzt zehn Jahre her sein — im Zirkus Schumann hoch über ihre Köpfe hinweg auf dem Stahlroß durch die Luft flog. Dieser lebende Pfeil war Fräulein Dutrieu. Ein paar Monate darauf schwirrten bereits ganze Schwärme lebender Pfeile durch die Tingeltangel aller Lande; denn in der Welt der „Spezialitäten“ achtet man das geistige Eigentum gering. Darum will ich hier im Dienst der Gerechtigkeit den künftigen Geschlechtern ins Gedächtnis nageln, daß Helene Dutrieu die Erfinderin dieser „Nummer“ war. Sie hat zuerst diesen Fortschritt der Verkehrstechnik der Menschheit vor die aufgerissenen Augen geführt; ihrer Schöpferkraft entsprang der Gedanke, gegen drei Mark Entree und Vorverkaufsgebühr das Gesetz der Schwere aufzuheben. Und dafür prangt heute auf ihrer tapfern Brust die Ehrenlegion, die man sonst nur den Helden verleiht, die regelmäßig die Schlacht von Austerlitz gewinnen.



Helene Dutrieu als Rad-„Champion“.

Ja, eigentlich dafür. Denn die Unerschrockenheit, die man heute durch ein blinkendes Kreuz der Aviatikerin bescheinigt, war genau dieselbe, die früher dem lebenden Pfeil durch den Luftraum half. Fräulein Dutrieu hat nur ihr Flugzeug gewechselt, nicht ihre Natur, nicht ihr Temperament, das den Entschluß beherzt einhakt, bevor es noch die Gefahr erblickt hat. Sie wurde die berühmte Fliegerin, wie sie vorher die berühmte Radlerin wurde: weil sie das geborene Sportgenie war. Dieses Genie kam in einer chemisch gereinigten Atmosphäre zur Welt, als die Tochter wohlhabender Fleckenputzer in Lille, wo sie schon als kleines Mädel in Begleitung ihrer beiden Brüder mit der Eisenbahn um die Wette raste. Daher imponierte es ihr gar nicht, als sie eines Tages las, eine ihrer Mitbürgerinnen hätte in Paris den Stundenrekord von 28 Kilometer errungen. „Nicht mehr?“ sagte Fräulein Helene, trainierte sich eine Woche lang, eilte nach Paris und legte unter dem verdienten Jubelgetöse aller verständigen Zeitgenossen bei Buffalo mehr als dreißig Kilometer zurück. Die Touristin war ein „Champion“ geworden.

Es läßt sich leider nicht verhehlen, daß dieser Sieg den Eltern der Siegerin eine schmerzliche Überraschung bereitete. Helenchen, sonst ein Musterkind, hatte sich nämlich insgeheim aus Lille fortgestohlen, um in der Hauptstadt ihren ersten Lorbeer zu pflücken. Diese prosaischen Spießbürger, in deren kastalischem Quell nur Benzin sprudelte, standen eben auf gespanntem Fuß mit dem Ideal; sie waren entsetzt darüber, daß ihr Augapfel unter das fahrende Volk geraten sein sollte, mochte es auch das zweiradfahrende sein. Hier stellte sich schon am Anfang ihrer Sendung jener tragische Konflikt ein, der seine Spuren in jedes große Künstlerdasein gräbt. Das junge Mädchen überwand ihn, indem sie einen Triumphzug durch Europa antrat und auf allen namhaften Rennbahnen Erfolg auf Erfolg häufte. In Berlin erschien sie zum erstenmal 1898, und die Sportchronik verzeichnete aus Friedenau: „Match Dutrieu-Müller über 10 Kilometer. Sieger: Mlle. Dutrieu (13 Min. 35 Sek.).“ Das war ja schon eine ganz rechtschaffene Leistung. Allein erst als sie 1902 wieder nach Berlin kam und hier den Weltrekord der Schnelligkeit „etablierte“, offenbarte sich ihre ganze Bedeutung. Vorher hatte sie in London dem



Helene Dutrieu als „Lebender Pfeil".

Prinzen von Wales, später Eduard VII., und in Brüssel dem König Leopold etwas vorgeradelt und sich nebst der Liebe der Völker auch die Anerkennung der Fürsten errannt. Und zu diesen Genugtuungen gesellte sich noch ein schwerer Haufen Heiratsanträge. Alle rührten von Ausländern her. Aber Fräulein Helene ist eine Patriotin und erklärte ihren zahllosen Freiersleuten, daß sie nur einen Franzosen ehelichen wolle. Sie verkündete es sogar durch die Zeitung. Das verdroß mich damals heftig. Ich stand just im Begriff, ihr auch einen Heiratsantrag zu machen. Wir wären gewiß unmenschlich glücklich miteinander geworden.

Der Berliner Weltrekord war die Krönung des Gebäudes. Höher hinaus kann man nicht, sagte sich Fräulein Helene, die in ihrer Unschuld nicht einmal die Pfeile Amors, geschweige denn den Pfeil ahnte, zu dem sie sich selber entwickeln sollte. Sie kehrte also nach Lille in die längst versöhnten Elternarme zurück, eröffnete in einem Anfall bürgerlichen Lebenswandels einen der väterlichen Fleckenreinigung vorarbeitenden Modesalon und, nach dessen schleunigem Zusammenbruch, ihren Freunden, daß sie endlich ihr wahres Talent entdeckt habe. Es zog sie zur Bühne. Ihr Herz lechzte nach der Tragödie, ihr Ohr dürstete nach dem Hexameter, ihre Sohlen suchten nun statt des Pedals den Kothurn. In einem Pariser Vorstadttheater konnte sie sich dieses klassische Schuhwerk an die gelenkigen Füße schnallen. Allein seinem Schicksal entrinnt kein Sterblicher. Eines Tages, auf dem Wege zur Probe, stieß sie auf einen Kollegen, der ein klafterhohes Plakat des Looping the Loop anstarrte. „Damit kann man jeden Abend 1200 Franken verdienen", seufzte er hungrig. — „Was? Zwölfhundert Franken?" wiederholte sie. Die alte Leidenschaft für das Rad flammte in ihrem Busen wieder auf; sie ließ die Probe in Stich und eilte zu einem Agenten. Der Mann lachte.

„Sie auch!" rief er. „Gibt es denn nur noch Schleifenschlinger auf der Welt? Jeden Morgen meldet sich ein Dutzend. Nein, mein Kind, damit ist nichts mehr zu holen. Da müssen Sie schon etwas Neues finden."

Das tat sie denn auch: sie fand den „Pfeil". Das war ganz einfach, meint sie. Sie ließ sich von einem Techniker das physikalische Prinzip des Loopings erklären. Darauf sagte sie sich: „Wenn die Zentrifugalkraft eine so gute Sache ist, dann taugt sie vielleicht auch etwas, wenn man die Bahn unterbricht." Als sie dem Techniker diese Frage vorlegte, schrie er: „Das Ei des Kolumbus!" Fräulein Helene ließ dieses Ei sofort kochen und zwei Monate darauf genossen es die Pariser in der „Olympia" mit Begeisterung. In allen Städten diesseit und jenseit des Ozeans verlangte man nach ihr. Das Handwerk hatte goldenen Boden — gerade weil es keinen hatte. Ihre Erfolge ermutigten sie zu immer neuen Heldentaten. Sie vertauschte das leichte, geräuschlose Zweirad mit einem ratternden, schweren Motorrad, so daß den Leuten die Haare zu Berge standen. Zumal an dem Tage, da in Marseille der Motor streikte und mit ihr in den Sand abstürzte. Sie kam mit einem blauen Auge oder, richtiger, mit einem zerschlagenen Nasenbein davon. Das genügte ihr. An den Tod hatte sie nie gedacht; aber der Verunstaltung wollte sie sich fernerhin nicht aussetzen. Sie tat den Schwur, nie wieder zu fliegen.

Als ob es auf ihren Willen angekommen wäre! Sie mußte immer weiter und immer höher fliegen. Sie kannte eben ihre Vorbestimmung nicht, ihren in den Sternen geschriebenen Lebensflug. Darum flüchtete sie wieder hinter die Kulissen, zu ihren Schminktöpfchen und mimte, bald im Gymnase, bald im Ambigu oder sonstwo, schlecht und recht Rollen dritter Ordnung mit einer Begabung vierter Ordnung. Nötig hatte sie es ja nicht, Gott sei Dank, aber man konnte sich doch von der Langweile nicht auffressen lassen! Dieses Unglück hat uns allen zum Dank Santos-Dumont verhütet. Nach dem ersten Versuch des Brasilianers war sie für die Fliegerkunst gewonnen, und nach dem ersten schüchternen Versuch, den sie, bloß drei Meter über dem Boden, selber unternahm, war sie ihr verfallen. Das erkannte sie selber, als sie einmal so hübsch sagte, daß, wer einmal „von der Leere gekostet" (qui a goûté au vide), seine Sehnsucht danach nicht mehr bändigen könne. Sie tat sich auch gar keinen Zwang darin an und hat seither, mit Ein- und mit Zweideckern, mit und ohne Passagier „Proformancen" erreicht, die in den Annalen der Aviatik mit goldenen Lettern verzeichnet stehen.

Dort mag man Genaueres darüber nachlesen. Hier sei nur noch bemerkt, daß es ihr eine besondere Freude bereitet, andere Frauen zu edlen Pilotinnen heranzubilden. Sie hält das Fliegen für einen Beruf, zu dem das Weib sich wegen seiner größeren Beweglichkeit und seines feineren Tastsinnes noch besser eigne als der Mann. Vor drei Jahren hielt sie sogar einen Vortrag über dieses Thema, in dem sie allerlei Gescheites sehr amüsant vorbrachte. Das Amüsanteste aber war, daß sie dabei eine Angst empfand, als ginge es ihr an den Kragen.



Helene Dutrieu auf ihrem Farman-Doppeldecker.



Der kleine Hut. Eine Saisonplauderei.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

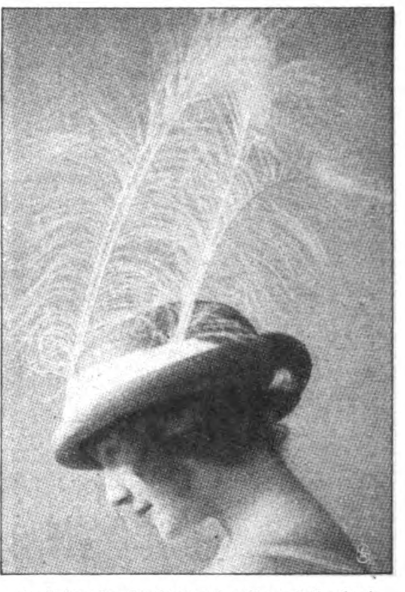
Die Mode will sich nicht von den kleinen Formen trennen, und die an Unterwerfung gewöhnte Damenwelt akzeptiert



1. Bernsteinfarbener Pedalstrohhut mit blaugetönten Samtpflaumen.



2. Maisfarbene Tagalform mit Paradiesreihern.



3. Kirschroter Strohhut mit weißem Seidenband und weißen Pfauenfedern.

sie — ob sie für jedes Gesicht kleidsam sind oder nicht. Trotz des geringen Umfangs ist die Mannigfaltigkeit der Fassons erstaunlich, und was der Breite geraubt wird, ersetzt Höhe und Originalität. Diese winzigen Dinger stellen, um zur rechten Wirkung zu kommen, große Ansprüche an einen passend frisierten Kopf. Da es unmöglich ist, viele Garnituren unterzubringen, versucht man, den Mangel an Kostbarkeit durch Sensationen wettzumachen, oder „tröstet" sich mit Reihern, die in jeder Beziehung in die Höhe streben.

Die Frühlingsmode entfesselt eine wahre Farbenorgie. Bunt und hoch ist das Losungswort. Garnituren, die wie einsame Fahnenstangen aufwärts ragen, sind keine Seltenheit. Dennoch besitzen die meisten Hüte einen pikanten Reiz, dem sich das kritische Auge nicht verschließen kann. Sie müssen nur richtig getragen werden und gut zu der übrigen Kleidung abgestimmt sein. Außer den Reihern und Straußfedern, die beschnittenen Aesten gleichen, rivalisieren Phantasiegestecke, die ihrem Namen Ehre machen, hochgebundene Blumenstauden und Tüllschlupfen. Neu und apart muß die Garnitur sein. Dieses Bestreben ließ auch weiße Pfauenfedern begehrenswert werden. Sie stecken wie absichtslos in dem weißen Seidenband, das die kirschrote Strohform umspannt (Abb. 3). Flammendes Rot überstrahlt alle übrigen Farben. Aus grobem, breitem, rotem Bandstroh ist die Kappenform geflochten, auf der ein rotweißer Phantasiebüschel steckt (Abb. 5). Die kleinen Hüte, im



4. Trotteurhut aus honigfarbenem Stroh mit tütenblauem Taftband.



Phot. Talbot.

5. Kappenform aus rotem Bandstroh mit rotweißem Gesteck.



Phot. Henri Manuel.

6. Grünweißer Trotteurhut mit Phantasiegesteck.



Phot. Talbot.

7. Strohhelm mit bestickten Seidenflügeln.



Verein mit der Farbenfreudigkeit, verhelfen auch dem seidenen Band zu neuer Blüte. Es kann nicht grell und bunt genug sein. Die schmalen, buntdurchwirkten Bänder treten in Massen auf. Vornehmer ist ein breites, schön getöntes Band, dessen steil aufgerichtete Schleife die Konkurrenz mit allen übrigen Garnituren aufnehmen kann. Der schleifengeschmückte Trotteurhut gehört in das heutige Modenbild. — Die kleinen Formen und die teils recht absonderlichen Garnituren erschweren die Differenzierung der Zweckbestimmung. Die bisher leicht erkennbaren Grenzen zwischen Tages- und Abend-, zwischen Straßen- und Salonhut sind verwischt. Der maisfarbene Tagalhut (Abb. 2), dessen fünf gelb beginnende, weiße Paradiesreiher, die von einem Bandknoten genau in der Mitte des Kopfes gehalten werden, ihn zu einem erstklassigen Abendhut erheben, kann ohne Bedenken zu einer hellen, eleganten Straßentoilette getragen werden. Die Vorliebe für kräftige lila Töne im Verein mit Rot illustriert der lila Strohhut. Rubinrotes Libertyband deckt fast den ganzen Kopf, über den sich, von hinten kommend, lila Straußfedern neigen (Abb. 9). Keck und jugendlich sind die kleinen Schuten, die an den Seiten buntgemischte Blumensträußchen oder Samtfrüchte tragen, die neckisch über die Ohren hängen. Die seltsam gekniffene Form aus zweierlei Stroh ist durch diese Kombination und die strähnige Pose ihrer Wirkung sicher. Das schwarze Käppchen mit dem Schachbrettkopf und der Walkürenhelm sind Erfindungen höchst eigener Art. Der weiße Moiréhut, auf dessen vorn und hinten hochgeschlagenen Rändern bescheidene Röschen blühen, bezeigt durch seine Posen auch sein Streben nach oben. Ola Alsen.

8. Schwarze Mütze mit Schachbrettkopf.



Phot. Talbot.
9. Lila Strohform mit rubinrotem Libertyband und lila Federn.



Phot. Henri Manuel.
10. Weißer Moiréhut mit Posen und bunten Röschen.

Unsere Bilder.

Der Einzug des dänischen Königspaares in Berlin (Abb. S. 351) gestaltete sich zu einem prunkvollen Ereignis, das auf die Bevölkerung der Reichshauptstadt große Anziehungskraft ausübte. König Christian X. und Königin Alexandrine wurden auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin von unserem Kaiserpaar, den kaiserlichen Prinzen, zahlreichen Fürstlichkeiten, den Vertretern der Reichs- und staatlichen Behörden sowie von den Repräsentanten der Reichshauptstadt empfangen. Nachdem Oberbürgermeister Wermuth im Namen der Stadt die königlichen Gäste in formvollendeter Rede begrüßt hatte und die Front der Ehrenkompagnie abgeschritten war, erfolgte der Einzug in die Stadt.

Der Amtsantritt des französischen Präsidenten Raymond Poincaré (Abb. S. 352) vollzog sich diesmal mit größerem Pomp, als es sonst bei dieser Staatsaktion in Frankreich üblich ist. Der Ministerpräsident Briand holte den neuen Präsidenten Poincaré aus dessen Privatwohnung ab. Zuerst ging es durch eine jubelnde und begeisterte Menge zum Elysee-palast, dem dienstlichen Wohnsitz des jeweiligen Präsidenten, und hier erwarteten Fallières, die Minister und Parlamentspräsidenten den neuen Herrn. Fallières sprach zu seinem Nachfolger, und Poincaré erwiderte tiefbewegt, daß er als treuer Sohn Frankreichs stets an der Republik festhalten werde. Von hier aus fuhren die beiden Präsidenten durch ein Spalier dichtgedrängter Menschen, die die Bürgersteige besetzt hielten, nach dem Rathaus, wo die Gemeindebehörden, an deren Spitze der Seinepräfekt stand, den Präsidenten herzlich empfingen. Hier war auch der Expräsident Loubet anwesend. Dann begleitete Poincaré seinen Vorgänger nach dessen Privatwohnung, er selbst begab sich ins Elysee.

Die Dardanellen aus der Vogelschau (Abb. S. 355). Die Dardanellen, die den Schlüssel zum Eingangstor in das Mittelländische Meer vom Schwarzen Meer aus bilden, sind seit undenklichen Zeiten ein Gegenstand eifersüchtigen Neides und Streites der interessierten Großmächte gewesen. Auch bei dem jetzigen Balkankrieg haben sie eine wichtige Rolle gespielt und spielen eine solche noch.

Delcassé Botschafter in Petersburg (Abb. S. 354). Der französische Ministerrat hat bekanntlich beschlossen, Delcassé zum Botschafter in Petersburg zu ernennen. Diese Ernennung hatte zuerst in politischen Kreisen ein gewisses Aufsehen erregt, es wird jedoch jetzt ausdrücklich betont, daß dieser Entschluß der französischen Regierung schon feststand, als Delcassé auf das Marineministerium verzichtete. Er will den Versuch machen, die Balkanstaaten zum Anschluß an die Tripleentente zu veranlassen. Wenn ihm dieser Plan nicht bis zum Herbst gelingt, wird er nach Frankreich zurückkehren.

Ibrahim Hakki-Pascha (Abb. S. 354) ist in diplomatischer Mission in London eingetroffen. Er ist mit der Aufgabe betraut, die neuen Friedensverhandlungen einzuleiten. Er wurde seinem Rang als ehemaliger Großwesir entsprechend bei seiner Ankunft auf der Eisenbahnstation Charing Croß von Reschid-Pascha und den Mitgliedern der türkischen Gesandtschaft und des Generalkonsulats empfangen.

Zur Erinnerung an das Jahr 1813 (Abb. S. 356). Die großen Erinnerungsfeiern an die Zeit vor hundert Jahren wurden in Berlin durch zwei würdige Akte begangen. An der Bartholomäuskirche fand die Weihe des neuen Denkmals für den Freiherrn Alexander von Blomberg statt. Am Königstor fiel vor hundert Jahren Freiherr von Blomberg als erstes Opfer im deutschen Freiheitskrieg, und es war ihm hier von Freunden und Verehrern vor fünfzig Jahren ein Denkmal gesetzt, das sich bis vor wenigen Tagen vor der Bartholomäuskirche, dicht an der Neuen Königstraße erhob. Dieses Denkmal hatte durch Wind und Wetter sehr gelitten, und so wurde

durch die „Lippesche Vereinigung zu Berlin" für den gefallenen Landsmann das neue Denkmal, ein Werk des Charlottenburger Professors Otto Kuhlmann, gestiftet. Der Fürst zur Lippe nahm an der Enthüllungsfeier teil, ferner auch der russische Militärattaché — Blomberg stand in russischen Heeresdiensten — und eine sehr zahlreiche, auserlesene Festversammlung. — Das Grab des Generals von Lützow auf dem Alten Garnisonkirchhof war ebenfalls das Ziel mehrerer Deputationen, die hier Kränze niederlegten. Im Namen der Stadt Berlin erschien Bürgermeister Dr. Reicke und mehrere andere Herren, und auch die aus dem Lützowschen Freikorps entstandenen Regimenter ehrten das Andenken des Volkshelden durch Kranzspenden.

Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig vom Ballon aus (Abb. S. 356). Am 100 jährigen Gedenktag der Völkerschlacht bei Leipzig wird das Völkerschlachtdenkmal als ein ewiges Ruhmeszeichen deutscher Geschichte enthüllt werden. Hoch oben vom Ballon aus kann man die Riesendimensionen der gewaltigen Monumentalanlage plastisch erkennen.

Eine Landfrauenversammlung fand vor kurzem unter dem Vorsitz der Gräfin Schwerin-Loewitz (Portr. S. 354) im preußischen Herrenhaus statt. Die Versammlung war von dem Verband der evangelischen Jungfrauenvereine veranstaltet worden, die dichtbesetzten Reihen im Sitzungsaal bewiesen das allgemeine Interesse an dem Gegenstand der Verhandlung.

Mr. Lépine, der Polizeipräfekt von Paris (Abb. S. 358), der es verstanden hat, sich zu dem am meisten genannten Polizeichef der Welt zu machen, hat sein Abschiedsgesuch eingereicht und wird, wenn nicht noch etwas dazwischenkommt, am 23. März von seinem Amt zurücktreten. Jetzt aber amtiert er noch und hat den neuen Präsidenten Poincaré letzthin in einer landwirtschaftlichen Ausstellung geführt.

Künstlerinnen als Barmaid und Köchin (Abb. S. 357). Daß die Sterne, die uns am Himmel der Kunst entzücken, auch in irdischen Geschäften und Hantierungen nicht ganz unerfahren sind, zeigen unsere Bilder, auf denen wir Fräulein Irene Bordoni vom Neuyorker Wintergarten beim Bereiten komplizierter amerikanischer Getränke und die russische Tänzerin Lydia Lopoukowa mit Anfertigung eines russischen Nationalgerichts beschäftigt sehen.

Das Ballfest der Bühnengenossenschaft (Abb. S. 358) fand unter dem üblichen Glanz in der Philharmonie in Berlin statt. Alles, was zum Theater gehört oder sich dazu rechnet, war erschienen, teils um zu sehen, teils um gesehen zu werden.

Der Plan eines Montblanc-Tunnels (Karte nebenst.) ist der Verwirklichung nahegerückt. Von der französischen Regierung wurde beschlossen, durch den Montblanc eine Eisenbahnlinie vom Chamonixtal nach Aosta zu führen und die Linie Bellegarde—St. Amour zu bauen. Der verkehrstechnische Vorteil eines Tunnels durch den Montblanc ist ganz bedeutend; durch ihn würde die Entfernung zwischen Mailand und Paris um 80 km abgekürzt und Calais sowie England desgleichen Mailand nähergerückt werden.



Todessturz des Fliegers Werntgen (Abb. untenst.) Der Aviatiker Bruno Werntgen ist auf der Hangelarer Heide zwischen Köln und Bonn beim Ausprobieren eines neuen Motors tödlich abgestürzt; der junge Flieger, der im 20. Lebensjahr stand, hatte vor drei Jahren das Pilotenzeugnis erworben und mit seiner Mutter als Passagier schon viele erfolgreiche Ueberlandflüge unternommen.



Zum Todessturz des Aviatikers Werntgen.
Der Flieger Bruno Werntgen mit seiner Mutter.

Personalien (Portr. S. 354 u. 358). Der ehemalige badische Minister August Eisenlohr feierte vor einigen Tagen seinen 80. Geburtstag. Er war mehrere Jahre Mitglied der badischen Zweiten Kammer. — T. Majoresco, der rumänische Minister des Aeußern, ist 1840 in Bukarest geboren und einer der feinsten Kenner der rumänischen Literatur. Er ist ein namhafter Gelehrter und Schriftsteller und einer der bedeutendsten Redner seines Vaterlandes.

Todesfälle. (Portr. S. 354 u. 358). Der Vortragende Rat im Ministerium des Innern, Geh. Oberregierungsrat Dr. Karl Krohne, ist in Berlin gestorben; in ihm ist der bekannte Reformator des preußischen Gefängniswesens dahingegangen. — Der ehemalige Kommandant des Berliner Zeughauses, Generalleutnant a. D. v Usedom, ist im Alter von 72 Jahren gestorben. — Die Witwe Rudolf Virchows, des berühmten Pathologen, Frau Rose Virchow, ist in Berlin im 81. Lebensjahr gestorben. — In Frau Klara Richter, der langjährigen Vorsteherin des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, verliert die Frauenbewegung eine ihrer eifrigsten Mitkämpferinnen. — Die bekannte russische Zigeunerliedersängerin Anastasja Wjalzewa ist in Petersburg gestorben. Nachdem sie sich zuerst der Operette gewidmet hatte, machte sie später Versuche, in der Oper zu singen, widmete sich aber dann bald ganz dem Volkslied. — Ein Altmeister der Aviatik ist mit dem Ingenieur Wilhelm K. Kreß dahingegangen, der in diesen Tagen im Alter von 76 Jahren in Wien starb.

Die Toten der Woche

Lung Yü, Kaiserinwitwe von China, † in Peking am 22. Februar im Alter von 40 Jahren.

Ingenieur Wilhelm K. Kreß, Altmeister der Aviatik, † in Wien im Alter von 76 Jahren (Abb. S. 358).

Geh. Oberregierungsrat Dr. Karl Krohne, bekannter Reformator des preußischen Gefängniswesens, † in Berlin am 20. Februar im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 354).

Frau Klara Richter, langjährige Vorsteherin des Pestalozzi-Fröbel-Hauses, † in Berlin am 20. Februar im Alter von 54 Jahren (Portr. S. 354).

Frau Rose Virchow, die Witwe Rudolf Virchows, † in Berlin am 22. Februar im 81. Lebensjahr (Portr. S. 354).

Bruno Werntgen, bekannter Aviatiker, † am 25. Februar im 20. Lebensjahr (Abb. obenst.).



DIE·WOCHE
Bilder vom Tage



Phot. Sennecke.

Der König von Dänemark mit dem Kaiser auf der Fahrt zum Schloß.

Vom Besuch des dänischen Königspaares am Berliner Hof.



Phot. Harlingue.

Vor dem Hotel de Ville: Dubost, Fallières, Poincaré, Deschanel, über **Poincaré Briand.**

Rechts und links: **Die von der Stadt Paris dem neuen Präsidenten gestiftete Medaille.**



Phot. Meurisse.

Fallières und Poincaré werden am Rathaus vom Seinepräfekten begrüßt.



Phot. Harlingue.

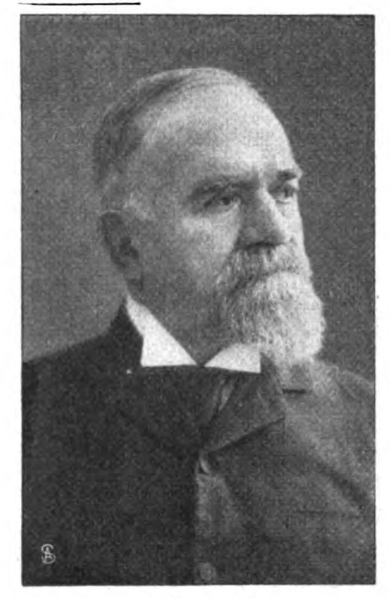
Madame Poincaré geführt von Monsieur M. Galli, Präsident des Munizipalrats.

Vom Amtsantritt des französischen Präsidenten Poincaré.



Phot. Bugu.

Zar Michael Feodorowitsch, der Ahnherr der Romanows.
Zum 300 jährigen Jubiläum des russischen Kaiserhauses.
Hierzu der Aufsatz „Der erste Romanow“.



T. Majoresco,
rumänischer Minister des Aeußern.



Phot. Meurisse.

Delcassé,
der neue französische Botschafter in Petersburg.



Ibrahim Hakki-Pascha,
zu seiner diplomatischen Mission in London.



Phot. Bulla.

Anastasja Wjalzewa †
Petersburg,
bekannte Zigeunerliedersängerin.



Phot. Pietzner.

Fr. Geh.-Rat Virchow †
Witwe des berühmten
Pathologen.



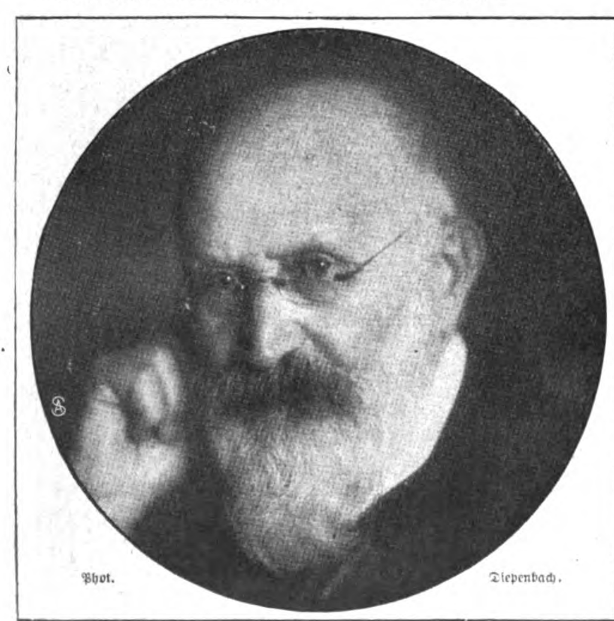
Phot. Schüßler

Fr. Klara Richter †
Vorsteherin des Berliner
Pestalozzi-Fröbel-Hauses



Hofphot. Kolbe.

Generalleutnant v. Usedom †
früherer Kommandant des
Berliner Zeughauses.



Phot. Diepenbach.

Geh. Oberregierungsrat Krohne †
bekannter Reformator des preußischen Gefängniswesens.



Phot. Dührkoop.

Gräfin Schwerin-Loewitz,
leitete eine Landfrauenversammlung im preußischen Herrenhaus.



(Gez. von J. Duncan.)

Die Dardanellen von der Vogelschau aus.
Zum Balkankriege.

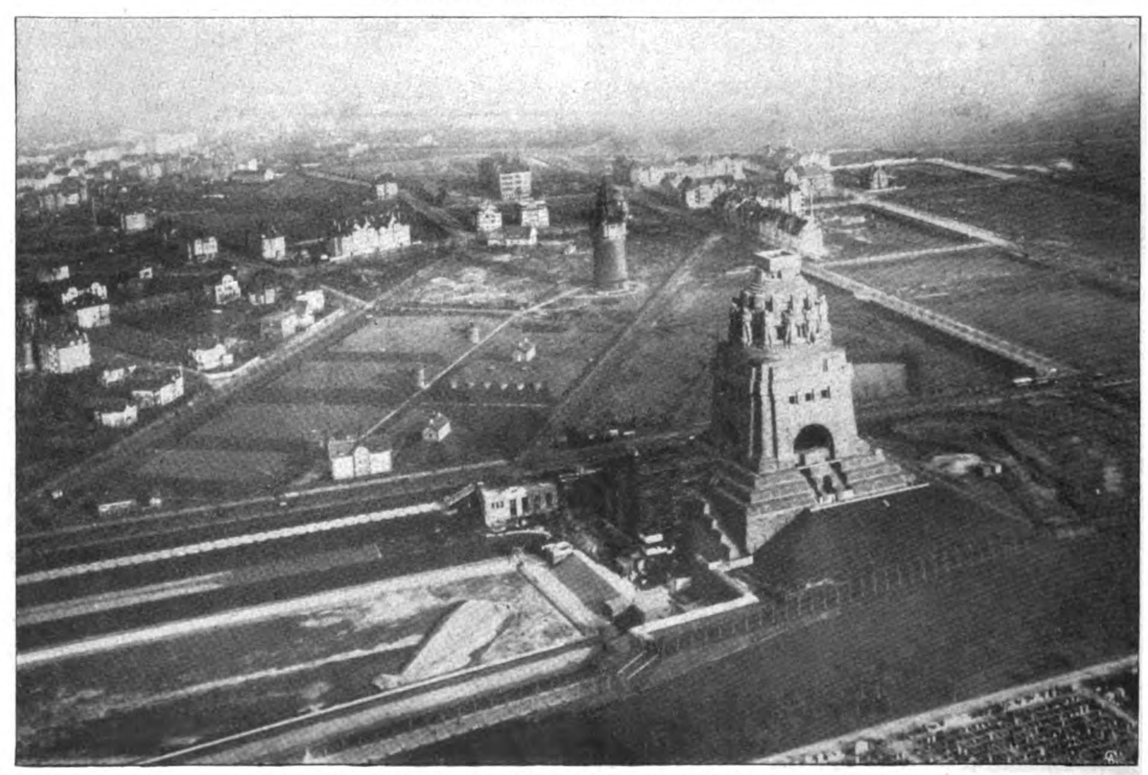


Kranzniederlegung am Grab des Generals von Lützow
auf dem Alten Garnisonfriedhof in Berlin.



Das Denkmal für Frhr. v. Blomberg
an der Bartholomäuskirche in Berlin.

Zur Erinnerung an das Jahr 1813.



Das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig, vom Ballon aus gesehen.
Phot. Aufnahme von Hugo Kühn, Baden-Baden.



Bei der Bereitung eines „Ice drink“.



Beim Versuchen eines „Cocktail“.

Fräulein Irene Bordoni vom Neuyorker Wintergarten.



Nach dem Gemüseeinkauf.



Beim Kochen der Nationalsuppe.

Die russische Tänzerin Lydia Lopoukowa.

Aus der Welt des Theaters: Künstlerinnen als Barmädchen und Köchin. — Phot. Straithmore



1 Jadlowker. 2. Niemann. 3. Clewing. 4. Egenieff. Phot. Rembrandt.

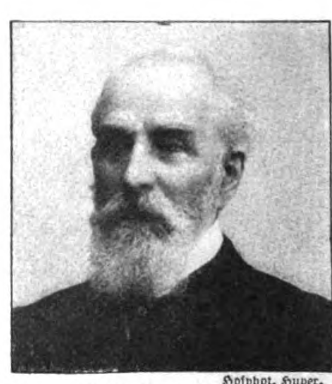
Vom diesjährigen Berliner Bühnengenossenschaftsball.



Phot. Trampus.

Monsieur Lépine begrüßt den Präsidenten Poincaré vor der Landwirtschaftl. Ausstellung.

Zum Rücktritt des Polizeipräsidenten von Paris.



Hofphot. Huber.

Wilhelm K. Kreß †

Wien, ein Altmeister der Aviatik.



Hofatel. Gebr Hirsch.

Dr. August Eisenlohr,

früherer bad. Minister, wurde 80 Jahre.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

18. Fortsetzung.

Ilse stand auf, sah an dem runden Tisch nach, ob die Herren noch Kaffee hatten, und setzte sich wieder auf ihren Platz. Sie sah Achim an und sagte: „Ich will Ihnen kein Unrecht tun! Ich will es Ihnen in Gottes Namen glauben, wie Sie's meinen! Aber unsere Wege haben sich getrennt — die sind getrennt — die bleiben getrennt!"

„Für immer?"

„Sie haben sich doch selbst entschieden, was Sie im Leben wollen! Sie haben sich von mir abgewandt. Nun bleiben Sie auch dort . . . wenigstens so lange, wie Sie noch ein schlechtes Gewissen haben und mir die Erinnerung weh tut! . . . Wenn wir einmal beide ganz darüber hinaus sind und beide lachen können, daß wir mal so dumm waren — dann meinetwegen! Dann hat es keine Gefahr. Aber bis dahin hat es noch gute Zeit!"

Sie schloß: „Wir müssen erst noch viel ruhiger werden. Wir beide. Gönnen Sie mir die Ruhe, die ich jetzt endlich hab! Sie haben vorhin Unter den Linden gesagt, ich hätte mich verändert. Ich sähe viel ernster aus. Ich bin's auch . . . in letzter Zeit! Und gerade darum: Wenn Sie's wirklich gut mit mir meinen — und auch mit sich — dann sagen Sie mir jetzt Lebewohl!"

Achim von Bornim erhob sich. Seine Stimme war lauter als bisher. Er küßte ihr die Hand mit der Höflichkeit eines wohlerzogenen Mannes.

„Gnädige Frau — ich muß mich jetzt leider beurlauben! Die Pflicht ruft. Ich schwänze schon seit zwei Stunden den Reichstag" . . .

„Adieu, Herr von Bornim!"

Auf der Wilhelmstraße, die Achim von Bornim betrat, rollten die Hofequipagen und Ministerkarossen, standen Schutzleute und Polizeioffiziere im Helm — Bismarck in Berlin! Seine Nähe wieder wie einst über dem politischen Wetterwinkel zwischen dem Auswärtigen Amt und den Linden. Von dort her wirbelte Militärmusik. Roßschweife. Pferdeköpfe. Lange Kolonnen blitzender Pickelhauben und Gewehrläufe kamen heran. Sein altes Regiment. Die Leutnants an den Flügeln der Sektionen nickten ihm zu und schwenkten die Säbel. Er lächelte und hob den Hut und sah dem dröhnenden Massenschritt der Gardetruppen nach . . .

Er hatte doch viel Glück im Leben gehabt! Nach Fug und Recht lief er da noch als Premier zu Fuß neben der Mannschaft mit, nicht viel mehr als der jüngste Dachs — dies blutjunge Milchgesicht da am Schluß, das er noch gar nicht kannte, so frisch war es offenbar erst aus der Selekta gekommen. Er aber stand ragend vorn in der Öffentlichkeit, schon vielgenannt, ein Gesetzgeber des Reichs, seines Vaters wert. Der hätte seine Freude an ihm gehabt. Und hätte gemahnt: Nur immer vorwärts! Tu das, wozu du geboren bist. Pflicht! . . . Pflicht! . . . Und Bismarck in Berlin! Kein Tag wie andere. Ein Tag der Mahnung. Der Einkehr. Wir haben das Reich geschaffen! Ihr Jungen sollt ihm dienen. Dürft ihm dienen! . . . Achim von Bornim schritt nach dem Reichstag. Es klang ihm durch das scharfe Wehen des Winterwinds in den Ohren: Fünfzehntausend deutsche Männer haben deinen Namen auf den Wahlzettel geschrieben. Fünfzehntausendfaches Vertrauen ruht auf dir, in deinem dreißigsten Lebensjahr. Ist deine Last, dein Stolz, deine Ehre. Denke an Bismarck — denke an deinen Vater: sie weisen dir beide den gleichen Weg! Den geh und vergiß, was nicht dein ist!

Achim von Bornim machte einen Augenblick an der Schwelle des Reichstagsgebäudes neben dem die Dienstmütze lüftenden Portier halt. Es war ein Vorsatz in ihm. Kurz, stark, aus dieser Sekunde heraus: „Ich dien!" Dann trat er ein.

* * *

„Also heute ist der große Tag" . . .

Der Abgeordnete Achim von Bornim, der auf der dritten Bank der Rechten des Reichstags zwischen vier, fünf Dutzend seiner Parteigenossen saß, kümmerte sich so wenig wie die andern um das, was ein aufgeregter, bebrillter Herr auf der Rednertribüne sprach, sondern schrieb an seine Frau:

„Seit einer Stunde entrüstet sich Meier-Neuenburg über das Toben der Reaktion in Ostelbien. Wie lange er selbst noch da oben toben wird, weiß außer ihm niemand. Sowie er fertig ist, komme ich daran! Zum erstenmal als Hauptredner der Fraktion. Fast zwei Jahre haben sie mich nun hier an der Strippe gehalten und höchstens mal zum Wort kommen lassen, wenn es sich um die Ausschweifungen eines Nachtwächters in Krotoschin oder um das Auftreten der Geflügelcholera in Hinterpommern handelte. Auch bei der heutigen großen Umsturzdebatte hätten mir meine intimen Feinde gern wieder einen Maulkorb angehängt. Aber der Wind pfeift zu scharf aus Osten. Es ist nicht mehr der Hofmarschallstab Trumpf, sondern der Dreschflegel. Der letztere bin ich. Auf Fraktionsbeschluß. Nach einer stürmischen Sitzung. Auch die Berliner Wadenstrümpfler stimmten schließlich für mich, in der Hoffnung, daß der junge Mann sich bei der Gelegenheit das Genick bricht. Triumph für die Leisetreter! Machwitz-Rosenrade sitzt nicht mehr unter uns. Aber sein Geist — um dies harte Wort zu brauchen — lebt fort. Übrigens gibt er heute abend in seinem Palazzo in Berlin W. ein großes Zauberfest. Er hat auch mich eingeladen. Was sich liebt, das neckt sich. Ich geh hin."

Achim von Bornim sah von dem Briefbogen auf. Das alte Bild: Helles, kaltes Tageslicht von oben durch

die Glaskuppel in das aufsteigende Halbrund der ledergepolsterten Sitzreihen. Die vielen weißen Bogen und blauen Aktendeckel auf den Pulten. Die vielen Glatzen. Oben auf den Tribünen alles schwarz, still, voll von Menschen. Feierlich wie in der Kirche. Unten lebhaft wie im Wirtshaus. Ein Kommen und Gehen, ein Plaudern in Gruppen. Die wenigsten mit dem Ohr beim Redner, außer den beiden Stenographen unter ihm, dem blondbärtigen Präsidenten über ihm. Dann dessen Glocke! ... Bitte mehr Ruhe! . . . Ein neues, stoßweises: „Meine Herren!" ...

Der junge Abgeordnete horchte einen Augenblick der Rede zu. „Quatsch!" sagte er laut vor sich hin, beugte den dunkelblonden, energischen Kopf und schrieb weiter:

„Liebe Magdalene, ich weiß, Du liest sonst nie Zeitungen. Dein Reich ist nicht von dieser Welt, in der Dein armer Mann sich herumprügelt und bei jedem Rippenstoß sagt: ‚Geben ist seliger denn Nehmen!' Aber morgen wirf doch einmal einen Blick ins Blättchen. Da wird Dir überall, soweit die deutsche Zunge klingt, dick gedruckt mein Name entgegenleuchten als der eines neu aufgegangenen Gestirns am ostelbischen Himmel. Über jetzt und eine Stunde bin ich weiter als in den ganzen zwei letzten Jahren als Mauerblümchen der Partei und stehe vorn bei den großen Kanonen. Es ist höllisch schwer, dies hohe Haus aus seiner Blasiertheit wachzurütteln. Aber ich fühle so einen frischen Tatendrang in mir!"

Er sann eine kurze Weile und fuhr fort: „Meier-Neuenburg spricht noch immer. Der reine Landregen. Man könnte sagen: Es redet! Wie man sonst sagt: Es regnet! Das ist nun hier mein täglich Brot! Glaub mir: ich sehne mich als ewiger Strohwitwer und chronischer Stammgast von Nummer 176 im Hotel nach Dir und unseren beiden Töchterchen und meinem Heim und allem, was Sommerwerk heißt ..."

Achim von Bornim ließ die Feder sinken. Er dachte sich: warum schreibe ich das? Es ist ja nicht wahr. Ich fühle mich hier sehr wohl in meiner Haut. Ich bin in meinem Element, grade heute, wo man mich endlich wie einen Kampfhahn aus dem Sack läßt. Aber das würde Magdalene nicht verstehen. Drum versichere ich ihr das Gegenteil. So sind wir alle! So ist das ganze Leben. Komisch! Ach was! Vorwärts! ... Vom Nachdenken ist noch keiner gescheiter geworden . . .

„Meine Herren! Ich gehe nun zu dem Treiben des Gendarmeriewachtmeisters Kiekebusch in meinem Wahlkreis über ..." Schrecklich! Redet der Mann denn immer noch? Achim von Bornim verspürte Ungeduld. Ein wenig Kanonenfieber. Er schaute durch den Saal. Der war allmählich fast leer geworden. Sein Herz klopfte doch stark. Er schloß den Brief an seine Frau:

„Liebe Magdalene. Wir sind hier allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Ihr Stillen im Land seid bessere Menschen. Ich denke es mir manchmal. Aber wer kann gegen seine Natur? Du schreibst mir, Du seist so traurig, daß unsere Lebenswege immer noch nebeneinander herlaufen, statt sich zu vereinigen an dem Punkt, wo die Erweckung beginnt. Auch mir tut das so leid, daß wir uns wohl vertragen, aber nicht verstehen, daß nie Streit zwischen uns ist, aber auch nicht Seelengemeinschaft, daß, kurz gesagt: wir einander fremd sind. Aber wie das ändern? Ich könnte ja auch verlangen, daß Du als die Frau Dich änderst. Ich tu das nicht. Denn der Mensch ist nun einmal, wie er ist! Ich auch. Ich möchte auch gar nicht anders sein und hoffe, ich bleibe so! Es muß doch auch Kerle wie mich geben. Sonst wären bald unsere Feinde von innen und außen die Meister im Land. Denn mit Wachen und Beten vertreibt man die Gesellschaft nicht. Sage das auch nur Deinem Vater als Antwort auf seinen letzten Brief. Wir beide aber, liebe Magdalene, müssen uns mit Geduld ineinander finden. Wir machen es uns ja auch nicht schwer. Von dem Tag ab, wo uns der Zufall des Lebens ..."

Er stockte eine Sekunde, preßte die Lippen unter dem straffen Schnurrbart zusammen und schrieb weiter:

„... der Zufall des Lebens auf jenem Wohltätigkeitsfest zusammenführte und wir aneinander Gefallen fanden und ich kaum eine Woche später bei Deinen nichtsahnenden Eltern um Dich anhielt, von jenem Tag ab ist unser Brautstand und unsere Ehe in einem ruhigen und friedlichen Gleichmaß verlaufen. Und so wird es auch bleiben, gerade weil jeder die Eigenart des andern ehrt, auch wenn ich in Deinen Augen noch nicht aus einem Saulus ein Paulus geworden bin. Was nicht ist, kann ja noch werden. Vielleicht, wenn ich alt werde und mir die Zähne ausfallen. Vorläufig hab ich noch Haare darauf. Sage auch das Deinem Vater. Und übe an mir eine Deiner schönsten Tugenden: die christliche Sanftmut und Geduld. Nächsten Sonntag, wenn ich zu Euch nach Sommerwerk hinauskomme, sprechen wir noch näher über Deinen Erweckungsbrief zur Rettung meiner Seele. Auf Wiedersehen!

Dein Achim."

Als er den Brief an seine Frau verschlossen hatte und vorläufig in die Brusttasche steckte, stieß er da mit der Hand auf ein anderes zerknittertes Stück Papier. Er runzelte die Stirn. Es war wie ein Stich der Erinnerung. Etwas Schmerzhaftes. Ein Zwang, den verwünschten Zettel hervorzuholen. Noch einmal zu lesen. Eigentlich stand ja gar nichts Besonderes drin. Ein Bettelbrief wie tausend andere.

„Hochgeehrter Herr von Bornim!

„Heute komme ich im Vertrauen auf unsere alte Freundschaft und Ihren stets bewährten Wohltätigkeitssinn mit einer Bitte. Ein altes, würdiges, mir wohlbekanntes Ehepaar befindet sich in bitterer Not. Mit tausend Mark wäre dem ärgsten Feind abgeholfen. Darf ich auf Sie rechnen? Die beiden alten Leutchen wollen wie so viele verschämte Arme nicht genannt sein. Daher erbitte das Geld an mich direkt. Wenn Sie selbst die Nächstenliebe im stillen üben wollen, so genügt als Absender ein ‚X. Y. Z.' Ich weiß dann schon Bescheid, von wo es kommt! Mit verbindlichen Grüßen Ihre ergebene

A. Freifrau von Aich auf Gumpenried."

Der Abgeordnete von Bornim schaute nachdenklich auf den verschrumpelten Fetzen in seiner hohlen Hand. Glatte, elegante, gewissermaßen lächelnde Schriftzüge, ganz wie sie selber, die Baronin Aich, die Heiratsvermitt-

lerin. In diesem Stück Papier barg sich eigentlich sein Leben, barg sich die Lüge ... Ein zu dummer Gedanke ... Man konnte ihn sich verscheuchen ... Man kam darüber hinweg ... vergaß im Trubel des Tages, was sonst keiner wußte. Aber da tauchte das Frauenzimmer immer wieder auf. Jedes einzige Mal bescheiden, aber im ganzen unersättlich ... O ja ... das glaubte er ihr gern, daß sie das alte, würdige Ehepaar kannte. Da brauchte sie bloß in den Spiegel zu sehen. Das war sie selbst. Nur kein verschämter Armer, sondern ein unverschämter.

Er hatte Lust, ihr zu schreiben: „Meine sehr verehrte Frau Baronin. Acht Tage nach meiner Hochzeit habe ich einer Persönlichkeit, die sich als Ihr Vertreter auswies, zehntausend Mark bezahlt. Das ist genug. Seitdem kommen Sie jedes Jahr einmal und wollen tausend Mark. Es ist nicht die Summe. Die ist eine Lappalie. Aber ich will die Geschichte los sein. Die existiert nicht mehr! Verstanden? Ich hab mich freigekauft. Ich hab andere Dinge im Kopf" ...

Ja und dann? Es gab doch anonyme Briefe. Beweisstücke. Achim von Bornim sagte sich: Ich kenne meine Frau. Ich kenn auch ihren Vater. Wenn die je eine Ahnung davon bekommen, daß die Begegnung auf dem Basar, die Verlobung, das christliche Sakrament unserer Ehe das Werk einer Heiratsvermittlerin war ... ja ... auf was für Boden stand man eigentlich? Es war unheimlich. Es wankte einem unter den Füßen ... Man durfte nicht vor sich niederschauen ... nur vorwärts ... immer vorwärts ...

Also gut ... Kriegte sie in Gottes Namen ihren verfluchten braunen Lappen! Achim von Bornim zerriß das Briefchen in kleine Stücke. An dem Zerstörungswerk beruhigte sich sein Ärger. Umsonst war nichts auf der Welt. Das Schicksal war ein Shylock. Es verlangte für jede Gabe ein Pfund vom eigenen Selbst. Das merkte niemand. Dafür hatte man es erreicht. Wohlstand. Weib und Kind. Saß hier unter den Erwählten des Reiches wie einst der Vater.

Er sah den Vater vor sich ... und die Mutter, die nun auch den ewigen Schlaf schlief. Wie sie einträchtig beisammen auf der Terrasse von Sommerwerk saßen, sich zärtlich zankten, ein ewiges: „Aber Malwinchen, da muß ich doch sehr bitten!" ... „Aber Wilkchen, du bist wirklich manchmal komisch!" ... in ihrer lächerlich glücklichen vierzigjährigen Ehe ... Es überlief ihn siedend heiß, wenn sein Vater, der strenge, alte Bibelchrist, ahnte, auf welchem Fundament er, sein Sohn, sein Leben aufbaute, er würde sich im Grabe umdrehen. Der alte Herr hatte einmal ein Wort gesprochen: „In jedes Leben tritt einmal die Schuld" ... Das war, als er, Achim, sich von der Ilse lossagte, um frei zu bleiben ... sie opferte ... ja — wen opferte er nicht? Eigentlich sich selbst am meisten ... nur vorwärts ... immer vorwärts ... was wollte man sonst tun? Man konnte nicht zurück, wollte auch gar nicht ...

Oben von der Galerie winkte ihm jemand zu. Dort schimmerte ein blauer Attila. Dort saß seine jüngste Schwester, die blonde Eva Marie, mit ihrem Mann, dem Husarenrittmeister von Sillein, noch in Halbtrauer um den Tod der Mutter vor einem halben Jahr. Es stand ihr gut zu ihren roten Backen und dem ährenfarbenen Haar. Sie benutzte den Berliner Urlaub, um einmal den großen Bruder an der Stätte seiner Wirksamkeit zu bewundern. Endlich einmal eine verwandte Menschenseele. Denn sonst ... die eigene Frau kümmerte sich nicht darum, was er hier trieb. Die Schwiegereltern auch nicht. Die Eltern waren hinüber. Die beiden Brüder gestorben und verdorben. Die Schwestern in alle Winde zerstreut. In Sommerwerk ein fremder Geist ... Es war ein Frösteln über Achim von Bornim ... Ein Gefühl der Vereinsamung ... Gerade jetzt, wo man den Fuß auf die Staffeln zur Macht setzte. Ein Wunsch ... Ein dummer, schwächlicher Wunsch: Lieber Herrgott, schick mir einen Menschen ...

Es schlug ihm jemand auf die Schulter. Der Kollege von Pfeifendorf-Pfiffel stand da und deutete auf die Linke des Hauses: „Sie, Bornim! ... dort drüben läuft Gaspart und sammelt Unterschriften für einen Schlußantrag, so wie Meier-Neuenburg sich ausgekolkt hat!"

„Wird eben abgelehnt!"

„Ja, aber mir scheint, dann wollen sie auf der äußersten Linken die Beschlußfähigkeit des Hauses anzweifeln!"

„Sind wir's denn nicht?"

„Das weiß der Kuckuck! Sie sind ja alle draußen! Meier-Neuenburg redete einem ja 'n Loch in den Leib!"

„Na, ich werd mal selber die Hüte zählen!"

Achim von Bornim stand auf und ging hinaus in die Halle. Das war nicht mehr die niedrige, an vornehme Klubräume erinnernde Enge der Leipziger Straße. Riesenhaft dehnten sich die Räume des neuen, erst kürzlich eingeweihten Reichstagspalastes vor dem Brandenburger Tor. Es kam immer noch vor, daß sich Abgeordnete und Beamte des Hauses in dem Gewirr von Treppen, Höfen, Fluren und Türen verliefen. In der kirchenartig hohen und hellen Wandelbahn erschienen die Menschen schwärzlich klein. Es wimmelte von ihnen. Herren in bloßem Kopf, die Abgeordneten, und andere in Mantel und Hut, Politiker und Parteifreunde von außerhalb, die die Türhüter an dem für das Publikum sonst gesperrten Südportal kannten und durchließen. Dort war auch die Garderobe für die Reichsboten. Dort hingen die Hüte und spiegelten, vom glänzend gebügelten Zylinder bis zum speckrandigen Schlapphut, die Zusammensetzung und Stärkezahl des hohen Hauses wider. Der Abgeordnete von Treutlingen hatte sie schon gezählt. Er kam Achim entgegen.

„Es hat keine Not. Zweihundertachtundvierzig Deckel! Schauen Sie nur, daß Sie wieder reinkommen! .. Das ist doch wieder so recht der jugendliche Leichtsinn bei Ihnen!"

Und wirklich — kaum hatte Achim von Bornim wieder die ledergepolsterte Tür zum Sitzungsaal gelüftet, da klingelte es ... kam Meier-Neuenburg schweißtriefend, einen Pack Papier unter dem Arm, von der Rednertribüne ... ging ein „Uff!" durch die fast leeren Bänke ... tönte geschäftsmäßig die Stimme des Präsidenten: „Das Wort hat der Abgeordnete von Bornim!"

Auf den Tribünen setzte man sich zurecht. Fragte sich flüsternd: Wer? Wer? An großen Tagen sah man viele fremde Gesichter unten im Sitzungsaal. Da kannten

sich die Reichsboten untereinander nicht, so selten erschienen manche. Und nun noch ein junger, kaum dreißigjähriger Mann .. Ein kluges, kühnes Gesicht ... Eine lässige Sprache ... nicht sehr flüssig — eher stockend — aber schneidend ... scharf betont ... laut ... schad nur, daß man trotzdem kein Wort verstand ...

„Der arme Achim!" sagte oben Eva Marie von Sillein entrüstet zu ihrem Mann. „Unerhört ... jetzt kommen sie auf einmal alle in Massen hereingeströmt und machen einen Lärm." ..

„Das ist ein sehr gutes Zeichen, meine Gnädigste!" sprach neben ihr ein dicker, alter Herr, der mit dem Blick des Sachverständigen das Bild unten verfolgte.

„Gut? Wieso?"

„Ja, sonst läuft doch alles fort, wenn nicht gerade Bennigsen oder Bebel oder Eugen Richter spricht! Aber auf den neuen Mann sind die Leute neugierig!"

„Ach so!"

„Ich war nämlich selber früher Reichstagsabgeordneter", setzte der dicke, gemütliche Herr hinzu. „Das letztemal haben sie mich hinausgewählt. Da schau ich mir nun die Dinge aus der Vogelperspektive an ... Sehen Sie, jetzt wird es schon stiller. Nun dringt er schon durch ... Hallo! ... Dieses war der erste Streich." ...

Auf der Linken brauste es plötzlich auf. Abwehrende Arme erhoben sich. Ein Durcheinander von erregten Stimmen. Die Glocke des Präsidenten. Ein Augenblick Ruhe. Dann erneute Zwischenrufe. Ein lange anhaltender Lärm, der wie eine Stoßwelle durch das ganze Haus lief ...

„Um Gottes willen ... was ist denn das?"

„Er reizt die Linke, meine Gnädigste! ... Donnerwetter ja, geht der Mann ins Zeug! ... Na ... ich danke!"

Jetzt brandete es unten so, daß Achim von Bornim aufhören mußte. Er wandte sich halb nach links und stand gleichgültig, die Hände in den Hosentaschen. Dann, als der Sturm etwas ebbte, sprach er ein paar halblaute Worte: Ein Heiterkeitsausbruch dröhnte rechts, rollte dahin bis in die Mitte, wo zwischen den natürlichen Glatzen die Tonsuren der Kirche schimmerten

„Ich hab kein Wort verstanden!" sagte Eva Marie ratlos. Ihr Nachbar schmunzelte.

„Sehen Sie, meine Gnädigste: in der Volksversammlung wirkt das Pathos. Hier gar nicht! Hier muß man die Leute zum Lachen bringen! ... Darauf reagieren sie! ... Oder auf Grobheiten! So wie jetzt!"

Wieder war ein allgemeiner Lärm. Ein Durcheinander „Sehr richtig!" „Sehr wahr!" „Frecher Junker!" „Bravo!" ... Ein scharfes, erbittertes, anhaltendes Zischen, als habe jemand ein Schlangennest aufgerührt. Darüber die durchdringende kühle Stimme. Wieder ein Funken ins Pulverfaß. Ein donnerndes Hallo. Die hinteren Bänke lagen schon leer. Viele Abgeordnete standen, in dunklem Halbrund gedrängt, um den Redner. Die ablösenden Stenographen hatten Mühe, sich hindurchzuwinden. Auf der Estrade darüber verließen Bundesratsbevollmächtigte und Regierungskommissare ihre entfernteren Plätze und traten neugierig heran. Der Präsident läutete fortwährend. Rief Abgeordnete beim Namen. Erteilte Ordnungsrufe. Stellte mit Mühe die Ruhe her. Aber kaum war er so weit, so brach bei dem nächsten Satz von der Rednertribüne der Spektakel von neuem los.

„Ach Gott, Gustav ... Hör nur, wie sie schreien!" Die junge Frau wandte sich ängstlich an ihren Mann. „Sie werden sich doch nicht prügeln?"

„Nee! ... Das tun sie nie!"

„Aber sie rücken Achim immer näher auf den Leib! ... Schau mal ... dicht um ihn rum fuchteln sie mit den Händen." ...

„Na, du siehst ja: es läßt ihn völlig kühl! .. Wenn man nur was verstehen könnte! Er muß 'ne merkwürdige Gabe haben, den Leuten Unannehmlichkeiten zu sagen." ...

Der Husarenrittmeister beugte sich über die Brüstung der Tribüne vor. In diesem Moment war es einen Augenblick still. Man hörte, wie Achim von Bornim gelassen, mit einer Handbewegung nach seiner rechten Stiefelspitze, versetzte: „Es gibt gewisse Anwürfe — die reichen bei mir nur bis hierher ... Höher nicht! ... Also schimpfen Sie nur ruhig!"

„Bravo!" fegte es wieder von rechts herüber. Eine wilde Zischwelle brandete von links dagegen. Dutzende von Zurufen kreuzten sich. Achim von Bornims Stimme versank darin. Aber er sprach weiter. Er hatte sich ganz nach links gewandt, so daß er dem Präsidenten nicht mehr den Rücken, sondern fast die Seite zudrehte. Der griff oben nach der Glocke. Rief etwas hinunter.

„Eben kriegt er selbst 'nen Ordnungsruf!" erklärte auf der Zuhörertribüne der dicke Herr.

„Ach, weswegen denn?"

„Ich hab's nicht verstehen können, meine Gnädigste! ... Aber aus Albertis Komplimentierbuch wird es schon nicht gewesen sein ... Was sagt er?" Er legte förmlich erschüttert die Hand ans Ohr. „Jetzt habe er erst seine anfängliche Befangenheit überwunden ... Befangenheit! Haben Sie's gehört? ... Das ganze Haus lacht! ... und wolle ernstlich reden ... na ... das kann nett werden! ... Dabei spricht er schon fast eine Stunde." ...

Aber nun wurde es merkwürdig still. Gerade auf der Linken. Da horchten sie nur. Eher war jetzt rechts, da und dort, eine leichte Bewegung zu bemerken. Und namentlich oben an den Regierungstischen. Die Staatssekretäre unterzeichneten nicht wie sonst während der Debatte Verfügungen und fraßen sich durch Aktenstöße durch, sondern hoben die strengen Bureaukratenköpfe, die Geheimen Räte weiter unten machten frostige Mienen, ein paar hohe Offiziere im Karmesinkragen des Kriegsministeriums nickten stumm Beifall ... Durch die Stille tönte die knappe, scharfe, immer noch etwas an den einstigen Gardeleutnant erinnernde Stimme. ... Die junge Frau von Sillein vernahm jetzt deutlich die einzelnen Worte und Sätze .. Tyrannei der Massen ... Wo ist die feste Hand? ... Die gottgewollte Obrigkeit? ...

„Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut!" brummte der alte Herr neben Eva Marie. Sie verstand nicht recht, was er meinte. Verstand überhaupt nicht viel von der ganzen Sache.

„Warum spricht er denn jetzt immer so nach rechts hin?“ flüsterte sie zu ihrem Mann.

„Na. . . hast du denn keine Ohren? . . . Er sagt doch der Regierung die ganze Zeit die unglaublichsten Sachen! Wirft ihr Schlappheit vor . . . Zickzack . . . Reden statt Taten . . . Da hör nur.“ . . .

„Ja, meine Herren: Wenn wir mal alle erst durch Ihre Schuld am Laternenpfahl baumeln, dann ist es freilich zu spät.“ . . .

Der Abgeordnete von Bornim hatte es gelassen gesprochen. Links riefen sie: „Hähä!“ Rechts und oben wuchs die Unruhe. Vereinzelt hallte ein kräftiges Bravo dazwischen. Eva Marie von Sillein war ganz erschüttert. Der Achim! . . . Daß er ein wichtiger Mann geworden war — nun ja — das machte man sich ja allmählich klar. Aber daß er es wagen durfte, die Regierung, die preußische Regierung offenbar zu tadeln, und die Minister saßen dabei still und gottergeben auf ihren Armesünderstühlchen, daran ermaß man erst wirklich seine Größe. Es ergriff sie eine Mischung von Grauen und Ehrfurcht vor dem Bruder, vor dem ein Dutzend preußische Exzellenzen nichts weiter waren als andere Menschen auch . . .

„Ja, Sie lachen!“ sagte Achim von Bornim unten kaltblütig. „Ich für mein Teil finde es ja nicht so furchtbar humoristisch, wenn einem das Haus angezündet und man selber totgeschlagen wird! Wie?.. Friedliche Entwicklung?..“ Er fuhr in jäh entfachter Kampflust nach links herum. „Ich danke! . . . Ich möchte noch nicht mal Schweineknecht bei Ihnen sein, wenn S i e erst mal die Menschheit beglücken! . . . Ich laß mich eher von Ihnen totschlagen, als daß ich mich Ihnen unterordne . . . Verstehen Sie? . . . Und wir alle hier!“

„Jetzt geht der Lärm von neuem los!“ Frau von Sillein faßte ängstlich den Arm des Husarenrittmeisters. „Ach Gott, wie sie schreien! Im ganzen Haus . . . sieh nur, wie sie rechts alle aufstehen . . .“

„Sie rufen Bravo! . . . Sie sind ganz aus dem Häuschen . . . Famos! . . . Der Achim . . . Jetzt legt er aber los . . . Donnerwetter ja . . . was er für 'ne Stimme hat . . Er dringt immer noch durch . . .“

„Jetzt springen sie auch auf den Tribünen auf . . . dem Präsidenten wird noch die Glocke zerspringen, wenn er so läutet . . .“

„Bravo! . . . Bravo!“ dröhnte es von unten.

„Ach, jetzt schreien noch seine eigenen Freunde so, daß man ihn nicht mehr versteht!“

„Doch! . . . Doch! . . . Das sind seine Endworte! . . . Na . . . jetzt ist's alle . . . Allgemeiner Tumult . . .“

Minutenlang klang unten der Beifall hier, Zischen und Zurufe dort, kämpften miteinander, erstarben, entfachten sich wieder gegenseitig, verloren sich endlich in eine brausende Unruhe, ein Stimmengewirr durch den ganzen Saal.

„Schluß!“ sprach oben der Husar.

„Ist Achim zu Ende?“

„Ja. Siehst du nicht: da drüben steht er ja! . . . da . . . mitten in dem großen Gedränge . . .“

„Was wollen sie denn alle von ihm?“

„Sie beglückwünschen ihn zu seiner Rede . . . Die ganze Fraktion ist um ihn herum . . . sieh mal . . . sogar da oben bei einer hohen Regierung haben sie ihm seine Offenheit nicht weiter übelgenommen. Da steigen zwei Exzellenzen auf einmal die Treppe herunter, um ihm die Hand zu schütteln . .“

„Ach, ich bin recht stolz auf ihn!“ sagte Eva Marie. Der alte gemütliche Herr neben ihr erhob sich.

„Ein neuer Mann!“ sprach er bedächtig. „Da haben die Ostelbier ja wieder 'ne nette Blüte getrieben!“

„Es ist mein Bruder!“ versetzte die junge Frau erbittert.

Der Dickling lachte: „So? . . . Na, dann nichts für ungut, gnädige Frau! . . Sie und ihre Kreise werden noch viel Freude an ihm haben! . . . Wir andern ja weniger! . . .“

Er schob sich durch die Sitzreihen hinaus. Unten im Saal stand jetzt ein alter, weißbärtiger Herr und sprach von seinem Platz aus. Man merkte es nur daran, daß seine Lippen sich fortgesetzt bewegten und seine Rechte, die ein Bündel Notizblätter umspannt hielt, sich dazu taktmäßig hob. Kein Mensch hörte zu. In einer förmlichen Flucht strömte alles aus dem Raum, über den nun schon, am Spätnachmittag, die Kugellampen ihr elektrisches Licht ergossen. Die Türen zur Wandelhalle waren in einer unablässigen Bewegung.

„Komm! Wir wollen auch gehen!“ Frau von Sillein erhob sich. „Ich muß mich doch noch ein bißchen nett machen. Achim hat uns doch zum Essen nach dem Hotel eingeladen!“

Sie mußten dort eine ganze Weile warten, bis er,

anstatt um sieben, um halb acht mit seiner Mappe unter dem Arm erschien, guter Dinge, als sei weiter nichts vorgefallen.

„Entschuldigt, bitte!" sagte er lachend. „Ich hab noch in aller Eile das Stenogramm meiner Rede korrigieren müssen! Das bestand eigentlich nur aus ‚Hört — Hört!' und ‚Lärm links!' 'n bißchen wenig für die Öffentlichkeit. Na — nun ist das Ding frisiert ... oh ... guten Abend, Herr Kollege! ... Wie ...? Danke sehr! ... Sie überschätzen meine bescheidenen Verdienste! ... Ich habe ja nun endlich einmal meine ganz unmaßgeblichen Ansichten äußern dürfen ... Weiter nichts ..."

Es ging schon wieder mit den Glückwünschen los: In dem viereckigen Lichtsaal des Hotels standen die langen Mittagstafeln der Fraktionen. Von denen kam ein Politiker nach dem andern, um mit dem Mann des Tages ein paar Worte zu wechseln, Herrenhäusler, Mitglieder des Abgeordnetenhauses, selbst einige Reichsboten von dem langen Tisch vom Eingang rechts, an dem die Nationalliberalen saßen. Zudem war jetzt eben der Familientag der Bornim gewesen. In allen ersten Hotels und Restaurants der Reichshauptstadt saßen heute die vielen aus der Provinz gekommenen Herren des weitverzweigten Clans mit ihren Frauen und Töchtern. Auch hier im Hotel. Kavallerieoffiziere traten an den Tisch, Landräte, Rittergutsbesitzer — bald mit dem „Du" der näher Versippten, bald mit dem förmlichen „Herr Vetter!" Ein alter steifnackiger Grande, der Vorsitzende des Familienverbands, hielt mit beiden Händen die Rechte des jungen Verwandten fest, inniges Wohlwollen auf dem knöchernen Gesicht: „Solche Männer wie Sie brauchen wir, lieber Vetter! ... Wo ich seit heute nachmittag hinkomme, hört man nur den Namen Bornim. Bringen Sie ihn nur weiter so zu Ehren!"

Der Oberkellner legte diskret lächelnd einen Stoß Abendzeitungen hin. Überall Bornim! ... Achim überflog während des Essens den einen Leitartikel. Er lachte und las: „ ... ‚Der Giftbaum der Reaktion hat heute eine neue Blüte getrieben ...' ... Schön gesagt ... nicht?"

„Und so was ärgert dich nicht?"

„Wieso denn, Evi? Man muß sich nie ärgern. Immer die andern. Das ist gesund."

Die junge Frau schwieg eine Weile. Ihre Gedanken wanderten. Endlich fragte sie nachdenklich: „Wann wirst du denn nun so ungefähr Minister, Achim?"

Die beiden Herren lachten laut. Der junge Abgeordnete sagte zu seinem Schwager: „Die Eva Marie ist noch so recht aus der alten Schule. Ein Minister — das ist ihr das Höchste!"

„Ja, gibt es denn noch mehr?"

„Liebes Kind: Ein Minister wird ernannt und weggeschickt, wie es eben beliebt. Na ja ... gewiß ... Papa war dann auch noch 'ne Zeitlang Oberpräsident ... Aber heutzutage ... Ich bin ein moderner Mensch ..."

Er zündete sich seine Nachtischzigarre an: „Hast du nicht heute den Lärm im Reichstag gehört? Das ist der Tummelplatz für unsereinen. Da hält man sich aus eigener Kraft. Reiten muß man freilich können. Sonst schmeißt einen das Biest von Öffentlichkeit in den Graben! Aber ich trau es mir schon zu! Und immer besser!"

Der Husar schüttelte zweifelnd den Kopf. Sein Schwager erhob sich und legte ihm die Hand auf den Attila. „Du verstehst das nicht! Du bist Offizier! Du mußt natürlich gehorchen! ... In einem höheren Sinn wir alle! ... Aber so für gewöhnlich weiß ich lieber die Massen hinter mir als einen Willen über mir! ... Ich weiß selber, was ich will! ... Ich denk, ich hab doch schon angefangen, das zu beweisen ..."

„Ach wenn Papa das noch erlebt hätte!" sprach Eva Marie.

„Na, nicht wahr: Er wäre zufrieden! Und nun müßt ihr mich entschuldigen! Ich muß mich in den Frack stürzen ... Ja, natürlich geh ich sonst wegen der Trauer noch nicht aus! Aber das heute bei Machwitz ist mehr ein Parteifest — große winterliche Heerschau der Unseren in Berlin ... Da darf ich nicht fehlen! ... Auf morgen!"

Sonderbar still die Straßen ... Als er eine halbe Stunde später zu Fuß durch den frostklaren Winterabend nach dem Berliner Westen schritt, hörte er den Widerhall seiner Tritte auf den Steinfliesen des Fußsteigs. Stumm und schwarz standen drüben die Bäume des Tiergartens.

Da hielten Reihen von Equipagen, schimmerten helle Fensterfluchten in die Nacht hinaus ... Ein unsinnig reicher Kerl, der Machwitz. Die Frau eine Amerikanerin. Mit Dollars wie Heu. Glücklich, sich bei Hofe, in der großen Berliner Welt zu sonnen. Sonst ganz nett und liebenswürdig. Achim von Bornim küßte ihr im Kerzenglanz und Menschengewimmel des großen Empfangsaals die Hand, drückte die des Hausherrn ... Hände ringsum ... Glückwünsche ... Er war sofort wieder der Mittelpunkt. Wer ihn sah, steuerte auf ihn los. Die wenigen, die ihn nicht kannten, fragten neugierig, wer der junge Mann ohne Orden im schlichten Frack wohl sei, unter ihnen auch ein würdevoller Herr mit weißen Bartstreifen und breitem Großkreuzband, der Botschafter einer fremden Macht, der ganz verblüfft darein sah, als der Abgeordnete von Bornim meinte: „Sie erkennen mich nicht wieder, Exzellenz! Ich habe noch vor fünf, sechs Jahren in Ihrem Haus als Leutnant das Tanzbein geschwungen!"

„O — Sie haben rasch Karriere gemacht!" sagte der ausländische Diplomat in seinem langsamen, nachdrücklichen Deutsch, und der andere dachte sich in diesem Augenblick selber: Ja. Es ist eigentlich fabelhaft. Wenn man so zurückdenkt ...... Zugleich wurde es ihm bewußt, daß er etwas im Saal, gerade in der Mitte, anschaute ... so wie ein Erinnerungsbild von früher. Nein. Wirklichkeit. Eine schöne Frau. Dunkel, lebhaft, lachend, mit glänzenden Diamanten und noch glänzenderen Augen. Sie stand gerade unter dem Kronleuchter, der sein Licht auf ihre weißen Arme und Schultern, ihre elfenbeinfarbene kostbare gestickte Robe ergoß. Viele Herren um sie her. Sein Herz begann heftig zu klopfen. Herrgott ja — wie hatte sie sich entwickelt ... hatte jetzt erst ihre volle Blüte erreicht ... eine königliche Schlankheit an Stelle des früher allzu schmächtigen Wuchses — eine stolze Art, den Kopf zu tragen, ihn im Gespräch, mit dem Fächer spielend, zerstreut nach ihm zu wenden, ohne daß sie ihn doch sah .. oder sehen wollte ... Ilse Lauckardt ...

„Meinen Glückwunsch, Herr von Bornim!"

(Fortsetzung folgt.)

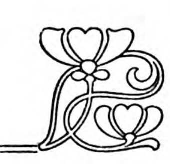
Seltsamer Blick.

Was war das für ein Blick, halb mild, halb wild?
Ich sah ihn nur im Zwielicht schwanker Schatten,
Er fiel, als ich mit dir im Abschied hielt,
Als unsre Hände sich umschlungen hatten,
Was war das für ein Blick, halb mild, halb wild?

Fast lag's darin wie jähen Hasses Spur,
Gleich einem plötzlich eisigen Erkalten,
Seltsamer Blick, was willst du sagen nur?
Was wolltest du so plötzlich mir entfalten?
Fast lag's darin wie jähen Hasses Spur.



Die ganze Fülle deiner Liebe doch,
Sie schien mir plötzlich wieder drin zu wohnen,
Dein ganzes, großes, gern getragnes Joch,
Das Joch des Herrschers selbst auf höchsten Thronen —
Die ganze Fülle deiner Liebe doch!



Josef Kitir.

Bildungsprobe.

Von Kurt Aram.

Das schöne Wort „Bildungsprobe", das für ein deutsches Ohr etwas verdächtig an die berüchtigte Wasser- und Feuerprobe aus der Ära der Hexenprozesse anklingt, kommt uns aus Amerika, dem Land, dem man aus alter Gewohnheit immer noch die unbegrenzten Möglichkeiten zuschreibt, während es selbst sich nach Kräften bemüht, diese Möglichkeiten zu begrenzen. Der neuste Begrenzungsversuch nennt sich „Bildungsprobe". Es handelt sich dabei um einen Gesetzesentwurf, der kürzlich mit großer Mehrheit von den Abgeordneten des Bundeskongresses angenommen wurde. Er bezweckt, den Strom der unwillkommenen Einwanderer aus Süditalien und den östlichen slawischen Ländern einzudämmen. Der Einwanderer wird hinfort auf Ellis Island auch noch eine „Bildungsprobe" zu bestehen haben, bevor er an Land darf. Der Einwanderer, der sechzehn Jahre alt ist und diese Probe nicht besteht, muß wieder zurück in die alte Heimat. Nur eine Ausnahme sieht das Gesetz vor: mag die Bildungsprobe auch nicht befriedigend ausfallen, so darf der Einwanderer dennoch an Land, wenn er ein „Glaubensmärtyrer" ist.

Das schmeckt im ersten Augenblick ein wenig nach jenem handfesten Witz, wie Uncle Sam ihn liebt. Auswanderer erhalten ja wohl ohne Schwierigkeiten ein Attest über ihren Gesundheitzustand und haben es auf Ellis Island vorzulegen. Wo aber sollen die Unglücksmenschen, die dem Schulmeister auf Ellis Island nicht ausreichend gebildet erscheinen und dennoch ins Land der Freiheit wollen, ein Attest ihres „Glaubensmartyriums" hernehmen? Weder in Italien noch in Osteuropa gibt es bis jetzt eine Behörde, die dergleichen feierlich attestiert. Auch Rußland wird sich hüten, eine solche Behörde einzurichten. Wie aber soll die amerikanische Behörde ohne ein behördlich abgestempeltes Papier feststellen, ob ein Einwanderer, der die Bildungsprobe nicht besteht, aber behauptet, ein „Glaubensmärtyrer" zu sein, nicht lügt? Soll sich so ein Einwanderer vielleicht für einige Dollar ein solches Attest von einem amerikanischen Schreiber auf Ellis Island ausfertigen lassen? Dann bestände das „Glaubensmartyrium" in Wahrheit also darin, daß ein ungebildeter Einwanderer hinfort um einige Dollar mehr erleichtert wird, bevor er an Land darf, als der gebildete Einwanderer. Dann dauert es vielleicht nur wenige Jahre, und das neue Gesetz wird in der Praxis dahin ausgelegt, daß jeder Auswanderer, der die paar Dollar mehr zahlt, sich damit als hinreichend „gebildet" ausgewiesen hat. Diese „Bildungsprobe" wäre dann nicht ohne erheiternde Perspektiven.

Noch einfacher erklärt sich die Sache folgendermaßen: die Amerikaner sind ungeheuer gesetzeswütig. Es gibt kein Land in der Welt, in dem jahraus, jahrein so viele Gesetze fabriziert werden wie in Amerika. Irgendwo wird ein Schaden sichtbar. Man sucht ihn nicht zu heilen. Man belegt ihn mit Strafe, indem man ein Gesetz dagegen macht. Aber der Amerikaner ist auch praktisch. Er weiß, wenn alle Gesetze gehalten werden müßten, ginge bald niemand mehr ungestraft und frei einher. Wenn er also ein neues Gesetz macht, macht er auch gleich eine Ausnahme dazu. Auf Schritt und Tritt drohen die Gesetze wie die Mausefallen. Aber jede Falle hat ein Loch, durch das die Maus, ohne sonderlich Schaden zu nehmen, wieder aus der Falle heraus kann. So verhält es sich wohl auch in unserem Fall. Geht man dem stolzen Wort „Bildungsprobe" auf den Grund, so erfährt man, daß es sich im wesentlichen darum handelt, festzustellen, ob der Einwanderer auch lesen und schreiben kann. Man will also mit diesem Gesetz die Analphabeten fernhalten. Betrüblicherweise wird nun aber ein sehr hoher Prozentsatz der Einwanderer aus Süditalien und Osteuropa auch eine solche „Bildungsprobe" nicht bestehen. Die Amerikaner wissen das so gut wie wir. Aber sie wissen auch, daß sie ein Auge zudrücken müssen, sogar alle beide, denn wenn sie wirklich keine Analphabeten mehr landen ließen, hätten sie keine Erdarbeiter mehr und könnten fortan keine Wege, keine Brücken, keine Eisenbahnen mehr bauen. Geborene Amerikaner geben sich zu solcher Arbeit überhaupt nicht her. Einwanderer, die lesen und schreiben können, nur in alleräußerster Not, denn solche Arbeit ist in Amerika viel schwerer, viel menschenunwürdiger als anderswo. Schon weil es für solche Arbeiten keine Schutzmaßregeln gibt. In Wirklichkeit werden denn auch alle diese schwierigen Arbeiten in Amerika von Analphabeten der unkultiviertesten europäischen Landstriche ausgeführt. Diese Leute sind schon deshalb leicht dafür zu gewinnen, weil die Arbeit einfach ist und dabei doch hoch bezahlt wird. Die weiten Kreise Amerikas, die in der riesigen Einwanderung ungebildeter Elemente eine Gefahr für die Union sehen, beruhigt man durch die „Bildungsprobe". Die Analphabeten selbst aber wird man als „Glaubensmärtyrer" an Land lassen. Man wird, weil man muß.

Es wäre natürlich ehrlicher und vornehmer, das einfach einzugestehn und die Hunderttausende armer

Schlucker, die nicht lesen und schreiben können, und die man doch so notwendig braucht, nicht auch noch offiziell vor allen andern durch eine „Bildungsprobe“, die ja notgedrungen auf eine Farce hinauslaufen muß, zu degradieren. Aber immerhin geschieht derlei in Amerika mit einer so unbekümmerten Naivität, daß es dem Kenner nicht leicht wird, sich sittlich zu entrüsten. Denn der Kenner erwägt, daß es auch anderswo in der Welt „Bildungsproben“ gibt, die vielleicht weniger komisch, dafür aber ebenso unberechtigt sind. Und daß es der gesunde Menschenverstand, auf den man auch in Europa gern pocht — sieht man etwas genauer zu — auch woanders nicht immer leicht hat.

Zum Beispiel in China. Es gibt kein Land auf der Welt, in dem Bildung so hoch geschätzt und gewertet wird wie in China. Und das schon seit vier Jahrtausenden. Und es gibt kein Land auf der Welt, das es den Menschen so sauer werden läßt, wirklich gebildet zu sein, wie China. Und doch lassen es sich die Chinesen seit viertausend Jahren nicht verdrießen, gebildet zu werden, denn ohne Bildung kein Ansehen, keine Würde, keine Staatsstellung, keinen Beamtencharakter. Ein richtiger Chinese kommt aus den „Bildungsproben“ überhaupt nicht heraus. Kein Wunder, daß bei ihm die Brille etwas Verehrungswürdiges ist. Dabei mag es sich der Chinese noch so sauer werden lassen, unter zehntausend Gebildeten wird es kaum einer so weit bringen, seine Muttersprache wirklich zu beherrschen, denn sie hat 24,000 Schriftzeichen. Trotzdem wird der Chinese nicht müde, sich zu bilden. Erst besucht er die Volksschule seines Dorfes, um ein bißchen lesen und schreiben zu lernen. Dann besucht er die öffentliche Lehranstalt seines Kreises, dann die seines Bezirkes, dann die seiner Provinz. Jede dieser Lehranstalten ist mit Hunderten, einige mit Tausenden von Hütten umgeben, in denen die jungen Chinesen vor der jeweiligen „Bildungsprobe“ für einige Tage und Nächte eingesperrt werden. Hat er diese drei Lehranstalten glücklich hinter sich, darf er sich „glänzend an Geistesgaben“ nennen und ist befähigt für den Staatsdienst. Anspruch auf eine Staatsanstellung erwirbt er sich aber erst durch eine weitere Prüfung in der Provinzialhauptstadt oder in Peking, die ihn zum „Hervorgehobenen“ macht. Viel kann er aber auch damit noch nicht anfangen. Dazu bedarf es einer weiteren Prüfung, der des „Pinselwaldes“ in Peking. Nun ist er ein „vorgerückter Gelehrter“, der wenigstens so viel erreicht hat, daß er fortan nicht mehr geprügelt werden darf, wenigstens nicht mehr mit dem niedrigen Bambusrohr, sondern höchstens noch mit der Peitsche. Jetzt sieht sich der „vorgerückte Gelehrte“ achtzehn Rangstufen gegenüber, jede ein wenig höher als die andere, jede durch einen anderen Knopf ausgezeichnet. Es heißt also weiter klettern von Knopf zu Knopf, von Stufe zu Stufe. Hat er glücklich eine der höchsten Stufen erreicht, ist er etwa „großer Lehrherr“ geworden, was ungefähr unserem Justizminister entspräche, oder auch nur „großer Lehrherr zur Aushilfe“ — ein Wink des Kaisers, und er purzelt die ganze Rangstufe wieder hinunter. Bei uns kann ein Minister höchstens a. D. werden, in China rangiert ein verunglückter Minister, wenn er Pech hat, ehe er sich dessen versieht, wieder hinter einem jungen Assessor und muß vor ihm Kotau machen, was für den ehemaligen Minister kein besonderes Vergnügen sein dürfte.

Trotz solcher nicht gerade glänzenden Aussichten hört der Chinese nicht auf, sich zu bilden. Das geht unausgesetzt, das halbe Leben lang, von Bildungsprobe zu Bildungsprobe, von Knopf zu Knopf. Und das schließliche Resultat? Die Brille auf der Nase eines Volkes, das nicht mehr lachen kann. Wie weit es dies gebildete China in Situationen, wo es nicht auf die Brille ankommt, gebracht hat, weiß der Europäer. Wollte man aber einwenden, daß es seit der Revolution anders geworden sei, so vergesse man nicht die augenblickliche Lage der Türkei, die die gleiche Revolution durchgemacht hat. Man kann nicht sagen, daß sie den Türken besonders gut bekommen sei. Ob sie China besser bekommt, daran darf man vorläufig gewiß noch zweifeln. Es fragt sich sehr, ob das Land der Mitte dabei mehr gewonnen hat als einen Kopf ohne Zopf. Und der Chinese von heute, wenn anders ihn die Revolution nicht völlig verwandelt hat, was bei einer viertausendjährigen Gewöhnung doch nicht so fix gehen dürfte, wird genau so wie der Chinese von gestern alle anderen Völker der Erde ungebildet finden und mit Geringschätzung auf sie herabblicken. Denn das sicherste Resultat jeder Bildung, die durch Proben legitimiert wird, heißt Hochmut.

Also fort mit der Bildung und allen Bildungsproben? Gewiß nicht. Nur sollte man ihren Wert nicht so überschätzen, wie es nicht nur in China geschieht. Wir alle wissen aus unserer Schulzeit, daß der Klassenkamerad, der jedes Examen, wie wir die Bildungsproben nennen, mit eins bestand, längst nicht immer der tüchtigste war, und wir haben dann später, manche nicht ohne Verblüffung, erlebt, wie unsere Klassenersten die Prüfungen des Lebens oft schlechter bestanden als mancher, der sich in der Schule auf den letzten Bänken durch die Klassen drückte. Wie mancher Primus erwies sich später als eine Null, die längst vergessen wäre, wenn nicht irgendein Beamtentitel als eins vor ihm stände. Nähme man ihm den, bliebe so gut wie nichts übrig.

Ein Volk, das das Wissen überschätzt — und darauf beruht alle Bildung, die in Prüfungen und Proben gewogen und eingeschätzt wird — läuft immer Gefahr, daß nicht die fähigsten Leute seine wichtigsten Posten bekleiden, sondern solche, die am besten memorieren gelernt haben, Leute, bei denen das Gedächtnis andere wertvollere Geistesfunktionen ersetzt. Ein Volk aber, das gar wie das chinesische alle öffentlichen Ämter von Belang nur denen zugänglich macht, die die vorgeschriebenen Bildungsproben glänzend bestanden haben, könnte es erleben, daß es sich in Lagen, wo nicht das Wissen entscheidet, sondern der Charakter, der Wille, wo es nicht auf das Amt, sondern auf den Mann ankommt, von lauter Nullen geleitet findet. Ein kluges Volk, das nicht vom Wissensdünkel und vom Examenkoller befallen ist, wird dafür sorgen müssen, daß der Fleißige dem Fähigen nicht die besten Chancen fortnimmt.

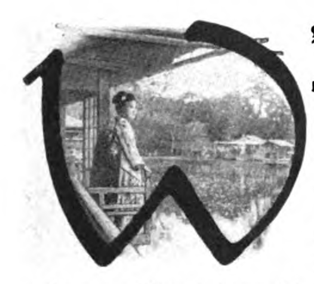
Ein deutscher Dichter, der nicht zu unseren größten, sicherlich aber unseren gebildetsten gehört, also gewiß in den Fragen der Bildung und der Bildungsproben ein kompetenter Beurteiler ist, Friedrich Rückert, hat uns einen Spruch hinterlassen, der nicht vergessen werden sollte:

> „Menschen von dem ersten Preise
> lernen nichts und werden weise;
> Menschen von dem zweiten Range
> werden klug und lernen lange;
> Menschen von der dritten Sorte
> bleiben dumm und lernen Worte.“



Gasthausleben in Japan.

Von Bigetsu Koyama. — Hierzu 8 Aufnahmen des Verfassers.



Wohl nur wenige europäische Reisende wissen, wie ein echt japanisches Hotel aussieht, denn wer dem Land der Kirschblüten einen längeren Besuch abstattet, pflegt die Gastfreiheit einheimischer Freunde mit Dank anzunehmen. Mit einigem Staunen betrachtet der Fremde die niedrigen Holzbauten, die zierlichen Spielzeugschachteln gleichen und den Eindruck erwecken, als würden sie heute hier und morgen dort aufgestellt, und wem gar der Maßstab amerikanischer Wolkenkratzer geläufig ist, wird es beinah unwahrscheinlich finden, daß eine größere Anzahl von Menschen in diesen Hallen Unterkunft und vor allem eine Schlafstätte finden können.

Und doch darf sich ein japanisches Hotel — in der Landessprache: Yadoya — wahrheitgemäß rühmen, seinen Gästen einen angenehmen Aufenthalt zu bieten und namentlich in allem, was Sauberkeit und Sorgfalt der Leitung betrifft, den Hotels der westlichen Kulturwelt nicht nachzustehen. Der „Komfort der Neuzeit" freilich sieht in einem Yadoya etwas anders aus als in einem deutschen oder Schweizer Hotel und wird wohl kaum jemals den ungeteilten Beifall derer finden, die an französische Betten gewöhnt sind und sich nur in der absoluten Abgeschlossenheit ihres Zimmers, d. h. hinter Schloß und Riegel, sicher fühlen. In einem Yadoya sind selbst die Außenwände, die Shogi — den Grundmauern eines Gebäudes westlichen Stils entsprechend — nicht festgefügt und unbedingt widerstandsfähig. Sie bestehen nur aus leichten Holzrahmen, die mit feinstem weißem Papier bespannt sind, auf dem flachen Unterbau hin und her geschoben werden können und somit dem Bedürfnis nach frischer Luft — eine nationale Tugend des japanischen Volkes — in ausgiebigster Weise Rechnung tragen. So wunderbar zart ist dieses aufgezogene Papier, daß es das Tageslicht reiner und leuchtender reflektiert als matte Glasscheiben. Das Innere des Holzhauses erscheint dem Eintretenden zunächst als ein langgestreckter Raum, der einzeln in sich abgeschlossene Zimmer nicht enthält, sondern wiederum nur durch verstellbare, ebenfalls mit Papier beklebte Zwischenwände in Separaträume, kleine Boxes, eingeteilt werden kann, die den Gast wohl vor neugierigen Blicken, kaum aber vor unerwünschten Eindringlichen schützen. Diese Zwischenwände, Fusuma, gleiten so leicht in den dafür vorgesehenen Spalten des Fußbodens hin und her, daß selbst eine Kinderhand sie mühelos zu bewegen vermag. Fest verschlossene Türen kennt man in ganz Japan nicht. Für den Eingeborenen könnten die Papierwände unbewegliche eiserne Platten sein — niemals würde er es wagen, das Hausrecht seines Nachbars anzutasten, niemals eine solche dünne Papierwand auch nur um Haaresbreite zu verrücken. Weil er nun von den fremden Gästen seines Yadoya das gleiche erwarten kann und muß, nimmt der japanische Hotelwirt nur Ankömmlinge mit guten Empfehlungen auf. Schreitet jemand durch die Gänge eines Yadoya, so geschieht das schon unter normalen Verhältnissen beinah geräuschlos, da die Matten jedweden Schall dämpfen; ein Mensch mit unredlichen Absichten brauchte also gar nicht besondere Vorsicht anzuwenden, die offen- und leerstehenden Kabinen heim-



Sängerinnen in einem ersten Restaurant der japanischen Hauptstadt.



Ein Hotel ersten Ranges in Tokio.

In europäischen und amerikanischen Restaurants waltet der Kellner und neben ihm der in eine farbige Livree gesteckte Boy. Der Tourist, der Japan bereist, findet nirgends männliche Bedienung. Ueberall bedienen Frauen, d. h. freundlich lächelnde Mädchen, die nach dem übereinstimmenden Urteil aller weitgereisten Fremden, zumal solcher,

Halle eines feinen Restaurants.
Die Zwischenwände sind zurückgeschoben.

lich zu betreten. Unbedingte Ehrenhaftigkeit ist also selbstverständliche Bedingung. Bisher ist Unsicherheit und Gefährdung von Gut und Leben in japanischen Hotels noch nicht vorgekommen. Wie man in einem Yadoya sich für die Nacht einrichtet, zeigt die beigefügte Abbildung auf Seite 370. Das Lager der Dame besteht aus seidenen Kissen und Decken und einer übergroßen Daunendecke mit Aermeln. Das wohlfrisierte Haupt ruht auf dem Kopfbänkchen, hinter dem die Lampe, ein Glas Wasser, eine Tabaksdose und ein Buch aufgereiht sind.

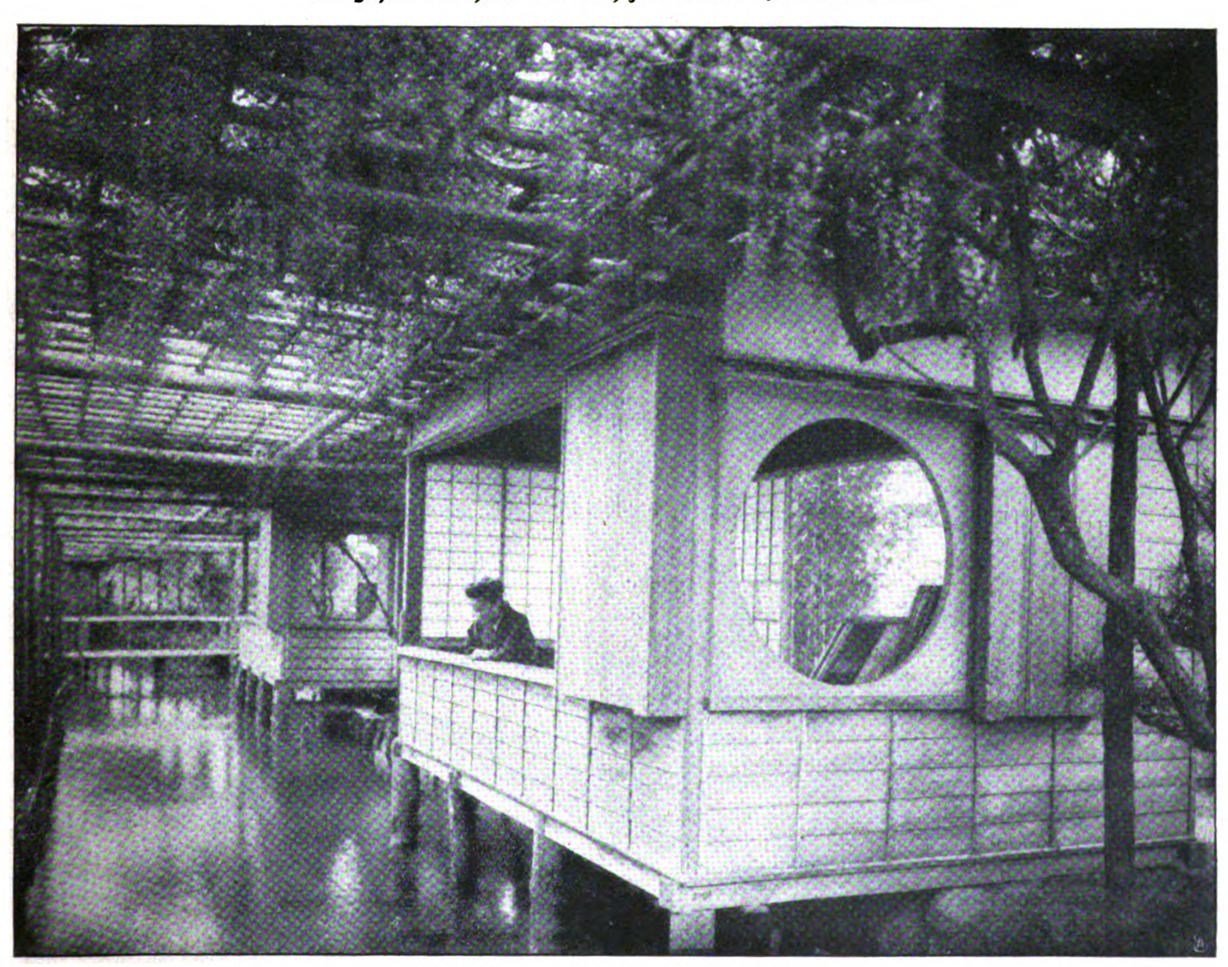
Ryoriya, das japanische Restaurant, unterscheidet sich in der Anlage nur sehr wenig von dem Hotel, besonders dann, wenn beide ersten Ranges sind. Ebenso wie in Europa finden sich in den großen japanischen Städten Jokohama, Kobe, Kyoto, Nagoya, ja selbst in kleineren Städten Hotels mit angegliedertem Speisehausbetrieb. Tokio und Osaka, Städte mit über einer Million Einwohner, haben eine ganze Reihe solcher Hotelrestaurants, die aber alle ohne Ausnahme nur bis Mitternacht geöffnet sind.



Tänzerinnen in kostbaren Kreppgewändern.



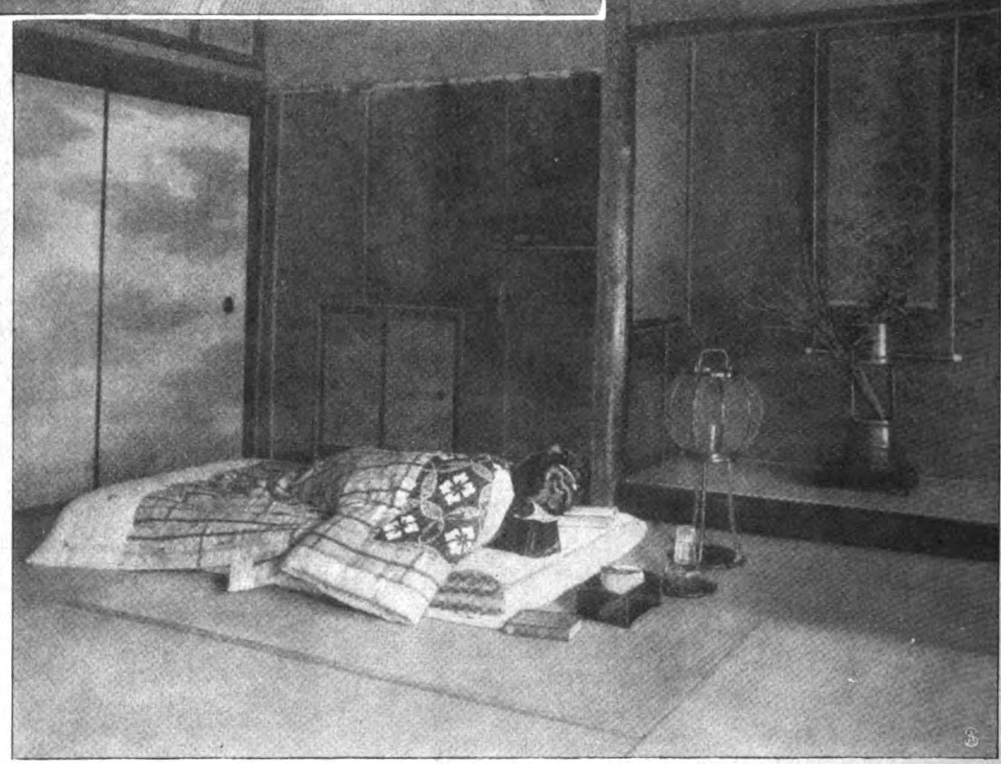
Ein Japaner während der Mahlzeit. Neben ihm die Dienerin.



Ein Restaurant über dem Wasser in Tokio.



Eine Halle
mit halb zugeschobenen Zwischenwänden.



Eine reisende Japanerin in ihrem Schlafzimmer.

die Amerika kennen, durch ihren Fleiß, ihre Aufmerksamkeit und die Lautlosigkeit ihrer Hantierungen wohltuend auffallen. Spricht der Fremdling etwas Japanisch — um so besser für beide Teile. Versteht er kein Wort der Landessprache, so kommen hier wie überall komische, angenehme und nicht angenehme Mißverständnisse vor. Diese jungen Mädchen, Jochin genannt, sind in den erstklassigen Hotels und Restaurants, wo sie sowohl bei Tisch als auch im Hauswesen bedienen, in hübsche, seidenglänzende und blumengemusterte Gewänder mit breiten Gürtelbinden und riesigen Rückenschleifen gekleidet. Dazu tragen sie alle weiße Strümpfe. Der bekannte Geisha-Haarknoten, den übrigens auch viele gutbürgerliche Mädchen in den Städten tragen, verleitet die Fremden leider sehr häufig zu falschen Schlüssen und setzt die meist aus sehr achtbaren Familien stammenden Mädchen mißliebigen Verwechslungen aus. Zudem herrscht auch in Japan die böse Trinkgelderunsitte, da die Angestellten keinerlei Gehalt beziehen, sondern nur durch Wohnung, Essen und Kleidung für ihre Arbeit entschädigt werden.

Die japanische Gasthaustafel ist stets mit vielen Gerichten besetzt, die in kleinen, sehr zierlichen, mitunter auch sehr kostbaren Porzellanschüsseln und Lacknäpfchen angerichtet sind. Die Reisschale „Obon" bleibt zunächst leer; erst wenn der Gast vorher etwas anderes zu sich genommen, wird sie von der Dienerin mit kochend heißem Reis gefüllt. Dazu trinkt man dann gewöhnlich Tee. Das Separatservieren auf kleinen Holztischen (die kaum einen Fuß über dem Fußboden stehen), im Hotelzimmer oder der Box des Speisehauses ist sehr allgemein, die lange Gasttafel dagegen wenig beliebt, der einzelne würde sich ja in den großen Räumen unbehaglich fühlen. Kniend reicht die Jochin dem Gast die Schüssel, seine Wünsche erratend, ehe er sie ausgesprochen. Der Gast kann sich zur Linken auf ein Armpolster stützen. Neben diesem steht ein großer hölzerner

Napf, nicht selten ein Stück Baumstamm mit Einsatz, in dem die Speisen warm gehalten werden, solange der Gast bei der Tafel sitzt.

Auch in den vornehmen und durchaus respektablen Yadoyas und Ryoriyas ist es Sitte, sich die Zeit während des Essens durch Spiel und Tanz verkürzen zu lassen. Die Sängerinnen (das Bild auf Seite 367 zeigt eine Gruppe mit der landesüblichen Rasseltrommel) und Tänzerinnen hier sind nicht in eine Reihe zu stellen mit denen der Volksspeisehäuser. Es hat sich hier in den letzten Jahren fast im ganzen Land ein Wandel vollzogen, der allgemein freudig zu begrüßen ist.

Musik aus alter Zeit.

Von Paul Felix. — Hierzu 7 photogr. Aufnahmen.

Immer mehr macht sich in unsern Konzertsälen die Neigung bemerkbar, alte, längst außer Gebrauch gekommene Instrumente wieder zu verwenden, und eine ganze Reihe zum Teil vortrefflicher Künstler und Künstlerinnen haben sich auf diese Weise eine Spezialität geschaffen, die beim Publikum die freundlichste Aufnahme fand. Man kann von vornherein annehmen, daß diese Künstlerinnen (heute soll nur von den Damen die Rede sein) nicht aus Sensationslust handelten, da sie das Spinett aus den staubigen Winkeln der Musikgeschichte hervorzogen oder sich gar bei einem modernen Geigenbauer eine schöne, vollklingende Harfe konstruieren ließen. Die Dinge liegen doch ein bißchen tiefer für die Künstlerinnen sowie für das Publikum.

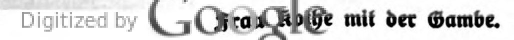


Spezialaufnahme der „Woche".

Marya Delvard mit der Drehleier.



Atel. Elisabeth.



Frau Kothe mit der Gambe.

Unsere moderne Musik ist in hervorragendem Maß eine Kunst für Künstler geworden. Mag der musikalischere Teil des Publikums in der Oper oder im Konzertsaal Strauß, Pfitzner, Reger zujubeln, die meisten ihrer Werke entziehen sich durch ihre großen technischen Schwierigkeiten den persönlichen Bemühungen des mehr oder minder gebildeten Dilettanten. Für durchschnittlich begabte Musikfreunde hört infolge dieser teils rein technischen, teils aber auch musikalischen Hemmungen die Musikgeschichte mit Brahms und Wagner auf, und nur einige Lieder von Hugo Wolf oder von den Meistern der jüngsten Schule werden noch da gepflegt, wo sich vielleicht ein gewandter Begleiter in Familie oder Freundschaft findet. Man braucht diese Tatsache nicht allzu elegisch zu betrauern, denn

sie wird in ihrer Wirkung zum guten Teil dadurch aufgehoben, daß wir eine nach vielen Hunderten zu zählende Schar von Kunstfreunden besitzen, die von dem Weg zum Künstlerberuf vorzeitig abgeschwenkt sind, aber doch mit ihren erworbenen Kenntnissen das Niveau des Dilettantismus ganz beträchtlich zu heben vermochten. Anderseits war freilich eine Anzahl von Begabungen vorhanden, denen entweder ein leichter zu bewältigendes Genre näher lag, oder die mit ihren Neigungen sich zur Vergangenheit wandten und es als ihre natürliche Aufgabe betrachteten, längst vergessene Reize von Spinneweben der Zeit zu befreien und wieder leuchten zu lassen. — Zumeist aber verbanden sich diese beiden Bestrebungen, und — so seltsam es erscheinen mag — die resolute Lautensängerin Bokken-Lasson (Portr. obenst.) wie die kultivierte Klavierspielerin Wanda Landowska (Portr. S. 374) haben in ihrem ursprünglichen Verhältnis zur Kunst viel Gemeinsamens, wenn auch ihre Begabungen nach so verschiedenen Richtungen divergieren. Für die Sängerin handelte es sich darum, in die Anfänge der Kunst zum Volksgesang zurückzukehren, während Frau Landowska, die wir vor einem Cembalo aus der Sammlung Steingräber wiedergeben, nicht ganz so weit zurückgriff und in der bereits sehr gepflegten Klavierliteratur des 17. Jahrhunderts ihre Schätze suchte. Weiten Kreisen des musikliebenden Publikums war damit gedient. Man freute sich darüber, daß neben den modernen Komponisten auch eine viel leichter faßliche Musik zu neuem Leben erweckt wurde.

Phot. Becker & Maaß.

Frau Bokken-Lasson mit ihrer Laute.



Phot. Becker & Maaß.

Marie Blitar mit ihrer Laute.



Phot. Schwella-Harder.

Elsa Gregory als Lautensängerin.

Ein großes Verdienst um die Veredelung der musikalischen Kleinkunst erwarb sich die Ueberbrettlbewegung. Sie war vielleicht nur zuviel „Bewegung", um wirklich auf die Dauer florieren zu



Johanna Terwin als Liedersängerin. Phot. Becker & Maaß.

können. Denn die Kunst läßt sich theoretische Richtungen nur ungern vorschreiben und folgt viel lieber der bahnbrechenden Begabung. Diese Begabungen waren unter den Komponisten zweifellos vorhanden. Oskar Straus und der Scharfrichterkomponist Hannes Ruch hatten wirklich Erfindung und Geschmack. Ihre Weisen verbreiteten sich im Publikum. Aber sie und der Kreis, der mit ihnen strebte — es waren zu wenig Köpfe an der Arbeit. Die Bewegung verlief im Sande, Hannes Ruchs liederreicher Mund verstummte, und Oskar Straus wandte sich bekanntlich fast ganz der Operette zu.

Und doch blieben von dem Ueberbrettl einige Künstlerinnen zurück, die dort ihre Note gefunden hatten und sich zunächst nur schwer auf neuen Arbeitsgebieten zurechtfinden konnten. Da war Marya Delvard (Portr. S. 371), der einstige Stern der elf Scharfrichter, die mit ihrer eigenartigen Erscheinung zunächst weder auf das Varieté noch auf das Konzertpodium passen wollte

und erst zur vollen Entfaltung ihres Könnens kam, als ihr Partner Marc Henry den stimmungsvollen Rahmen der Kammerkunstabende für sie schuf. Marya Delvard zeigt ein ebenso großes Können, wenn sie Prosa von Peter Altenberg spricht, als wenn sie mit der in Paris noch immer volkstümlichen Drehleier, der Vielle, eine verblüffend echte Straßenszene darstellt. Frau Bokken-Lasson suchte ihre Spezialität in einer außerordentlich sprachlichen Gewandtheit, und ihre Kunst, die Volkslieder aller möglichen Zungen zu beherrschen, schuf ihr bei allen Nationen Heimatrechte. Nicht vergessen darf man bei dieser Gelegenheit Elsa Laura von Wolzogen, deren liebreizende Erscheinung den Lesern der „Woche“ ja bekannt ist. Begreiflicherweise haben die drei viele Nachahmer gefunden, und auch diesen blühte das Glück. Fräulein Johanna Terwin (Portr. S. 373), die talentvolle Schauspielerin des Deutschen Theaters, hat sich mit großem Erfolg als Sängerin zur Laute versucht, und auch Marie Blitar (Portr. S. 372) und Elsa Gregory (Portr. S. 372) fanden in Konzertsälen überall eine sehr freundliche Aufnahme.

Frau Kothe (Portr. S. 371) steht mit der einzigen Brettlkunst eigentlich nur in einem mittelbaren, aber doch sehr nahen Zusammenhang. Ihr Gatte war es, der von den Scharfrichtern ausging, um sich schließlich ganz der Darstellung des alten deutschen Volksliedes zu widmen. Erst später entschloß sich Frau Kothe zur künstlerischen Mitwirkung, und als geübte Cellistin trat sie mit einem nur selten gepflegten Instrument dem Gatten zur Seite: mit der Gambe, auf der sie auch als Solistin sich große Anerkennung erwarb. Bei diesem Künstlerpaar leitet die gründliche musikalische und musikhistorische Bildung schon wieder hinüber zu der bereits anfangs erwähnten Wanda Landowska, deren Abende sowohl in ihrer Pariser Heimat als auch in Berlin zu den genußreichsten gezählt werden.



Frau Wanda Landowska am Cembalo.

O Academia!

Skizze aus dem Studentenleben. Von Margarete Kind.

Ein glutheißer, rosendurchdufteter, fahnendurchflatterter Sommertag. Herta sitzt am offenen Fenster; tief unter ihr drängt sich das Gewirr roter und schieferblauer Giebel kraus durcheinander — in den Wiesen flimmert die Lahn. Vom Schützenplatz herüber hört man Schießen — verwehte Walzerklänge. — Tauben fliegen am Fenster vorbei auf schnellen, grellweißen Schwingen. Über dem blühenden Sommerland liegt ein seliges Träumen — leiser, immer leiser wird die ferne Musik — nun ist es ganz still — still und heiß — die Luft flimmert über den Bergwäldern. . . .

Achtlos wirft Herta die Arbeit auf den Nähtisch und eilt nach vorn. In den großen Zimmern ist es dämmerig und kühl, trotz der Glut draußen — ein feiner, kaum wahrnehmbarer Moderduft geht von den geschnitzten Möbeln und den unzähligen Büchern aus.

Sie geht umher in ihrem weißen Kleid, auf blinkenden Lackschuhen. Sie geht leise, denn nebenan sitzt der Großvater an seinem Schreibtisch und arbeitet. Ihre Blicke irren über die schwarz gerahmten Stahlstiche an den Wänden, die Kredenz mit dem Ehrenpokal, den die Studenten dem Großvater diesen Winter zum achtzigsten Geburtstag verehrten. Sie geht ruhelos hin und her. Die Stunden sind alle so leer, wie ein Schatten rinnen die Tage vorüber. Ihre schlanke Hand mit den schweren Ringen gleitet über die Bücher in den hohen Repositorien — lauter alte, vergessene Bücher, die längst gestorbene, vergessene Leute geschrieben, Menschen mit altmodischen, seltsam klaren Gesichtern und altmodisch krauser Handschrift. Sie sind vergilbt und abgegriffen, die Vergangenheit sieht Herta aus ihnen an mit toten Augen. — —

Wie verloren steckt zwischen großen Geschichtswerken ein dünnes Bändchen. Es ist Großvaters Kommersbuch. Vorn auf dem Titelblatt steht: „Meinem lieben Leibburschen Lux! Rüdiger v. Sodenstern. Juli 1855.“

Gedankenlos blättert sie in dem kleinen Buch, ein vergilbter Papierstreifen liegt zwischen den Seiten — einige Zeilen sind mit zierlichem Bleistiftstrich angemerkt.

„Nur eine ist's, die weint um mich,
Sie wohnt im fernen Heimatland,
Und ihren Ring versetzte ich. —
O Academia! . . .“

Ihre Gedanken schweifen — sie erinnert sich einer Geschichte, die sie einmal vor Jahren von der alten Margarete gehört — aus der Jugendzeit Herrn von Sodensterns. Er ist auch schon alt, der spaßige Herr, der jeden Sonntag abend kommt, um ein paar Stunden mit ihr und dem Großvater zu verplaudern. Alles ist alt, vergessen.

Alles hier im Hause gehört der Vergangenheit an. Großvater, er lebt, er forscht in der Vergangenheit — er spricht zu den jungen Studenten von den großen Zeiten, die waren! — Nur sie ist jung. Aber auch sie ist hier in der weltfremden Stille aufgewachsen — ist nicht ihr ganzes Leben bis jetzt ein lächelnder Traum gewesen? ... Und draußen, da stürmt das Heute vorüber mit jauchzendem Schrei!

Heiß brütet die Sonne in der steilen Reitgasse — sie fließt um die grauen Giebel der Universität, den Dachreiter in Flammen tauchend. Drüben in der Marktgasse vor der Weinstube spektakeln ein paar Studenten.

Herta muß wieder und wieder an Herrn von Sodenstern denken. Eine stumme Tragik liegt über seiner komischen Erscheinung. Jeder kennt ihn, den „ewigen Studio". Über siebzig Jahre zählt er schon und ist immer noch Student. Jeden Semesterschluß nimmt er sich vor, sein Examen zu machen, und jeden Semesteranfang zieht er wieder mit den jungen Keilfüchsen zum feierlichen Konvent. So ist er alt und grau geworden, einer von denen, die den Weg von der sorglosen Jugend in das brausende Leben nie finden.

Sie horcht auf — eine Unruhe geht durch die Luft — ganz von ferne Musik — dumpfe Paukenschläge — das wogt und schwillt an mit seinem immer näher kommenden Schall die ganze Gasse — das Buch gleitet auf den Teppich, Herta eilt ans Fenster.

Da kommt es auch schon die Gasse herunter — lauter grüne Mützen: die Nassoven. Arm in Arm, fröhliche Gesichter. Rosen im Knopfloch, Rosen an der Mütze. Die Musik spielt: „Stoßt an, Marburg soll leben!"

Mit leuchtenden Augen beugt sich Herta hinaus — jetzt kommen die Füchse. Schlanke Jungen mit blanken Augen, in grüner, silberverschnürter Pekesche; ganze Sträuße Rosen haben sie schon am Wams stecken, immer noch regnet es Rosen aus allen Fenstern — jubelnd fangen sie die Blüten auf. Herta bricht von den Rosenstöcken vor dem Fenster all die dunkelroten Blüten ab und wirft sie hinunter. Nachsichtig lächelnd, droht der Großvater mit dem Finger.

„Warte, du Wildfang — meine sorgsam gezogenen Rosen!"

Die Klänge des alten Burschenliedes erfüllen die Gasse — Banner flattern aus allen Häusern, das ist ein Wogen und Leuchten von bunten Farben! Ein Hauch ewiger Jugend weht durch die alten Gassen der Philipina.

„Hast du gesehen, Großvater — die Nassoven haben heute Kommers, und die vielen, vielen Füchse, die dabei waren?!"

„Ja, ja. Der Sodenstern ist wohl auch wieder bei ihnen. Natürlich; dieses Semester studiert sein Neffe hier — der wird gerade solch ein Querkopf sein wie er selbst."

„Warum denn?"

„Warum? — Da sieht man es wieder, ihr jungen Dinger habt doch für jeden etwas übrig, der ein bißchen romantischen Nimbus um sich zu verbreiten weiß. Ja, ja, du brauchst mich gar nicht so anzusehen."

„Gott, Großvaterchen — ich weiß nicht, was du gegen ihn hast, er ist doch dein Freund, und zu mir ist er immer so nett; neulich erst hat er mir wieder schöne, alte Schnitzereien mitgebracht."

„So? Davon weiß ich ja gar nichts."

„Doch! Ich habe sie dir gezeigt, du hast aber kaum hingesehen."

„Darin paßt ihr beide vortrefflich zusammen — was du schon für altes Gerühr zusammengeschleppt hast!"

„Laß mir doch den Spaß!"

„Gern, wenn du daran Gefallen findest. Nun laß mich aber zufrieden, ich muß arbeiten!"

„Du — "

„Na, was denn?"

„Kennst du den jungen Sodenstern?"

„O ja! Der ist auch so ein toller Kopf, der es zu nichts bringt. Jetzt geh, ich habe wirklich keine Zeit. Lies etwas oder geh spazieren — oder wartest du auf deinen alten Freund? Ich glaube nicht, daß er kommt, der sitzt heute fest. Hahaha, was wird der wieder für Reden halten — von idealen Freiheitsproblemen, einem neuen Menschenrecht! Ja, ja — es muß auch solche Käuze geben auf der Welt! Laß gut sein, Wildfang" — wehrte er ihre stürmische Liebkosung ab — „ich muß arbeiten." Eifrig vertieft er sich in seine geschichtlichen Notizen, die Feder eilt über das Papier.

Herta hebt das Buch vom Teppich auf und legt es auf die Kredenz. Träumend sinnt sie so vor sich hin — die Minuten verrinnen, und draußen in endlos weiter Ferne rauschen die Ströme des Lebens. — —

Hell schrillt die Klingel durch die Stille. Sie wollte dem alten Herrn entgegeneilen — aber ihr Fuß stockt; neben der dröhnenden Stimme, die den Großvater begrüßt, hört sie noch jemand sprechen. Da geht die Tür schon auf, hinter den beiden kommt ein schlanker Nassovenfuchs herein. Sein fröhliches Lachen eilt wie ein Sonnenstrahl durch das düstre Zimmer.

„Servus! Hier bringe ich ihn, den Jungen!" stellte ihn der alte Herr vor.

Was er für leuchtende Augen hat! dachte Herta, als sie ihm die Hand reichte.

* * *

Eine Sommernacht blaut draußen — so warm und düfteschwer. Die alten Herren sitzen bei der Zigarre und dem alten Wein — sie erzählen alte, vergessene Geschichten, die wie ein Geisterhauch der Sommernacht entsteigen. . . .

Am offenen Fenster, vor dem Nelken und Helictrop duften, saßen Rüdiger und Herta — der weiche Nachtwind wehte um die jungen Stirnen.

Er nestelte die Rosen von der Pekesche und gab sie ihr alle, eine ganze Handvoll — nur eine dunkelrote behielt er.

„Die ist von mir — nur Großvater hat solche tiefrote Rosen!" Er lächelte bei ihren Worten und neigte seine frischen Lippen auf die halberschlossene Blüte. — —

Minuten verrinnen — vom Tisch her schallt das Lachen der beiden Alten, sie sehen die weißhaarigen Köpfe vom Lampenlicht umflossen; ohne zu sprechen, sitzen sie nebeneinander und lauschen, was Herr von Sodenstern erzählt.

„Vor fünfzig Jahren — Herrgott, es ist doch eine lange Zeit! Damals wehte noch der wilde, freie Geist der achtundvierziger Tage durch die Burschenschaft, als ich zum erstenmal das blauweißgrüne Band trug. Fünfzig Jahre trage ich es nun schon! — Gebt es mir mit, wenn ich tot bin", sagte er nach einer Weile.

„Jura wollte ich studieren. Recht — ein neues, freies Recht, das spukte damals in allen Köpfen. Der ganze Rechtskram erschien wie ein Forschen ohne Ziel.

Was ist Recht? Lux, das werden wir nie ergründen. Immer neue Geschlechter streiten sich darum. Du sitzt da und lehrst von den großen Zeiten, die waren, und die Jungen begeistern sich an den Taten der Alten zu neuen Siegen! Das ist ein schöner Beruf. Aber ich, was soll ich den Menschen sagen, wenn sie fragen: Was ist Recht? Hätte ich niemals Jus studiert, da kommt man zu keinem Ende! Ich bin alt und müde geworden und habe nichts erreicht — aber dort, da sitzt die Jugend, die nach uns kommt — sie soll leben! Prost! — aufs Spezielle!" Er hebt sein Glas den beiden entgegen, die lachend Bescheid tun.

Verächtlich stößt der Alte den leeren Römer auf den Tisch. „Ich weiß, Lux, ich bin nichts mehr wert, ein verbummelter Kerl! Die eine, die eine, die ist lange tot. Lux, alter Junge, kennst du noch das Lied — oder hast du es vergessen zwischen Geschichtzahlen und Orden und Professorentitel?"

Da leuchtete es auch in den kühlen Augen des Großvaters auf. Leise beginnt er:

„Nur eine ist's, die weint um mich,
Sie wohnt im fernen Heimatland,
Und ihren Ring versetzte ich. —
O Academia!"

Kaum ist die traurige Weise verhallt, da stimmten sie auch schon das ewigjunge Burschenlied an:

„Stoßt an, Marburg soll leben! Hurra hoch!
Die Philister sind uns gewogen meist,
Die ahnen im Burschen, was Freiheit heißt!
Frei ist der Bursch!" —

Herta sieht zu Herrn von Sodenstern hinüber, es klingt so wehmütig — der alte, vom Leben zerbrochene, im Sturm verirrte Student, wie er die Siegeslieder des Lebens singt.

„Stoßt an, Frauenlieb lebe" —

Herta wandte sich um, das große, dunkle Augenpaar, das wie verloren auf ihr ruht, hat eine Zaubermacht — und ihre Brust weitet sich in der Ahnung von etwas Wunderbarem. — —

„Liebe, liebe Herta", sagt der Junge leise und schließt sie in die Arme, ihre Augen brennen ineinander — stumm halten sie sich umschlungen, in unbewußter Seligkeit, die nur den Augenblick kennt — nicht Anfang und nicht Ende.

Die beiden Alten sind ans Fenster getreten — denn draußen kommen die Nassoven mit Musik und Fackelschein vom Kommers zurück. Rotes, düsterwildes Licht erfüllt die Gasse. Im Qualm und Lodern der Pechfackeln immer neue Burschen, wehende Banner, Chargierte in Wichs. Musik schallt durch die Nacht — im dunklen Zimmer neigen sich junge Lippen und finden sich zueinander . . . .

*

„Du, Großvater —"

„Ja — was denn, Wildfang?"

„Warum ist denn Rüdiger von Sodenstern so still? Was hat er denn?"

„Was er hat? Einen Zweikampf hat er morgen. Das ist kein Spaß."

„Großvater!" Angstvoll sah Herta den alten Herrn an.

„Ja, ja. Warum siehst du mich so entsetzt an?"

„Muß er sterben?"

„Der Sodenstern? — Nein! Man muß doch nicht immer gleich sterben. Ich habe auch Zweikämpfe gehabt in meiner Studentenzeit."

„Du? — Erzähle mir davon, bitte, bitte!"

„Nein, laß nur — das ist lange her — lange vergessen. Geh, Wildfang — ich muß arbeiten. Nanu" — er sah die Tränen in ihren Augen — „du weinst ja! Wohl um den Sodenstern — was?"

Aufweinend klammerte sie sich an den Großvater.

„Na, na — was ist denn das? Hör mal —"

„Ich habe ihn so lieb!"

„Liebhaben — ja — ja, das sagt man immer gleich, wenn man jung ist. — Höre mal, Studentenbraut sein — das ist nichts. Folge mir einmal, Wildfang, hörst du?" —

„Muß er auch wirklich nicht sterben?"

„Nein — nein! Nun geh aber — ich will arbeiten, ich habe mit Herrn von Sodenstern noch etwas zu besprechen. Rüdiger!" rief er ins Eßzimmer. „Wir beiden Alten haben noch etwas zu bereden — nehmen Sie sich der Kleinen ein bißchen an — geht spazieren — heute bei dem schönen Wetter!"

„Sodenstern," sagte er, als die beiden fort waren, „wir beiden sind alt, älter als wir denken — und dünken uns so klug — und können mit unserer Weisheit noch nicht mal der Jugend den Schmerz lindern . . ."

* * *

War das ein seliges Wandern hinein in den lachenden Augusttag! Langsam gingen Rüdiger und Herta den Berghang hinauf — er hatte den Arm um sie geschlungen — lauschend lehnte sie den Kopf an seine Brust.

„Horch — wie dein Herz so laut pocht — Rüdiger!"

Ein sonnendurchglühtes Bild tut sich auf. Tief unten in den Wiesen flimmert die Lahn, rotbemützte Arminen fahren im Nachen zu Tal. Drüben am Berg — hochragend in Sonnenglut und Himmelsblau — Marburg!

Der tief ausgefahrene Sandweg führt nach der Weintrauteiche, dem fast täglichen Sammelplatz aller trunkfesten Burschen. In den Baumstamm, in alle Bänke sind Zirkel und Namen eingeschnitten — manche längst vernarbt, schon halb verwachsen — andere noch frisch. Burschen, die hier gelacht und gezecht haben, die das Morgen in alle Winde zerstreute.

Rüdiger war heute ernst und still. Fast angstvoll zog er Herta an sich — wie in ahnender Gewißheit. Ihm war es, als solle er sie nicht mehr lange sehen — das lachende, blühende Sommerland und das Mädchen an seiner Seite.

Gedankenlos schnitt er ihre Namen in die Rinde.

„Wer weiß, ob wir noch einmal zusammen herkommen!"

„Rüdiger, warum hast du es mir nicht gesagt?" angstvoll sah sie ihn an.

„Was denn?"

„Du hast morgen früh einen Zweikampf."

„Woher weißt du das?"

„Der Großvater hat es mir gesagt. Er weiß es von deinem Onkel."

Er nickte. „Ja. Du solltest es nicht wissen — damit du keine Angst um mich hast. Man spricht auch nicht gern davon."

„Wo wird er sein? Sag es mir!"

„Drüben am Hochgericht."

Er zeigte hinüber, wo inmitten wogender Kornbreiten der Rabenstein ragte — zerfallen, von wilden Rosen-

büschen umwuchert. — Der Blick schweift in die Weite über bewaldete Bergkuppen, hinter denen blaue Fernen schimmern. . . .

„Wir sehen uns nicht wieder."

„Wer denkt an so etwas, Herta. Morgen um zehn bin ich bei dir—"

„Oder ich bei dir — aber du bist tot. Du kommst nicht wieder. Du wirst sterben, ich weiß es."

Er sah, daß sie nicht zu trösten war — auch ihm bebte das Herz — es ist ein schweres Abschiednehmen mit zwanzig Jahren.

„Morgen früh — wirst du da wachen —"

„Ja. Die Nacht und den Morgen —"

„Du wirst in der Stille den ersten Schuß hören — und wenn dann — wenn —" Er schwieg.

„Der zweite Schuß nicht folgt —" Atemlose Angst lag in ihren Worten.

„Dann bin ich — tot!"

„Dann bist du tot —"

Es ist still — in heißen Wogen weht der Kiefernduft vom nahen Wald, und in der Stille halten sich zwei junge Menschenkinder umschlungen im ersten wilden Schmerz des Lebens.

Draußen ist eine herrliche Nacht — der Wind weht weich und kühl — ein Duft von tausend Sommerblüten weht ins Fenster — Rauschen und Raunen geht durch die Luft. — —

Drei Uhr — der Tag graut — fern über den Wäldern glüht ein Purpurstreifen — aus den Gärten steigt der berauschende Duft der Nelken — das Wehr an den Kliniken rauscht seltsam laut. — —

Immer heller wird es — deutlich schon sieht man die Berghänge drüben über der Lahn. — Dort ist die Weintrauteiche und dort — das Hochgericht. —

Der erste Sonnenstrahl flutet golden über das Tal — da hallen fast zu gleicher Zeit zwei Schüsse, doppelt laut in dem grauenden Morgen — dann ist es wieder still.

Herta steht und horcht — eine Minute verrinnt — zwei — fünf Minuten schleichen hin — es folgt kein zweiter Schuß — jener erlösende zweite Schuß bleibt aus. Aber Herta lauscht weiter — alle Sinne gespannt — nach einer Stunde lauscht sie noch immer. . . .

Rüdiger von Sodenstern ist tot — sie wußte es, als der eine Schuß fiel und dann alles still blieb. Sie wußte es — ehe der Onkel erregt aus seiner Morgenvorlesung kam — und gleich darauf wieder davoneilte.

* * *

Brausende Musik kommt vom Friedhof her die Reitgasse herauf — Hundegebell — lachende Stimmen — jetzt fallen alle ein: „Stoßt an, Burschen soll'n leben!"

Da erschallen die feierlichen Klänge eines Trauermarsches — umflorte Banner — ein blumenbedeckter Sarg — hinter dem in schier endloser Reihe die grünen Mützen der Nassoven leuchten — wie erstorben ist der eben noch die Gassen erfüllende Lärm, die Musik, das Gelächter.—

Hoch schwebt der Sarg über den Köpfen — umwogt von den langhallenden Fanfaren des Trauermarsches — Fahne auf Fahne wird vorbeigetragen — Trauerflore wehen über den goldgestickten Bannern — Chargierte in Pekesche und Zerevis — die Teutonen in Blau — die orangefarbenen Wämser der Chatten — die Landsmannschaft — ein Fahnenwehen ohne Ende — Kränze mit breiten, dreifarbigen Seidenschleifen — und über allem, hoch auf den Schultern der Träger — der Sarg.

Den gleichen Weg, den er in fröhlicher Jugendlust zum ersten Kommers gezogen — den gleichen Weg tragen sie Rüdiger von Sodenstern nun hinaus . . . .

* * *

Jetzt war alles wieder wie vorher — still und vergessen. Jeden Sonntag mit dem Glockenschlag kam der alte Herr von Sodenstern — wie immer — alles war, wie es immer gewesen — nur der junge Rüdiger kam nicht mehr. —

Von den Bergwäldern herüber wehte ein leiser Hauch — der Herbst nahte — er kam so sicher, wie immer das Scheiden von allem Schönen der Erde kommt. —

Unten über den Pilgrimstein ziehen Studenten, aus frischen Burschenkehlen schallt es: „So leb denn wohl du stilles Haus". — Sie singen schon Abschiedslieder. Herta lauscht — durch die Stille der Nacht klingen die alten Lieder — wie jedes Jahr — immer die gleichen, nur die Burschen sind andere — immer andere.

Fern hört man Musik.

Da kommen noch ein paar Teutonenfüchse, denen das Scheiden vom ersten sonnigen Semester so schwer wird — Arm in Arm kommen sie daher, und die jungen Stimmen singen das alte, alte Lied:

„Nur eine ist's,
Die weint um mich,
Sie wohnt im fernen Heimatland —
O Academia" —

Herta birgt den Kopf in den Armen und weint — weint stumm und heiß um ihr junges, verlassenes Leben.

Eine Fahrt durch die Insel Walcheren.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Middelburg ist der Mittelpunkt der Insel Walcheren und zugleich die Hauptstadt der holländischen Provinz Seeland, von der Dürer im Jahr 1521 schrieb: „Seland ist hübsch und wunderlich zu sehen des Wassers halben. Dann es ist höher als das Erdreich." Auf Seeland hatte der Nürnberger Meister die mannigfachsten Erlebnisse. In Zierikzee sah er einen Walfisch, den die Flut anschwemmte, und der weit über 100 Klafter (!) lang war. Und in Arnemuiden erlebte Dürer ein entsetzliches Schiffsunglück, das ihn beinah das Leben kostete. Aber als er dann nach Middelburg kam, da war alle Not vergessen, und er schrieb beglückt: „Mittelburg ist eine gute Stadt, hat ein überschön Rathaus mit einem köstlichen Thurn, do ist an allen Dingen viel Kunst an. Die Stadt war köstlich zu konterfeien."

Ja, das stimmt auch heute nach bald 400 Jahren noch. Die berühmte Abtei hatte Dürer auch noch gesehen. In neuerer Zeit ist man mit rührender Sorgfalt damit beschäftigt, die argen Wunden, die ihr Brand und Bildersturm in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschlagen, wieder auszubessern.

In Middelburg ist heute Buttermarkt. Das bedeutet nichts anderes, als daß in Middelburg heute Festtag ist. Ein richtiger Feiertagsglanz liegt über



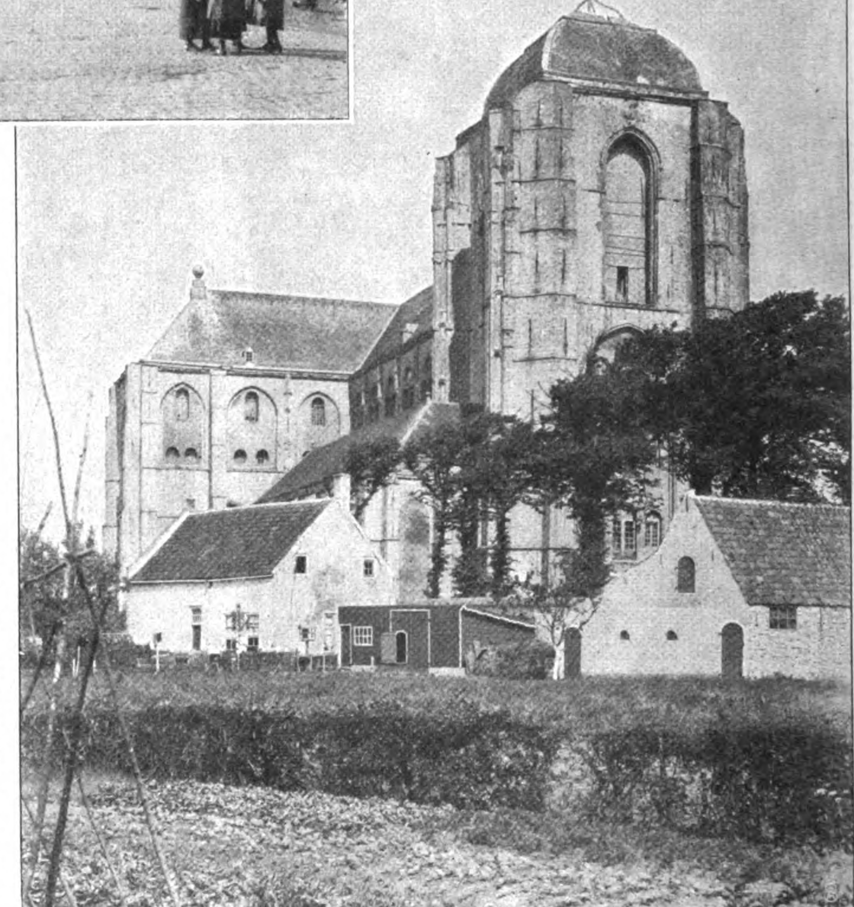
Das Rathaus in Middelburg.

digen seeländischen Trachten in einer großen Ausstellung vereinigt finden. Fast jedes Dorf hat ja seine eigene Tracht: Arnemuiden eine andere als Dieuveland. Die Kinder und Mädchen haben eine andere als die Frauen, die Protestanten eine andere als die Katholiken. Und dazwischen schlendern die zahllosen Fremden, Engländer, Amerikaner, Deutsche und Franzosen. Und „Der lange Jan" singt Mozart, und die Sonne scheint auf die hundertjährige Linde, die, wer weiß wie lange schon, Menschengeschlecht um Menschengeschlecht auf dem Buttermarkt gesehen hat.

Und „Der lange Jan" singt Haydn. Da taucht in dem schwarzen Menschengewühl ein junges Mädchen in der Tracht der Seeländerinnen auf. Zu alt für ein Kind und doch noch zu jung für eine Jungfrau schaut sie in die Welt wie ein richtiges Aschenbrödelchen. Die Erscheinung, das Anmutige, Sanfte, Naive und Weltfremde an ihr, wirkt auf alle bestrickend. Man ist der Butter wegen gekommen und sieht solch Kleinod. Alles schaut auf die schöne kleine „Doortje". Im Nu bemühen sich ein halb Dutzend Kodaks um

der Stadt. Selbst der Carillon auf dem Abteiturm (auf dem „Langen Jan") verkündet das; denn mit dem Glockenschlag eins beginnt er die schönsten Stücke von Mozart (aus „Don Juan" und „Figaro"), Haydn (ein Rondo) und Schubert (einen Ländler) zu spielen, ein Gruß aus Deutschland, der der Seele goldene Schwingen gibt.

Wenn ich so alt wie Methusalem werde, vergeß ich das Idyll auf dem Buttermarkt nicht. „Der lange Jan" singt Mozart, und unter den Arkaden an der Korten Burg wimmelt es von seeländischem Bauernvolk — zumeist Frauen, die in der malerischen Heimattracht von der Insel Walcheren, aus Zuid- und Noord-Beveland und aus Zeeuwsch-Vlanderen gekommen sind und nun hier in einem appetitlichen Korb die Butter feilbieten. Wer in diesem Sommer nach Middelburg kommt, wird dort vom 15. Juli bis 15. August alle diese merkwür-



Die alte Kirche in Veere.

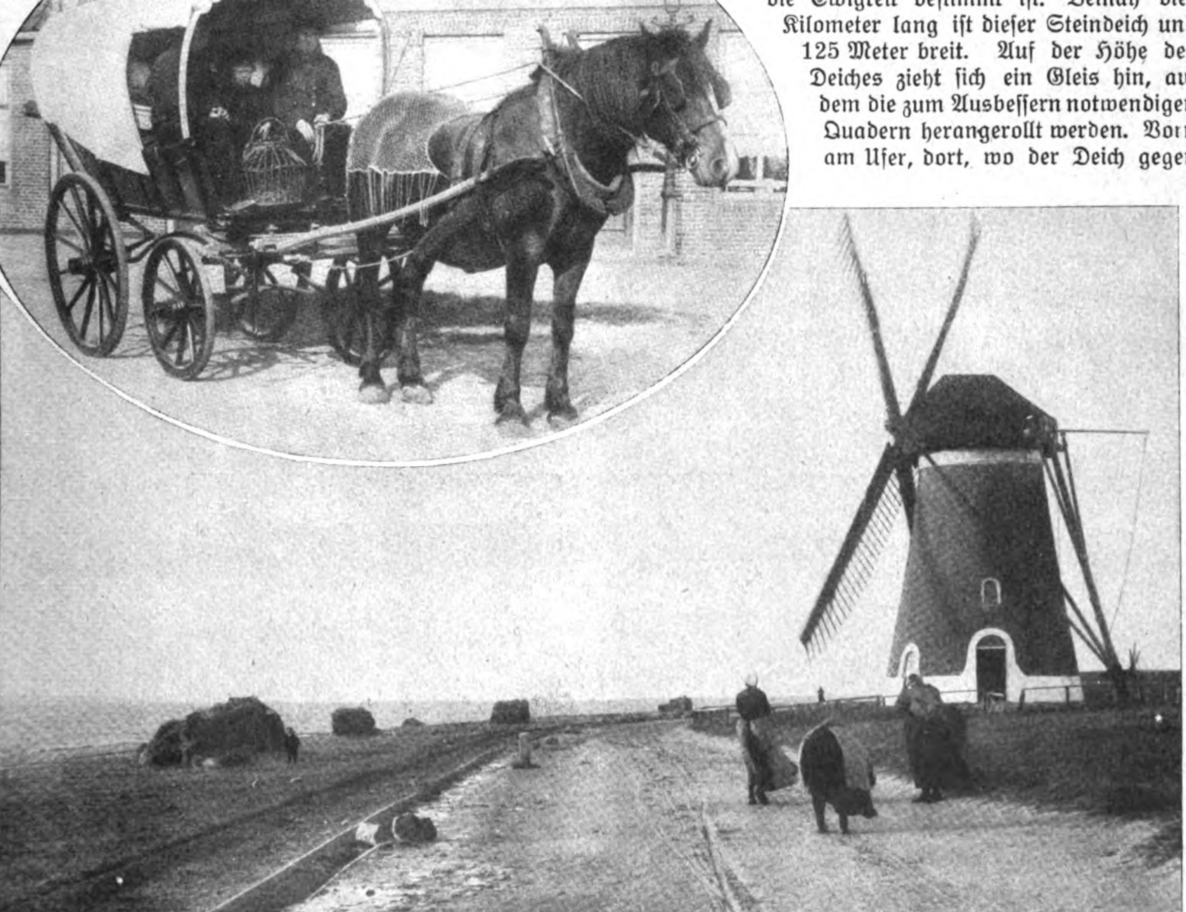
sie. Aber wie eine Lazerte weiß sie ihrem Bannkreis zu entfliehen. Malerinnen zupfen sie am Aermel und wollen so ihre Einwilligung haben, daß sie ihnen Modell steht. Alles umsonst. Sogar ihr Vater — ein kerniger, fester Seeländer — spricht begütigend auf sie ein: warum sie sich denn gar so sehr ziere. Aber sie errötet nur und lächelt ernst in sich hinein. Sie will nicht auf das Theater gestellt werden. Sie ist keine Puppe. Inzwischen geht das Buttergeschäft weiter. Doch was ist das? Die Bedrängnis von Klein-Doortje wird immer größer. Schon glänzen Tränen in den lieben Guckäugelchen. Da ersinnt sie einen teuflischen Ausweg. Sie stellt sich kurz entschlossen mit dem Gesicht gegen die Mauer. — Probatum est. Und „Der lange Jan" singt Schubert . . .

Wer in Middelburg ist, muß einen Ausflug in die Umgebung machen. Wir fahren nach Blissingen, Westkapelle, Domburg und Veere. Man sieht da die schönen, grünen, ovalüberdachten Bauernwagen mit dem blauen Federgestell und den roten Rädern. Die breitgebauten Seeländer Gäule. Und die properen, schwarz gestrichenen Seeländer Scheunen mit den schmalen, weißen Eckkanten und der schmalen, weißen Tür- und Fenstereinfassung.

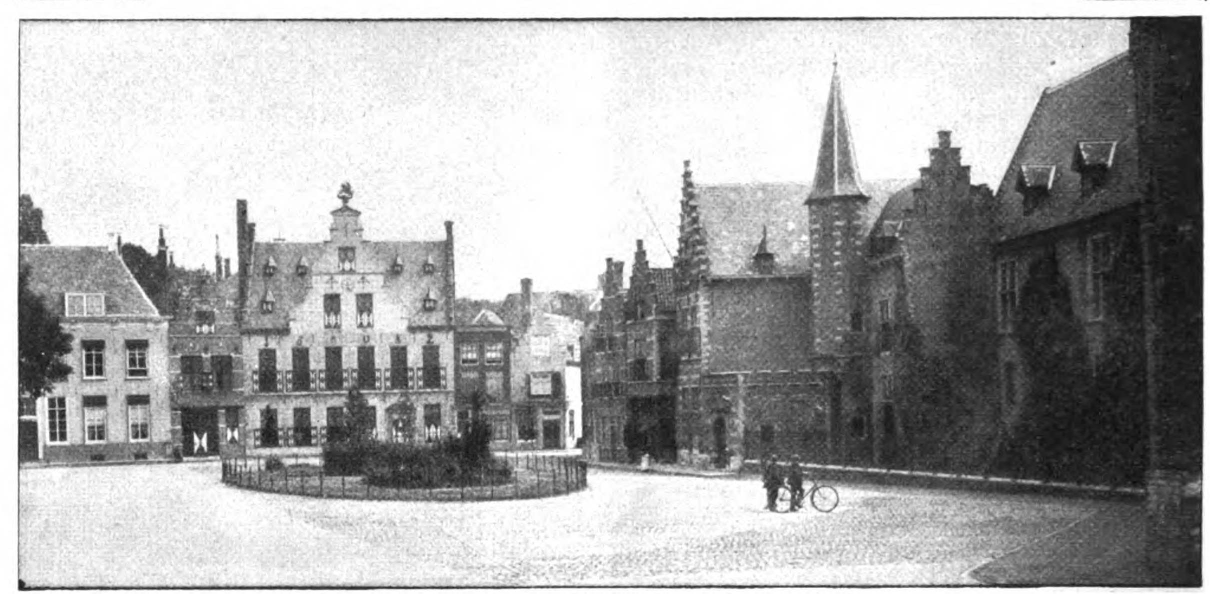
In Blissingen ist man wieder am Meer. Die Wogen springen heute bis ans Ruyterdenkmal empor — mit donnerndem Anprall. — Westkapelle ist der westlichste Punkt Hollands. Und sein Deich ist der König aller Deiche. Das ist Menschenarbeit, die für die Ewigkeit bestimmt ist. Beinah vier Kilometer lang ist dieser Steindeich und 125 Meter breit. Auf der Höhe des Deiches zieht sich ein Gleis hin, auf dem die zum Ausbessern notwendigen Quadern herangerollt werden. Vorn am Ufer, dort, wo der Deich gegen



Mädchentracht von der Insel Walcheren.



Der Deich bei Westkapelle. Oberes Bild: Seeländischer Bauernwagen.



Aus Middelburg: Teilansicht von der alten Abtei.

das Meer abfällt, sind die Steinflächen noch mit Strohgeflecht übersponnen, damit das Element ja nirgends Halt findet. Weicht einmal der Damm, so ist die Folge die gleiche, als ob der Himmel einstürzt: die Sintflut springt in das Land.

Nach dem ruhigen, waldreichen Domburg, wo süßes Urlaubsglück die Menschen einspinnt, kommt Veere — das prachtvolle alte Veere.

Wo ist der Glanz, den einst ein Wolfert van Borssele über diese Stadt breitete? Wo ist die Zeit hin, die Dürer sah, wo dort aus allen Ländern die Schiffe landeten? Still ist's in Veere geworden, ganz still. Wohl erinnert noch das stattliche Rathaus an die große Vergangenheit, aber im Grunde lebt heute Veere von den Fremden, für die der Ort ja seiner zahlreichen Kunstschätze wegen ein wirkliches Dorado ist, und denen der treffliche Dorfpolizist mit dem Kaiser-Friedrich-Kopf in allen Sprachen der Welt den Prunkpokal erklärt.

Wer die Poesie des Herbstes auch in der Kunst liebt, der gehe in die alte, gotische Kirche. Der Tag bescheint dort wirklich eine Ruine — eine Ruine, die eine tragische Geschichte hat. Feuersbrünste wüteten in der Kirche, todwunden Kriegern diente sie als Spital und gesunden als Kaserne. Ihre Mauern hörten die Seufzer und die Flüche der Soldateska.

Und heute? Heute sieht durch das Dach der dreischiffigen hohen Halle mit den zwölf majestätischen Säulen der Himmel herein. Der Regen rieselt an den Wänden herab, der Wind pfeift durch das Gebälk. An einer trockenen Stelle sitzt, den melancholischen Eindruck noch zu erhöhen, ein Maler und malt dieses Asyl der sterbenden Schönheit. Seufzer der Natur, Seufzer der Kunst und Seufzer des Fremdlings! — Ja, auch in Holland haben die Kirchen ihre Schicksale!

Des Menschen Freund in Nacht und Eis.

Von Reinhold Cronheim. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Ueber den ganzen Erdball folgt der Hund dem Menschen. Wo der Mensch bestehen kann, findet auch sein vierbeiniger Begleiter eine Daseinsmöglichkeit. Allerdings, wo der Hund nicht verwildert, ist er auf den Menschen als Ernährer angewiesen, dafür ist er ihm aber auch Freund und Wächter, Gehilfe und Arbeitsgenosse.



Ein „Viererzug" mit Polarhunden.

Bei den Volksstämmen, die den höchsten Norden unseres Planeten bewohnen, ist der Hund die einzige Aushilfskraft bei der Arbeit, gewissermaßen das einzige Haustier, wenn man ein Tier, das jene

Stämme nur in Ausnahmefällen in die menschliche Gemeinschaft zulassen, überhaupt ein Haustier nennen darf. Auch in den äußersten Süden unseres Erdballes, in die Antarktis, hat man Hunde, die aus dem höchsten Norden stammen, mitgeführt, und sie haben sich hier ebenso tapfer und zuverlässig gezeigt wie bei ihren „Antipoden". Auch im Herzen Europas auf eisigen Gletscherfeldern hat man einen Versuch mit Polarhunden gemacht, von dem noch gesprochen werden soll.

Für jede Polarfahrt größeren Stils sind die Polarhunde geradezu unentbehrliche Tiere. Ihre Ausdauer grenzt ans Wunderbare, sie vermögen Temperaturen bis zu 50 Grad unter dem Gefrierpunkt ohne jede Verletzung an den Läufen zu ertragen, auch verwunden sie sich niemals an Felsen oder Steinen. Sie kommen übrigens in drei Spielarten vor: bei den Eskimos, bei den Samojeden und in Ostsibirien.

Wenn sie bei diesen Völkerschaften und in diesen Gegenden auch bisweilen zum Tragen abgerichtet werden, so sind sie im allgemeinen doch nur Schlittenhunde. Es gehört nun zu den größten Kunststücken, einen polarmäßig bespannten Hundeschlitten zu lenken. Von einer wirklich zielbewußten Leitung ist insofern keine Rede, als vor den Schlitten gewöhnlich ein ziemlich starker Trupp von Hunden gespannt wird, der unter Führung eines älteren und erfahrenen Hundes seinen Weg verfolgt. Jedes einzelne Tier ist an einen Lederriemen gespannt, der gewöhnlich am Hals befestigt ist und zwischen den Beinen durchläuft. Während der Fahrt geraten die Hunde häufig in Beißereien; das ganze Gespann verwirrt sich in einen undurchdringlichen Knäuel, alles knurrt,



Samojede mit Zughund.



Samojedische Welpen.

bellt, beißt und rauft durcheinander; nicht einmal die mit Macht geschwungene Peitsche des Schlittenführers bringt Ordnung in den Haufen. Schließlich wird die Verwirrung so groß, daß an eine freie Bewegung nicht mehr zu denken ist, und dann liegt es dem Führer ob, die Tiere zu lösen und von neuem einzuspannen.



Polarhunde bei der Jungfraubahn. Phot. Techno-Photogr. Archiv.

Fridtjof Nansen erzählt sehr lehrreich und interessant gerade von diesen minderen Annehmlichkeiten einer Schlittenfahrt mit Hunden im Polareis. Wenn die Tiere der Meinung sind, daß ihren Kräften zuviel zugemutet sei, so verweigern sie einfach den Gehorsam, und es bleibt dann dem Führer nichts anderes übrig, als höchst eigenhändig Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Man muß voraufgehen und einen Weg suchen und muß in der Regel einen größeren oder kleineren Umweg machen, um die Hindernisse zu überwinden. Dazu kommt, daß bei schlechten Wegen die Hunde ziemlich langsam und matt werden, so daß es fast unmöglich ist, mit ihnen weiter zu kommen. Und dabei dann das endlose Entwirren der steifgefrorenen Zugleinen mit den infernalischen Verdrehungen der Knoten, die zu lösen unter solchen Umständen fast zur Unmöglichkeit wird. Die Hunde springen unaufhörlich übereinander und durcheinander; kaum hat man die Zugleinen sorgfältig in Ordnung gebracht,



In Schottland gezüchtete Eskimohunde.



so sind sie schon wieder zu einem richtigen Strang zusammengedreht. Wenn der Schlitten durch einen Eisblock zum Stehen gebracht wird, so heulen die Hunde vor Ungeduld, weil sie ihren voran befindlichen Gefährten nicht folgen können. Dann beißt vielleicht einer den Strang durch und rennt nach Belieben davon. Sie werden wieder eingefangen, und die Stränge müssen zusammengeknotet werden, was bei dreißig Grad unter Null auch nicht gerade eine angenehme Arbeit ist. Wenn man, wie es ja bei Polarreisen fast immer der Fall sein wird, unter allen Umständen sein Ziel erreichen muß, kann auf die Hunde als auf das einzige Beförderungsmittel natürlich nicht die Rücksicht genommen werden, die unter zivilisierten Verhältnissen von Tierschutzvereinen gefordert wird. Es ist ein Zeichen aller unkultivierten Völker, daß sie ihre Tiere malträtieren. Von dem — man möchte sagen — kameradschaftlichen Verhältnis, das bei uns zwischen dem Jäger und seinem Hund, zwischen dem Reiter und seinem Pferd besteht, ist namentlich in den eisigen Polargegenden, wo die Nahrung für den Menschen selbst meist spärlich ist, keine Rede. Auch der Forscher ist zu Gewaltmaßregeln gezwungen. Was von den starken und mutigen Tieren noch am Tag an seiner Leine zog, das mußte gar manches Mal am Abend sein Leben lassen.

Wie wir schon andeuteten, hat man jetzt auch in der Schweiz einen Versuch mit Eskimohunden gemacht, und zwar handelt es sich um die 2323 Meter über dem Meer gelegene Ansiedelung von Beamten der Jungfraubahn. Dort oben, wo sonst jede menschliche Kultur aufhört, ist ein kleines Dörflein entstanden, dessen Bewohner — es sind eben die Bahnangestellten — nur an Rasttagen oder im Urlaub ihre Familien in Grindelwald oder in Wengen aufsuchen können. Während der sieben Wintermonate, wo der Bahnverkehr ruht, sind sie von der Welt völlig abgeschnitten, und sämtliche Bedürfnisse für das tägliche Leben, die nicht als Wintervorrat vor Saisonschluß hinaufgeschafft wurden, müssen auf den Schultern starker Männer, die jedem Sturm und Wetter trotzen, hinaufgetragen werden. Pferde und andere Lasttiere können bei den gewaltigen Schneemassen nicht verwendet werden. Man hat also einen Versuch mit Eskimohunden gemacht, und es sind vorläufig vier schöne, starke Hunde mit einem Schlitten am Eigergletscher eingetroffen. Die bisherigen Dressurversuche sind als geglückt zu betrachten, und bald werden sie die Vermittelung der Postsachen von Wengen nach Eigergletscher und umgekehrt übernehmen. Im Sommer sollen sie zu Schlittenfahrten auf dem Jungfraujoch und Aletschgletscher verwendet werden.

Bilder aus aller Welt

In der Stadtkirche zu Diez an der Lahn ist ein Grabmal einer Ahnfrau des Deutschen Kaisers aufgefunden worden, und zwar das der Gräfin Walpurga von Epstein u. zu Munzenberg, Gräfin zu Diez.





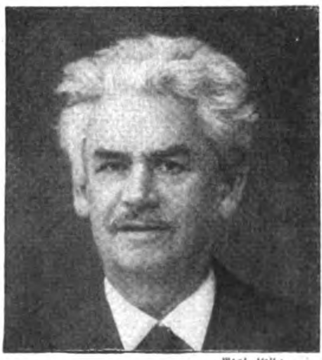
Phot. Int. Ill. Co.

Grabmal einer Ahnfrau des Deutschen Kaisers, wurde in der Stadtkirche zu Diez aufgefunden.



Phot. Kunst. Müller.

Geh. Med.-Rat Dr. Baumgärtner †
Baden-Baden, bekannter Chirurg.



Kiel. Lillo.

Geh. Rat Prof. Dr. Franz †
Direktor der Breslauer Sternwarte.

Ein sehr beliebter Arzt Badenbadens, der Geh. Med.-Rat Dr. Jul. Baumgärtner, Chirurg und Gynäkologe, starb im 76. Lebensjahr.

In Breslau verstarb vor kurzem der Leiter der dortigen Sternwarte Geheimrat Professor Dr. Franz.

Der Begründer und langjährige Leiter des Königsberger Zoologischen Gar-



Hofphot. Kühlewindt.

Geh. Kommissionsrat Claß, Königsberg, Leiter des Zoolog. Gartens, tritt in den Ruhestand.



Phot. Jungmann u. Schorn.

Karl Frhr. v. Richthofen,
Baden-Baden, wurde 70 Jahre.

tens, Geheimer Kommissionsrat Claß, tritt am 1. April in den wohlverdienten Ruhestand.

Karl Frhr. v. Richthofen, früher türkischer Gesandter in Bern, beging vor wenigen Tagen seinen 70. Geburtstag.



Mme. Mabel Grouitsch,
veranstaltete in Neuyork eine Theatervorstellung für die Opfer des Balkankrieges.



Hofphot. Driebe.

Schneiderszene I. Akt: Von links: Frl. Schumann, Frl. Flohrschütz, Frl. Böttcher.

Aus „Ariadne auf Naxos" in der Braunschweiger Aufführung.

Hofphot. Voigt.

Dr. Gustav v. Brüning †
Höchst, Generaldirektor der Farbwerke.

Die Gattin des serbischen Gesandten in London, Mme. Mabel Grouitsch, veranstaltete im Neuyorker Astor-Theater eine Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten der Opfer des Balkankrieges. Sie ist als ge-



Phot. Hänse Herrmann.

Frl. Fredy Juel,
Berlin,
erfolgreiche Liedersängerin.

borene Amerikanerin allein zu dem Zweck, Hilfe für die verwundeten Landsleute ihres Gatten zu schaffen, nach Neuyork gefahren.

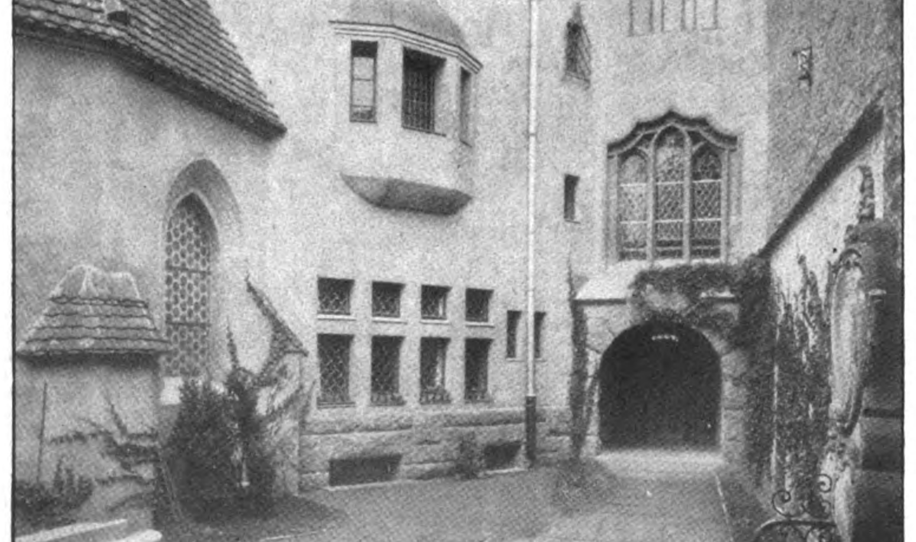
In Braunschweig wurde kürzlich „Ariadne auf Naxos" aufgeführt. Unser Bild zeigt aus der Schneiderszene eine besonders reizende Gruppe.

Der Generaldirektor der Höchster Farbwerke, Geheimer Regierungsrat Dr. Gustav v. Brüning, ist in St. Moritz gestorben. Der Verstorbene war der Sohn eines der Mitbegründer der weltbekannten chemischen Fabrik.

Eine ungemein erfolgreiche Liedersängerin ist Frl. Fredy Juel. In der letzten Zeit hatte sie in mehreren Konzerten in Berlin einen unbestrittenen großen Erfolg zu verzeichnen.

In Guben wurde vor kurzem das neue, im alten Stil erbaute Stadtmuseum eröffnet.

Die moderne Tanzkunst auf der Bühne wird immer phantastischer. Den Gipfel hat in dieser Richtung Frl. Gertrude Hoffmann erreicht, die augenblick-



Das neue Stadtmuseum in Guben: Blick in den Hof.

Phot. Bangs.

Der Gipfel des Phantasietanzes: Miß Gertrude Hoffmann im Neuyorker Wintergarten.





Dipl.-Ing. J. Stender,
Petersburg, leitete den Bau der deutschen Botschaft in Petersburg.

lich im Neuyorker Wintergarten auftritt.

Den Bau der deutschen Botschaft in St. Petersburg, den bekanntlich Professor Peter Behrens entworfen hat, leitete der Dipl.-Ing. J. Stender. Ihm ist es vor allem zu danken, daß bei der sehr kurz bemessenen Bauzeit alles fertiggestellt werden konnte.

Eine an der ganzen ostasiatischen Küste bekannte und sehr beliebte Violinvirtuosin ist Frl. Dora von Möllendorff. Sie wird demnächst auch in Berlin einige Konzerte geben.

Die Notwendigkeit gründlicher Zahnpflege auch in den Schulen ist jetzt allgemein anerkannt. Unser Bild zeigt die praktische Betätigung in Zahn- und Mundpflege, wie sie in der Georgshütter Volkschule gehandhabt wird.



Dora v. Möllendorff,
Peking, Violinvirtuosin.



Praktische Zahnpflege in der Georgshütter Volkschule.

Schluß des redaktionellen Teils.

Nummer 10. Berlin, den 8. März 1913. 15. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 10.



Die sieben Tage der Woche.

27. Februar.

Der Oberbürgermeister von Charlottenburg Schustehrus (Portr. S. 400) stirbt im Alter von 57 Jahren.

Der französische Finanzminister bringt in der Kammer eine Vorlage ein, in der 500 Millionen Frank zur Deckung der Kosten der Heeresverstärkung gefordert werden.

28. Februar.

In Triest tritt ein Kongreß von Albaniern zusammen, um über die Grenzen und die Staatsform des zukünftigen selbständigen Staates Albanien zu beraten.

1. März.

Der Kaiser wohnt in Wilhelmshaven dem Stapellauf des Linienschiffes „S" bei, das von dem Herzog Albrecht von Württemberg auf den Namen „König" getauft wird.

Die Kaiserin trifft mit der Prinzessin Viktoria Luise und dem Prinzen Ernst August Herzog zu Braunschweig und Lüneburg zum Besuch des Herzogs von Cumberland und seiner Gemahlin in Gmunden ein (Abb. S. 395 u. 396).

Halbamtlich wird bekannt gegeben, daß die Reichsleitung die Absicht hat, die einmaligen Kosten für die Heeresverstärkung im Betrage von etwa einer Milliarde Mark durch eine einmalige Abgabe vom Vermögen zu decken.

2. März.

Der italienische Kommandant der Insel Rhodos setzt wegen Teilnahme an griechenfreundlichen Kundgebungen den Bürgermeister von Rhodos ab.

3. März.

Im Hafen von Toulon haben gelegentlich von Schießübungen der französischen Flotte der französische Marineminister Baudin und der Erste Lord der britischen Admiralität Winston Churchill eine Zusammenkunft.

4. März.

Die Kaiserin reist mit der Prinzessin Viktoria Luise von Gmunden nach Berlin ab.

In den Vereinigten Staaten von Amerika tritt der demokratische Präsident Wilson sein Amt an.

In Berlin stirbt Freiherr Otto von Manteuffel, der ehemalige Landesdirektor der Provinz Brandenburg und frühere Präsident des Herrenhauses, im Alter von 68 Jahren.

5. März.

Bei einer Nachtübung der Flotte bei Helgoland wurde das Torpedoboot S 178 von dem Panzerkreuzer „York" zerschnitten. Nur wenige Mann der Besatzung wurden gerettet.

1813—1913.

Von Geheimrat Prof. Dr. Dietrich Schäfer.

Nach dem Volksglauben gibt es „kritische Jahre". 1813 war ein solches. Weit verbreitet ist die Meinung, daß auch 1913 eins werden möchte.

Die Gründe solcher Vermutung liegen vor jedermanns Augen. Ein Volk, vor dem dereinst seine Nachbarn zitterten, vor dem Staaten zusammenbrachen, ist in wenigen Wochen aus dem Rest seiner europäischen Besitzungen hinausgefegt worden, hinausgefegt von Völkern, die fast ein halbes Jahrtausend seine Ketten getragen haben. Wenn es noch Fuß behält auf dem Boden unseres Erdteils, so hat es das nur der Schwierigkeit zu verdanken, den letzten Rest seines Besitztums am Bosporus und an den Dardanellen neu zu vergeben. Der vielgepriesene, so oft verkündete Statusquo ist elend zusammengebrochen; die Großmächte, die ihn vertraten, haben ihn nicht aufrechtzuerhalten vermocht gegenüber der Kraft nationaler Leidenschaft kleiner Völker.

Wird die neue Losung: „Der Balkan den Balkanvölkern" sich brauchbarer erweisen als die endgültig verschollene? Manche mögen es glauben; vor allem die Sozialdemokratie hat ja eine kindliche Freude, ihre fadenscheinige politische Weisheit hinter eine Formel flüchten zu können, die nach Verstand und Vernunft schmeckt. Aber wer die Verhältnisse auf dem Balkan auch nur einigermaßen unbefangen ins Auge faßt, wird die Achsel zucken über den neuen Glauben. Der „Balkanbund", die vier neugeborenen Königreiche, haben mit vereinten Kräften die Türken geschlagen. Wird der Erfolg ihre Einigkeit besiegeln? Wird ihr Bund in aller Form zustande kommen, wird er dauern? Die Sieger sind auf dem eroberten Boden so ineinandergemischt, daß saubere Scheidung unmöglich ist. Der Balkan kennt wie das gesamte Europa, das östlich und südöstlich von uns liegt, nur verwischte, durchaus unklare Nationalitätsgrenzen.

Wenn so die Wünsche und Bestrebungen der Balkanvölker sich keineswegs decken, ja, wenn man fast sagen kann, daß in dem Augenblick, wo sie ihre Sache mit den Türken ausgemacht haben, ihr Sinnen und Trachten sich gegeneinander wenden muß, so ist damit auch gegeben, daß der Balkan auch mit der neuen Devise nicht aufhören wird, ein Element der Unruhe im europäischen Staatensystem zu sein. Der Gegensatz der Großmächte in der Beurteilung der Balkanfragen ist altüberliefert. Er hat zugenommen in dem Grade, wie sich diese Fragen ihrer Beantwortung näherten. Noch ist

nicht entschieden, ob nicht schon die gegenwärtige Lage zu einem feindlichen Zusammenstoß führt. Man kann anerkennen, daß das im Augenblick nicht gerade wahrscheinlich ist. Aber wenn die friedlichen Aussichten zurzeit überwiegen, so liegt das nicht darin, daß die Anlässe des Streites beseitigt wären. Es wird ausschließlich und allein der Tatsache verdankt, daß keiner der Zwistigen hoffen darf, nennenswerte Erfolge zu erzielen, Erfolge, die dem Einsatz entsprechen, ohne den nun einmal der Bruch nicht gewagt werden kann. Ändert sich diese Lage, so kann ihn jeder Augenblick bringen. Ja, er kann kommen, ohne daß eine solche Änderung eintritt. Die Neugestaltung der Grenzen im Kampfgebiet erhöht die Gefahr erheblich.

Es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß Serben und Montenegriner nicht befriedigt sein werden durch die Früchte ihrer Anstrengungen. Die Albanier unter ihre Herrschaft zu zwingen, wird ihnen untersagt, und sie scheinen sich fügen zu wollen, da sie den nötigen Rückhalt an Rußland zurzeit nicht finden. So müssen sie darauf verzichten, das „großserbische" Reich auf türkischem Boden wiederherzustellen. Denn hier haben sie auf Grund ihres Volkstums nicht allzuviel zu suchen, da es wirkliche Serben dort nur einige Hunderttausende gibt. In sie mögen König Peter und König Nikita sich teilen. Aber weit mehr Serben, als in den beiden Königreichen leben, sind Untertanen der österreichisch-ungarischen Monarchie. In engstem Zusammenhang mit jenen, so günstig wie geographisch nur immer denkbar, wohnen in Bosnien, Dalmatien und auf dem Boden der Stefanskrone gegen drei Millionen weiterer Serben und rund zweidreiviertel Millionen Kroaten, dann westlich und nordwestlich sich anschließend, auf altem deutschem Reichs- und Bundesgebiet, in Steiermark, Kärnten und Krain, in Istrien und dem Küstenland, noch über einundeinviertel Millionen Slowenen. Von der Drau bis zum See von Skutari und von den Karawanken bis hinter Vranja wird eine Sprache verstanden, und wie warm in diesem weiten, abgerundeten und völlig geschlossenen Gebiet die Herzen zusammenschlagen, hat sich in den fast fanatischen Sympathiekundgebungen österreichischer Untertanen für Serbien und Montenegro gelegentlich der endgültigen Annexion Bosniens 1908 und erst recht während des gegenwärtigen Krieges gezeigt. Es ist nicht anders: Die staatliche Zukunft des serbischen Volksstammes liegt in Österreich-Ungarn. Von seinen 10—10½ Millionen Angehörigen wohnen 7 Millionen dort. Daß man ihrer im serbischen Königreich schon seit langem gedenkt, beweist dessen Irredenta, die „Omladina", die fast seit einem halben Jahrhundert ihr Wesen treibt. Daß der erlangte Waffenruhm, mag er billig oder teuer erworben sein, diesen politischen Aspirationen neue Kraft geben wird, kann nur ein Blinder verkennen.

Dazu kommt noch ein anderes. Rumänien galt und gilt als Genosse des Dreibundes; es liegt wie Ungarn eingekeilt zwischen der nördlichen und südlichen Slawenwelt. Daran ändert der gegenwärtige Krieg nichts. Aber er hat zu einer Festigkeitsprobe der Beziehungen geführt, die zwischen dem unteren Donaustaat und seinem nächsten Dreibundsnachbarn bestehen. Soweit man sehen kann, hat Rumänien bei seinem natürlichen Bestreben, aus der allgemeinen Beuteverteilung auch für sein Volkstum etwas davonzutragen, bei Österreich-Ungarn eine brauchbare Stütze nicht gefunden. Ob das von seiten des Kaiserstaates richtige oder nicht richtige Politik war, kann erst die Zukunft lehren. Aber Rumänien muß und wird sich seine Lage vergegenwärtigen. Sie zwingt ihm die Frage auf, ob sich nicht doch etwa mit Rußland und Bulgarien eine Verständigung finden ließe, und es könnte sich dann lebhafter, als es jetzt tut, der Tatsache erinnern, daß in Oesterreich-Ungarn drei Millionen Rumänen wohnen, wohl sechsmal soviel als im russischen Bessarabien, von Bulgarien, das überhaupt kaum irgendwelche Rumänen hat, gar nicht zu reden, und daß diese Rumänen nicht wenige nationale Klagen, besonders gegen ihre madjarischen Herren, haben.

So bedeuten die jüngsten Balkanhergänge eine unverkennbare Erschwerung der Stellung Österreich-Ungarns. Es hatte seine guten Gründe, daß es der eifrigste Vertreter des Statusquo war. Der neue Statusquo setzt unentbehrliche Gebietsteile der habsburgischen Monarchie drohenden Gefahren von seiten ihrer Nachbarn aus, in der südslawischen Frage der Gefährdung durch Nachbarn, die im Fall eines Zusammenstoßes mit dem Kaiserstaat russischer Hilfe unbedingt sicher sind.

Nun könnte man sagen: Was geht das Deutschland an? Bismarck prägte vor 35 Jahren das Wort von den gesunden Knochen eines pommerschen Musketiers, die Deutschlands Interessen am Balkan nicht wert seien. Es wird auch nicht ganz so selten und nicht ganz mit Unrecht betont, daß Deutschlands Staatskunst sich nicht in solchem Maß, wie es heute der Fall ist, in Österreichs Schlepptau habe bringen lassen dürfen. Aber Bismarcks Aeußerung hatte ihren augenblicklichen Zweck und sollte nicht, wie ja leider mit so manchem hingeworfenen Wort des großen Mannes durch Leute geschieht, die ihn sonst nicht bitter genug bekämpfen können, zu einer dauernden Wahrheit gestempelt werden. Schon die Erwägung, daß die Aufrichtung des erstrebten südslawischen Reiches mit Oesterreich zugleich Deutschland vom Adriatischen Meer ausschließen würde, sollte daran hindern. Und wenn unsere Staatskunst Fehler beging, so sind sie jedenfalls im Augenblick und auch in naher Zukunft nicht wieder gutzumachen; wir haben die Dinge zu nehmen, wie sie sind, nicht wie sie sein sollten oder könnten. Da aber kann der ruhige Beobachter nicht anderes erkennen, als daß Deutschland der Block ist, der in Rußlands Weg liegt, nicht Österreich. Mag es im Zarenreiche Männer geben, auch Männer in entscheidender, ja in allerhöchster Stellung, die nicht gewillt sind, diese Einsicht zur Richtschnur ihres Handelns zu machen, soweit nationale Aspirationen lebendig sind — und sie sind es in einer Ausdehnung und einer Kraft, die man kaum überschätzen kann — ist man über die Tatsache einig. Sie ist 1908 und wieder jetzt allzu deutlich in die Erscheinung getreten. Damals und heute war und ist es Scheu vor Deutschland, nicht Furcht vor Oesterreich, die Rußland von weitergehender Begünstigung und Unterstützung seiner Balkanfreunde abgehalten hat und abhält.

Daß wir mit dieser politischen Grundstimmung eines mächtigen und ehrgeizigen Volkes zu rechnen haben, wird ruhige Überlegung nicht in Abrede stellen können. Unmöglich aber kann sie bei Erwägung dieser Lage unser Verhältnis zu Frankreich übersehen. Daß es heute gespannter ist als jemals seit 1871, auch gespannter als 1875 und zu den Zeiten Boulangers, kann niemand in Abrede stellen. Auch da ist es müßig, über die Ursachen zu streiten; man muß die Tatsache ins Auge fassen, den Blick vorwärts, nicht rückwärts richten. Mit Recht ist gesagt worden, daß bei einem deutschen Konflikt mit Rußland die französischen Flinten von selbst losgehen würden. Und, was vor allem entscheidet, diese Flinten sind zahlreicher, als sie je seit 1871 waren. Mit bewunderungswerter Willenskraft, mit wahrhaft heroischer Aufopferung hat die



französische Nation nicht geruht, bis sie ihre Bewaffnung der deutschen nicht nur gleich, sondern in mancher Beziehung überlegen gestaltet hatte. Sie hat das erreicht, obgleich sie je fünf Deutschen nur drei Landeskinder entgegenzusetzen hat. Die Franzosen sind heute das Volk in Waffen, nicht wir. Und sie haben sich diese Opfer auferlegt, obgleich sie ihre ganze ungeschwächte Kraft allein gegen uns richten können, obgleich sie wissen, daß wir nach zwei Fronten kämpfen müssen, obgleich eine 42jährige Friedenspolitik den unwiderleglichen Beweis erbracht hat, daß Deutschlands Regierungen und Deutschlands Volk Krieg nicht wollen, daß sie Frieden suchen und halten, solange es nur mit ihrem Recht und ihrer Ehre irgend verträglich ist. Der Gedanke: „Rache für die Niederlagen von 1870, Rückeroberung des verlorenen Bodens", lebt bei ihnen in ungebrochener Kraft und Frische fort.

Das ist die internationale Lage, inmitten derer wir unserer Väter von 1813 gedenken. Sie kämpften um Sein oder Nichtsein. Niederlage war für sie gleichbedeutend mit Vernichtung, Vernichtung des preußischen Staates, ewiger Knechtung des deutschen Volkes. Man kann sagen: „Wohl; aber auch im schlimmsten Fall ist ein ähnlicher Ausgang heute nicht denkbar." Gewiß, auch im schlimmsten Fall würden Berlin und Hamburg wohl nicht wieder ständige fremde Garnisonen erhalten und Bayern und Württemberg nicht wieder französische Vasallenstaaten werden. Aber die Folgen einer wirklichen Niederlage sind doch ganz unberechenbar. Im Osten und Westen könnten Landesteile verloren gehen, ohne die Deutschland als europäische oder gar als Weltmacht überhaupt nicht bestehen kann. Seine Rolle als Großmacht wäre für lange, wäre wahrscheinlich für alle Zeiten ausgespielt; denn unendlich viel schwerer ist es, in der Mitte des Erdteils wieder emporzukommen als an seinen Außenrändern. Und auch ein Krieg, in dem wir uns allenfalls hielten, würde Wunden schlagen, die ein Menschenalter kaum zum Vernarben bringen könnte. Man verweise nicht auf unsere Bundesgenossen. In dem Krieg, mit dem gerechnet werden muß, wird Österreich kaum weniger nach Süden als nach Osten zu tun bekommen, und Italiens Landstreitkräfte werden vielleicht eben ausreichen, um seine langgestreckten Küsten gegen die maritime Übermacht der Gegner zu decken. Die schwerste Last des Krieges wird auf Deutschland fallen; der Starke zieht an sich den Feind an.

Der Gefahr zu begegnen, gibt es nur e i n Mittel. Es ist nicht untrüglich; aber seine Anwendung gibt an sich schon Ruhe und Kraft, weil es die Gewißheit in sich trägt, daß geschieht, was überhaupt geschehen kann. Wir haben uns militärisch so stark zu machen, wie es überhaupt möglich ist. Wir haben zu handeln, wie unsere Väter 1813. Jede andere Erwägung muß schweigen vor der gebieterischen Notwendigkeit des Rüstens. Wir können nicht nur unsere Väter von 1813. sondern auch das stolze Nachbarvolk der Gegenwart zum Muster nehmen. Frankreich beantwortet die erste Nachricht von einer starken deutschen Heeresverstärkung mit der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstpflicht, einer Maßnahme, die unendlich viel tiefer in das ganze Leben der Nation eingreift als alles, was von uns gefordert wird. Es ist richtig, wir können auch mittels der vollen Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht uns die dauernde ziffernmäßige Überlegenheit über Frankreich und Rußland nicht sichern, auch nicht mit Einrechnung der österreichischen Streitkräfte; aber wir schwächen den Gegnern die Hoffnung auf Erfolg, stärken sie uns, und, was schwerer ins Gewicht fällt, wir legen weithin vernehmbar Zeugnis ab, daß wir gewillt sind, unsere Stellung in Europa und der Welt zu behaupten, daß wir zu diesem Zweck zu jedem Opfer, auch dem schwersten, bereit sind, daß wir in Kraft und Festigkeit nationalen Wollens nicht zurückstehen hinter dem Nachbarvolk, obgleich es als geschlossene Nation auf eine so viel längere Geschichte zurückblicken kann.

Die Haupteinwendungen, die gegen neue Rüstungen erhoben werden, sind finanzieller Art. Sicher können Reichs- und Staatshaushalt sorgfältigste Berücksichtigung, eingehendste Würdigung verlangen. Aber niemand wird leugnen können, daß die Not des Augenblicks gebieterisch unabweisbare Forderungen stellen kann. Daß unsere Regierungen nicht leichten Herzens oder gar leichtfertig an die Geltendmachung militärischer Erfordernisse herantreten, haben sie wahrlich, besonders auch in der jüngeren Vergangenheit, bewiesen. Niemand wird auch behaupten können, daß unser Volk die erforderlichen Lasten schlechterdings nicht zu tragen imstande sei. Jeder Vergleich seiner wirtschaftlichen Lage mit der anderer großer Völker lehrt das Gegenteil, und die allgemeine und rasche Steigerung der Lebenshaltung in allen Ständen unseres Volkes macht solche Lamentationen zuschanden, ja geradezu lächerlich. Wir können alles und jedes zahlen, was unsere Verteidigung erfordert, können es unendlich viel leichter als unsere Vorfahren von 1813.

An sie mögen unsere leitenden Stellen unter dem Eindruck der Jahresfeier zurückgedacht haben, als sie eine völlig neue Form der Deckung in Gestalt einer einmaligen Besitzsteuer vorschlugen. Es lebt in diesem Gedanken etwas von der Gesinnung von 1813. Sicher kann man ein derartige Steuer nicht rechtfertigen mit der Erwägung, daß ja die Besitzenden ein besonderes Interesse an der Erhaltung unseres Reiches oder an seinem siegreichen Bestehen eines Krieges hätten. Unser Reich ist für alle gleich unentbehrlich, für seinen obersten Herrn wie für den letzten Arbeiter, auch für alle Parteien, soweit sie überhaupt aus Deutschen bestehen, ja sogar darüber hinaus. Insbesondere unsere Sozialdemokratie, die ja Reichs- und Landeseinrichtungen am leidenschaftlichsten befehdet, wäre doch nichts ohne dieses Reich, ohne sein Bestehen gar nicht denkbar. Und daß bei einem unglücklichen Krieg der Arme mehr leidet als der Bemittelte, der Arbeiter mehr als sein Brotherr, das hat mit Händen greifen können, wer 1870-71 im Feld stand und in eine der größeren französischen Städte oder in Industriebezirke kam. Auch der kleine Mann in Deutschland hätte allen Anlaß, freiwillig sein Scherflein herbeizutragen für das Vaterland, wie er es 1813 getan hat. Die bornierte Verbissenheit, die teilweise Verlogenheit, mit der sozialdemokratische Führer die Gedenkfeier bekämpfen, kann doch nur die traurige Tatsache belegen, daß die politische Tätigkeit dieser Herren allmählich den Charakter grundsätzlicher Verhetzung annimmt. So kann auch nicht gehofft werden, daß die Bewilligung einer Besitzsteuer auf sie Eindruck machen, auf ihre Haltung in nächster Zukunft eine Wirkung äußern werde. Aber Regierungen und Reichstag sollten sich dadurch nicht irremachen lassen. Sie würden ein glänzendes Zeugnis ablegen, daß die Gesinnung von 1813 noch lebt. Ein rascher und einträchtiger Beschluß würde ein weithin sichtbares Warnungzeichen sein für alle unsere auswärtigen Neider und Feinde, ein stärkender Trost für unsere Freunde. Es gäbe kein besseres Mittel, den Frieden, soweit wir das von uns aus können, zu sichern. Mehr als je gilt von unserer gegenwärtigen Lage das Römerwort: Si vis pacem, para bellum!

Frühling in der Akademie.

Zur Ausstellung in der Königl. Akademie der Künste in Berlin.

Von Alfred Georg Hartmann. — Hierzu 8 photogr. Aufnahmen.

Der schöne Pariser Platz ist von einem wolkenlosen, blaßblauen Vorfrühlingshimmel überspannt. So warm scheint schon die Sonne, daß man jetzt Tag um Tag

Phot. Edgar Schroeder, Westend.
Verlagsrecht des ausgeführten Gemäldes Photographische Gesellschaft, Berlin.

Studie zum Porträt Kaiser Wilhelms II, 1889.
Von A. v. Werner.

die Veränderungen am neu sich belebenden Rasen feststellen kann. Wie lange wird's noch dauern, und die Krokusse und die Tulpen blühen! Dann tragen die



Phot. Edgar Schroeder, Westend.

Badende. Von Fr. Klimsch.

Damen ihre buntfarbigen kleinen Frühjahrshüte im grünenden Tiergarten spazieren, und man wird sehen, wie reizend die neue Mode ist.

Von allen diesen verheißungsvollen Märzpräliminarien spürt man auch drinnen in der Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste einen Abglanz. Neues Leben ist jetzt dort eingezogen. „Die linden Lüfte sind erwacht." Der Frühling ist da, und er verdient es, daß man ihm überall in würdiger Form die Reverenz erweist.

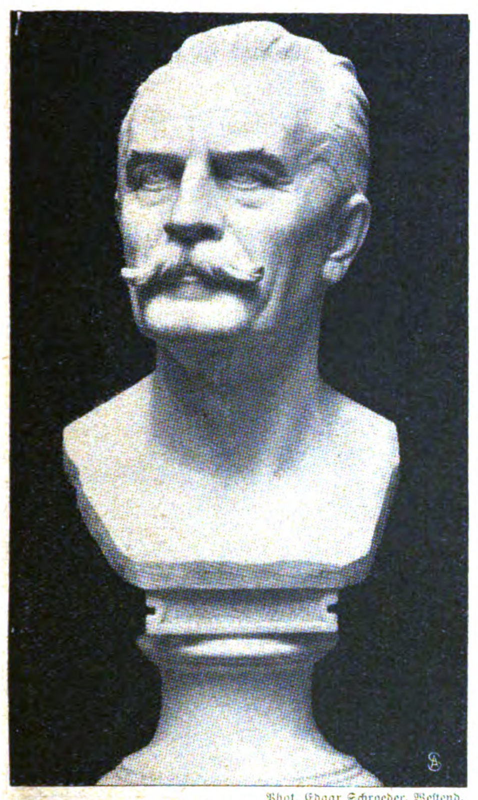
Das Programm „Ein Abbild des gegenwärtigen deutschen Kunstschaffens" steht über dieser Vorfeier, mit der die Akademie schon jetzt das Kaiserjubiläum ehrt. Das konnte man mit der üblichen Mitgliederausstellung nicht bieten. Aus Organisationsgründen nicht. Deshalb zog man den Kreis weiter und lud aus allen Gauen Deutschlands Gäste ein, die hier zum erstenmal ausstellen. Das Resultat war vom holdesten Glück begünstigt. Die Akademie hat rund siebzig Mitgliederausstellern über fünfzig Gäste angliedern können, die, weil sie aus den verschiedensten künstlerischen Lagern kommen, dem Gesamtbild der Ausstellung wirklich



Phot. Edgar Schroeder, Westend.

Am Ufer. Von Leo Putz.

reichere Einzelzüge beifügen. Man muß sich vorstellen, daß diesmal neben einem Anton von Werner, einem Franz von Defregger, einem Paul Meyerheim, einem Grafen Harrach, einem Hubert von Herkomer, einem Hugo Vogel, einem Rudolf Schulte im Hofe, einem Franz v. Stuck, einem Friedrich Kallmorgen und einem Hans Thoma Maler, wie Lovis Corinth, Wilhelm Trübner, Christian Landenberger, Karl Hagemeister, Robert Haug, Leo Putz, Ludwig Dill, Angelo Jank, Ulrich Hübner, Robert Breyer, August von Brandis, Gerhard Janssen und Reinhold Lepsius, ihre Arbeiten ausstellen. Außerdem sieht man charakteristische, in der malerischen Kultur sehr hoch stehende Bilder von



Phot. Edgar Schroeder, Westend.

Geh. Reg.-Rat Prof. Erich Schmidt.
Von Prof. Fr. Schaper.



Phot. Edgar Schroeder, Westend.

Vlissinger Fischfrau. Von Prof. H. Herrmann.

Max Liebermann, Max Klinger, Heinrich von Zügel, Gustav Schönleber und Anders Zorn.

In der Bildhauerei ist es ebenso. Auch hier wird die Linie, die die Kunst eines Fritz Schaper, eines Ludwig Manzel und eines Adolf von Hildebrand bezeichnet, weitergeführt durch die Werke von Fritz Klimsch, Hugo Lederer, Hermann Hahn, Theodor von Gosen, Fritz Behn und Georg Kolbe. Der Raum mit der Graphik weist Namen wie Karl Koepping, Leopold Schmutzler, Erich Wolfsfeld und Emil Orlik auf. Und in der Architekturabteilung stellen neben Ihne Bruno Schmitz und Bruno Paul aus.

Das ist eine Neuerung, der man die Anerkennung nicht versagen wird. Warum soll es nicht eine Stelle geben, wo der Streit der Gilden keinen Widerhall findet? Und wenn die Stelle, wo das versucht wird, noch dazu eine staatliche



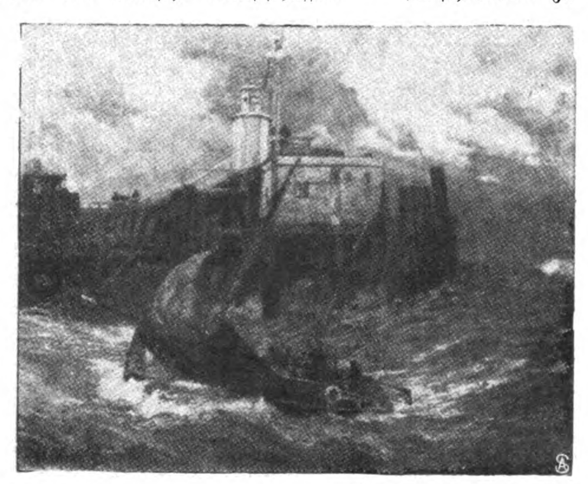
Phot. Edgar Schroeder, Westend.

Pflügende Ochsen. Von Prof. Hugo Vogel.

ist, so gewinnt der Schritt, den hier der neue Akademiepräsident unternommen hat, ganz besondere Bedeutung. Aus Gründen der Billigkeit wie aus Gründen der Rechtlichkeit denen gegenüber, die seither draußen vor dem Tor standen und warteten .... Manzel hat für die Akademie und für die Künstler den schönen, einladenden Goethespruch wahrgemacht, der lautet:

> Warum stehen sie davor?
> Ist nicht Türe da und Tor?
> Kämen sie getrost herein,
> Würden wohl empfangen sein.

Bekommen wir in jedem Jahr eine solche Revue über das deutsche Kunstschaffen — fortschreitend zu immer Besserem — so haben wir in Berlin keinen Grund mehr, darüber zu klagen, daß über dem Meinungstreit über Cliquen und Claquen die Kunst zu kurz kommt. Der Künstler tritt, wie es sich gehört, hinter seiner Arbeit zurück, und das originelle Werk findet die Würdigung, die es verdient.



Phot. Edgar Schroeder, Westend.
Die alte Liebe. Von Prof. Carl Saltzmann.



Phot. Edgar Schroeder, Westend.
Geh. Reg.-Rat Dr. v. Böttinger. Von Hubert v. Herkomer.

Die norwegische Hilfsexpedition für Schröder-Stranz.

Hierzu 6 Abbildungen auf Seite 397 und die Karte auf Seite 393.

Aus den Telegrammen von Kapitän Ritscher weiß man folgendes über das Schicksal der Schröder-Stranz-Spitzbergen-Expedition: Die Expedition bestand aus elf Deutschen und fünf Norwegern. Mitte August befand sich das Expeditionsschiff „Herzog Ernst" an der Nordküste Spitzbergens. Am 15. August ging Schröder-Stranz mit drei Mann auf das Packeis um das östlich gelegene Nordostland zu erreichen und dieses gänzlich von Inlandeis bedeckte Land zu durchqueren. Das Schiff ging zurück nach der Treurenburg-Bai (S), wo es Schröder-Stranz' Rückkehr abwarten sollte. Am 10. September verließen sämtliche Deutsche und zwei Norweger das Schiff, um die Advent-Bai zu erreichen. Bei der Mossel-Bai teilten sie sich in zwei Parteien. Zwei Deutsche, Dr. Detmers und Dr. Moeser, wollten der Ostseite an der Wijde-Bai folgen, um über den Ostfjord die Advent-Bai schneller zu erreichen, wie es im Telegramm hieß. Gewiß ist die Entfernung vom Ostfjord bis zur Klaas-Billen-Bai sehr kurz, aber der Weg ist fast ganz unmöglich, wie man aus unserer Abbildung sehen kann. Die anderen gingen quer über die Wijde-Bai und folgten der Westseite des Fjords. Hier liegen drei norwegische Fanghütten (1—3), die 1910—11 erbaut worden sind. In ihnen haben bereits mehrere Norweger überwintert, um Eisbären und blaue Füchse zu fangen. In Hütte 1 blieben Dr. Rüdiger und Maler Rave zurück, die andern gingen weiter und erreichten Hütte 2 Mitte Dezember. In den Hütten war etwas Proviant übrig von den Fangleuten. Mitte Dezember gingen Kapitän Ritscher, die zwei andern Deutschen und die zwei Norweger südwärts, um die Advent-Bai zu erreichen. Sie kamen bis zu Ende des Westfjordes; hier aber wurde ein Mann krank, und alle kehrten nach Hütte 2 zurück. Nur Ritscher ging weiter und erreichte Ende Dezember die Advent-Bai.

Die Rettungsexpedition unter Leitung von Kapitän Staxrud geht im März von Tromsö ab. Sie muß nach der Eisfjordmündung gehen und von da ab der Route I folgen (siehe Karte). Der Uebergang über das Land zwischen der Dickson-Bai und dem Ostfjord ist nicht schwer. Man folgt einem flachen, gletscherfreien Tal, das bis 600 Meter ü. M. steigt, und dann geht es abwärts bis zum Ostfjord. Die Expedition muß hier sämtliche Hütten aufsuchen und zuletzt das Schiff. Sie folgt dann der gleichen Route zurück nach der amerikanischen Kohlenmine in der Advent-Bai (A) oder nach der norwegischen drahtlosen Telegraphenstation in Green Harbour (N).

Sollte Treibeis die Eisfjordmündung sperren, muß man die Croß-Bai, wo die deutsche meteorologische Station (D) unter Leitung von Dr. Wegener liegt, zu erreichen versuchen. Von hier folgt man der Route II. Zwischen der Croß-Bai und der Liefde-Bai ist das Land von großen Gletschern bedeckt, die leicht zu begehen sind. Vom Schiff aus folgt man dann der Route I nach der Advent-Bai.

Die Wijde-Bai ist ein Fjord, der sehr selten besucht worden ist. Er kann wegen Treibeises nur im Juli und August erreicht werden, ja in einzelnen Jahren, zum Beispiel 1911, war es unmöglich, dahin zu kommen. Während der Expedition, die von Staxrud und mir geleitet wurde, hatte ich im Sommer 1912 Gelegenheit, diesen Fjord und Umgebung zu studieren. Er ist mehr als 100 Kilometer lang und 10—20 Kilometer

1, 2, 3, 4 Norwegische Fanghütten. N. Norwegische Telegraphenstation. A. Amerikanische Kohlenmine. D. Deutsche meteorologische Station. P. Kap Petermann. S. Das Schiff „Herzog Ernst“ in der Treurenburg-Bai. I und II Routen der Hilfsexpedition.

Zur norwegischen Hilfsexpedition für Schröder-Stranz.

breit. Die Umgebungen sind großartig. Im Osten hat man ein gegen Norden sich neigendes Plateau, das von Inlandeis bedeckt ist. Vom Inlandeis gehen 3 große Gletscher bis an die Küste, wo sie mit gewaltigem Steilabfall endigen. Die Gebirge bestehen aus Gneis, Glimmerschiefer und Granit, die dem Urgebirge angehören. Ganz anders sind die Verhältnisse an der Westseite des Fjordes. Hier hat man devonische rote, graue und grüne Sandsteine und Tonschiefer. Das Land ist einmal ein Plateau gewesen, jetzt aber von tiefen Tälern durchschnitten. Die Täler sind durch schmale Rücken voneinander getrennt, die überall die gleiche Höhe (1000—1100 Meter) haben, so daß keine Pässe von dem einen Tal zu dem anderen führen. In den Tälern kommen nur kleine lokale Gletscher vor. Ueber das Sandsteinplateau haben sich (wahrscheinlich in der Tertiärzeit) große Lavaströme ergossen, von denen man jetzt noch einzelne Reste sieht. Eigentümlich für die großen Fjorde Spitzbergens sind die zahlreichen Nehrungen, die Lagunen umgeben; sie ähneln sehr den Nehrungen und Haffen an der deutschen Ostseeküste. An diesen Nehrungen stranden gewaltige Mengen von Treibholz, das von Sibirien kommt. Hier sind auch die Hütten gebaut, und das Treibholz eignet sich vorzüglich zum Brennen.

In den eisfreien Tälern an der Westküste der Wijde-Bai ist gutes Gelände für die arktischen Pflanzen. Darum gibt es hier sehr viele Renntiere, was ein großes Glück für die eingefrorene Expedition ist. In den Hütten 1 und 2 befanden sich sehr viele Renntierfelle, die zu Kleidern verwendet werden können.

Ich war in Wijde-Bai bis zum 24. August. In diesen Tagen wehte ein kräftiger Nordwind, der das Eis gegen die Küste preßte und den Fjord mit Treibeis füllte. Mit Not konnten wir hinauskommen. In jenen Tagen (22. bis 24. August) ist sicherlich auch der „Herzog Ernst“ in Treurenburg fest geworden. A. Hoel.

***



Musikwoche.

(Hierzu die Abbildung auf S. 402.)

Die nach Molières „Bürger als Edelmann“ zu spielende einaktige Oper „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß ist, nachdem sie bereits auf den meisten leistungsfähigen Bühnen Deutschlands gegeben wurde, nunmehr auch im Spielplan des Berliner Königlichen Theaters erschienen. Schon bei der rühmlichen Stuttgarter Uraufführung des Werkes im Herbst vergangenen Jahres stellte es sich heraus, daß die Wiedergabe dieser ebenso seltsamen wie interessanten Schöpfung ein Problem sei, dessen Lösung auch gewiegten Bühnenpraktikern allerlei zu raten aufgibt. Wie es scheint, ist auch heute, trotz der mannigfaltigen Erfahrung, die inzwischen bei Aufführungen unter den verschiedensten Bedingungen zu gewinnen war, das Problem noch keineswegs einer befriedigenden, d. h. dem Werk und den vom künstlerischen Standpunkt aus berechtigten Forderungen des Zuhörers gleichermaßen gerecht werdenden Lösung entgegengeführt worden. Der dramatische Grundgedanke des Stückes scheint so einfach, seine dichterische Realisierung so einleuchtend zu sein; und doch will in der Wirklichkeit anscheinend immer etwas nicht stimmen. Um den einzigartigen Stil des Opernwerkes zu verstehn, ihn als selbstverständlich ohne Wenn und Aber in den Kauf zu nehmen, bedarf man notwendig der durch die Molièresche Komödie gebotenen Introduktion. Doch aber schilt man gerade diese bald aus dem einen, bald aus dem andern Grund und geht ihr weidlich mit dem beliebten Dr.-Eisenbart-Heilmittel der Regie, dem Rotstift, zu Leibe, ohne daß bisher von einer erfolgreichen Kur etwas zu vernehmen gewesen wäre. Selbst das Zusammenstreichen der Komödie auf zirka 20 Minuten, wie es kürzlich an einem größeren Stadttheater versucht wurde, scheint noch nicht als wirkliches Heilmittel geflecht zu haben. Ohne Zweifel wird auch noch der letzte, radikalste Schnitt probiert und die Oper ohne das Vorspiel von Molière (dessen Inhalt dann mit ein paar Sätzen auf den Theaterzettel verwiesen wird) aufgeführt werden. Ja bei den seltsamen Anschauungen, die über Wert und Bedeutung der Straußschen Musik in den Köpfen spuken, könnte man nicht einmal sonderlich überrascht sein, wenn jemand gar auf den Einfall käme, das eigentliche ernste Ariadneoperchen von den burlesken Zutaten der Zerbinettakomödie zu trennen, um so den Genuß der schönen pathetischen Ariadne-Musik von allem Drum und Dran zu „reinigen“. Das freilich wäre ein toller Einfall: aber nachdem, offenbar mit Billigung der Autoren, schon so rücksichtslos bezüglich der Aufführungsmöglichkeiten darauf losexperimentiert worden ist, wäre es nicht weiter verwunderlich, wenn in der Zerstückelung des Stückes munter fortgefahren würde. Doch Scherz beiseite! So kühn und verblüffend im ersten Moment die Idee der Verquickung des ernsten mit dem burlesken Moment erscheinen mag; in der wahrhaft genialen Ausführung der Idee beruht doch die Bedeutung der Oper, einerlei, ob man sie vom dichterischen oder vom musikalischen Standpunkt aus betrachtet; und wenn naturgemäß Straußens Meistertechnik im Verschweißen der heterogenen Elemente sich der Beobachtung in erster Linie und am stärksten aufdrängt, so hieße es doch, dem Dichter Hofmannsthal bitter unrecht tun, wollte man verkennen, mit wieviel Geist und sprachlichem Geschick er dem Komponisten vorgearbeitet hat.

Es muß wohl als ein Vorzug der Berliner Aufführung gerühmt werden, daß sie die Einheitlichkeit des scheinbar so bunten Ineinander von Tragödie und Komödie so überzeugend darzutun wußte. Der menschlich echte Zug, den Frau Bosetti ihrer Zerbinetta zu geben wußte, hob das ganze Ensemble der lustigen Personen mit ihren Scherzen aus dem Bereich der albernen Spaßmacherei empor, so daß der ernsten Titelheldin, die von Frau Hafgren-Waag vortrefflich verkörpert wurde, unvermerkt eine vom dramatischen Standpunkt aus gleichwertige Gegenspielerin erstand, dergestalt, daß der Zuhörer ohne weiteres des Glaubens werden konnte, der vorher sich verzweifelt gebärdende Kompositeur des für Monsieur Jourdain gelieferten Stückes habe sich im Verlauf der Aufführung vollständig über das Schicksal seines Opus beruhigt, da durch das „geniale Improvisationstalent der Zerbinetta“ sein Werk tatsächlich nicht „verschandelt“, sondern in eine zwar ungewöhnliche und leicht mißzuverstehende, aber durchaus mögliche und höchst reizvolle Beleuchtung gerückt wurde. Auf die Art und Weise, wie der hiermit berührte stilistische Grundgedanke ans Licht gefördert wird, kommt es bei Aufführung der Ariadne ohne Zweifel in erster Linie an. Natürlich ist da nicht lediglich die Darstellung der Zerbinetta ausschlaggebend; eine gleichfalls hochwichtige Rolle z. B. spielt selbst-

verständlich der Orchestervortrag. Auch hier bewegte sich die Berliner Aufführung auf vornehmer künstlerischer Höhe; Leo Blech hatte sich mit der Feinfühligkeit des selber Schaffenden in die Eigenart des Werkes vortrefflich hineingefunden. — Mag nun auch über das fernere Bühnenschicksal der Strauß-Hofmannsthalschen Ariadne schwer zu prophezeien sein: kein Theater von Rang wird an dem Werk vorbeikönnen; wir aber dürfen froh sein, sein Erscheinen miterlebt zu haben. *Wilhelm Klatte.*

Unsere Bilder

Der Kaiser in Wilhelmshaven (Abb. S. 396). Der Kaiser hatte sich zur Rekrutenvereidigung und zum Stapellauf des Linienschiffes „König“ nach Wilhelmshaven begeben. Der Kaiser wurde von dem in Wilhelmshaven zum Stapellauf des Linienschiffes „S.“ angekommenen Herzog Albrecht von Württemberg, dem Prinzen Heinrich, Admiral Grafen von Baudissin, dem Chef der Marinestation der Nordsee, dem neuen Flottenchef Vizeadmiral von Ingenohl und anderen hervorragenden Persönlichkeiten empfangen. Auf dem Linienschiff „Kaiser“, auf dem der Monarch wohnte, wurde die Kaiserstandarte gehißt. Im Exerzierhaus der 2. Matrosendivision erfolgte die Rekrutenvereidigung, bei welcher Gelegenheit der Kaiser eine Ansprache an die Mannschaft hielt. Bei dem Stapellauf des Linienschiffes „König“, der glatt vonstatten ging, hielt Herzog Albrecht von Württemberg die Taufrede.

Die Kaiserin und das Brautpaar in Gmunden (Abb. S. 395 u. 396). Kaiserin Auguste Viktoria hat sich mit der Prinzessin Viktoria Luise und deren Bräutigam, dem Prinzen Ernst August, zum Besuch des Herzogspaar von Cumberland nach Gmunden begeben und ist von der dortigen Bevölkerung jubelnd begrüßt worden. Die Stadt war herrlich geschmückt, sämtliche Geschäfts- und Privathäuser trugen reichen Girlanden-, Blumen- und Flaggenschmuck. Das herzogliche Paar war der Kaiserin und dem Brautpaar bis Attnang entgegengefahren, die gegenseitige Begrüßung war äußerst herzlich. Der ganze Besuch verlief so ausgezeichnet, daß die Kaiserin ihren Aufenthalt um zwei Tage verlängerte.

Der Hockey-Klub der Kronprinzessin von Schweden (Abb. S. 399). In Stockholm wird von den Damen des Kronprinzen-Hockey-Klubs eifrig das Eishockeyspiel mit dem Ball gepflegt. Gelegentlich der Nordischen Spiele, die im Februar in Stockholm abgehalten wurden, fanden im Stadion mehrere Damenwettspiele im Eishockey statt und erregten beim Publikum lebhaftes Interesse. Unter den Spielerinnen waren auch die Kronprinzessin von Schweden, die ebenso wie ihr Gemahl eine begeisterte Freundin jeglichen Sports ist, die Prinzessin Ingeborg sowie Prinzessin Maria Paulowna, die Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Schweden.

Die Abschiedsvorlesung Professor Heubners im Hörsaal der Charité-Kinderklinik. (Abb. S. 398). Der hervorragende Berliner Kinderarzt Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Otto Heubner, der im Januar seinen 70. Geburtstag feierte, hat sich von der Kinderklinik in der Charité, der Stätte seiner zwanzigjährigen Wirksamkeit, verabschiedet. Obwohl sich der Gelehrte alle offiziellen Ehrungen verbeten hatte, war der Abschied ein Akt spontaner Huldigung für ihn als Forscher und als allbeliebten Menschen.

Oberbürgermeister Kurt Schustehrus von Charlottenburg (Abb. S. 400) ist im Krankenhaus Westend an den Folgen eines Schlaganfalls, den er im Hotel Bristol in Berlin erlitt, gestorben. Mit ihm ist einer der bekanntesten und erfolgreichsten Kommunalpolitiker von Großberlin dahingegangen. Er war am 25. März 1856 in Bärholz in Ostpreußen geboren und stand seit 1899 als Oberbürgermeister an der Spitze der Stadt Charlottenburg, die es als Ehrenpflicht empfand, ihrem langjährigen Oberhaupt das Leichenbegängnis zu veranstalten, an dem neben Vertretern der Regierung und der andern Gemeinden Großberlins sich alle Kreise der Bevölkerung beteiligten. Die Beisetzung erfolgte in Thorn, wo Schustehrus mehrere Jahre Bürgermeister war.

Zum Kommandierenden General des Gardekorps (Abb. S. 400) ist der bisherige Kommandeur des IX. Armeekorps, Freiherr von Plettenberg, ernannt worden. Freiherr Karl von Plettenberg ist am 18. Dezember 1852 in Neuhaus in Westfalen geboren. Am 2. August 1870 trat er als Fähnrich aus dem Kadettenkorps in die Armee ein und machte die Belagerungen von Metz und Mazières sowie eine Anzahl von Gefechten mit, wobei er sich das Eiserne Kreuz 2. Klasse erwarb. Er diente dann meist in der Garde, gehörte bis zu seiner Ernennung zum Major dem 1. Garderegiment z. F. an und stand später an der Spitze des 7. Jägerbataillons und des Gardejägerbataillons. 1898 wurde er Oberst und bald darauf Kommandeur des 1. Garderegiments. Im Jahr 1906 wurde er Generalleutnant und erhielt das Kommando der 22. Division in Kassel. Am 15. April 1910 wurde er zum Kommandeur des IX. Armeekorps und zum General der Infanterie ernannt.

Mittfasten in Paris (Abb. S. 401) ist immer das größte Ereignis des kommenden Frühlings in Paris. Auch in diesem Jahr hat der Mittfastenzug in den Straßen der Seinestadt den üblichen frohen Trubel hervorgerufen, der um so größer war, als der neue Präsident Herr Poincaré sich ebenfalls unter den Zuschauern befand. Ganz besonderes Aufsehen erregte der Wagen der Königin im Festzug. Die hübsche „Königin der Königinnen“, die diesmal wieder über die vereinigten Königreiche der Pariser Hallen regierte, wurde inmitten ihrer nicht minder hübschen Ehrendamen feierlichst durch die Straßen gefahren, und ein langer, lustiger Festzug bildete das Ehrengeleit ihres Wagens.

„Die Verlobung bei der Laterne“ (Abb. S. 402), die bekannte einaktige Operette von Offenbach, bildete bei der diesjährigen Wohltätigkeitsvorstellung der Hofgesellschaft, die der unter dem Protektorat der Prinzessin Eitel-Friedrich stehende preußische Frauen- und Jungfrauenverein zum Besten notleidender Veteranen alljährlich veranstaltet, das wohlgelungene Glanzstück. Fräulein Irma v. d. Marwitz, Frau von Ihne, Frau von Luck sowie Herr Claus Hülsen ernteten in ihren Rollen reiche künstlerische Lorbeeren.

Die Toten der Woche

Prof. Dr. Felix Draeseke, bekannter Tondichter, † in Dresden am 26. Februar im Alter von 78 Jahren.

Professor Graf Angelo de Gubernatis, bekannter Orientalist und Friedensapostel, † in Rom am 27. Februar im 73. Lebensjahr.

Earl Nelson, ein Großneffe des berühmten Admirals Nelson, † in Trafalgar House bei Salisbury am 25. Februar im Alter von 99 Jahren.

Philipp Samhammer, ehem. Reichstagsabgeordneter, † in Sonneberg am 2. März im Alter von 62 Jahren.

Victor v. Scheffel, der Sohn des berühmten Dichters, † in Karlsruhe am 2. März im Alter von 46 Jahren.

Oberbürgermeister Kurt Schustehrus, das Oberhaupt der Stadt Charlottenburg, † in Berlin am 27. Februar im Alter von 56 Jahren. (Portr. S. 400).

DIE WOCHE
Bilder vom Tage



Berl. Jll.-Ges.

Die Kaiserin, Herzogin Thyra und Prinzessin Viktoria Luise auf der Fahrt zum Schloß.

Vom Besuch der Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise in Gmunden.



Die Kaiserin (×) und der Herzog von Cumberland (××).



Das Brautpaar.

Vom Besuch der Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise in Gmunden.

Berl. Jll. Ges.



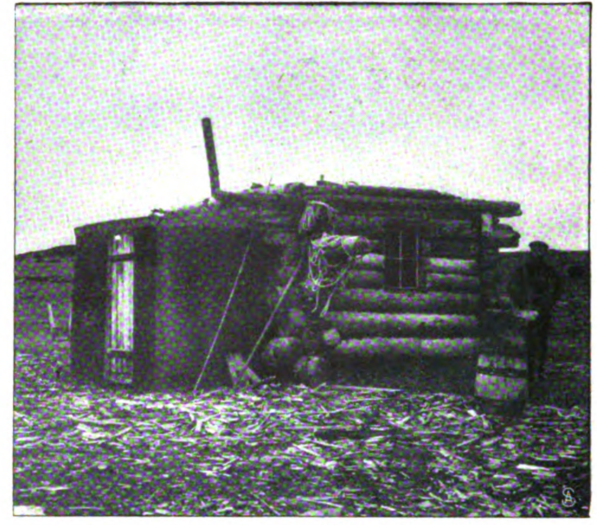
Der Kaiser in Wilhelmshaven: Vorführung von Wasserflugzeugen.

Phot. Kloppmann u. Brandt



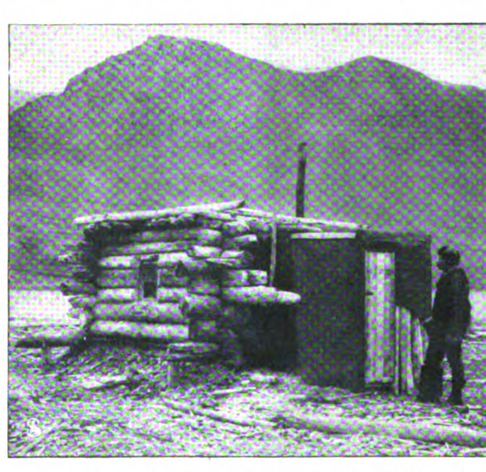


Norwegische Fanghütte,
in der Dr. Rüdiger und Rave zurückblieben.



Hütte, in der Ritscher
mit 2 Deutschen und 2 Norwegern wohnte.

Adolf Hoel,
Verfasser unseres Artikels und bekannter Spitzbergenforscher.



Die letzte Hütte, die Kapitän Ritscher besuchte,
bevor er über die Gebirge zum Eisfjord ging.



Phot. Wilse.

Hauptmann Staxrud,
Leiter der norwegischen Hilfsexpedition.



Panorama des Gebietes östlich von der Wijde-Bai, durch das Dr. Detmers und Dr. Moeser wandern wollten.

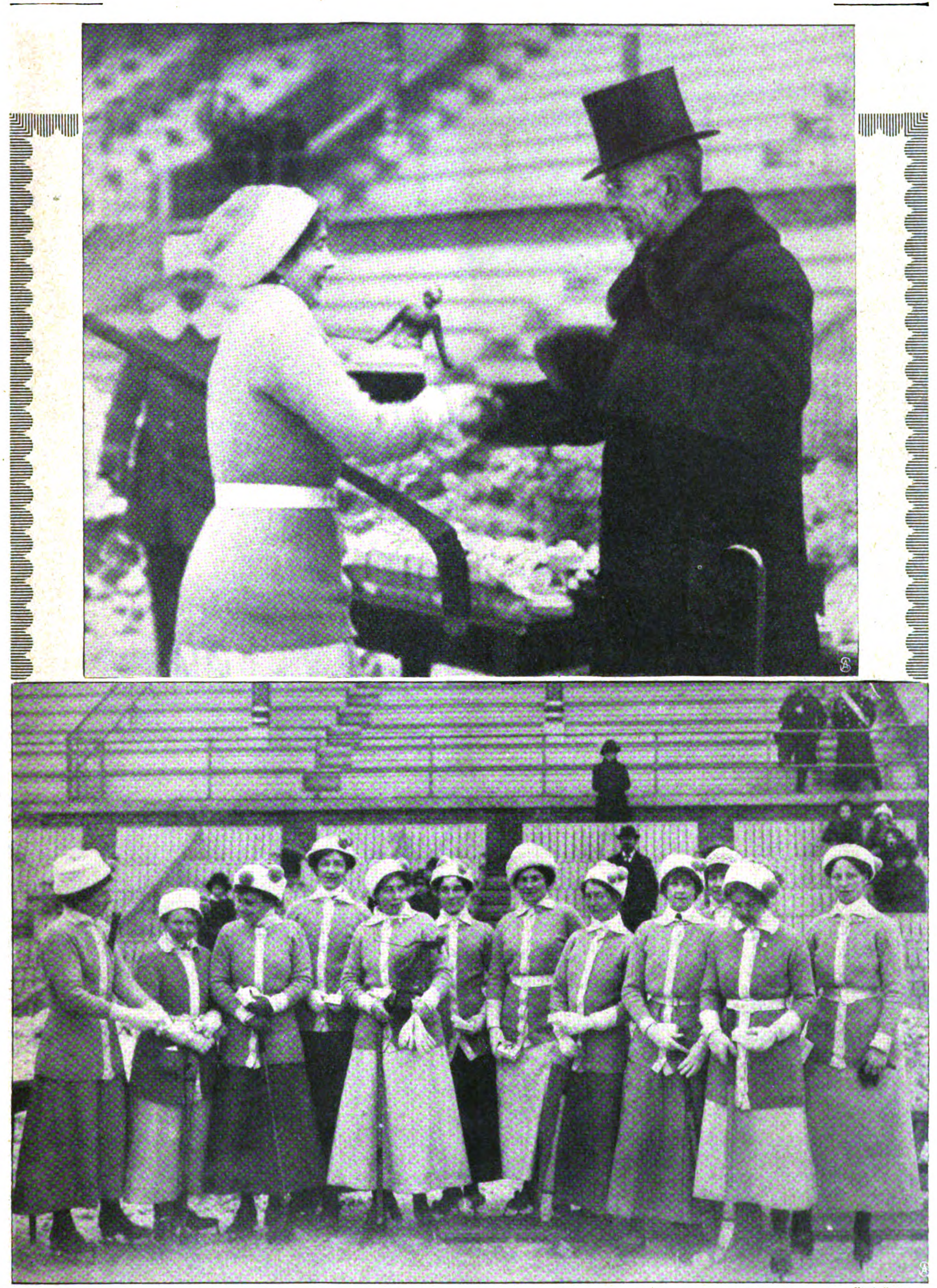
Zur Ausreise der norwegischen Hilfsexpedition für Schröder-Stranz nach Spitzbergen.

Hierzu der Aufsatz von A. Hoel auf Seite 392.



Prof. Heubner hält im Hörsaal der Charité-Kinderklinik seine Abschiedsvorlesung.

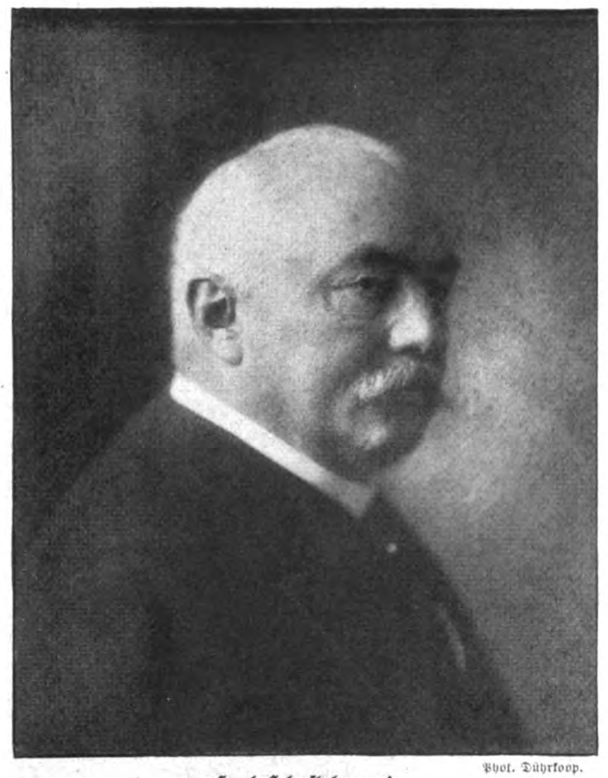
Zum Rücktritt des bekannten Kinderarztes der Berliner Universität Prof. Dr. Heubner. — Spezialaufnahme der „Woche“.



Phot. Lamm.

Die Mitglieder des Hockey-Klubs. — Oben: Der König von Schweden überreicht seiner Schwiegertochter den Preis des Grafen Brunetta d'Usseaux.

Der Hockey-Klub der Kronprinzessin von Schweden bei den olympischen Spielen.



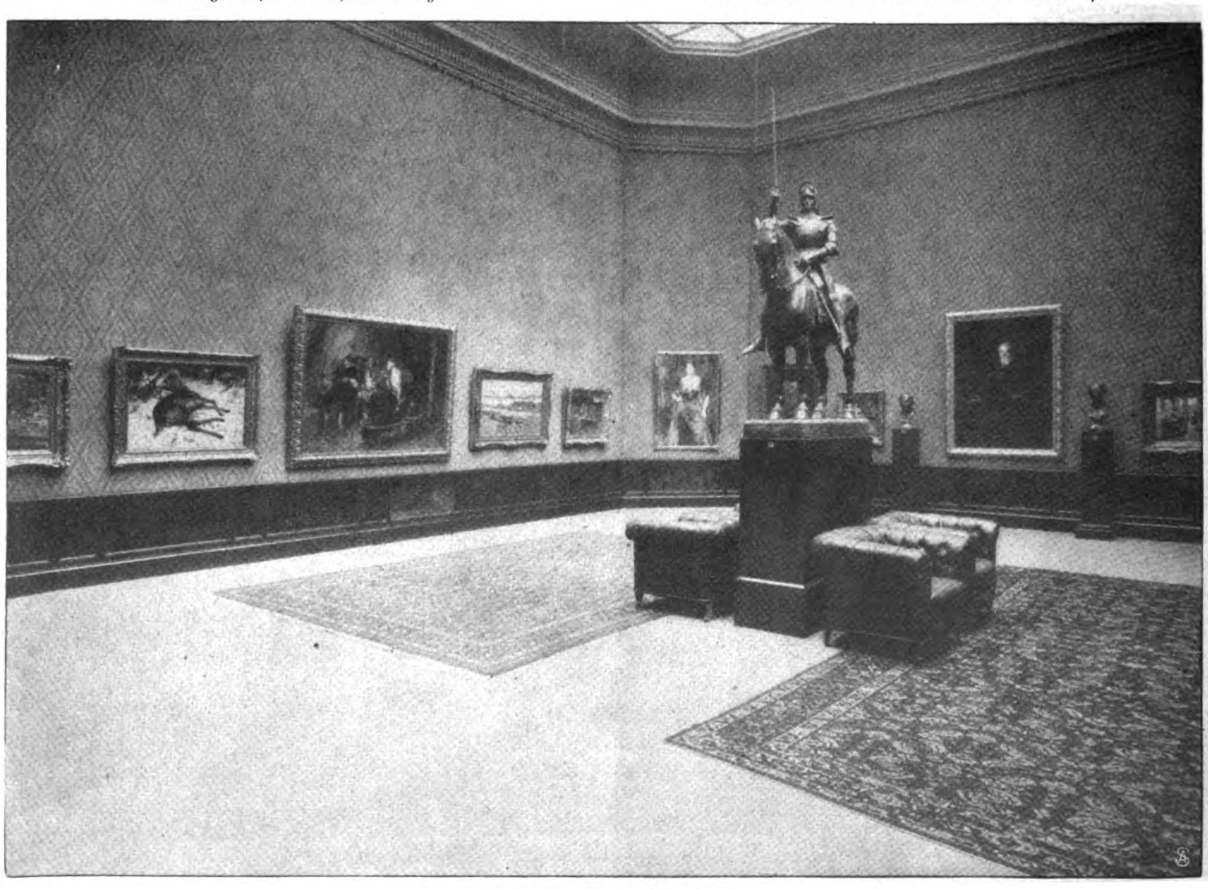
Phot. Dührkoop.

Kurt Schustehrus †
Oberbürgermeister von Charlottenburg.



Hofphot. Fr. Tellgmann.

General d. Inf. Frhr. von Plettenberg,
der neue Kommandierende General de Gardekorps



Blick in den Mittelsaal.

Von der Jubiläumsausstellung der Kgl. Akademie der Künste in Berlin.

Der Wagen der Königin im Festzug. Central-Photos.

Poincaré und Familie als Zuschauer. Phot. Chusseau-Flaviens.

Die Königin der Königinnen. Phot. Rapid.

Mittfasten in Paris.





Phot. Zander & Labisch.

Frau Hafgren-Waag (Ariadne), Herr Jadlowker (Bacchus), Herr Vollmer (Jourdain), Herr Sommerstorff (Dorantes).
Zur Aufführung von „Ariadne auf Naxos“ von Rich. Strauß am Königl. Schauspielhaus in Berlin.



1. Frau von Luck (Annemarie). 2. Frl. Irma von der Marwitz (Liese). 3. Herr Claus Hülsen (Peter). 4. Frau von Ihne (Catharina).

„Die Verlobung bei der Laterne“.

Wohltätigkeitsvorstellung der Hofgesellschaft in der Hochschule für Musik in Berlin

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

19. Fortsetzung.

Otto Lauckardt stand neben Achim etwas erregt über diesen großen Abend, dessen Sonne seine Frau war. Er fuhr fort: „Ich war leider nicht im Reichstag. Aber ich höre nur e i n e Stimme über Ihren Erfolg!"

„Mehr Glück als Ferdinand!" sagte Achim von Bornim und schaute wieder nach dem Kronleuchter. „Wie? ... Nein! Ich komme nur alle Jubeljahre mal hierher zu Machwitzens — Ich hab gar keine Zeit dazu!"

„Ja. Wir sind heute auch das erstemal hier!"

Der Eintritt in das Haus Machwitz, das prunkendste und prahlendste des vornehmen Berlin, das war der Schlüssel und Freibrief für die ganze übrige Gesellschaft. Man war im Kreise der Exklusivsten angelangt. Darüber stand nur noch der Hof. Achim von Bornim dachte sich für seinen Nachbar: Nun hat er's ja erreicht! ... Nach Müh und Not! Aber die Ilse tut, als sei sie hier zu Hause. Steht da, und alles um sie ist nur der Rahmen ihrer Schönheit ... Ob sie andere auch so schön finden? ... Natürlich doch! Die Leute mußten ja blind sein. Er hörte nicht recht, was Lauckardt weiter sprach ...

„Ich muß mich Ihrer Gattin zu Füßen legen!" sagte er und ging quer durch den Saal auf Ilse zu. Natürlich hatte sie ihn schon längst erkannt. Er merkte es deutlich beim Näherkommen. Sie reichte ihm gleichmütig die Hand zum Kuß, ganz oberflächliche, verwöhnte, große Dame und in den Augen noch etwas von dem trällernden Leichtsinn der alten Ilse, und lachte: „Nun, Sie großer Mann! ... Ich dachte schon, Sie kennten einen nicht mehr in Ihrem neuen Glanz ...!"

„Oder Sie wollten nichts mehr von Ihren alten Freunden wissen!"

Und etwas ernster, in halblautem Ton, setzte er hinzu: „Das haben Sie mir ja auch gesagt, als wir uns das letztemal sahen. Das ist jetzt gut ein Jahr her, bei Bismarcks Einzug!"

Sie schwieg eine Sekunde, schaute mit ihren glänzenden dunklen Augen durch den Saal und fragte: „Wo waren Sie denn eigentlich die ganze Zeit?"

„Arbeit! Arbeit! Dann im Sommer der Tod meiner Mutter ..."

„Ach ja ... ich weiß ... verzeihen Sie!"

„Seitdem die Trauer ... heute zeige ich mich eigentlich zum erstenmal unter Menschen ..."

„Wir waren auch vier Monate auf Reisen! Wir sind erst seit voriger Woche zurück."

Sie warf den schönen Kopf in den Nacken und fragte plötzlich in ihrer lebhaften, neugierigen Art — halb lachend — er hatte das Gefühl: die ist heute der einzige Mensch hier, dem ich nicht imponiere: „Also nun sind Sie auf einmal berühmt?"

„Gott ... wie man's nimmt!"

„Doch! Wer Sie sieht, posaunt: ‚Der kommende Mann!'"

„Ja, ich hoffe, ich bin's!"

Sie schüttelte das Haupt, daß die Diamanten in der dunklen Seide ihres Haars glitzerten.

„Komisch!" sagte sie aus voller Überzeugung. „Na ... ich versteh nichts davon!"

„Ich empfehle mich gehorsamst, gnädige Frau!"

„Auf Wiedersehn, Herr von Bornim!"

Sie nickte ihm flüchtig und gnädig zu und wandte sich zu anderen, seitlings stehenden Herren, die geduldig darauf warteten, von ihr bemerkt zu werden. Achim von Bornim trat in einen Nebenraum. Dort rauchte man. Trank Bier. Politisierte. Herr von Machwitz war ihm gefolgt. Der lange, blonde, immer nur halblaut sprechende, bis in die Fingerspitzen aristokratische Herr fühlte das Bedürfnis, die Anwesenheit des Ehepaars Lauckardt in seinem blaublütigen Haus zu erklären.

„Er hat sich doch so bedeutende pekuniäre Verdienste um die Partei erworben ... Ich muß gestehen, ich habe mich jahrelang etwas ablehnend verhalten ... Aber ich finde, es ist jetzt eigentlich meine Pflicht ..."

„Gott ... Sie ist ja außerdem eine Zültz!"

„Ja — nicht wahr? ... Eine schöne Frau — was?"

„Ja."

„Um Gottes willen, setzen Sie dem Bornim keinen Floh ins Ohr!" schrie von hinten der rötliche dicke Herr von Leggien. „Der Mann ist noch kein Jubelgreis! Den brauchen wir! Er soll an die Politik denken! Weiter nischt!"

Der kleine Junker kam nach vorn.

„Bornim ... Sie Sohn Benjamin ... Schauen Sie nicht immer rüber in den Saal! Da ist nichts für Sie zu sehen! Rauchen Sie lieber ... Den Machwitz, den Reichmeier, muß man schädigen, wo man kann ... Wie geht's der Gattin ... der teuren ...? Was macht sie daheim?"

„Sie wissen ja", sagte der Abgeordnete von Bornim zerstreut. „Sie wacht und betet!"

Herr von Lestenar auf Gesug trat heran und verkündete lachend zu den anderen Herren: „Die Dame des Hauses geruht, etwas ungnädig zu sein!"

„Wieso?"

„Ihre Töchter gehen ja schon bald aus. Aber immerhin ... Man ist doch auch noch nicht ganz passée ... Die schöne Frau Lauckardt wirkt ihr zu sehr! Sie steigt wie ein Meteor an dem heutigen Abend auf."

„Diesem Gestirn wird man diesen Winter in ganz Berlin begegnen!" brummte Herr von Thielecke. „Der gute Lauckardt hat sich mit Geduld und Spucke überall durchgebissen. Er ist unvermeidlich. Na ja ... wenn man so 'ne Frau hat, will man sie auch zeigen!"

Achim von Bornim stand, anscheinend gelangweilt, auf und ging wieder in die Festräume zurück. Er suchte einen dunklen Kopf auf elfenbeinfarbenem Kleid. In einem Nebengemach saß Ilse. Vor ihr stand ein blutjunger, etwas verlegener Leutnant, der sich ihr hatte vorstellen lassen und sich bei dem Nahen des Reichstagsabgeordneten mit einer Verbeugung zurückzog. Er setzte sich neben sie.

„Wie ist es Ihnen denn in Ihrer Siegesstimmung zumute, gnädige Frau?" sagte er nachlässig.

„Wieso?"

„Nun: Sie sind doch der Mittelpunkt des Abends!"

„Oder Sie!"

Er lachte.

„Also wir beide! Wir machen totes Rennen in der Jagd nach dem Glück! Glück muß der Mensch haben, nicht wahr? Gott sei Dank besitzen wir beide dieses Talent in hohem Maß!"

Sie schwiegen eine Weile. Dann meinte er: „Jetzt sind Sie wieder viel vergnügter als vor einem Jahr . . ."

„Ich bin's auch!"

„Warum denn?"

„Nun — weil man manches glücklich hinter sich hat . . . Wenn einem erst alles so einfach erscheint wie mir jetzt . . . ich hab doch auch keinen Grund zu klagen."

„Ich auch nicht!"

„Also! Da seien wir doch zufrieden!"

„Der Mensch ist bekanntlich nie zufrieden!" sagte Achim von Bornim. „Auch die Sonntagskinder maulen mit ihrem Schicksal. Ich zum Beispiel habe mich das ganze Jahr danach gesehnt, einmal wieder mit Ihnen sprechen zu dürfen. Trotz Ihres damaligen Verbots. Ich glaube, wir können es jetzt wohl . . . Wir sind ja so furchtbar vernünftig geworden . . . wir beide . . ."

„Sie waren's immer! Und ich hab's gelernt!"

Sie winkte einer vorbeigehenden Dame mit der Hand zu.

„Kommst du morgen nachmittag, Sofie? Ja? Aber sicher!"

„Wer war denn das?"

„Auch eine Zültz! Von der gräflichen Linie! Jetzt kennen sie mich! Alle!"

Sie sprach es mit philosophischer Gelassenheit. Es war ein Anklang an früher, an den Lebensgleichmut der kleinen Zigeunerin, die gut und böse und Regen und Sonnenschein und Pech und Dusel des Tages gleichmütig als gegeben hinnahm. Auf einmal ärgerte er sich über ihren Mann! Dieser Snob! . . . Wenn er so das Zimmer voll Gräfinnen sitzen hatte, dann war er glücklich. Und er mittendrin als Hahn im Korb . . . Er begriff es selbst nicht . . . Plötzlich diese wilde Eifersucht auf Otto Lauckardt . . . Ein Haß . . . Ein Zucken und Zittern in der Faust . . . Einmal hab ich ihn schon gezeichnet auf Stirn und Backe als junger Kerl . . . Aber 's müßte ganz anders kommen . . .

Eigentlich war es ja nun wohl Zeit, aufzustehen und Ilse anderen zu überlassen. Er blieb sitzen. Sie konnte ihn ja wegschicken, wenn sie wollte. Sie tat es nicht. Sie sprachen beide weiter. Lachten. Schwatzten dummes Zeug. Machten sich über diesen und jenen im Saal lustig. Es war solch eine Wohltat, nach dem öden Redegeklapper sich beim ersten Wort zu verstehen. Nicht einmal das! Man brauchte sich nur anzuschauen. Man kannte sich ja zu genau . . . Kannte sich auswendig . . . Immer noch . . . Und dabei in ihm der unerklärliche Ingrimm gegen diesen Lauckardt, der dort drüben im Rauchzimmer ganz friedlich im Klubsessel saß und gar nicht herübersah, voll stiller Genugtuung, den Fürsten Elch-Altelch an seiner Seite zu wissen.

Endlich verabschiedete er sich doch. Als er wieder in das Geschwirr und Gewirr der Gruppen in dem großen Saal trat, war er in einer zufriedenen, lächelnden Stimmung, so, als sei etwas Besonderes passiert. Sein Jugendfreund Jobst von Zotzen-Rhinow nahm ihn am Arm und zog ihn beiseite.

„Du, Achim . . . sei ein bissel vorsichtiger . . ."

„Im Reichstag? Nee, mein Sohn! . . . Solch einen Speech wie heute werdet Ihr noch öfter von mir hören!"

„Ach, die Politik! . . . Ich mein hier! Grade weil du so bekannt bist . . . Es fällt auf, wenn du fast 'ne Stunde mit Frau Lauckardt zusammensitzt."

„Na, sagen wir: zehn Minuten!"

„Fast 'ne Stunde! . . . Ich hab's doch gesehen . . . Ich hab gehört, was für Bemerkungen gemacht wurden . . . Sei mir nicht böse, Achim, aber das geht wirklich nicht!"

„Danke gehorsamst!" sagte Achim von Bornim trocken. Als er wieder allein in der Menge stand, war seine Laune verdorben. Unbehagen. Mißfallen an den Leuten umher. Es war, als hätte man Marionetten aus einer Schachtel ausgepackt, und die stolzierten nun feierlich und lächelnd in dem Lichtmeer der Kerzen umeinander im Kreis. Dazwischen nur eine wirkliche Menschenseele . . . Da! . . . Das war keine Täuschung gewesen . . . Ilse hatte im Vorbeigehen drüben einen Augenblick nach ihm herübergesehen, wie er nach ihr. Er fühlte eine Unruhe, wie wenn er noch etwas vergessen hätte . . . ihr noch etwas zu sagen hätte . . . Natürlich hatte er ihr noch etwas zu sagen . . .

Ach was! Der gute Jobst! Ein Kerlchen wie aus der Kinderfibel! Unsinn! Er erspähte einen Moment, wo Ilse Lauckardt allein an einer Säule stand, und trat wieder zu ihr hin. Sie sah ihn gelassen, ohne Verwunderung kommen. Er stand neben ihr. Er wahrte auf seinen Zügen den gesellschaftlichen Gleichmut.

„Ich möchte Sie noch etwas fragen — Sie um etwas bitten . . ."

„Was wird denn das wieder sein?"

„Sehen Sie: wir haben doch jetzt beide unser Ziel im Leben erreicht. Zusammen haben wir's nicht gekonnt. Da wär es uns nicht geglückt. Wir haben getrennt marschieren müssen. So hat es unser Schicksal nun einmal gewollt. Aber sonst hat es das Schicksal gut mit uns gemeint. Da könnten wir's doch auch miteinander gut meinen . . . Jetzt . . . wo alles hinter uns liegt, wo wir auf der Höhe sind."

„Ich tu Ihnen ja auch nichts!"

„Nein . . . ich meine . . . Sie sollen nicht so rachsüchtig sein, so wie noch vor einem Jahr . . . Sie sollten endlich einmal vergessen und vergeben . . . Wir sollten einander,

wenigstens jetzt, Freunde sein, da wir uns nicht mehr werden konnten ... Wir können nur Freund oder Feind sein! Gleichgültig können wir nicht nebeneinander hergehen! Dafür standen wir uns viel zu nahe. Kommen Sie: Wir wollen Frieden schließen! Ehrlich und für immer!"

Sie schaute ihm ruhig und fragend ins Gesicht. Er schloß: „Fürchten Sie sich vor mir? Leute wie wir wissen doch, was sie tun. Die sind ihrer sicher! Zu was sollen wir ärmer sein, als wir sind? Wir können doch jetzt Freunde sein!"

„Meinen Sie?"

„Von mir aus gewiß!"

„Nun ... von mir aus noch mehr!"

Es klang trotzig. Dabei lächelte sie kühl.

„Also abgemacht?"

„Meinetwegen."

„Jetzt ist mir ein Stein von der Seele!"

„Ich nehm es nicht so wichtig!" sagte Ilse.

Von hinten kam ihr Mann heran.

„Ilse ... Der Wagen ist da! Auf Wiedersehen, Herr von Bornim! Ruhen Sie sich auf Ihren heutigen Lorbeeren aus."

Der Mann war immer so tadellos höflich ... Nichts gegen ihn zu machen ... Nichts mit ihm anzufangen ... Nicht einmal Streit. Bald nach dem Ehepaar Lauckardt trat auch Achim von Bornim, den ersten unbewachten Moment benutzend, still in den Flur, ließ sich vom Diener Pelz und Zylinder geben und ging in das stille Dunkel hinaus. Tausend Sterne funkelten vom Himmel durch die frostklare Luft. Langsam, wie ein Nachtwandler, schritt er durch die schweigenden Straßen des Westens, den Kopf gesenkt, seinem Hotelzimmer zu.

* * *

Der Abgeordnete von Bornim sah, aus dem Brandenburger Tor kommend, auf die Uhr und beschleunigte seine Schritte gegen den regenschweren, lauen Frühlingswind dieses trüben Märztages, bis er das Reichstagsgebäude erreichte. Innen, in der großen Wandelhalle, war es schwarz von Reichsboten und ihren Freunden. Ringsum erregte Gesichter, Gespräche von unterdrückter Heftigkeit — ostpreußische und sächsische, schwäbische und bayrische, plattdeutsche, schlesische, pfälzische Laute. Es mahnte an das Lied: „Das ganze Deutschland soll es sein!" Innen im Sitzungsaal standen ebensoviel Abgeordnete erwartungsvoll, gestikulierend, auf Notizbuchblättern rechnend, durcheinander. Die Tribünen waren gedrängt voll. Ein anderes Publikum als sonst. Viel Offiziere mit ihren Damen. Junge Studenten. Das Eiserne Kreuz in den Knopflöchern einiger Veteranen. Ein dumpfes, gespanntes Schweigen, obwohl unten niemand sprach. Nur ein Schriftführer stand und rief der Reihe nach die Namen zur Abstimmung auf. Zwei andere verzeichneten die Antworten aus der Mitte des Hauses.

„Nein!"

„Ja!"

„Nein!"

„Sie hätten sich wegen der Schweinerei nicht so zu beeilen brauchen, Bornim!" sagte der Abgeordnete von Pfeifendorf-Pfiffel. „Sie kommen noch lange nicht daran!"

Ein Diener hatte Achim von Bornim die Karte eines Besuchers gebracht. Er kehrte in die Halle zurück. Dort stand der alte, kranke Herr von Zotzen auf Rhinow, der sonst seit Jahren schon sein Haus auf dem Land nicht verließ, auf einen Stock gestützt, eine dunkle Brille vor dem eingefallenen, weißbärtigen Antlitz.

„Lieber Bornim! Ich hab mich noch einmal aufgerappelt ... Ich versteh die Welt nicht mehr ... Ich bin selbst hierher ... ich glaub das einfach nicht."

„Es ist doch so!"

„In zwei Wochen ist Bismarcks achtzigster Geburtstag! Und der Reichstag ...."

„Der Reichstag wird wahrscheinlich jetzt eben zum Beschluß kommen, ihm jeden Glückwunsch zu verweigern!"

Die Tür zum Sitzungsaal hatte sich geöffnet. Drinnen tönte es hintereinander, in kurzen Zwischenräumen.

„Nein!"

„Nein!"

„Nein!"

Der alte Herr schaute umher und schüttelte hilflos den Kopf.

„Ja, aber was ist denn das? Ich hab doch siebzig mitgemacht. Ich war bei Mars-la-Tour — bei den Todesritten ... aber dafür haben wir doch nicht ..."

„Wir können nicht mehr tun, als mit ‚Ja' stimmen, Herr von Zotzen!"

Wieder war ein Spalt in der Tür. Der Schriftführer rief zweimal den Namen eines abwesenden Abgeordneten. Dann den nächsten. Ein gepreßtes: „Nein!" hinter ihm, laut, durchdringend, ein „dreimaliges Ja!" des agrarischen Führers und darauf eine langanhaltende Bewegung.

„Ja, aber, Kinder!" sagte der alte Zotzen erschüttert. „Wenn er nicht wäre, dann wärt Ihr doch auch nicht!"

„Freilich nicht!"

„Dann stände doch dies Haus nicht! Dann hätten wir kein Reich und keinen Reichstag! Bismarck wird achtzig! Die Welt beneidet uns um ihn ... Auch jetzt noch in Friedrichsruh! ... Und Ihr ..."

„Er hat nicht umsonst vor dem blinden Hödur gewarnt, damals in seiner Rede: Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt!" sagte der Fürst zu Elch-Altelch. „Jetzt geht der blinde Hödur wieder um ... so ... da bringt der Diener noch zwei Plätze für die Präsidentenloge."

Der alte Zotzen machte sich am Arm seines Sohnes mühsam auf den Weg nach der Tribüne. Achim sah ihm nach.

„Es ist ja eigentlich ein tolles Metier, das wir treiben. Finden Sie nicht, Durchlaucht?"

„So reden Sie, ein Mann, dem der Erfolg geradezu nachläuft? Diese Stimmung ist mir allerdings bei Ihnen neu!"

„Ich hab sie nun einmal heute!"

„Nicht erst heute!" sagte Herr von Pfeifendorf offenherzig. „Sie gefallen mir schon seit ein paar Monaten nicht mehr, Bornim! Seit Ihrer großen Rede damals

sind Sie nicht mehr der Alte . . . Ich weiß nicht: haben Sie kein Interesse mehr an der Sache? Gestern zum Beispiel, bei der Fraktionsitzung, waren Sie derart zerstreut . . ."

„Nun ja . . . wenn die Leute stundenlang das gleiche reden . . ."

„Früher waren Sie einer unserer fleißigsten Kommissionsarbeiter . . . Wirklich ein Muster für die anderen Herren . . . Und jetzt: Meier-Neuenburg sagte mir, er hätte Sie seit einer Woche überhaupt nicht mehr gesehen . . . Das geht doch nicht, liebster Bornim!"

„Ich werde morgen auch wieder erscheinen!"

„Fehlt Ihnen etwas? Fühlen Sie sich denn nicht wohl?"

„Mir geht's ausgezeichnet!" sagte Achim von Bornim kurz. „Ich muß jetzt in den Saal! Sonst versäume ich meinen Namen!"

Hinter ihm war unter den Parteifreunden ein Schweigen. Dann zuckte Herr von Pfeifendorf-Pfiffel die Schultern.

„Ich laß es mir nicht nehmen: Er steckt in keiner guten Haut!"

„Was mag es nur sein?" fragte der kleine, stämmige, weißhaarige Pfarrer Apitz. Der Freiherr von Treutlingen sah den ahnungslosen Gottesmann fast mitleidig an.

„Was wird's wohl sein? Na, raten Sie mal, Kollege! . . . Sie haben weißes Haar! Ich bin ein alter Esel! Die anderen Herren hier sind auch keine diesjährigen Hasen mehr. Und der Mann da ist wenig über Dreißig . . . Begreifen Sie nun?"

„Ja, er ist zu jung!" sprach der blondbärtige, breitschultrige Fürst zu Elch-Altelch unbehaglich. Nun verstand endlich auch der Pfarrer.

„Aber er ist doch verheiratet!"

„Ja, wenn das immer hülfe!"

„Und Sie glauben wirklich, daß . . ."

„Um Gottes willen, ich weiß nichts!"

Herr von Pfeifendorf wehrte energisch ab. Es wurde plötzlich still. Alle schwiegen wie das Grab. Dachten sich ihr Teil. Mit Ausnahme des alten Geistlichen, der ihren Gesellschaftskreisen fernstand. Von innen klang es unerbittlich: „Nein!" „Nein!" „Nein!" eintönig wie Tropfenfall des Hasses gegen den fernen Einsiedler und Gründer des Reiches. Die Entscheidung war nahe. Achim von Bornim stand vorn. An der Estrade. Er hatte sein „Ja" abgegeben.

„Müller, Schulze, Piefke, Bornim . . ." sagte er zu einem Kollegen neben ihm. „Das läuft nun Sturm wider Bismarck! Das sind wir Deutsche! Wozu sind wir eigentlich auf der Welt?"

„Ich erkenne Sie gar nicht wieder, Herr von Bornim! Ein Heißsporn, wie Sie sonst sind! Schimpfen Sie doch lieber! Brechen Sie den Streit vom Zaun! . . . Wenn Sie schon müde werden und verzagen . . ."

„Eigentlich haben Sie recht!" Der junge Abgeordnete lachte plötzlich, wandte sich um und stieg hinauf zur Präsidentenloge auf der Nordseite des Hauses, um nach den beiden Zotzen-Rhinow zu sehen. Als er eben auf der reservierten Zuhörertribüne angekommen war, fuhr es wie ein Sturm durch den Sitzungsaal, strudelte oben durch die Massen des Publikums, hallte in tosendem Lärm zu der Kuppel empor.

„Nun sind wir also so weit!" sagte er trocken zu dem alten Herrn von Zotzen. „Dieses hohe Haus weiß also offiziell nichts davon, daß ein gewisser Bismarck demnächst achtzig wird!"

Der greise Kämpfer von 1870 verstand ihn nicht. Niemand hörte mehr ein Wort in dem allgemeinen Lärm. Die Studenten tumultuierten. Die anderen Herren schrien. Damen beugten sich vor und spuckten in den Sitzungssaal. Dann einen Augenblick Stille — atemlose Stille.

Da unten . . . der Präsident des Reichstages . . . er hat sich erhoben . . . ein paar leidenschaftliche, knappe Worte: „Dieser Beschluß des hohen Hauses gibt mir Veranlassung, mein Amt sofort niederzulegen!"

Ein vielhundertstimmiger Aufschrei hinterher . . . ein erneutes Aufkochen. . . .

„Jetzt suchen sie den Vizepräsidenten!" sagte Achim von Bornim zu seinem Freund Jobst. „Der Mann hört noch dazu schwer! Sie finden ihn nicht! Aha . . . da läßt sich auch der Zweite Vizepräsident für die weitere Ehre seines Amtes bedanken. . . . Schafe waren wir schon bisher! Nun sind wir auch ohne Hirten!"

Um sie herum spektakelte es wie besessen. Im Saal wiesen Abgeordnete mit erhobenen Armen nach oben: „Tribünen räumen! Tribünen räumen!" Saaldiener drängten sich heran. „Bitte die Herrschaften, sofort ihre Plätze zu verlassen!"

„Wer hat das befohlen?"

„Der Präsident!"

„Es gibt keinen Präsidenten!" donnerte ein dicker Herr triumphierend. „Der Präsidentenstuhl ist leer!" Um ihn herum riefen die Damen, ohne den Sachverhalt ganz zu verstehen: „Es gibt keinen Präsidenten!" Ein mit Schmissen bedeckter Assessor stieg auf einen Klappsitz: „Wir bleiben!" . . . Viele Stimmen wiederholten: „Wir bleiben!"

Der alte Zotzen auf Rhinow stand da, mit den zittrigen Händen sich an der Logenbrüstung festhaltend. Er hatte Tränen in den Augen.

„Also wirklich, Bornim! Also wirklich!" sprach er. Weiter nichts.

„Da bringen sie ihn endlich angeschleppt!" Achim von Bornim wies nach unten. Der Erste Vizepräsident stand auf der Tribüne, die Schriftführer um ihn und schwang die Glocke. Allmählich ebbte es . . . grollte nur noch . . . verlor sich. . . . Auf einmal fing man unten an, irgendeine gleichgültige Rechnungsache zu beraten, als wäre gar nichts geschehen. Der Saal leerte sich schnell. Als der Abgeordnete von Bornim hinunterstieg, traf er in einem Seitengang grade auf den bisherigen Reichstagspräsidenten. Einige Freunde um ihn. Irgend jemand stürzte aufgeregt auf ihn zu: „Exzellenz, was werden Sie jetzt tun?"

Und der blondbärtige Herr von Levetzow sagte gelassen: „Ich geh jetzt frühstücken!"

Die Minister gingen. Plötzlich war der Alltag da. Das gewöhnliche Bild: die Tribünen leer. Im Saal zwei,

drei Dutzend Abgeordnete. Irgendwo ein murmelnder Greis. Draußen vor den Riesenfronten des Reichstagshaus Berlin. Berlin im Märzgrau. Berlin wie immer. Keine Neugierigen mehr vor dem Portal. Keine Menschenansammlungen. Keine Entrüstung. Pferdebahngeklingel. Nasse Droschken. Schutzleute. Regenschirme. Was lag an Bismarck?

Und der Abgeordnete von Bornim dachte sich, während er allein der Spree zuschritt — ja, was liegt an dem allen? . . . Es war ein sonderbares Gefühl der Leere in ihm. Der Vergeblichkeit. Nun war man glücklich oben, hatte alles, und was man griff, war wie Luft, verwandelte sich in Nebel und nichts . . . hinterließ nur die Unruhe . . . das Suchen . . . ein Fieber . . . das ist alles eitel. Es steckt mehr hinter den Dingen. Die Macht des Lebens liegt anderswo . . .

Er stand auf der windüberpfiffenen freien Fläche des Königsplatzes. Wohin? Er wußte es nicht. Wieder zurück in den Reichstag? Da droschen sie jetzt leeres Stroh . . . Oder nach Hause? Wo war man daheim? Im Zimmer in einem hiesigen Hotel? In Sommerwerk draußen bei einer fremden Frau? Er hielt die Zylinderkrempe mit der Rechten gegen den Wind fest und sah vor sich hin . . . rang mit sich . . . rang wie seit Wochen . . . Hatte die Augen halb geschlossen . . . die Lippen zusammengebissen . . . das Haupt gesenkt. Plötzlich faßte er einen Entschluß, eilte in sein Hotel am Wilhelmplatz und schrieb hastig, ohne aufzusehen:

„Verehrte Freundin!

„Morgen sollte ich bei Ihnen in der Voßstraße essen. Verzeihen Sie, wenn ich nicht komme und mich überhaupt auf Jahr und Tag beurlaube. Ich hab eine große Reise vor. Der Plan dazu war schon lange in mir. Ich bin nie recht hinausgekommen. Vom Tag ab, wo mich der Capitain d'armes auf der Kompagniekammer als Junker in die Uniform steckte, bis heute war mein Leben immer nur Arbeit hier im Preußenland und für das Preußenland. Aber die Welt ist groß, und die Gegner werfen uns Ostelbiern ja immer vor, wir schauten nicht über Kirchtürme und Karpfenteich hinaus und wüßten nicht, was da draußen alles an Kräften frei geworden ist. Das möchte ich nun einmal mit eigenen Augen sehen.

„Für einen armen, vielseitigen Sklaven der Pflicht wie mich hat solch eine Reise immer den Charakter einer heimlichen und eiligen Flucht. Sonst hält mich die Partei an den Rockschößen fest, meine Freunde und Verwandten werfen mir Knüttel zwischen die Beine, mein altes Sommerwerk stellt mir einen Fuß. Wenn ich erst Hindernisse sehen will, sind sie überall! Also muß ich mich auf französisch empfehlen von allen und so auch von Ihnen und Ihrem verehrten Gatten. Lassen Sie es sich beide gut gehen! Ich fahre morgen früh nach Sommerwerk hinaus, sage den Meinen Lebewohl, mittags bin ich schon über alle Berge oder vielmehr über alle Wellen. Haben Sie herzlichen Dank für die Gastfreundschaft, die ich in dem letzten Winter so oft in Ihrem Hause genossen habe. Ich werde noch oft bei den Yankees oder unter den Palmen daran zurückdenken.

In Verehrung

Achim Bornim."

Er adressierte mit bebender Hand den Brief: (An Hochwohlgeboren Frau Ilse Lauckardt, geborene von der Zültz), klingelte, schickte ihn hinüber in die Voßstraße, sah dem Boten nach, wollte aufatmen . . . nein . . . immer noch keine Befreiung. Da war schon wieder eine Lüge unterwegs! Kurz und wahr hätte er schreiben müssen: „Liebe Ilse! Ich fliehe vor Dir! Ich fliehe vor mir selber, ehe ein Unglück geschieht, das wir mit offenen Augen kommen sehen! Wir brauchen es uns nicht zu sagen! Wir wissen, ohne daß wir es uns je gesagt haben. Wir lieben uns mehr denn je! Das ist die Rache für meine Schuld von einst. Meine Schuld an Dir. Ich weiß nichts mehr. Ich will nichts mehr. Ich denk nichts mehr. Ich bin rein wie verrückt. Ich seh nur Dich . . . das ganze Leben ist ein Quark. . . . Der Reichstag kann mir gestohlen werden. . . . Daß ich daheim eine Familie hab, schlag ich in den Wind . . . Haus und Hof mag mir abbrennen . . . Geld und Gut verloren gehen . . . alles gleich. Nur Du bist da . . . Du . . . Du . . . Du . . . in Ewigkeit. . . ."

Die Stimme der Vernunft. Der letzten schwindenden Vernunft: sie muß doch den Brief ihrem Mann zeigen können . . . mit gutem Gewissen . . . sie hatten sich beide nichts vorzuwerfen.

Nein — noch nichts! Nur jetzt nicht denken, nicht zögern, solange man noch die Kraft zur Flucht in

sich fühlte.... Keine Minute müßig.... Die Schriftstücke hier ... aufgearbeitet, was noch rückständig ist ... Parteizank ... Wahlgestank aus engbeschriebenen Blättern ... Bettelbriefe ... Papierkorb. Also das nächste Schriftstück....

Es klopft? ... Die Herrschaften in der Voßstraße waren nicht zu Hause? Der Brief ist abgegeben? Schön! Ab! Um so besser! Da öffnet sie, da liest sie den Brief erst, wenn ich ganz fort bin aus ihrer Nähe ... weit, weit fort ... wer weiß wo... Vorläufig, bis morgen früh. trennen uns ja immer noch nur die alten Seydlitze und Zieten und wie die Haudegen auf den Postamenten des Wilhelmplatzes da unten heißen, voneinander! ...

(Fortsetzung folgt.)

Farbentüchtigkeit und Farbenblindheit.

Von Geheimrat Prof. Dr. O. Lummer, Direktor des Physikalischen Instituts der Universität Breslau.

Alle Tiere, die wie die Eule bei Nacht auf Raub ausgehen oder wie der Maulwurf und die Ratte verdammt sind, ihr Dasein unter der Erde zu verbringen, haben von den Nervenendapparaten in ihrer Netzhaut nur die, die wir als Stäbchen bezeichnen. Ich habe an dieser Stelle vor kurzer Zeit in einem Aufsatz „Gespenstersehen" auf die Bedeutung dieser Stäbchen im Gegensatz zu den Zapfen hingewiesen. Auch auf der Netzhautgrube, wo der Mensch nur Zapfen in der Netzhaut besitzt, haben die genannten Tiere nur Stäbchen. „Stäbchenseher" wurden sie darum vom Zoologen Max Schultze genannt, der diese Tatsache auf Grund anatomischer Befunde schon im Jahr 1866 entdeckte.

Auch unter den menschlichen Augen kommen solche Stäbchenseher vor. Diese Aermsten empfinden auch in der farbenfreudigsten Sonnenlandschaft keine Farben, sondern sehen alles „Grau in Grau" gemalt, getaucht in mehr oder weniger helles Stäbchenweiß. „Totalfarbenblinde" werden sie darum geheißen. Man erkennt sie schon äußerlich an ihrer Scheu vor grellem Tages- und Sonnenlicht. Erst im Dämmerlicht finden sie sich zurecht, weshalb sie stets eine schwarze Brille zu tragen gezwungen sind. Das farbenprächtigste Spektrum und der Regenbogen erscheinen ihnen farblos mit vom Blaugrün nach beiden Seiten abnehmender stäbchenweißer Stelle.

Beim Sehen im Dunkeln sind diese Totalfarbenblinden uns Farbentüchtigen insofern überlegen, als sie die kleinsten Helligkeitsdifferenzen sehr viel besser wahrnehmen als wir. Ein am Boden des absolut verdunkelten Zimmers liegendes weißes Papier, Taschentuch oder dergleichen wird von ihnen sofort gefunden, wo wir erst lange suchen müssen, obgleich auch wir im Dunkeln nur mit den Stäbchen sehen und wie sie total farbenblind sind. Bei ihnen ist eben auch die Netzhautgrube mit Stäbchen besetzt, so daß sie im Dunkeln zu fixieren vermögen, wo wir auf das indirekte Sehen angewiesen sind.

Nach meiner Ansicht haben wir es bei den normalen Stäbchensehern mit einem atavistischen Rückfall zu tun, der, wenn auch selten, so doch häufiger vorkommt, als man glaubt. Ist diese Auffassung richtig, so darf man schließen, daß auch wir Farbentüchtigen vor Jahrmillionen einst Stäbchenseher waren, und daß sich erst im Laufe der Zeit die Zapfen aus den Stäbchen entwickelt haben zu höheren, farbenfrohen Wesen. Ob diese Entwicklung noch weiter fortschreitet und unsere Augen dereinst, wie jetzt schon auf der Netzhautgrube, auf der ganzen Netzhaut lediglich Zapfen besitzen werden? Jedenfalls weisen die Netzhäute der im Sonnenlicht hoch in den Lüften sich tummelnden Vögel nur farbenempfindende Elemente auf. Jedes Element ihrer Netzhaut trägt am Ende ein buntes Oelkügelchen, deren Farben die verschiedensten Nuancen zeigen.

Für meine Ansicht, daß wir es bei den Stäbchensehern mit einem Rückfall in längst überwundene Zeiten zu tun haben, sprechen noch andere Tatsachen. Außer diesen totalfarbenblinden Augen existieren noch andere anomale Farbensysteme bei den menschlichen Augen, welche Anomalien sehr viel häufiger vorkommen und darum auch länger bekannt sind. Ich meine die „Daltonisten" oder „Farbenverwechsler", denen das Rot der Rose und das Grün des Blattes gleichgefärbt erscheint. Alle Anomalien im Farbensehen dieser „Rotgrün-Verwechsler" können, wie ich zuerst zeigen konnte, auch wir Farbentüchtigen beim Sehen im Dunkeln nachahmen, woraus ich schloß, daß die Netzhautgrube dieser Farbenverwechsler außer den Zapfen auch noch Stäbchen besitzen, wo wir letztere verdrängt bzw. in Zapfen verwandelt haben. Näher hierauf einzugehen, würde uns hier zu weit führen.

Schon früher ließ der eigentümliche Glanz, den blanke reflektierende Gegenstände im Mondenschein zeigen, in mir die Vermutung aufsteigen, daß wir es hier mit Stäbchenweiß zu tun haben, mit jenem undefinierbaren Glanz, den ich aus der „Grauglut" (vergl. Nr. 7) nur zu genau kannte, und der allein der Stäbchenempfindung im Dunkeln eigen ist. War diese Vermutung richtig, so mußten wir in der Nacht bei Mondenschein Stäbchenseher und total farbenblind sein. Um diese Hypothese zu prüfen, unternahm ich mit meinem Freund und Kollegen E. Pringsheim am 28. Juni v. J. eine Nachtfahrt im Ballon bei Vollmondschein, um fern von den künstlichen Lichtern ungestört beobachten zu können. Am Ballonkorb hatten wir lange Papierfahnen befestigt, die aus roten, gelben, grünen und blauen Streifen zusammengesetzt waren. Glücklicherweise behielt der Kalender recht, und bald nach Untergang der Sonne strahlte der Vollmond während der ganzen Nacht, wenn auch mit etwas verschleiertem Antlitz und infolgedessen gelblich angehauchtem Licht, auf die Landschaft unter uns hernieder. Infolge der langen Junidämmerung beherrschten die Zapfen bis zum späten Abend das Feld. Deutlich erkannten wir die Farben der bunten Papierfahnen, grünlich im Ton hoben sich Wiesen und Wälder vom rötlichen Ackergelände und den gelblichen Aehrenfeldern ab, und in bläulichem Licht schimmerten die vom gelblichen Mondenlicht geworfenen langen Schatten. Mit höher steigendem Mond und dunkler werdendem Himmelslicht änderte sich aber schließlich das Bild, und die ganze Landschaft nahm einen ungewohnten, fast unheimlichen Charakter an. Die Landschaft unter uns war wie mit einem grauen Schleier überzogen, und das Beobachten des Geländes verursachte große Anstrengung. Ein deutliches Anzeichen für mich, daß die Zapfen ihre Arbeit einge-

stellt und die Stäbchen die Rolle des Sehens übernommen hatten. Und siehe da, die vom Mondenschein voll beleuchteten Farben der papiernen Fahnen waren verschwunden. Der im Tageslicht rote Streifen wurde immer schwärzer, während der blaue und grüne Streifen an stäbchenweißem Glanz gewann und um so mehr, je indirekter wir sie betrachteten. Es war kein Zweifel, daß wir als total farbenblinde Stäbchenseher die Landschaft überflogen. Oede und grau starrte das Gelände zu uns herauf, verschwunden war das Grün der Wiesen, das Gelb der Aehren und das Rot der im Mitternachtschlaf schlummernden Gehöfte. Düster und schwarz lagen die Mondscheinschatten, unheimlich dunkel breiteten sich unter uns die Tannen- und Laubwälder aus, die wir nach Mitternacht am Gelände des Bober bei Naumburg überflogen.

Da wir das Schleppseil bis zu 60 Meter Länge ausgelegt hatten und in einer „Schwimmschicht" von niedriger Höhe (etwa 80 Meter) „schwammen", so hieß es aufpassen, um nicht an den Bäumen, Kirchtürmen und Dächern hängenzubleiben. Aber das war leichter gesagt als getan. Denn unsere Netzhautgrube versagte ihren Dienst, und das Fixieren der schattenhaft von der Umgebung sich abhebenden Hindernisse war unmöglich. Argen Täuschungen waren wir unterworfen sowohl in bezug auf die Abschätzung der Höhe als auch in bezug auf die Erkennung von Einzelheiten eines uns nahenden Hindernisses. Am merkwürdigsten waren die Täuschungen in bezug auf die Perspektive oder das „Höher" und „Tiefer" im welligen Terrain. Eine heller schimmernde Kalkgrube oder ein Steinbruch erschien als erhöhtes Relief, bis man beim Ueberkreuzen gewahr wurde, daß man es mit einer Vertiefung im Gelände zu tun hatte. Der sicher im Tal fließende Bober erschien als ein schmutziger Lehmpfad auf hohem Damm, zu beiden Seiten von steil abfallenden Böschungen begrenzt, ohne jede lebendige Strömung.

So anstrengend und ermüdend aber auch dies nächtliche Sehen sich gestaltete, kein Auge wollte sich schließen, um die müden Sinne zu ruhen. Der Reiz des Ungewohnten, das Gespenstische des Sehens, die Freude an der vollen Bestätigung meiner Vermutung ließ das Auge immer wieder von neuem umherirren über das öde Einerlei unter uns. Wohltuend wirkte nur der Anblick der Mondscheibe, da sein direktes Licht auch die Zapfen erregte. Mit Wohlbehagen ruhte das Auge an seinem Anblick sich aus. Um so deutlicher kam uns das Unangenehme des Stäbchensehens bei Betrachtung des Geländes zum Bewußtsein.

In der Ferne schimmert eine silberweiße Fläche, und wir raten, es sei ein See. Beim Ueberfliegen werden wir unseres Irrtums gewahr, und der „See" entpuppt sich als ein Getreidefeld oder Aehnliches. Und umgekehrt, was wir für ein Wiesengelände im Waldesdunkel hielten, verwandelt sich in einen friedlich schlummernden, leblosen See.

Diese fortwährenden Täuschungen, das graue Einerlei, das lautlose Dahingleiten der düster am Himmel sich abhebenden Riesenkugel in der geheimnisvollen, schweigsamen Natur zwingt auch uns unwillkürlich zum Schweigen und Sinnen. Weit weg schweift mein Geist in jene Zeiten der Jugend, in denen die bloße Erzählung von Friedhofsgeschichten, von Geistern und Gespenstern das Herz zum Stocken brachte, und immer mehr verdichtet sich der Glaube, in eine wirkliche Gespensterwelt versetzt zu sein.

Ist es da zu verwundern, wenn sich die Sehnsucht zur Wirklichkeit geltend machte und wir beim Nahen eines Dorfes laute Juchzer zur Erde hinabsandten? Und war auch oft nur laut kläffendes Hundegebell das Echo unseres „Hallos", so war es doch ein sicheres Zeichen, wirklichem Leben nahezusein. Einmal sollten wir glücklicherweise gründlich unserem Träumen und unseren Traumgespinsten entrissen werden. Trotz früher Morgenstunde (etwa 2 Uhr) mochten einige Bewohner eines in der Fahrtrichtung liegenden Dorfes wohl ebenfalls Studien über das „Sehen im Dunkeln" angestellt haben, genug, unser Riesen-Nachtvogel war schon von weitem bemerkt worden. Als wir dem Dorf näher kamen, ertönte „liebliche" Musik an unsere empfänglichen Ohren, und die Dorfkapelle gab uns mit der ganzen Tanzgesellschaft ein großes Stück unseres Weges fröhliches Geleit, wofür wir durch Juchzer dankend quittierten.

Um so krasser wirkte der Kontrast, als wir kurz darauf wieder einsam über düstere Wälder flogen. Fast schreckhaft klang der plötzliche Angstschrei eines aufgescheuchten Nachtvogels, dem von neuem absolute Totenstille ringsumher folgte. Wie eine Art Erlösung wurde daher die anbrechende Morgendämmerung begrüßt und mit ihr die in farbenfroher Stimmung erwachende Natur. So dankbar wir der Stäbchen gedenken, der treuen Wegweiser in dunkler Nacht, um so größere Dankbarkeit und Bewunderung zollen wir den farbenfreudigen Zapfen, die den Zauber der Farben in die Landschaft tragen und uns ein getreues Abbild der Objekte liefern.

Obwohl ich mich schon lange mit dem Sehen im Hellen und Dunklen beschäftige, wenn auch nur im „Nebenfach", so sollte mir doch erst im letzten Herbst zum Bewußtsein kommen, daß wir auch in sternenklarer Nacht Stäbchenseher sind, und die Erkenntnis kommen, daß das an den Sternen bewunderte magische „Sternenlicht" im wesentlichen stäbchenweiße Empfindung ist. Wohl hätte man schon nach dem Aussehen der Sterne mit ihrem allen Sternen eigentümlichen „silbernen", undefinierbaren Glanz schließen müssen, daß man es hier mit Stäbchenbeobachtung zu tun hat, aber gerade die nächstliegenden und interessantesten Folgerungen einer Theorie verdanken ihre Aufdeckung meist empirischen Zufällen.

Beschäftigt mit der Niederschrift des bisher gegebenen Materials verließ ich in Flinsberg (Isergebirge) spät abends meine Pension, um in klarer Sternennacht jene bei Mondenschein gemachten Beobachtungen einer Prüfung zu unterziehen. Denn eine Großstadt mit ihrer künstlichen Lichtfülle und ihrem hellen Widerschein eignet sich schlecht, um sich im „Dunkelsehen" zu üben oder Studien über das Aussehen der Sterne anzustellen. Gerade Flinsberg mit dem freien Ausblick über das ganze Himmelsgewölbe und mit seinen spärlich durch Glühlampen beleuchteten Wegen erscheint wie dazu geschaffen, um die Theorie des Sehens im Hellen und Dunklen in klarer Sternennacht zu prüfen.

Sobald ich aus dem hellerleuchteten Eßsaal ins Freie trat, umfing mich trotz des Sternenlichtes und der rötlich leuchtenden „Laternen" anfangs dunkle Nacht, so daß ich weder Weg noch Steg in dem vor mir sich ausbreitenden Park erkennen konnte. Ich warte und taste mich mit dem Stock vorwärts, den Stäbchen Zeit lassend, für ihren Lichtberuf sich vorzubereiten. Was ich vorläufig sehe, sind nur die hier und da rotblinkenden Glühlampen der Straßenbeleuchtung und die roterleuchteten Fenster einiger Villen, deren Insassen noch nicht zur

Ruhe gegangen sind. Auch am Sternenhimmel beobachte ich nichts Besonderes, höchstens mich erfreuend an dem durch Erfahrung gewohnten „silbernen" Sternenglanz.

Aber bald ändert sich das Bild, und zu meiner großen Freude merke ich, daß ich mich mitten in einer „Stäbchenlandschaft" befinde. Mit der Zeit sind die Stäbchen zu ihrer vollen Leistungsfähigkeit erwacht und damit das Dunkel der Nacht auf einmal wie fortgezaubert. Der Weg hebt sich jetzt deutlich vom dunkleren Rasen ab, und ohne Hilfe des Stockes kann ich des Weges ziehn, alles um mich herum deutlich erkennend. Noch fällt es mir nicht auf, daß der Himmel jetzt sehr viel mehr Sterne zeigt als beim Hinaustreten in die Landschaft aus dem hellen Zimmer, ein Zeichen, daß ich die Ursache dieser Erscheinung noch nicht erkannt hatte. Denn erst, wenn man weiß, was man beobachten soll, beobachtet man es und wundert sich, daß man es vorher gar nicht bemerkt hat.

Was ich wußte, war, daß beim Stäbchensehen im Dunkeln alle direkt betrachteten (fixierten) rotleuchtenden Lichtquellen bei indirekter Beobachtung stäbchenweiß erscheinen müssen, daß bei Ausschluß der Zapfen die Landschaft „Grau in Grau" und farblos gesehen werden muß, und daß dann lichtschwache Objekte das neckische Spiel des „Gespenstersehens" (vergl. meinen Artikel in Nr. 7) zeigen müssen.

Alle diese Folgerungen ließen sich geradezu glänzend beobachten. Die erleuchteten Fenster und die Glühlampen der Laternen waren hell genug, um beim Fixieren die Zapfen zu erregen, und erschienen demgemäß in der ihnen eigentümlichen Färbung: Hellrot! Sobald ich aber an ihnen vorbeischaute, so daß ich sie indirekt anschaute und die Stäbchen mitwirken konnten, erschienen sie weißglänzend und sehr viel heller. So schnell ich auch zwischen direktem und indirektem Sehen wechselte, stets verwandelte sich das Rot in Stäbchenweiß! Somit war der in Nr. 7 der „Woche" beschriebene Laboratoriumsversuch mit den drei schwachrotleuchtenden Glühlampen bzw. die Verwandlung der „Rotglut in Grauglut" in schönster Weise an natürlichen Objekten im Freien gelungen*).

Vom Rot der Ziegeldächer, vom Grün der Wiesen und des Laubes, vom Gelb der Stoppelfelder war nichts zu sehen. Alle Farben der vom Sternenlicht beleuchteten Objekte waren verschwunden, wie es das Stäbchensehen erheischt. Die ganze Landschaft war in Stäbchengrau getaucht, und nur die helleren Objekte leuchteten weißlich in stäbchenweißem Licht. Diese eigneten sich besonders, um Versuche über das Gespenstersehen anzustellen. Wollte man sie näher betrachten und fixierte sie, so waren sie verschwunden, und statt ihrer gähnte eine dunkelschwarze Leere. Nur beim indirekten Sehen tauchten sie wieder auf.

Jetzt blicke ich zum Sternenhimmel auf, und zum erstenmal fällt mir die Ähnlichkeit des Sternenlichts mit dem farblosen Glanz des Stäbchenweiß auf. Ich wende meinen Blick zu den Plejaden („Siebengestirn"), aber o Wunder, sobald ich sie näher betrachte und fixiere, ist dieser ganze Sternhaufen verschwunden! Aus einem tiefschwarzen Fleck, wo ich vorher die Plejaden zu sehen vermeinte, blinken nur noch zwei oder drei winzige Lichtpünktchen, die vorher hellen und zahlreichen glänzenden Sterne aber sind fort. Ich blicke an dieser Stelle vorbei und siehe da, die Plejaden erglänzen von neuem in ihrer zahlreichen Pracht. Und sooft ich dieses Spiel wiederhole, sind sie verschwunden und tauchen wieder auf. Die Plejadengruppe erschauen wir also sicherlich nur beim indirekten Sehen, und ihr Glanz ist sicher stäbchenweiße Empfindung. Wer also jemals die Plejaden gesehen hat, weiß jetzt auch, was Stäbchenweiß ist.

Diese auffallende und meines Wissens noch niemals aufgedeckte Tatsache ließ mich weiter prüfen, ob auch die anderen Sterne ihren silbernen Glanz dem Stäbchensehen zu verdanken haben. Und in der Tat vermochte ich wenigstens alle lichtschwächern Sterne beim Fixieren zum Verschwinden zu bringen. Nur beim indirekten Sehen tauchen sie auf und gewinnen an Glanz und Größe, um so mehr, je schiefer man an ihnen vorbeischaut. Nun war es nicht mehr wunderbar, warum die Sterne alle im gleichen „Silberlicht" strahlen. Ohne daß wir es ahnten, haben wir die Sterne indirekt beobachtet und ihnen das subjektive Stäbchenweiß aufgedrückt. Das Sternenlicht ist Stäbchenweiß!

Jetzt erst wurde mir klar, warum wir beim Verlassen des hellen Zimmers anfangs so wenig Sterne am Himmel erblicken. Die lichtschwächern Sterne vermögen die Zapfen, also auch die Netzhautgrube nicht zu reizen, und die Stäbchen sind noch „unter der Schwelle", d. h. noch nicht reizungsfähig. Einmal dessen bewußt, verfolgt man mit Erstaunen, wie mit der Zeit zu den hellsten Sternen immer mehr und mehr Sterne hinzukommen, bis der Himmel von Sternen übersät ist, und zwar immer dort aufblitzend, wohin wir nicht direkt blicken.

Nur eine hierher gehörige Tatsache ist seit den ältesten astronomischen Zeiten bekannt. Das sogenannte „Reiterchen" oder der lichtschwache Stern ganz nahe dem mittelsten hellen Stern der Deichsel des Großen Bären galt immer schon als Prüfstein für die Sehschärfe des Auges, da er nur schwer erkennbar ist. Man blicke an beiden Sternen vorbei, und mit Leichtigkeit wird man ihn erkennen. Das wußte man, ohne daraus weitere Folgerungen zu ziehen. Wer konnte auch ahnen, daß hierbei die Stäbchen die Hand im Spiel haben? Ihre Fähigkeit, im Dunkeln so viel heller zu sehen als die Zapfen, veranlassen das Auge, ohne daß wir uns dessen bewußt werden, umherzuirren und die lichtärmern Objekte gleichsam einzufangen und in stäbchenweißen Glanz zu hüllen. Warum sollte unser Auge von selbst eine Stellung einnehmen, bei der es einen Stern lichtschwächer oder gar nicht sieht? Selbst wenn man dies beabsichtigt, gelingt es erst nach langer Übung und mit Anstrengung. Mancher Stern verhält sich wie der „Gespensterfleck" (vergl. Nr. 7); hat man sein Bild durch Fixation auf die Netzhautgrube gezwungen und so den Stern zum Verschwinden gebracht, so bricht er von neuem hervor und tanzt im Kreis umher. Nur die lichtstarken Sterne vermögen die Zapfen zu reizen und sind darum am Himmel zu sehen, auch wenn die Stäbchen noch nicht erwacht sind. „Zapfensterne" habe ich sie darum genannt. Sie allein stehen am Himmel der Großstadt, weil beim Licht der Straßenlaternen die Stäbchen ihren Dienst versagen. Nur fern vom Lichtermeer der Großstadt erglänzen auch die Tausende der kleinen Sterne, der „Stäbchensterne", da sie nur mittels der Stäbchen zu beobachten sind und von diesen gleichsam erst an den Himmel gezaubert werden.

*) Schon früher habe ich diesen Versuch im Deutschen Theater zu Berlin (Kammerspiele) an den roten „Rotlampen" während der Vorstellung beobachten können.

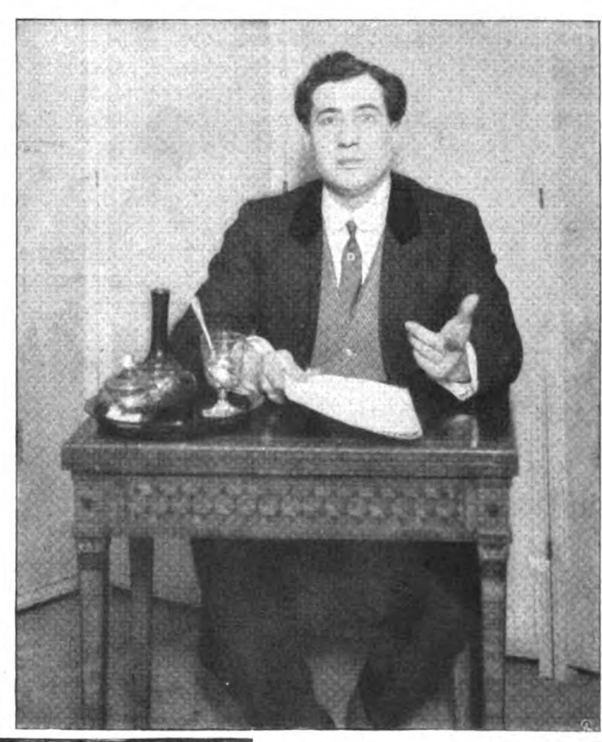
Pariser Größen am Vortragstisch.

Von P. Lefort. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

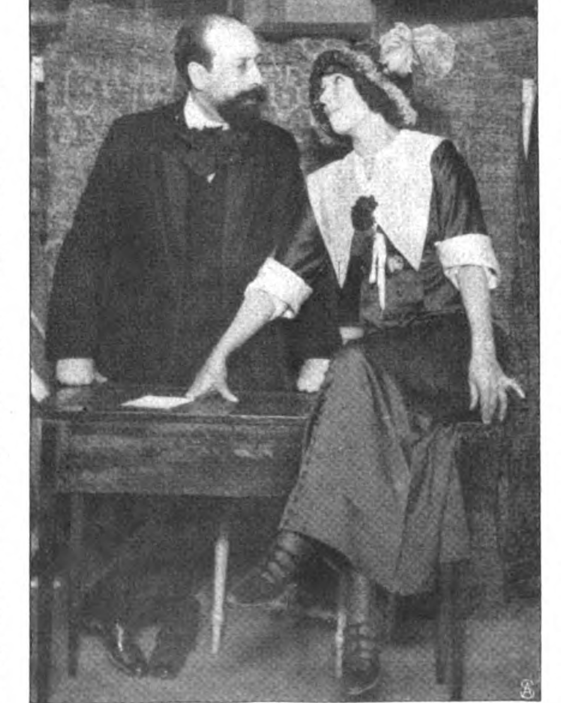
Die ersten Gesellschaftskreise von Paris begeistern sich augenblicklich für den Vortrag im Konversationston — trockene Gelehrsamkeit wäre ihnen ein Greuel — und für den Vortragenden selbst so sehr, daß die bisher einmal wöchentlich in den Theatern veranstaltete Einführung in irgendein aktuelles Thema nicht mehr genügt. Die bekannten Freitage haben ihren Reiz verloren, der Kinderdonnerstag gerät in Vergessenheit, die Mittwochsmusik findet keinen Anklang mehr — nichts kann gegen die „Konferenzen" aufkommen, die nun allabendlich in einem Theater in neuer veränderter Auflage geboten werden. Montag: über die Mode; Dienstag: über Politik; Mittwoch: Literatur und Poesie; Donnerstag: das Café-Konzert; Freitag: das Musikleben; Sonnabend: der Sport in seinen verschiedenen Variationen und endlich am Sonntag: ein thé de Boxe, wie denn überhaupt der Preis eines jeden Konferenzbilletts **eine Tasse Tee mit einem bißchen Gebäck dazu mit einschließt.**



Mme. Marcelle Tinayre,
berühmte Romanschriftstellerin.



M. Muratore von der Großen Oper,
spricht über den Komponisten Massenet.



Die Schauspielerin Mlle. Mistinguett
und der Journalist M. Nozière.

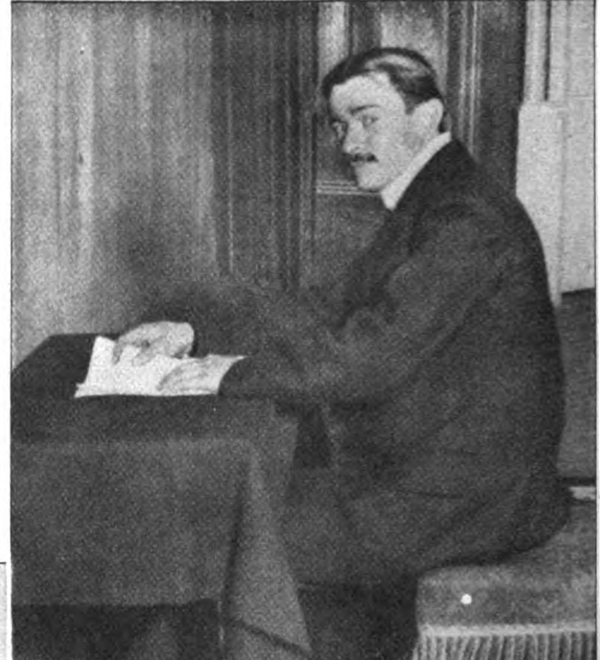
Das Leben der vornehmen Pariserin wird sich künftig auf und zwischen diesen Teeunterhaltungen abspielen, die ihr alle Höhen und Tiefen, alle Schönheiten und Geheimnisse des politischen, künstlerischen, literarischen und sportlichen Lebens von Frankreich offenbaren sollen.

Eine neue Berufsart oder eigentlich eine neue Beschäftigung — angenehm, nicht anstrengend und einträglich — hat sich mit diesen Konferenzen herausgebildet. „Junge Talente" werden von gefälligen Lehrmeistern gegen geringes Honorar herangebildet, und wer nur irgend das Zeug in sich spürt, über eine Sache unterhaltend plaudern zu können, setzt sich vor ein „geladenes" oder nur „gekommenes" Publikum, in den geschlossenen Rahmen eines Bühnensalons oder schwer herabfließender Faltendraperien, neben sich ein Glas Wasser, vor sich das Licht der Rampe, und „erzählt". Aber selbst die Ersten und **Größten verschmähen es nicht, als Konferenziers aufzutreten.**

Literaten, Journalisten, Tragöden, Komiker, Sänger und Tänzerinnen, Aviatiker und Faustkämpfer, Lyriker und Musiker, Professoren und Doktoren, alle ohne Unterschied sprechen zu einem immer beifallsfreudigen Publikum und verhelfen den Konferenzen zu immer neuen Siegen.

So sprach Professor Charcot (Abb. S. 415), der bekannte Erforscher des Südpols, an der Hand von Lichtbildern über seine Reise auf der „Pourquoi Pas“ in die Eisregion und gab seine geographischen, geologischen, meteorologischen und naturwissenschaftlichen Beobachtungen zum besten. In seiner Bescheidenheit verschwieg er die Aufzählung der Entbehrungen und Leiden, denen seine Expedition ausgesetzt war, und schloß seinen Bericht mit den Worten: Wir taten, was wir konnten. Gern hätten wir mehr geleistet. Aber wir sind bereit, die Arbeit wieder aufzunehmen.

In der zeitgenössischen Literatur nimmt Madame Marcelle Tinayre (Abb. S. 411) einen bemerkenswerten Platz ein. In ihren großen Romanen vereinen sich



Der bekannte Flieger Védrines.



Der Karikaturenzeichner Sem.

glückliche Anlagen des Stils und kräftige Linienführung mit feiner weiblicher Empfindung. Niemand kann besser als Madame Tinayre zu ihren Mitschwestern sprechen von der zarten Sorgfalt der Frauen für den Mann, dessen physische und seelische Leiden auf Heilung durch ihre sanften Hände warten.

Trotz vieler Anfeindungen von seiten eines Teils seiner Studenten ließ sich Doktor Doyen (Abb. S. 413) von der chirurgisch-medizinischen Fakultät, der berühmte Verfechter und Vollzieher der Vivisektion, vor einem Auditorium von schönen Damen hören und zeigte ihnen durch Lichtbilder die Gefahren und fürchterlichen Konsequenzen der Trunksucht unter den Arbeitern, den Verlauf von Operationen am lebenden Körper, die Schädlichkeiten des zu engen Korsetts: die zusammengequetschte Leber und den verschobenen Magen.

Madame Severine (Abb. S. 413), von der nur wenige Bilder existieren, da diese temperamentvolle Dame eine Abneigung gegen den photographischen Apparat hat, entschließt sich nur selten, vor Tout Paris zu sprechen. Sie zieht es vor, zu dem Volk, den Armen und Bedrückten, deren Anwalt sie seit 30 Jahren

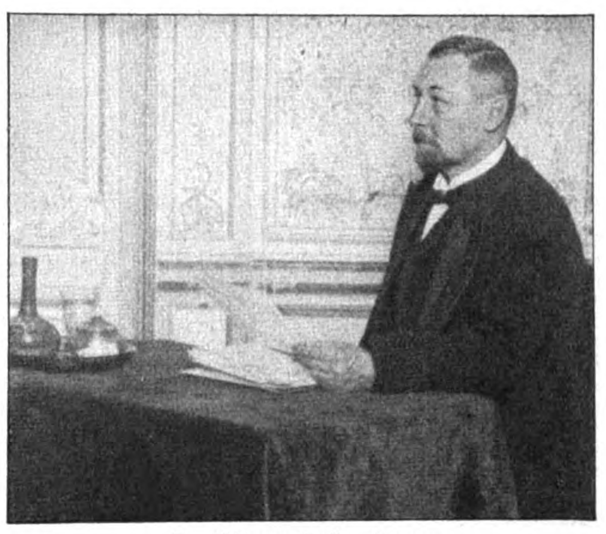


Die Advokatin Mme. Peuener.

ist, zu reden. Trotzdem lernt man in ihr eine wissenschaftlich gebildete, nachdenkliche und gläubige Interpretin des großen Werkes kennen, das sich der Geringen annimmt und sie gegen die Besitzenden schützt. Auf Verlangen wiederholte sie ihren im Odéon gehaltenen Vortrag über Tolstois düsteres Drama „Die Macht der Finsternis“. Madame Severine ist in ganz Frankreich als eine Sozialistin und Republikanerin von stärkster Ueberzeugung bekannt.

Wenn die Entdeckung von Professor d'Arsonval

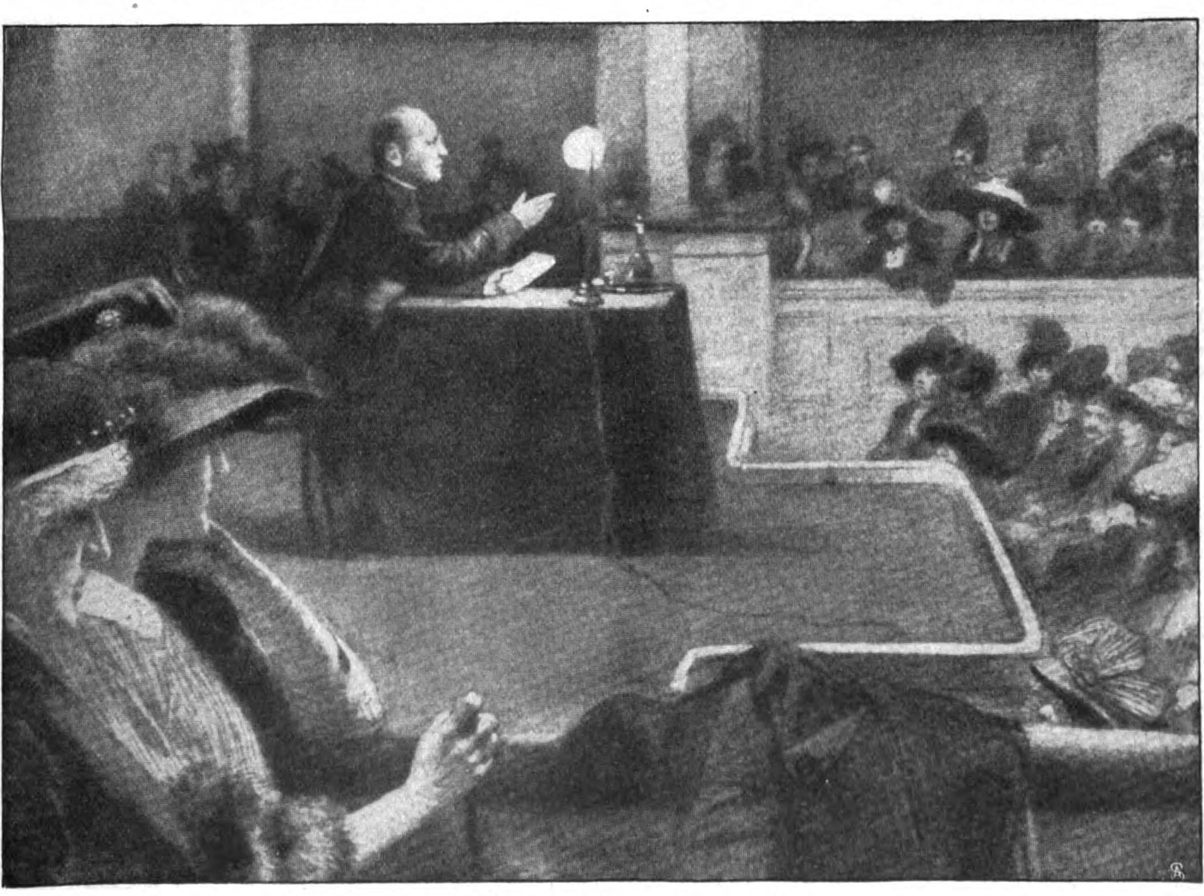
Die bekannte Schriftstellerin Mme. Severine.



Der Chirurg Doktor Doyen.

(Abb. S. 414) über die Nutzbarmachung des elektrischen Stromes für die Behandlung der Arteriosklerose ein wichtiges Ereignis für die ärztliche Wissenschaft bedeutete, so waren seine eingehenden wissenschaftlichen Forschungen über die photographische Wiedergabe des gesprochenen Wortes nicht minder interessant, die er in seinem Vortrag vor zahlreichen und aufmerksamen Zuhörern auseinandersetzte.

Der Priester Monseigneur Bolo (Abb. untenst.) wendet sich während der Fastenzeit hauptsächlich an das weib-



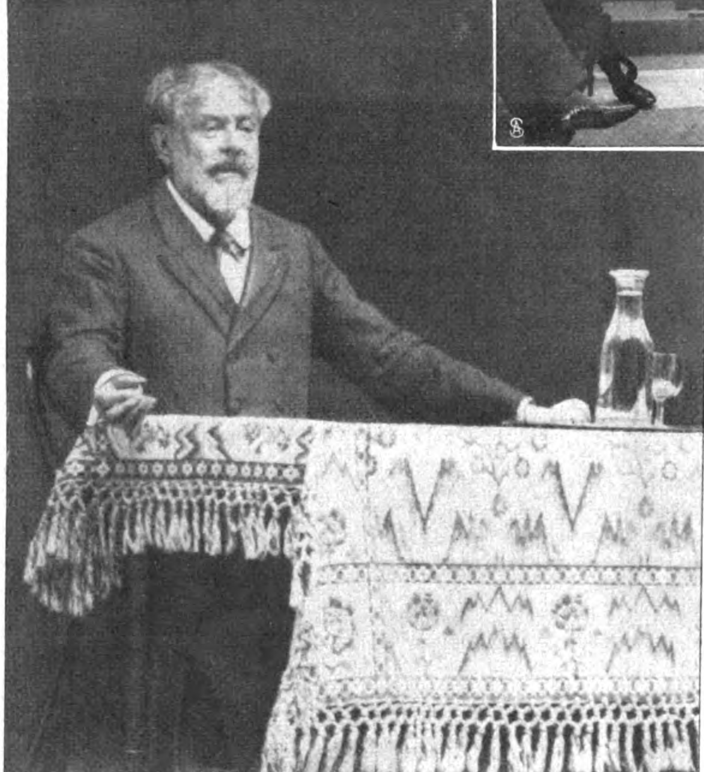
Der Priester Mgr. Bolo am Vortragstisch.

liche Element. Er spricht mit großer rednerischer Gewandtheit gegen die Eitelkeiten dieser Welt im allgemeinen und des gesellschaftlichen Lebens im besonderen. Die „Ehe von morgen", ein Thema, das er mit aller Freimütigkeit, wenn auch in den Grenzen religiöser Gebundenheit erörtert, führt ihm immer neue Anhängerinnen zu.

Trotz mancher erlittenen Niederlagen verzichtete Madame M. Pelletier (Abb. S. 412), die Advokatin am Obersten Gerichtshof in Paris, doch nicht auf das Wort, da nach ihrer Meinung die Frau nicht nur zur Verteidigerin des Rechts für ihresgleichen berufen ist, sondern auch von der Teilnahme an großen politischen und sozialen Fragen nicht länger ausgeschlossen werden darf.



Der Bildhauer Rodin.

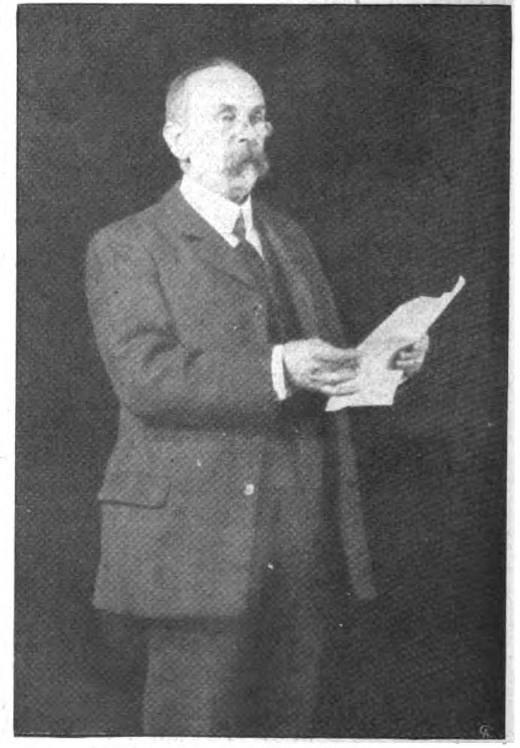


Der Dichter Jean Richepin.

Es gehört zu den seltenen Genüssen für die Künstler, sich um ihren von aller Welt geschätzten und bewunderten Meister Rodin (Abb. obenst.) zu sammeln und seinen Anschauungen über Kunst und besonders bildnerische Kunst zu folgen. Was er zu sagen weiß, begeistert seine Zuhörer von Fall zu Fall, sei es, daß er seine Gedanken über ein Gemälde von Corot, die Aufführung eines Wagner-Werkes, einen Tanz von Nijinski und über eine neue Arbeit von Anatole France äußert. Stets regt er zu neuem Nachdenken über all die schwebenden Fragen der modernen Kunst an.

Einer der berufensten Interpreten, Mr. Muratore (Abb. S. 411) von der Großen Oper, fesselte durch einen bewegten Vortrag über J. Massenet, den großen französischen Komponisten. Er sprach über die Bedeutung und den Inhalt seiner Werke und Gestalten (Manon, Werther, Herodias, Therese, Roma) unter den verschiedenen Gesichtspunkten und erklärte im besonderen den durch und durch französischen Geist Massenets.

Als ein Konferenzier, wie er sein soll, erwies sich der Dichter Jean Richepin (Abb. nebenst.). Er verfügt über alle Eigenschaften, die einen Kreis von Damen und Herren in atemlose Spannung, in innerliche Bewegung versetzen können. Wenige nur kennen wie er die lyrische und dramatische Literatur Frankreichs. Auch in Deutschland folgte man den mit schöner, leicht vibrierender Stimme vorgetragenen Versen und Prosafragmenten des hervorragenden Konferenziers vor kurzer Zeit mit regster Teilnahme und lebhaftem Interesse.



Der Gelehrte Professor d'Arsonval

Der französische Aviatiker Védrines (Abb. S. 412) bringt als Mann von Fach die großartigste Erfindung des Jahrhunderts zur Besprechung. Für ihn ist ein Aufstieg im Aeroplan ein Kinderspiel, und der Name eines Fliegervirtuosen wird ihm nicht mit Unrecht beigelegt. André de Fouquières (Abb. nebenst.) führt uns die Tänze One step und Tango vor, beschwört indische Wunder herauf und plaudert über die Hochzeit des Maharadscha von Kapurthala ebenso amüsant wie über die Eleganz des Parisers und der Pariserin wie über den guten Ton von heute.

Vorträge mit Rede und Gegenrede haben die Bühnenkünstlerin Mlle. Mistinguett und M. Nozière (Abb. 411), Journalist und dramatischer Kritiker, geschaffen. In lebhaftem, knappem Dialog tauschen sie ihre Meinungen über die Extravaganzen der Mode, die Eigentümlichkeiten des Korsos in der Rue de la Paix aus, die der Kritiker ein wenig verdammt und die Schauspielerin mit glühenden Worten verteidigt, denn dort offenbart sich die wahre Eleganz der Zukunft, zu der auch sie sich bekennt — aus welchem Grund sie auch den Pariserinnen als Modell in allen Toilettenangelegenheiten gilt. — Der Pariser Witz, beißend und fein zugleich, hat wohl keinen hervorragenderen Vertreter als Sem (Abb. S. 412), den berühmten Karikaturenzeichner, dessen Stift das elegante Paris im Bois, im Theater, bei den Rennen, in Monte Carlo und wo immer festhält. Die Konferenzen von Sem sind darum eigentlich nichts weiter als Anekdoten, durch geistvolle Skizzen illustriert. Niemand fühlt sich von seinem treffenden Humor verletzt, ja die Opfer jubeln ihm noch zu, diesem „kleinen Teufel von einem Mann".

Die Liste derer, die mit ihrem Wissen, ihrer Originalität, ihren Talenten und guten Einfällen das vornehme Paris von heute allabendlich oder jeden Nachmittag unterhalten, könnte ins endlose verlängert werden, denn — wie schon gesagt — von Konferenziere und solchen, die es zu sein glauben, wimmelt es jetzt in Paris



Der Journalist André de Fouquières.

Der Südpolarforscher Professor Charcot.

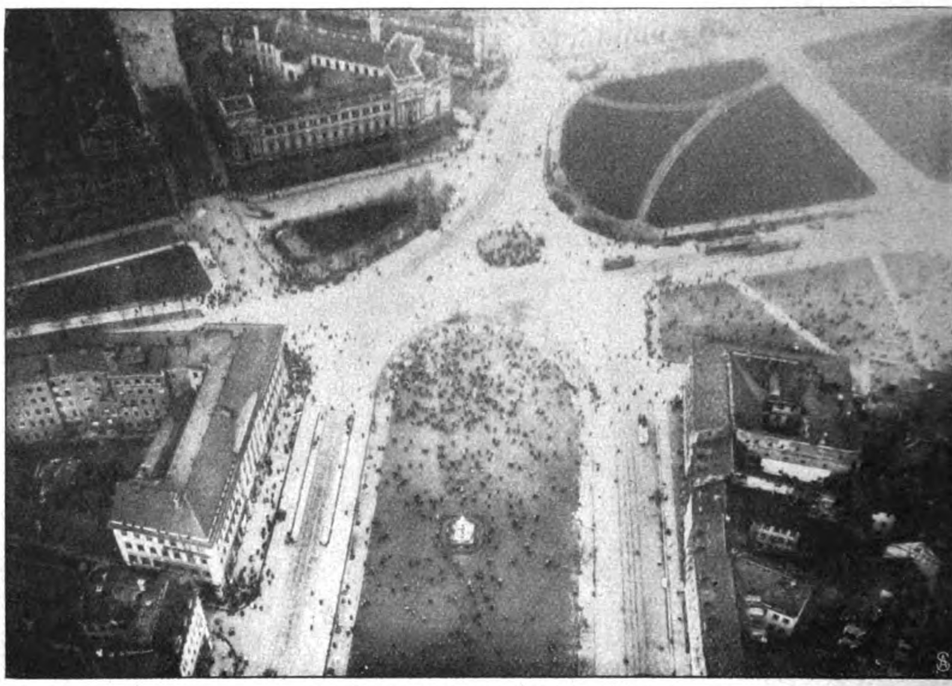
Ein Flug über Leipzig.

Von Charlotte Gräfin Rittberg. — Hierzu 6 Aufnahmen von Hugo Kühn, Baden-Baden.

Der Augustusplatz in Leipzig wimmelt schwarz von Menschen, der Königsplatz, die breiten Anlagen, die sich einem Gürtel gleich um das Zentrum der Stadt schlingen. Im Gewinkel der alten Stadt wogt ein Menschenstrom hin und wieder, aus den Läden drängen Kunden und Verkäufer, Meister und Gesellen aus den Werkstätten. Da, wo Gassen und Straßenfluchten sich kreuzen, umfaßt der Blick ein Stückchen Himmel. Alle Gesichter sind nach oben gewandt; das Rufen, Fragen und Erwidern pulsen wie hastige Atemzüge verhalten und doch erregend durch die Menge. Und dann brandet der Schrei auf: „Da — dort — Zeppelin — nein, Parseval — ein Eindecker, eine ‚Taube' — ein Ballon — seht doch . . " Einerlei in welcher Gestalt ein solcher stolzer Bezwinger der Lüfte dahergezogen kommt: brausender Jubel empfängt ihn, Begeisterung folgt ihm, bis er, ein Pünktchen am Horizont, entschwunden ist. Und immer wieder löst das längst vertraut gewordene Schauspiel jene Ergriffenheit aus, die wie ein feiner Ton aus einer anderen Welt über dem entfesselten Redeschwall der gaffenden Menge zittert.

Wenn man von Südwesten über den Wald daherkommt, über das Leipziger Ratsholz, das die Flußläufe der Elster und Pleiße gleich schimmernden Silberadern durchzieht, und über die üppigen Anlagen des Albertparks, hebt sich schon von weitem ein Wahrzeichen der Stadt, der Rathausturm, den Ankömmlingen grüßend in die blaue Luft (Abb. S. 417). Stolz reckt er sich auf, massig über dem burgartigen Deutsch-Renaissancebau des stattlichen neuen Hauses, das, ein gewaltiger Torhüter am Eingang der Altstadt, seit fast einem Jahrzehnt an der Stelle der alten Pleißenburg steht. Hoch über die Kuppel des Reichsgerichtsgebäudes, über die Gruppe, die das Gewandhaus, das Konser-

vatorium und die Universitätsbibliothek bilden, hinweg, gleitet unser Riesenvogel der inneren Stadt zu. Dort blitzt das hohe Satteldach der lieben alten Thomaskirche im Sonnenlicht auf, ein wenig weiter, in Grün gebettet, das kleine weiße Theaterchen, das so altväterisch inmitten seiner modernen Umgebung dasteht. Und im Herzen der Stadt grüßen all die trauten Stätten einer reichbelebten Vergangenheit zu uns herauf. Das mittelalterliche, inzwischen renovierte Rathaus am Markt im Kreis der wunderlichen Giebelhäuser, die ehrwürdige Nikolaikirche, die frühere Börse am Naschmarkt und in der Grimmaischen Straße Auerbachs Keller, um den die Volkssage und Goethes Dichtergenius den Zauberkranz des Geheimnisvollen für alle Zeiten gewunden haben. Daneben die neuen Zeugen für Leipzigs unverminderte Bedeutung und seinen wachsenden Wohlstand: der prächtige Handelshof, das städtische Kaufhaus, das sich an der Stelle des einstigen Gewandhauses erhebt, und jenseit des dichtgedrängten Häuserblocks bei den Promenadenanlagen die schöne neue Börse. Ostwärts begrenzt der Promenadenring stattliche Plätze. Dort wendet das Grassi-Museum für Kunstgewerbe und Ethnographie dem Königsplatz seine reichgegliederte Fassade zu, und das Gebäude der Deutschen Bank flankiert den Zugang zur Petersstraße, der Hauptverkehrsader Leipzigs. Mit geringer Verengung schließt der Roßplatz sich im Ring der Anlagen an, und zuletzt umkreisen wir den Stolz der Pleißestadt, den weiten Augustusplatz (Abb. nebenst.). Da erhebt sich an der Südseite das doppelflüglige, schätzereiche Museum, ihm zur Linken das Augusteum, das einen Hauptteil der zahlreichen, um einen inneren Hof herum errichteten Universitätsgebäude bildet, daran anstoßend die schmale, uralte Paulinerkirche und jenseit der Grimmaischen Straße der prunkvolle Königsbau, in dem das bewegte Geschäftsleben des

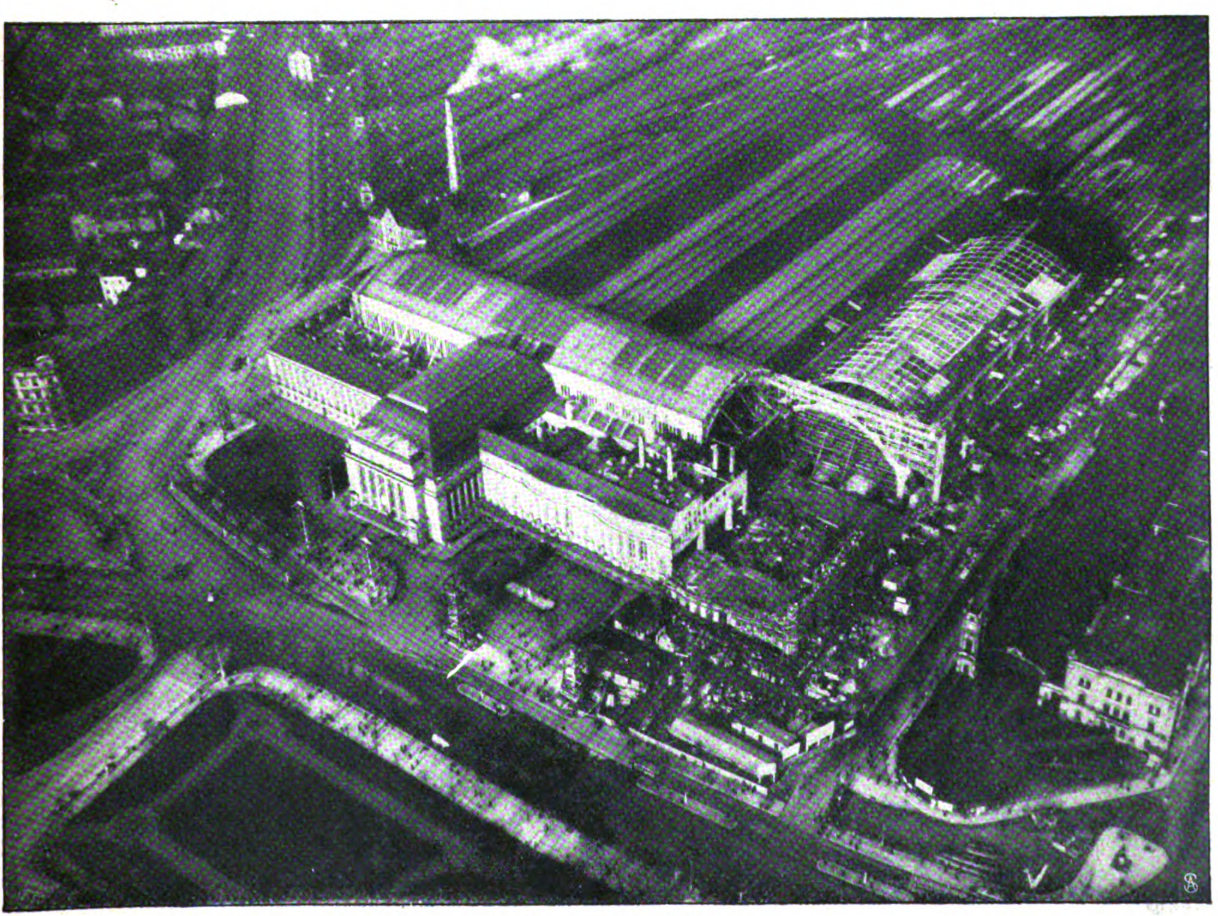


Der Königsplatz aus der Vogelschau.

Der Augustusplatz vom Luftschiff aus.



Das Rathaus mit seiner Umgebung.



Der neue Bahnhof.



modernen Leipzig einen neuen Stützpunkt gefunden hat. Ihm gegenüber begrenzt das weitläufige Hauptpostamt den Platz, und im Norden schließt ihn das Gebäude des Neuen Theaters ab (Abb. untenst.), das schon fast ein halbes Jahrhundert lang ein Schauplatz hervorragender künstlerischer Ereignisse von weit mehr als lokaler Bedeutung ist. Eine Idylle mitten im Gewühl der Großstadt zieht sich dahinter in geruhsamer Beschaulichkeit der Schwanenteich zwischen Rasenflächen und Gesträuch hin, bis die Anlagen mit einer halben Linksbiegung auf den Bahnhofsplatz münden, der sich in seiner ganzen mächtigen Breite vor dem gewaltigen Prachtgebäude des neuen Hauptbahnhofs (Abb. S. 417) ausdehnt. — Schier unüberblickbar spinnt sich das Schienengewirr jenseit der hohen Hallen fort, bis zu den Vorstadtstationen hinaus. Und dieses Tor Leipzigs wird nun gastlich offenstehen für die Tausende und aber Tausende, die nun bald aus allen Ecken des Reichs und des Auslands auf diesen weitauslaufenden Schienenwegen daherkommen werden, um dem großen Augenblick der Denkmalsweihe draußen auf dem Feld der Leipziger Völkerschlacht beizuwohnen. Im Südwesten der Stadt hinter den Straßenzügen von Reudnitz (Abb. nebenst.), dem Buchhändlerviertel, hinter den stimmungsvollen Friedhöfen, die so manches ergreifende Totenmal gefallener Helden im stillen Schatten ihrer Baumreihen bergen, erzählt die weite Ebene um Probstheida und Meusdorf von dem furchtbaren dreitägigen Ringen der verbündeten Nationen gegen die Heeresmacht des Korsen. Hier ragt auf einem 25 Meter hohen Erdkegel das riesige granitene Bauwerk des Völkerschlachtdenkmals empor, und um die gewaltige Kuppel gedrängt dräuen die zwölf Kolossalfiguren gewappneter Krieger, eine Wehr über Land und Stadt.



Hospitalstraße in Reudnitz
und alter Johannisfriedhof.



Das neue Theater (im Vordergrund rechts).

Finale.

Skizze von Wera v. Huhn.

Im nur matt erleuchteten Zimmer hob sich sein schmaler, blonder Kopf scharf von dem roten Seidendamast, mit dem die Wände bespannt waren, ab. Marie konnte die Augen nicht von ihm wenden. Von Zeit zu Zeit gab sie sich gewissermaßen einen Ruck, zwang sich, irgendwo anders hinzusehen, auf die Bilder, deren dunkelgoldenen Rahmen das Kaminfeuer schillernde Reflexe entlockte, auf die Orchideen, die in verschwenderischer Fülle überall umherstanden und dem großen Raum ein fremdartiges Aussehen gaben. Flüchtig glitt ihr Blick über die Gestalten der andern Gäste hinweg: Ein paar Herren in ordengeschmückten Fracks, einige Uniformen, zwei, drei hübsche Frauen in eleganten Toiletten. Gleich darauf aber irrte er schon wieder ab, um sich mit schmerzlicher Intensivität auf Erich Ulms Züge zu heften. Neben ihr in dem tiefen englischen Klubsessel lehnte ein langer, braun gebrannter Ulan, der ihr die Chancen seines Gauls für das morgige Rennen ausführlich auseinandersetzte. Auf dem Hocker an ihrer anderen Seite balancierte ein Ministerialdirektor und sprach eifrig von den neuesten politischen Geschehnissen. Sie hörte mit liebenswürdig zerstreutem Lächeln den beiden zu, nur ab und zu durch einen kleinen Zwischenruf die Unterhaltung, von der sie kaum ein Wort verstand, und die wie einförmiges Plätschern an ihr Ohr drang, im Gang haltend. Graf Ulm saß zu weit von ihr entfernt, als daß sie hören konnte, was er sagte. Wieder flog ihr Blick zu ihm herüber. Es war, als ob sie jede

Einzelheit seiner Züge sich einprägen, in sich aufsaugen wollte. Er sah nicht ein einziges Mal zu ihr hin, und doch fühlte sie, daß auch er nicht wußte, wovon er sprach, daß auch in seiner Seele kein anderer Gedanke war wie das verzweifelte Bewußtsein: Noch eine kurze halbe Stunde, nein, nur arme fünfundzwanzig Minuten noch, dann stehe ich auf, küsse ihr höflich die Hand, bedanke mich, daß ich die letzten Stunden vor der Abfahrt in ihrem gastlichen Haus verbringen durfte, unten knattert bereits ungeduldig das Auto — — und wann wir uns wiedersehen — ahnt der Himmel allein!

Sie wußten auch beide, daß sie jetzt nicht zu einander sprechen konnten, daß ihre Stimmen nicht die nötige Festigkeit haben — ihre Züge nicht genug Beherrschung tragen würden.

„Ulm hat's jut", sagte der Ulan. „Was hat unser einer vom Leben! Dienst, wieder Dienst. Die einzige Zerstreuung das bißchen Rennreiterei. Dagegen der Diplomat! In ein paar Wochen sitzt der brave Erich in Buenos Aires, sieht sich die Welt von der anderen Côteseite an und flirtet mit den schönen Argentinierinnen."

„Es hat doch auch seine Schattenseiten, dies Leben," antwortete sie mit schwankender Stimme, „das ewige Sichtrennenmüssen, kaum daß man irgendwo warm geworden ist, das fortwährende Auseinandergerissenwerden."

Und sie dachte: Ich ertrage es ja nicht, daß er fortgeht. Jahre hinaus soll ich ihn nicht sehen. Das Meer liegt zwischen uns. Andere Frauen werden um ihn sein. Schöner vielleicht als ich. Jünger. Ich kann sein Leben nicht mehr mit ihm leben — nicht einmal es aus der Ferne sehen. Er ist es so gewöhnt, mit allem zu mir zu kommen. Alles mir zu sagen. Jeden Gedanken, jede Hoffnung und jede Enttäuschung mit mir zu teilen. Schon aus dem Gefühl der Einsamkeit heraus wird er sich an eine andere anschließen, und ich sitze derweil hier, weine und gräme mich, während er sie da drüben küßt. Da sah er plötzlich zu ihr herüber. Seine blauen Augen öffneten sich weit und groß, und sie, deren auf ihn gestimmte feine Nerven immer mitschwangen, wußte: Es geht ihm ja nicht anders wie dir. Auch er weiß nicht, wovon er spricht, weil er qualvoll leidet in dem Gedanken, sich von dir trennen zu müssen, dich hier zurückzulassen inmitten all der Menschen, die dir den Hof machen, dich begehren, um dich werben.

Sie schloß die Augen, durchlebte den Nachmittag noch einmal. Vor wenigen Stunden war es gewesen. Da lag der sonst so selbstbeherrschte Ulm vor ihr auf den Knien, wühlte den Kopf in ihren Schoß, und sie fühlte, wie seine Schultern zuckten.

Über ihn hinweg blickte sie ins Leere.

„Es hilft ja nichts, Erich," sagte sie, „wir müssen tapfer sein. Wir haben es ja immer gewußt, daß die Trennung am Ende dieser seligen Zeit stand. Daß sie nicht von Dauer sein konnte. Wir wußten ja, daß es eines Tages ans Abschiednehmen gehen würde. Sei gut, Liebling. Mache es uns nicht allzu schwer. Vielleicht besser, daß wir uns jetzt trennen müssen, wo unser Glück in höchster Blüte steht, als daß eines Tages das Leben und sein Alltag den Staub davon abgeweht hätte."

„Das glaubst du ja selbst nicht", hatte Ulm heftig erwidert. „Nie wäre es so gekommen. Nie waren zwei Menschen so füreinander geschaffen wie du und ich. Glaubst du, ich hätte nicht alles daran gesetzt, dich ganz für mich zu gewinnen, wenn es auch nur den Schatten einer Möglichkeit dafür gäbe! Ich weiß ja nicht, wie ich leben soll ohne dich. Das vorher war kein Leben."

Sie nickte mechanisch mit dem Kopf und strich leise mit verhaltener Zärtlichkeit über sein blondes Haar. Was war ihr Leben anderes gewesen als ein Nichts, eine öde Wüste, von dem Tag an, da ihr Vater sie als halbes Kind ihrem jetzigen Mann verlobte! Sehr rasch nach der Heirat hatte sie erkannt, daß sie beide in keiner Beziehung zueinander paßten. Aber sie hatte sich abgefunden, weil ihr Herz noch nicht gesprochen und sie um sich herum auch nur Ehen sah, kühl und gleichgültig wie die ihre. Bis nach sechs Jahren Erich Ulm in ihr Leben trat. Es war eine Liebe auf den ersten Blick. Von jenem Moment an, wo er ihr auf irgendeinem Ball vorgestellt wurde, hatte eine geheime, besinnungslose Leidenschaft sie einander in die Arme getrieben. Sie hatten an nichts gedacht, nicht an das Gestern, nicht an das Morgen, sondern die glückliche Gegenwart genossen: die köstlichen Morgenritte, die endlosen Plaudereien am Kaminfeuer in ihrem kleinen Salon, die vielen Stunden des Beisammenseins, die ihnen Diners, Bälle und sonstige gesellschaftliche Veranstaltungen brachten. Bis dann Ulms Versetzung nach Buenos Aires wie ein Schlag aus heiterem Himmel niederfiel.

„Komm mit", hatte er Marie bei der ersten Nachricht gebeten. „Geh von ihm fort und laß dich scheiden. Ein Grund wird gefunden werden. Und Rawen kümmert sich doch nie um dich, läßt dich völlig deine eigenen Wege gehen, ich glaube, er wird uns keine Schwierigkeiten machen."

Aber sie hatte schmerzlich den Kopf geschüttelt: „Du kennst ihn nicht, Erich, wie ich ihn kenne. Daß er mich noch liebt, glaube ich selber nicht. Aber er hält fest, was ihm einmal gehört. Er gibt kein Pferd aus seinem Stall, viel weniger die Frau aus seinem Haus. Nie würde seine Eitelkeit ertragen, daß er um eines anderen willen verlassen wird. Gebe ich ihm den Entschluß kund, mich von ihm zu trennen, wird er den Gründen hierzu nachspüren und sie nur zu rasch finden. Gewiß, er kann mich nicht zwingen, bei ihm zu bleiben. Aber er wird sich hüten, mir einen Grund zur Scheidung zu geben, und unter keinen Umständen die Scheidungsklage gegen mich einleiten. Weil er zu gut weiß, daß er mir so am besten jeden Weg versperrt. Und was sollte dann aus uns werden? Ich kann nicht als deine Freundin mit dir von Ort zu Ort ziehen, mich selbst deklassieren und auch dich in kurzer Zeit unmöglich machen und deine Karriere zerstören. Es hilft nichts, Erich, wir müssen uns trennen."

Mit vielen Worten hatte er dagegen angekämpft, obgleich er im Grunde ihr recht gab. Auch er kannte Rawens Eitelkeit auf die schöne Frau, die seinem Haus so anmutig vorzustehen verstand, seine Interessen so geschickt förderte, genug, um einzusehen, daß er sich gutwillig nicht von ihr trennen und, wenn sie die Trennung doch erzwang, sie beide mit seinem Haß verfolgen, ihnen jede neue Lebensmöglichkeit zerstören würde.

„Ich kann warten", hatte er Rawen einmal sagen hören, und die schmalen Lippen, die die spitzen Zähne entblößten, gaben seinem Gesicht etwas Grausames bei den Worten. „Ich kann warten. Aber ich vergesse nichts. Im guten nicht — erst recht nicht im bösen. Wer mir einmal an den Wagen gefahren ist, dem zahle ich's heim. Früher oder später." Und Erich Ulm kannte Beispiele dafür, daß Rawen dieses Wort erbarmungslos zu halten pflegte.

So waren die letzten Wochen gekommen. Sie hatten die Augen zugemacht und nicht an das drohende Ende denken wollen. Nur daß ihm selber unbewußt bei Ulm die neue, seiner wartende Welt, mit der er sich in Gedanken zu beschäftigen anfing, und für die er Vorbereitungen zu treffen hatte, zu interessieren und zu reizen anfing, während Marie die Zukunft wie mit einem schwarzen Tuch verhangen schien.

Und dann war doch der letzte Tag gekommen.

Er wollte von ihr allein Abschied nehmen. Aber sie hatte den Kopf geschüttelt.

„Ich kann mich des Abends nie frei machen, das weißt du ja. Aber ich kann auch nicht ruhig daheim sitzen oder in irgendeiner Gesellschaft harmlos plaudern, wenn ich weiß, daß dies die letzten Stunden und Minuten sind, in denen ich dich wenigstens sehen, in deiner Gegenwart atmen kann. Aber ein letzter Abend mit meinem Mann und dir allein ist unhaltbar. Ich werde ein kleines Abschiedsessen veranstalten, einige von deinen Freunden dazu einladen, und da der Zug gegen 11 Uhr geht, fährst du von uns direkt zur Bahn".

„Das halte ich nicht aus," stöhnte er, „die letzte Qual in Gegenwart anderer durchkämpfen zu müssen — das ist unmöglich, Marie."

Sie hatte bitter gelächelt.

„Unmöglich? Ach Liebster, unmöglich scheint es mir, weiter zu leben, wenn du gegangen bist. Alles andere dagegen ist belanglos. Aber geizen will ich mit der kleinsten Spanne Zeit, in der ich noch mit dir zusammen sein kann. Und wäre ich mit dir allein — ach Erich, ich fände vielleicht nie die Kraft, dich gehen zu lassen. Der Zwang, den die Anwesenheit Fremder auferlegt, ist gerade das, was ich brauche."

Ulm hatte ihre Hände geküßt.

„Marie, du weißt, daß ich alles tue, was du von mir verlangst. Ich werde kommen."

Marie von Rawen blickte auf die Uhr. Lief der Zeiger nicht mit unheimlicher Geschwindigkeit? Nur zehn Minuten noch. Sie zermarterte ihren Kopf, um eine Möglichkeit zu finden, noch eine Minute mit ihm allein zu sein, und wußte doch, daß es keine gab. Verständnislos sah sie hinüber zu Erich und konnte nicht begreifen, daß er ganz vergnügt und interessiert aussah, während der alte General Oyne ihn an einem Knopf festhielt und von Argentinien, wo er einige Jahre gelebt, Wunderdinge erzählte. Sie verstand sich plötzlich selbst nicht mehr. Verstand nicht die Vernunftgründe, die sie bisher tapfer ins Treffen geführt. Alles war wie ausgelöscht. Nur das eine blieb: Daß sie Erich nicht verlieren konnte. Alle Dinge verschwammen vor ihr. Sie preßte die Hände zusammen und fühlte: Wenn er jetzt aufsteht, um mir Adieu zu sagen, dann schreie ich. Alles, alles ist gleich. Sie mögen denken und sagen, was sie wollen. Alles ist einerlei. Nichts ist von Wert außer ihm.

Unwillkürlich machte sie eine Bewegung. Ulm blickte auf, gerade in ihre Augen. Und in diesen wunderschönen Augen sah er den Blick vollkommener Selbstvergessenheit, den er so leidenschaftlich an ihr geliebt hatte.

Und er spürte: Hallo! Aufgepaßt! Gefahr im Verzug! Die Frau da drüben hat die Balance verloren! Sie ist zu allem fähig. Jetzt, jetzt gleich wird sie dein und ihr Leben ruinieren.

Jede Muskel und jeder Nerv spannten sich in ihm an wie im Moment höchster Gefahr. Stahlhart und kalt wurde der Blick seiner blauen Augen, die den ihren, die ihn noch immer wild und abwesend anstarrten, begegneten und sie festhielten. Nichts war sie ihm plötzlich, diese Frau, in deren Besitz er geglaubt, die irdische und himmlische Seligkeit lächelnd dahingeben zu können. Er war schon nicht mehr hier. Die Worte des Generals hatten das Interesse, das seiner selbst unbewußt im Grunde seiner Seele für den neuen Posten geschlummert, zu hellerer Flamme angefacht. Schon war die Gegenwart Vergangenheit geworden, und aufmerksam und spähend blickte er sie an, sein ganzes Wesen bereit, den Schlag zu parieren, der ihm von dem Feind da drüben, der noch soeben sein Liebstes gewesen, kommen sollte.

Und Marie verstand. Sie, die in seiner Seele las wie in einem offenen Buch, verstand den Blick gespannter Erwartung — feindseliger Abwehr. Unerbittlich rückte der Zeiger der Uhr voran.

Langsam stand Ulm auf. In seinem Blick, der den ihren nicht freigab, ein zwingender, nun schon triumphierender Befehl.

„Ja, es ist wohl Zeit", sagte Marie, sich ebenfalls erhebend. — „Sie versäumen sonst am Ende Ihren Zug. Lassen Sie es sich gut gehen, Graf Ulm, und — schreiben Sie einmal ein Kärtchen von drüben."

Er beugte sich über ihre Hand, auch nicht den Bruchteil einer Sekunde zu lange, verabschiedete sich von den anderen. Rawen ging mit, um ihn zum Auto zu begleiten.

„Schade," sagte der Ulan, „netter Kerl, der Ulm! Da drüben werden sie ihn nicht schlecht verwöhnen. Wenn er wenigstens noch zum Rennen hätte mitkommen können!"

„Ja," sagte Marie, und ihre Stimme klang gleichgültig und unbewegt, „wirklich schade, daß er uns nicht begleiten kann. Aber meinen Sie nicht auch, ich tue am besten daran, auf Mayflower zu setzen?"

Parthenon.

Könnt ich noch einmal, eh die Sonne sinkt,
Hernieder in des Abends ernstes Schweigen,
O Parthenon, die stolzen Stufen steigen,
Wo deiner Säulen goldne Reihe winkt!

Und sehen, wie der Scheidestunde Licht
Strahlt aus des bleichen Marmors Poren wider,
Wie letzte Glut und letzter Glanz hernieder,
Bevor des Tages leuchtend Auge bricht . . .

Ein Tag, an Schönheit reich im Uebermaß,
Der langsam niedersteigt in Aegeus Fluten
Und leuchtend stirbt in purpurroten Gluten
Am blaubespülten Ufer Attikas . . .

Langsam verschwimmt der fernen Inseln Bild . . .
Akrokorinth entschwebt am Himmelsrande . . .
Und blitzend strahlt auf die erblaßten Lande
Der helle Stern der Venus zart und mild.

Und in die Mainacht, wie der Vorzeit Geist
Von stolzen Riesen ein gewalt'ger Reigen,
Des Parthenon uralte Säulen steigen,
Von wilden Vögeln ruhlos überkreist.

Umwogt von dunklen Stimmen ringsumher,
Die wie die Blumen aus den Trümmern brechen
Und der Sibyllen Geistersprache sprechen,
Erinnerungsvoll und so an Schicksal schwer!

Uraltes Kleinod! aufgespart der Zeit,
Durch die wir späten Erdgeschlechter schreiten
Und sehnsuchtsvoll die Arme rückwärts breiten
Nach deinen Spuren, tote Herrlichkeit!

Emmi Lewald.

Die Amerikanerin im Sattel.

Von Eberh. Freiherr von Wechmar. — Hierzu 7 Aufnahmen.

Wer erinnerte sich nicht aus seinen Jugendtagen der schönen Stunden, in denen man Indianergeschichten las und darüber die Welt um sich her vergessen konnte. Häufig spielte dabei ein weißes Mädchen eine Heldenrolle: sie entkam bei einem Ueberfall auf flinkem Pferd den ihr nachsetzenden wilden Söhnen der Prärie, holte Hilfe herbei, und der Rest war dann — eine Verlobung in der Blockhütte. Eine Amerikanerin, die nicht reiten konnte, gab's einfach nicht in unserer jugendlichen Phantasie! Beinah ist es in der Wirklichkeit auch so. Von Jugend auf an das Reiten gewöhnt, vereinigen die Amerikanerinnen hoch zu Roß Anmut mit Geschicklichkeit, vor allem aber haben sie Herz. Schon als Kind sitzt die junge Amerikanerin tagtäglich auf ihrem kleinen Pony, und im Herrensitz galoppiert sie in aller Herrgottsfrühe schon Meilen in die Runde. Ist sie sich bei derartigem gesundem Sport selbst überlassen, so macht ihr der Morgenritt doppelten Spaß; was Wunder, daß ihre Selbständigkeit mit jedem Ritt zunimmt und sie die Furcht vor Gefahren kaum kennen lernt, kaum zu kennen scheint.

Unsere lieben deutschen Damen fangen dagegen viel zu spät mit dem Reitenlernen an, und haben sie in der Schule eines Reitlehrers den korrekten Sitz endlich genügend in der Bahn geübt, dann mucken beim ersten Ausritt bereits die Nerven, so daß der Lehrmeister sich in den meisten



Phot. Sport & General.

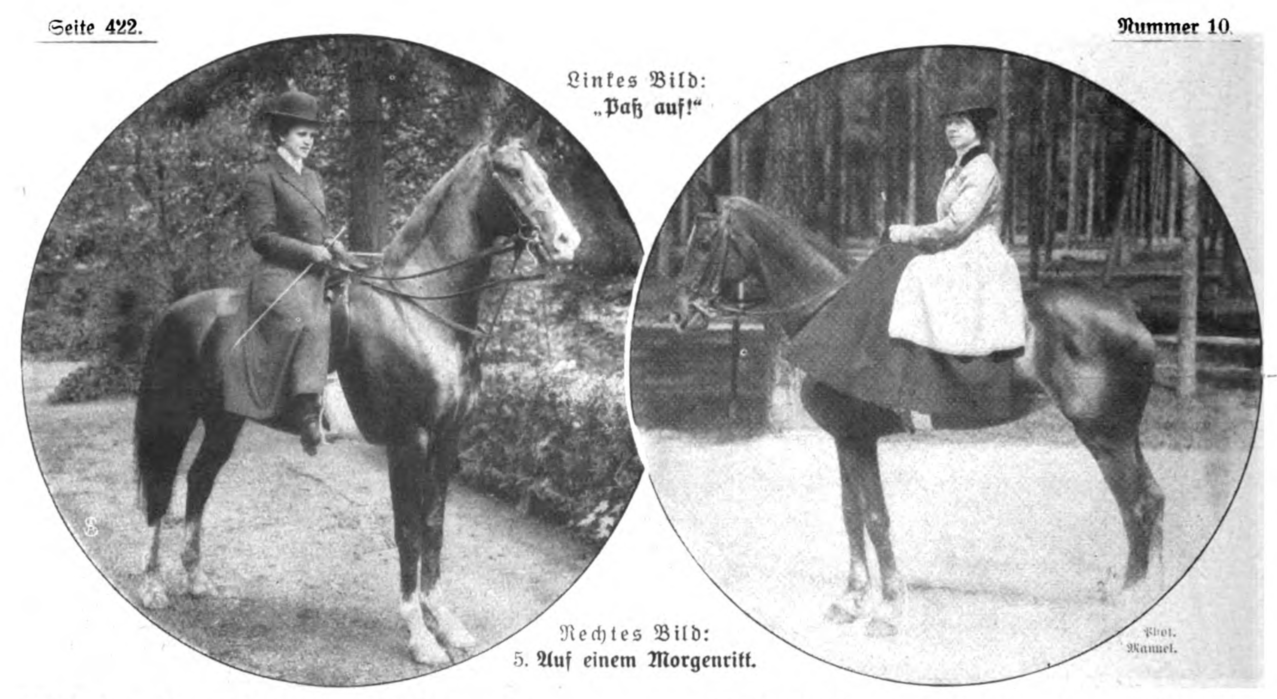
1. Glatt über die Mauer.

Phot. Kester.

2. „Landen" nach schwierigem Sprung.

Phot. Sport & General.

3. Eine jugendliche Reiterin.



Linkes Bild: „Paß auf!“

Rechtes Bild: 5. Auf einem Morgenritt.

Phot. Mannel.

Fällen damit begnügt, mit seiner Schülerin auf bequemer Straße dahinzutraben, trägt er doch die Verantwortung. Zugegeben, wir können die Lebensart amerikanischer Ladys nicht auf hiesige Verhältnisse übertragen und wollen es auch nicht. Aber wohl mancher böse Sturz wäre einer deutschen Dame erspart geblieben, wenn sie schon in früher Jugend auf dem Rücken eines Pferdes das Balancehalten gelernt hätte. Auch die Liebe, vor allem das Verständnis für das Pferd, das uns trägt, kann nicht früh genug geweckt werden. In dieser Hinsicht können unsere Töchter viel von den Amerikanerinnen lernen, die es gelegentlich nicht verschmähen, ihr Pferd selbst zu füttern und aufzuzäumen, weilen sie doch oft genug am Tag im Stall, um sich mit den Pferden und ihrem Wesen vertraut zu machen. Wir dagegen halten unsere Kinder vom Stall fern, ist doch gar manchen Hüterinnen, denen wir die Hege der Kleinen anvertrauen, das Pferd „ein wildes Tier, das dem Menschen nach dem Leben trachtet“, vom Stallpersonal gar nicht erst zu reden. — Zumeist gehören drüben Stall und Wagenschuppen derart zum Landhaus, daß sie unter einem Dach liegen; sie bilden gewissermaßen ein zierliches Anhängsel zu dem Schmuckkästchen, das der Amerikaner seiner Familie und sich erbaut, und nicht ein notwendiges Uebel wie leider noch allzu häufig bei uns. Ein solcher Stall fordert daher geradezu zu längerem Aufenthalt heraus, denn sauberer sieht es kaum in einer — deutschen Küche aus als dort zwischen den Boxen der Pferde. Da ist ein gegenseitiges Sichverstehen zwischen Herrin und Tier wohl begreiflich, und jede Furcht fehlt daher diesen Damen, die im täglichen Umgang mit ihren lieben Vierhufern auch lernen, ihnen in Krankheitsfällen beizustehen.

Die jugendliche Ethel Rockefeller übernimmt beispielsweise stets persönlich die Pflege eines Patienten in dem 200 Pferde zählenden Marstall ihres Landsitzes Rockwood-Hall, und sie opfert gern ihre Nachtruhe, um



6. Drei gute Freunde.

das voranschreitende Wohlbefinden eines ihrer erkrankten Lieblinge zu überwachen. Sie gilt außerdem als vortreffliche Reiterin störrischer Pferde, und auf einer der Ausstellungen zu Westchester trug sie mit dem von ihr zugerittenen besten unter den 29 ihrerseits zur Schau gestellten Pferden das „Blaue Band" davon. Gleiche Passion zeigt auch Mrs. L. Gerken, die auf allen „Horse Shows", die auf fünfzig englische Meilen von ihrer Besitzung entfernt, stattfinden, im Sattel erscheint, die aber ganz besonders stolz auf den Erfolg ihres Ponyhengstes „Doncaster" sein konnte, der in dem fashionablen Long Branch den ersten Preis erhielt.

Wie unsere Bilder zeigen, ist bei den Amerikanerinnen der Herrensitz beliebter als bei uns. Die tonangebende „Society-Queen" Mrs. J. J. Astor führte ihn ein, und seither wurde er ohne Zögern beibehalten, denn, wie schon erwähnt, frühzeitig sattelfest sind die allerkleinsten Damen drüben schon im Herrensattel, sie brauchen also nicht erst umzulernen.



7. Ganz gehorsam.

Eine Vorkämpferin für diese Reitart war bereits Mrs George Barnard (Boston), doch erst jetzt gilt es nicht mehr für shocking, die beiden Stiefelspitzen zu zeigen. Daß andere american Ladies ihre Siege im Sattel schon vordem im Quersitz errungen haben wie beispielsweise die berühmte Championreiterin Mrs. Irwin in Wyoming, tut hier nichts zur Sache, auch drüben ist die Mode allmächtig, eine „Königin" muß sie bestimmen. Uebrigens scheint Wyoming die Heimat kühner Reiterinnen zu sein, denn aus diesem Staat stammt auch Miß Alberta Claire, die im vorigen Jahr von San Franzisko aus einen „Spazierritt" quer durch Nordamerika unternahm. Sie begann diesen an Strapazen reichen Ausflug damit, daß sie vor einem zahlreichen Publikum, das sich an der Küste erging, mit ihrem Pferd und dem sie begleitenden Hund mitten in die tosende Brandung sprengte, dann machte sie kurz kehrt und trabte tapfer landein. Nach langen Wochen kam sie bei dem Seebad Atlantic City an der Ostküste an, dort war sie noch frisch genug, um abermals in die Wellen zu setzen, wodurch sie zeigen wollte, daß ihr die zurückgelegte weite Strecke für ihren Tatendrang noch nicht genügte! Die Ausrüstung dieser Distanzreiterin entsprach der der Cowboys, nur die Kandare im Pferdemaul hatte nicht die typischen langen Gebißstangen, wahre Kinnladenbrecher, den diese rauhen Reiter ihren Mustangs einzulegen pflegen. Die Trense hat auch drüben Anhängerinnen gefunden (Abb. 1). Gerade in dieser Hinsicht ist man jedoch noch nicht ganz auf der Höhe, wohl darum, weil man auf die Einwirkung der Reiterin auf Genick und Gamaschen beim Pferd weniger Wert legt als bei uns. Die Kandare auf der Abb. 5 zeigt besonders deutlich eine durchaus fehlerhafte Lage, sie „überschlägt" sich, ist daher wirkungslos. Aber an dem Dreß der dargestellten Reiterinnen lohnt es sich, eingehende Studien zu machen. Praktisch und kleidsam — das sind zwei Bedingungen, die nicht jedes Reitkleid erfüllt — aber hier sind sie vereint.

Familienchronik und Familiengeschichte.

Von Käthe Damm.

Man will heutzutage noch weniger als früher von der Tradition, der Überlieferung wissen, und man kann es täglich hören, wie die Jugend schon die Überlieferung als etwas Unmodernes, Abgetanenes, nicht mehr Zeitgemäßes verurteilt. Es ist wohl möglich, daß jede Zeit besonders zufrieden mit sich selbst war, aber es scheint, als sei keine so stolz auf ihre Errungenschaften gewesen wie die heutige. Weil nämlich die heutige Zeit nicht mehr viel als richtig gelten läßt, was früher bestand. Im allgemeinen erschreckt es doch den reiferen, stillsinnenden Geist, daß man auch der Familienüberlieferung so fremd und so kalt, oft so überlegen spöttisch gegenübersteht.

Sagt man sich denn nicht, daß es unserer Zeit einmal ganz genau so gehen wird, daß unsere Nachkommen sich als die Herren fühlen werden? Die Familienchronik — die Familiengeschichte, das Hinübergreifen des Gewesenen und Vergangenen in eine neue Zeit durch die Kette der Generationen, die durch die Liebe, die Familiengemeinschaft zueinander gehörten, ist sehr selten geworden.

Nicht im Adel, besonders nicht in den alten Uradelsgeschlechtern! Gerade der deutsche Adel ist schon immer ein Vorbild gewesen für die Pflege der Tradition, der Familiengeschichte. Man hört das in kurzsichtiger Weise oft als ein Vorrecht des Adels bezeichnen. Ein Vorrecht war es nie, aber es war stets ein von den Familien treulich gehüteter Vorzug und macht eben die besondere aristokratische Art aus, die unsern deutschen Adel noch immer auszeichnet. Daß es zwischen dem Adel auch Leut-

anderer Gesinnung gibt, ist etwas, das in diesen Kreisen nie bestritten, das aber stets tief beklagt wird. Niemals hat irgend jemand es einer bürgerlichen Familie verwehrt, Chronik zu schreiben, Stammbäume aufzustellen, aber — immer im allgemeinen gesprochen — nur wenige Familien haben es getan. Ausnahmen, die ihre Vorfahren bis ins siebzehnte und sechzehnte Jahrhundert verfolgen können, gibt es natürlich auch, z. B. unter den westfälischen Bauern und niedersächsischen Familien, und bei den Friesen kann man ebenfalls derlei Überlieferungen beobachten. In den deutschen Großstädten weiß man dagegen in gut gebildeten bürgerlichen Familien oft kaum, was der Urgroßvater für einen Beruf hatte, oder wie die Urgroßmutter mit ihrem Mädchennamen hieß. Allerdings — auf unsere Frage danach würden uns unzählige Leute antworten: Das ist doch ganz gleich.

Ach — das ist nicht ganz gleich! Man möchte doch, als denkender Mensch, wissen, aus welchen Lebensverhältnissen die Voreltern stammten und aus welchen Gegenden, und welche besonderen Schicksale sie hatten. Gerade in der jetzigen Zeit wird so mancher darüber nachdenken, ob nicht auch vor hundert Jahren ein Glied der Familie, aus der man stammt, mit in den Befreiungskriegen kämpfte.

Aber wenn keine Chronik existiert, wenn keine Erzählungen der Urahne und Großmutter, die sie vielleicht den Eltern als Kindern erzählte, noch lebendig im Gedächtnis sind, wird es damit kaum etwas werden. Anders in den alten Geschlechtern der damaligen Führer und Staatsmänner, deren Mitglieder nicht nur aus den Dokumenten der Geschichte, sondern aus Briefen, Tagebüchern, Chroniken und Erzählungen von Mund zu Mund wissen, wer damals mitzog, wer daheim blieb. Aber auch ohne die Kriegserinnerungen! Möchte man nicht wissen, welchen Beruf und wo ihn der Urahne übte, wie viele Kinder er großzog, ob er vorwärts kam in der Welt, oder ob er Unglück im Haus und Amt hatte?

Die verwandtschaftlichen Verbindungen mit andern Familien werden aus Chroniken offenbar, und außerdem bieten sie auch oft einen schönen Beitrag zur Kulturgeschichte. Natürlich können derartige im Kreis der Familie, des Hauses und Berufs sich abspielende Begebenheiten nicht ohne weiteres für andere Interesse bieten, wenn sie oft auch allgemeinere Bedeutung haben.

Mir sind während des vergangenen Jahres drei solcher erst neuerdings nach Briefen, Tagebüchern, Erzählungen und Berichten geschriebener Familiengeschichten bürgerlicher Familien bekannt geworden, und jede in ihrer Art war von Wert — selbst für den Fremden, der sie las. Zwei von ihnen waren als Manuskript gedruckt und nur für Familienglieder bestimmt, das dritte war in deutlicher, gut leserlicher Handschrift geschrieben und füllte drei starke Doppelhefte. Eins der gedruckten behandelte die Familiengeschichte einer bekannten Berliner Gelehrtenfamilie mit Ausblicken nach Mecklenburg, Thüringen und der Schweiz — die geschriebene die Geschichte einer pommersch-mecklenburgischen Familie aus Kleinstädten und vom Land, deren Vorfahr Geistlicher war, mit Luther und Melanchthon befreundet, und der mitwirkte an der Reformation von Rügen und Schwedisch-Pommern. Wir lernen Rügen kennen, als es noch weltabgeschieden lag und Wölfe in den dichten Wäldern hausten, und wir ziehen von Rügen nach Pommern, Hamburg, Mecklenburg, Dresden — eben wohin Kinder der Familie verstreut wurden, wir freuen uns an einfach tüchtigen Menschen ebenso wie an dem genialen, wunderbar fein besaiteten Künstler, der da aufwuchs und Herrliches schaffen durfte, das heute noch unvergessen ist.

Aber durch diese Generationen, die eine absterbend, die andere aufstrebend ins volle Leben, zieht sich neben der Liebe, die doch die feste Kette ist zwischen dem Gewesenen und Kommenden, zwischen den Urahnen und den Urenkeln, die die Alten verdrängen aus der Welt, die Treue, der Glaube, die Schlichtheit und Festigkeit im Handeln und Sprechen. Wenn die Söhne das Haus verlassen, wenn sie sich selbst ihr Haus bauen, wenn die Töchter fortziehen als Gattinnen oder zur Hilfe lieber Geschwister, dann wird nicht viel gefaselt und gefabelt, dann heißt's einfach und kräftig: „Geht mit Gott, denkt an ihn, traut auf ihn, tut eure Schuldigkeit, verlernt dabei das Beten nicht und nicht die Erinnerung an euer Vaterhaus."

Und es waren andere Zeiten damals! Die Reisen, ob man sie gleich oft im eigenen Wagen zurücklegte, beschwerlich, oft gefährlich, die Postverbindungen nur mäßig. Doch kamen lange ausführliche Briefe ins Elternhaus, doch lebten die Zurückbleibenden in Gedanken mit den fernen Lieben.

Glücklich der, der solcher Briefe Hüter war und ist, und der aus ihnen solche Chronik zusammenstellen und bereichern konnte. Jedem Kinde der sich doch immer weiter verzweigenden Familie sollte eine solche Familiengeschichte mitgegeben werden ins Leben! Es geschieht der früheren Zeit so leicht unrecht, wenn man ihr vorwirft, daß sie die Kinder immer und jederzeit zu lange unmündig und unselbständig und in strengem Gehorsam gegen die Eltern erhielt. Es mag wohl Eltern gegeben haben, die im Unmündighalten ihrer Kinder zu weit gingen, aber das liegt ja auch in den Persönlichkeiten.

Auch damals gingen die Söhne in die Fremde und ebenso die Töchter, wenn sie sich verheirateten. Auch damals hatte der blinde Gehorsam seine Grenze, und verständige Eltern fanden sich mit der Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit der erwachsenen Kinder ab und freuten sich der Stellungen und Erfolge, die sie errangen, aber es blieb die liebenswürdige Zusammengehörigkeit, es blieb die Pietät vor dem alternden Paar.

Diese Pietät, dieses Festhalten an der Überlieferung der gegenseitigen Familienzusammengehörigkeit hat auch hier und da für bürgerliche Familien die Zusammenkünfte der Familientage entstehen lassen, die jedenfalls eine Stärkung des Familiengefühls darstellen. Man spricht heutzutage so oft spöttisch von Familiensimpelei. Aber es ist herzlos und unrecht, wie die ganze heutige Zeit häufig urteilt. Denn es ist heute noch genau wie früher etwas Hoheitvolles um die Familiengemeinschaft, in der die Glieder nicht gelten nach Talent, Gabe, Genie, reichen Geschenken oder derlei Äußerlichkeiten, sondern danach, wieviel Liebe und Sonne sie selbst durch ihr Wesen in diese Gemeinschaft tragen. Das begabte schöne Kind gilt im innersten Heim der Familie genau das gleiche wie das unbegabte, unschöne; ja, das schwache, das verkrüppelte, das traurige Kind, das Sorgenkind in des Wortes tiefster Bedeutung ist allein glücklich und zufrieden im Schoß der Familie und fürchtet sich oft, mit fremden gleichgültigen Menschen zusammenzusein.

Das Heiligtum der Familie gilt noch heute für den Adel so gut wie für Bürger und Bauer, und die Familienüberlieferungen sollten, wo es noch möglich ist, der Vergessenheit entrissen werden.

Die neuen deutschen Motorboote zur Rettung Schiffbrüchiger.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Wie die modernen mechanischen Triebkräfte, Dampf und Elektrizität, als Verkehrs- und Beförderungsmittel die alten, natürlichen Mittel fast vollständig aus dem Feld geschlagen und besiegt haben, wie das Dampfroß auf dem Schienenweg den ehrwürdigen Frachtwagen von der Landstraße entfernte, wie in der Seefahrt das Segelschiff nur noch verschwindend gegen den Dampfer auftritt, so hat sich jetzt auch das edelste Menschenwerk, die Rettung Schiffbrüchiger aus Seegefahr, der allermodernsten Errungenschaften der Technik bemächtigt, um bedrohten Menschenleben in Seenot Hilfe zu bringen.

Die Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger, deren Mannschaften an der ganzen deutschen Seeküste schon so oft Beweise ihres unerschütterlichen Mutes und ihrer unentwegten Hilfsbereitschaft gegeben haben, hat jetzt Motorboote in ihren Dienst gestellt. Man kennt die alten Ruder- und Segelboote, die mit Hilfe allerdings starker Menschenarme durch den Gischt wütender Brandungen getrieben wurden — sie erfüllten allerdings ihren Zweck auch, so gut es ging, aber sie sind doch nicht annähernd zu vergleichen mit den neuen Fahrzeugen, denen Sturm und Wetter, Wind und Wogen viel weniger anzuhaben vermögen als den plumpen, ungefügen Ruderbooten. Bei der Rettung schiffbrüchiger oder sonst in Seenot befindlicher Menschen kommt es oft genug einzig und allein auf Schnelligkeit an, denn nur allzuhäufig hängt das Leben der Gefährdeten nur an einem Faden. Wir sehen auf unsern Bildern die neuen Boote der Gesellschaft in voller Fahrt, und da wird es auch dem Unkundigen klar, daß ein solches Motorboot ganz andere Dienste zu leisten vermag, als wenn sich die tapfern Retter im Ruderboot noch so sehr in die Riemen legen. Es sind auch mit den Booten schon glänzende Erfolge erzielt, denn bei dem Zusammenstoß des dänischen Dampfers „Alex“ mit dem Hamburger Schleppdampfer



Neues Motorrettungsboot der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.